
Digitized by Google

Ludwig Thomas Werke

Fünfter Band

Ludwig Thoma

Gesammelte Werke

Fünfter Band

Romane und Erzählungen II



1. bis 6. Tausend

Albert Langen, München 1922

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Inhalt des fünften Bandes

	Seite
Altaich	7
Der Jagerloisl	265
Marget	391
Der Ruepp	453

Altaich

Eine heitere Sommergeschichte

Erstes Kapitel

Eine seit langer Zeit erhoffte Seitenbahn verband nun endlich den Markt Altaich mit der Welt, von der er lange genug abgeschieden gewesen war.

Man hat in Bayern für diese zahlreichen sich in einem Sacke totlaufenden Schienenwege die gemütliche Bezeichnung „Vizinalbahnen", und sie dienen in der Tat dazu, die Nachbarn näher zusammenzubringen.

Etliche Meilen Weges genügen bei einer seßhaften Bevölkerung zur völligen Trennung, und nur Geschäfte konnten einen Altaicher nach Piebing und einen Piebinger nach Altaich führen.

Wer nicht Händler oder Käufer war, blieb sitzen und begnügte sich mit der Gewißheit, daß es drüben, droben oder drunten ungefähr so aussah und doch nicht so schön war, wie daheim.

Nun aber, weil die Bahn ging, mochte viele die Neugierde verführen, sich in der Nachbarschaft umzuschauen und Entdeckungen zu machen.

Wohl hatte man in Piebing oft gehört, daß die Wirtschaft zur Post in Altaich ein stattliches Anwesen sei, aber so geräumig hatte man sich Haus und Stallung, die für sechzig Pferde langte, doch nicht gedacht.

Die Stallung war noch in der guten Zeit gebaut worden, wo ungezählte Frachtwagen auf der Heerstraße fuhren und den Hausknechten die Säcke von den Trinkgeldern wegstanden, wo frühmorgens um vier Uhr angezapft und der Kessel mit Voressen ans Feuer gerückt wurde.

Dann kamen die Eisenbahnen, und auf den Landstraßen wurde es leer. Keine Peitsche knallte mehr

lustig, um Hausknecht und Vizi zu grüßen, und die Stallungen verödeten.

Unterm Berg in Altaich hießen die Anwesen zum Schmied, zum Wagner, zum Sattler.

Die Namen erinnerten daran, daß hier das Handwerk geblüht hatte, als die Fuhrleute noch die steile Straße mit Vorspann hinauffahren mußten und alle Daumen lang was zu richten hatten.

Ja, das war die gute Zeit gewesen, und eine schlechte war hinterdrein gekommen.

Vierzig Jahre lang war Altaich wie Dornröschen im Schlafe gelegen. Der jetzige Posthalter, Michel Blenninger, der Sohn vom alten Michel Blenninger, der noch im vollen gesessen war, mußte sein Geld genauer zusammenheben und seufzen, wenn er die langgestreckten Dächer flicken ließ, unter denen nicht mehr die Scharen von Gäulen ein Unterkommen fanden. Es konnte ihm das Gähnen ankommen, wenn er über den weiten Hof hinschaute, auf dem sich ehemals die Plachenwägen angestaut und Fuhrmann, Hausknecht und Vizi ihr Wesen getrieben hatten, und der nun so verlassen dalag.

Es konnte ihm zumut sein wie seinem Tiras, der den Schweif einzog und die Ohren hängen ließ, wenn er in der prallen Mittagssonne über den Hof schlich.

Aber nun war ja die Vizinalbahn gebaut, und einsichtige Altaicher meinten, die alte Zeit oder ein Stück von ihr könne wiederkommen.

Der Posthalter war ungläubig.

„Papperlapapp!" sagte er. „Gehts mir weg mit der Bahn. Wer fahrt denn damit? D' Fretter. Dös san koane Wagelleut, de ausspanna, zehren, was sitzen lassen. Und überhaupts! Weil ma jetzt von Piebing herüber fahr'n ko und von Altaich hinüber. Dös kunnt aa no was sei! Hörts ma'r auf!"

„Den Anschluß hamm mir, verstanden?" erwiderte ihm nicht selten der Kaufmann Karl Natterer junior, ein strebsamer, auf Fortschritt be-

dachter Mann. „Anschluß! Vastehst? Ma fahrt net bloß auf Piebing ummi; ma fahrt nach München, nach Augsburg, ma fahrt überall hi. Oder wenigsten, ma kann fahr'n. Vastehst?"

„Papperlapapp! Is scho recht. Da wer'n jetzt glei d' Leut umanand surrn als wia d' Wepsn. Und übrigens, dös is ja grad, was i sag! Daß d' Leut umanandfahr'n und durchfahr'n und nimma dableibn. Mir wern's ja derleb'n, daß sogar de Altaicher am Sunntag umanandroas'n, statt daß s' da bleib'n, wos s' hig'hörn. Dös is ja dös Ganze!"

„Es muß sich reguliern," rief Natterer, der im Eifer ins Hochdeutsche geriet. „Laß die Sache sich reguliern! Zum Beispiel mit dem Verkehr ist es genau so, als wie zum Beispiel mit dem Wasser. Man muß es in Kanäle leit'n ..."

„M—hm ... daß 's schö wegrinna ko ..."

„Nein, daß es an gewissen Plätzen zusammenströmt ..."

„Und der Platz is wo anderst, und z' Altaich is da Kanal ... net?"

„Warum denn? Das seh' ich gar nicht ein ..."

„Papperlapapp! Siehgst, Natterer, für dös G'red kriagst d' jetzt gar nix. Aber scho gar nix. Laß di hoamgeig'n mit dein Kanal!"

Da gab der Kaufmann gewöhnlich den Streit auf, denn der Posthalter hatte eine Natur, die von selber gröber wurde, wenn sie einmal in die Richtung gedrängt war.

„Es is was Merkwürdigs," sagte dann Natterer junior daheim zu seiner Frau. „Dieser Blenninger kann auch net logisch denk'n. Aber woher kommt's? Weil diese Menschen ihrer Lebtag in Altaich hock'n, nicht hinauskommen, nicht die Welt sehen ... et cetera ..."

Fürs erste schien aber doch die Meinung Blenningers die richtige zu sein, denn etliche Handlungsreisende ausgenommen, brachte die Vizinalbahn niemand in die aufgeschlossene Gegend, während die Möglichkeit des Ausfliegens von etlichen Leuten benützt wurde.

Manchen trieben der leichte Sinn und die in stiller Abgeschiedenheit gedeihende Vorstellung von Abenteuern bis nach München, wo er gegen seine Absicht erkannte, daß die Wirklichkeit nie den Erwartungen entspricht, und daß ein fühlender Mensch nirgends einsamer ist als in einer großen Menge.

Aber diese Einsicht verrät keiner dem andern.

Jeder muß sie selber gewinnen, und deswegen trat nach dem Herrn Hilfslehrer der Herr Postadjunkt und nach dem Herrn Postadjunkten der Herr Kommis Freislederer die Fahrt in die Stadt der Enttäuschungen an.

Der Blenninger sah das Hin- und Hergereise und nickte grimmig dazu. Er hatte vorher gewußt, daß die Eisenbahn die Jugend von Solidität und Abendschoppen weglocken werde. Aber auch wer nicht so vom Schicksal zum Mißtrauen erzogen war, konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß sogar dieses moderne Verkehrsmittel, die Eisenbahn, dazu diente, die Weltverlorenheit Altaichs recht anschaulich zu machen.

Wenn man die seltsam geformte Lokomotive vor zwei unansehnliche Wägen gespannt durch die Kornfelder dahinschleichen sah, fühlte man sich in Großvaterszeit zurückversetzt, und die Tatsache, daß man eine solche Maschine fauchen und keuchen hörte, gab einem die Gewißheit, daß man der Welt der Schnellzugslokomotiven, der Schlaf- und Speisewagen weit entrückt sei.

Altaich schien bestimmt zu sein, als Versteck für Raritäten und Überbleibsel dereinst das Entzücken eines Forschers erregen zu dürfen.

Allein die Tatkraft und das Genie seines rührigsten Bewohners, Karl Natterers junioris, bewahrten es vor diesem Schicksale.

Er, der in Landshut seine Lehrzeit verlebt und vier Jahre mit dem Musterkoffer ganz Süddeutschland bereist hatte, war ein Mann, der den Fortschritt verstand und im Auge behielt, und er war gesonnen, die Heimat zu fördern und zu heben.

Alle Welt im südlichen Bayern schien damals

nur ein Mittel zu kennen, um dieses Ziel zu erreichen.

So wie man in früheren Zeiten von Handel und Wandel sprach oder glaubte, daß man mit einem Handwerk weiter komme als mit tausend Gulden, oder auch sagte, daß Arbeit Feuer aus Steinen gewänne, so schrieb man jetzt dem Fremdenverkehr allen Segen zu. Obwohl auch heute noch das Sprichwort gelten muß, daß das Jahr ein großes Maul und einen weiten Magen hat, bekannten sich doch gewichtige und kluge Männer zu dem Glauben, daß man in etlichen Wochen von der Erholung suchenden Menschheit soviel gewinnen könne, daß es für die andern vierzig Wochen lange.

Man entdeckte Schönheiten und Vorzüge der Heimat, um sie Fremden anzupreisen; man ließ die Berge höher, die Täler lieblicher, die Bäche klarer und die Lüfte reiner sein, um Leute anzulocken, die mehr Geld und solider erworbenes Geld zu haben schienen als die Bewohner der reizvollen Gegenden.

Da man wohl sah, daß sich die Fremdlinge von angestrengter Arbeit ausruhen wollten, ersparte man ihnen rücksichtslos den Anblick von Mühe und Fleiß, und an manchen Orten hatte es den Anschein, als lebte hier ein Volk, wie die Waldvögel bei Singen und Fröhlichkeit, nur von dem, was der Zufall bescherte. Ernsthafte Menschen ließen sich das neue Wesen gefallen, wenn sie Vorteile daraus zogen; wer aber auf schwachen Füßen stand, gab sich erst recht freudig den unsichern Hoffnungen hin, weil ihm die sicheren fehlten.

Herr Natterer baute also seine kleinen Luftschlösser neben die stolzen, die von den Herren Großstädtern schon vorher errichtet worden waren. Er ging eifrig daran, seinen Plan im Detail auszuarbeiten, wie er sagte, indem er nun gleich einen Fremdenverkehrsverein gründete. Bürgermeister Schwarzenbeck und Schneider Pillartz waren die ersten, die er als Mitglieder gewinnen konnte.

Härter war der Posthalter zu überreden.

Blenninger sagte, der Verein sei ein Schmarrn, und es sei ein Schmarrn, sich davon etwas zu hoffen.

Als der größte Wirt in Altaich durfte er freilich keinem andern den Vortritt lassen, und am Ende kostete es nicht viel Geld.

Deswegen ließ er sich gewinnen, aber nicht umstimmen.

„In Gottes Namen," sagte er, „daß die arme Seel' ihr Ruah' hat, tu' i halt bei dem Schmarrn mit."

Immerhin, der Verein war gegründet. Jetzt machte Natterer den kühnen Schritt in die Öffentlichkeit.

Er pries im Anzeigenteile großer Zeitungen die Vorzüge des Höhenluftkurortes Altaich an.

Dabei stellten sich ihm doch etliche Bedenken in den Weg, denn die Rücksicht auf den Geschmack des reisenden Publikums läßt sich nicht so ohne weiteres mit der Wahrheit vereinigen.

Der gewandte Kaufmann wußte, daß viele Leute die romantische Bergwelt suchen, und er kam nicht leichten Herzens um diese Wendung herum, aber die beträchtliche Entfernung Altaichs von jeder größeren Erhebung zwang ihn dazu.

Er bezeichnete seinen Heimatort mit etwas freier Anwendung des Begriffes als ein Schmuckkästchen im Voralpenlande, und er malte die Reize der Gegend mit Worten der höheren Bildung aus.

Er ließ Kinder der Flora die Wiesen schmücken und ozonreiche Waldparzellen mit Feldern abwechseln, er malte herrliche Gebirgskonturen in die Ferne und pries die magischen Mondnächte auf dem nahen Sassauer See.

Die Vils ließ er als sanften Fluß sich durch Terrainfalten schlängeln, und er versicherte ernsthaft, daß Jupiter Pluvius es mit Altaich gnädiger vorhabe als mit vielen berühmteren Kurorten.

Aber damit gab er sich noch nicht zufrieden.

Er kannte den Wert der Wissenschaft und wußte,

daß sie immer das Zweckdienliche findet, und so wandte er sich an den Apotheker von Piebing, Herrn Doktor Aloys Peichelmayer, mit der Bitte, ihm über den heilkräftigen Inhalt des Vilswassers ein Gutachten zu schreiben. Er setzte voraus, daß irgend etwas Chemisches und Vollklingendes darin sein müsse, und war es darin, so wollte er Lärm schlagen.

Man wird Natterer schon deswegen als Menschenkenner achten, weil er einen Pharmazeuten als Sachverständigen wählte, denn nur ein Mann, der tiefere Einblicke gewonnen hat, kann wissen, wie feurig ein Apotheker wird, wenn man ihn als wissenschaftliche Autorität gelten läßt.

Dr. Peichelmayer erfüllte alle Hoffnungen.

Er bestätigte, daß die Vils, aus Holzmooren oder Arboreten herkommend, Eisenocker, Eisenkarbonat und Eisenphosphat enthalte, und das war genau so viel würdevolle Sachlichkeit, als Natterer brauchte, um sein Lob der Altaicher Heilbäder aufzuputzen.

Er hatte Ruhm davon und der Blenninger Michel Unkosten, denn weil ihm die passenden Ufer gehörten, mußte er drei Badehütten errichten lassen. Sie fielen nicht sehr stattlich aus, aber eine Tafel wurde vor sie hingestellt mit der Inschrift: Moor-Heilbad Altaich.

Natterers vorwärts drängender Geist litt unter der Vorstellung, daß man vieles einer ruhigen Entwicklung überlassen müsse, aber an seinen beflügelten Willen hing sich als Schwergewicht die behäbige Ruhe des Posthalters.

Manche Idee, die Natterer köstlich vorkam, verlor allen Glanz, wenn Michel Blenninger mit seiner in Fett erstickenden Stimme fragte: „Was hast denn scho' wieder für an Schmarrn?“

Das konnte ihn verbittern und lähmen. Aber das ärgste war, daß er sich durch seinen redlichen Eifer die Feindschaft eines untergeordneten Menschen zuzog.

Der Hausknecht Blenningers, der alte Postmartl,

den man nie anders als mit einer schief aufgesetzten Ballonhaube gesehen hatte, sollte nach der Ansicht Natterers die Kurgäste am Bahnhofe erwarten und, wie das nun einmal Brauch und Sitte ist, eine Schirmmütze tragen mit der Aufschrift: „Hotel Post".

Um jedem Widerspruche zu begegnen, ließ er die Mütze anfertigen und übergab sie dem Posthalter, der sich nach ein paar brummigen Bemerkungen zufrieden gab und ihn an Martl verwies. Aber was für einen Lärm schlug der Hausknecht, als man ihn mit seinen neuen Pflichten bekannt machen wollte!

An sich schon eine rauhe Natur, wurde er grob, roh und unflätig gegen den angesehenen Bürger; er gab ihm verletzende Schimpfnamen und erklärte, daß er sich von keinem Hanswurste eine Narrenhaube aufsetzen lasse.

Natterer hatte eigentlich Mitleid mit dem Manne, der lange Jahre seinen Posten ausgefüllt hatte, und jetzt, weil die Sache eben doch zu weit gegangen war, die Stelle verlieren mußte.

Allein als Präsident des Fremdenverkehrsvereins durfte er sich der weichen Stimmung nicht hingeben, und er verlangte, wie es seine Pflicht war, vom Posthalter die Entlassung des ungebärdigen Menschen.

Blenninger fragte ihn ruhig:

„Was is dös für a Schmarrn?"

„Ja no," erwiderte Natterer, „mir tut ja der Mensch auch leid, aber ich muß drauf b'stehen, daß er sofort entlassen werd . . ."

„Der Martl?"

„Ja. Er tut mir leid . . ."

„Da tuast ma scho du leid, wann du so was Dumms glaabst, daß i mein alt'n Martl auffsag. Dös hättst da ja z'erscht denk'n kinna, daß der dein Bletschari, dein damisch'n, net aufsetzt . . ."

„Also dann muß ich mir als Bürger . . .?"

„Ah was! laß ma mei Ruah mit dein Schmarrn!"

An diesem Tage trug sich Natterer mit der Ab-

sicht, sein Geschäft zu verkaufen und von Altaich fortzuziehen.

Seine Frau konnte ihn nicht beruhigen, aber als der Schreiner Harlander dem Verein beitrat und vier Ruhebänke stiftete, vergaß er den Vorfall.

Martl vergaß ihn nicht.

Er wurde und blieb ein Todfeind des hundshäuternen Kramers.

* *
*

Ob nun ein Fremder kommen würde?

Das war das in Frage gestellte Ereignis, von dem vieles abhing. Vielleicht das zukünftige Glück Altaichs, jedenfalls das gegenwärtige Ansehen Natterers.

Es trat ein.

Zu Anfang Juli, als die Kinder der Flora mit allem Grase gemäht und gedörrt wurden.

Das Ereignis trat ein, unauffällig, schlicht, beinahe unbemerkt.

Eines Nachmittags um fünf Uhr, als die Leute auf dem Felde waren und sich kaum Zeit nahmen, den heranschleichenden Zug zu betrachten, vollzog sich die denkwürdige Begebenheit.

Die Lokomotive pfiff, der Zug hielt an. Ein dicker, mittelgroßer Mann stieg aus, und sein gerötetes Gesicht sah so altbayrisch aus wie die ganze Gegend.

Über den linken Arm hatte er einen gelben Überzieher geworfen; er trug einen Segeltuchkoffer und Schirm und Stock, die zusammengebunden waren.

Der Stationsdiener nahm ihm das Billett so gleichmütig ab wie dem andern Fahrgaste, dem Ökonomen Schöttl, der eine vierzinkige Gabel und eine mit Papier umhüllte Sense trug zum Zeichen, daß er nicht bloß so oder zum Vergnügen verreist gewesen sei.

Der Fremde ging auf der staubigen Straße in den Ort, und da er den weit ausladenden Schild sah, hielt er beim Gasthofe zur Post an.

Das Haus war wie ausgestorben; Knechte, Mägde und der Posthalter selbst waren auf dem Felde.

Als sich niemand sehen ließ, stellte der Fremde etwas unmutig seinen Koffer im Torgange nieder, rief ein paarmal: „He! Was is denn! He!" pfiff und schüttelte ärgerlich den Kopf.

Endlich öffnete er eine Türe, die in die Gaststube führte. Die Stube war leer, und es roch etwas säuerlich nach Bier.

Als der Fremde hinter den Verschlag schaute, wo der Bierbanzen stand, flog summend eine Schar Fliegen auf, die in einem kupfernen Nößel Bierreste gefunden hatten.

Der Mann pfiff wieder. Niemand gab Antwort.

Nun schaute er durch ein Schiebefenster in die Küche und sah zwei Weibspersonen neben dem Herd sitzen. Die eine stocherte mit einer Haarnadel in ihren Zähnen herum und schien die Kellnerin zu sein.

Die andere saß mit verschränkten Armen behaglich zurückgelehnt; die aufgekrempelten Ärmel und eine weiße Schürze ließen in ihr die Köchin erkennen.

Der Fremde klopfte ärgerlich ans Fenster, schob es in die Höhe und rief:

„Ja ... Herrgott ... was is denn eigentlich? Is denn in der Kalupp'n gar koa Bedienung vorhand'n?"

Die Kellnerin stand langsam auf, steckte die Haarnadel in den Zopf und fragte gleichmütig:

„Was schaffen S'?"

„Kommen S' halt her, gnä Fräulein! San S' so guat!"

Es dauerte noch eine Weile, bis die Kellnerin in die Stube kam und nochmal fragte:

„Wollen S' a Halbe? A Maß?"

„Nix will i. A Zimma will i."

„A Zim—ma?"

„Ja. Muaß i's no a paarmal sag'n? Wia g'stell'n Eahna denn Sie o?"

Man konnte das rechtschaffene Weibsbild nicht

aus der Ruhe bringen. Es schüttelte den Kopf und rief in die Küche hinein:

„Du, Sephi!"

„Was?"

„Der Herr möcht' a Zimma."

„A Zim—ma?"

Die Köchin fragte es genau so gedehnt.

„Was is denn dös für a Wirtschaft?" schrie der Gast.

„No ja," sagte die Kellnerin, „d' Fanny is net dahoam. De is im Feld draußd."

„Und Bett werd aa koans übazog'n sei," bestätigte die Köchin.

„I leg' mi net ins Bett um fünfi namittag. Aber a Zimma möcht' i, mei Gepäck will i nei stell'n ... Himmi ... Stern ... Laudon! ..."

„Dös gang scho ... a Zimma zoag'n," meinte die Köchin.

Die Kellnerin zögerte.

„Wenn halt d' Fanny net da is ..."

In diesem Augenblicke hörte man einen Wagen in den Hof fahren.

Die Köchin öffnete das Küchenfenster und schrie mit durchdringender Stimme:

„Herr Blenninga!"

„Wos?" fragte eine tiefe, fette Stimme zurück.

„Sie soll'n eina kemma. Es is wer do ..."

„So," sagte die Köchin, „jetz is Gott sei Dank der Herr Posthalta selber da. Mit dem könna S' all's ausmacha."

Sie schloß das Schiebefenster.

Die Kellnerin gähnte laut und ging hinter den Verschlag, ließ etwas Bier ins Nößel laufen und trank ohne Hast und ohne rechten Genuß, bloß zum Zeitvertreib.

Der Posthalter trat ein.

„Also was habts?" fragte er.

„Der Herr möcht' a Zimma," sagte die Kellnerin hinterm Verschlag.

Der Fremde nahm selber das Wort.

2*

„I möcht' bei Ihnen wohnen, aber dös is scheinbar mit solchene Schwierigkeit'n verbund'n . . ."

„Na . . . na, dös hamm ma glei. Resi! Gehst zu da Fanny naus, sie soll eina kemma, a Zimma richt'n . . . San S' gewiß a G'schäftsreisender?"

„Na. I bin zu mein Vergnüg'n da. Hoaßt dös, wenn ma hier zu sein Vergnüg'n sei ko . . . Sie hamm doch Eahna Höft . . ." Der Fremde war immer noch ärgerlich . . . „Sie hamm doch Eahna Höft als Sommafrisch'n ausschreib'n lass'n . . ."

„A Summafrischla?"

„Ja, wenn's erlaubt is, und wenn's mir g'fallt . . . Bis jetzt siech i net viel . . ."

„No! No!" begütigte Blenninger. „Es werd Eahna scho g'fall'n . . . mir san jetzt in der Heuarbet, und überhaupts, mir san de G'schicht no net gewohnt . . . Fanny!" wandte er sich an die eintretende Magd, „zoagst dem Herrn a paar schöne Zimma . . . Sie könna's Eahna raussuach'n. Platz gibt's gnua."

Der Gast stieg hinter Fanny die breite Treppe hinauf, und Blenninger schaute ihm nach.

„Jetzt so was! A Summafrischla! Wenn dös da Natterer hört, schnappt er ganz üba."

Das Gesicht des Fremden wurde freundlicher, als er die großen, hellen Zimmer sah, die alle behäbig mit Möbeln aus der Großvaterzeit eingerichtet waren. An den Wänden hingen bunte Lithographien aus der Zeit König Ludwigs I.

König Otto von Griechenland war dargestellt, wie er in Palikarentracht von der Akropolis herunter ritt; auf anderen Bildern sah man König Ludwig inmitten einer großen Hofgesellschaft, und wiederum Prinzen auf sich bäumenden Rossen.

Alles in den Zimmern wies auf die gute, alte Zeit hin, und das ließ günstige Schlüsse zu.

Der Fremde nickte zufrieden. Er sah, daß auch die Betten reinlich und gut waren, und Fanny versicherte eifrig, daß sie Kissen und Decke mit frischen Linnen überziehen werde.

Als der Gast die Treppe hinunter schritt, war er besser gelaunt, und er nahm sich vor, einen Rundgang durch den Ort zu machen.

Auch hier gefiel ihm alles, was er sah. Wenn er schon nicht wußte, daß er das denkwürdige Exemplar des ersten Sommerfrischlers darstellte, so bemerkte er doch, daß die Wogen des Fremdenstroms noch nicht durch Altaich geflutet waren.

Auf dem Platze erhoben sich stattliche Bürgerhäuser; weiter hinaus standen niedere Gebäude neben Scheunen und Ställen.

Von links und rechts brüllte, meckerte, gackerte und grunzte es und erweckte Hoffnungen auf dicken Rahm und gelbe Butter, auf frische Eier und zartes Schweinefleisch.

„Unverdorbene Gegend . . .“ murmelte der Fremde.

Nur einmal stutzte er, als er auf den Marktplatz zurück zu einem modisch aufgeputzten Kaufladen kam.

In der Auslage hing ein Plakat, auf dem zu lesen war, daß Karl Natterer junior den titulierten Kurgästen sein wohlassortiertes Lager von Hamburger Zigarren empfohlen halte. Der Fremde trat ein und wurde von einem unansehnlichen Herrn überfreundlich begrüßt.

Er kaufte einige Zigarren und versuchte im Gespräche etwas Näheres über den Altaicher Fremdenverkehr zu erfahren.

Er gab mehr, als er empfing.

Der beglückte Natterer erfuhr, daß er den ersten richtigen, durch ihn angelockten Kurgast vor sich habe.

Der Kurgast aber erhielt nur allgemeine Andeutungen über gute Entwicklungssymptome.

Zum Schlusse stellte sich Natterer als Vorstand des Vereins vor und erbat sich für die Altaicher Kurliste, die der Piebinger Vilsbote veröffentlichen wollte, die Personalien des sehr geehrten Gastes.

Der Fremde gab ihm seine Visitenkarte: „Oberinspektor Josef Dierl aus München.“ Natterer

nahm sie dankend entgegen und hoffte, daß der Herr Oberinspektor mit der gewählten Sorte zufrieden sein werde, versicherte dem Herrn Oberinspektor, daß der Herr Oberinspektor in der gleichen Preislage angenehme Abwechselung finden werde, und wünschte dem Herrn Oberinspektor gutes Wetter, gute Unterhaltung und guten Tag.

Als der Fremde den Laden verlassen hatte, mußte Frau Wally Natterer kommen und die frohe Kunde vernehmen, daß die Saison glückverheißend eröffnet sei.

Triumphierend hielt ihr der Eheherr die Visitenkarte vor.

„Ein Oberinspektor?“ fragte Frau Wally. „Das is gewiß was sehr Feines?“

„Jedenfalls was Besseres,“ antwortete Natterer. „Die Sach' reguliert sich. Ma sieht halt, was eine gute Reklame ausmacht.“

* *
*

Vom Posthalter Blenninger, der viel zu faul war, um Lügen für den Glanz des neuen Höhenluftkurortes zu ersinnen, bekam es Herr Dierl bald zu wissen, daß er der erste Kurgast war.

Vielleicht hätte das einen andern stutzig gemacht, aber der Oberinspektor der Lebensversicherungsgesellschaft Artemisia, der eine kurze Offizierslaufbahn in Burghausen begonnen und beendet hatte, war ein Kenner und ein Freund des altbayrischen Lebens.

Er wußte, wie sehr die Biederkeit des Charakters und die Größe der Portionen durch Fremde vermindert werden.

Ihr Fehlen stimmte ihn hoffnungsfroh, und eine Kalbhaxe von altväterlichen Maßen bestätigte ihm seine Vermutung, daß er auf der Insel der Seligen gelandet sei.

Er schwor es sich zu, über dieses Eiland strenges Stillschweigen zu bewahren, und er faßte gleich eine Abneigung gegen Natterer, dem er Verrat zutraute.

Zweites Kapitel

Am Fuße des von Norden her sanft ansteigenden, gegen Süden ziemlich steil abfallenden Hügels lag unweit vor der Einmündung des Schleifbaches in die Vils die Ertlmühle.

Um das zwei Stockwerke hohe Gebäude lag ein Duft von Mehlstaub, der aus Fenstern und Türen drang und sich auf die Blätter der nächsten Bäume, wie auf die Grashalme der bis an den Hof hin reichenden Wiese legte.

Neben der Einfahrt lehnte an der Hausmauer ein beschädigter Mühlstein, in den die Jahreszahl 1724 eingemeißelt war, und der sich als Invalide die Sonne auf die alten Furchen scheinen ließ.

Er war ein braver, alter Sandstein von deutscher Art und hatte in der Neuzeit einem modischen Süßwasserquarz, einem Franzosen, Platz machen müssen, und das durfte ihn verdrießen, denn er war in seiner langen Dienstzeit ein flinker Läufer gewesen, der sich emsig gedreht hatte, nicht ein fauler Bodenstein, der unten liegt und geschehen läßt, was geschieht.

Aber das war nun so mit der Ausländerei, die bei den jüngeren Müllern aufgekommen war. Sie holten Franzosen her und stellten die abgerackerten deutschen Steine vor die Türe hinaus, wo hinter ihnen Brennesseln in die Höhe wuchsen und sich durch die Löcher drängten.

Wenn man schon Anno 1724 gedient hat, war man am Ende vornehmer, wie die ganze Mühle, die erst 1875 von dem aus dem Fränkischen zugereisten Michael Oßwald an Stelle der uralten Ertlmühle neu gebaut worden war.

Michael Oßwald war der Vater des jetzigen Eigentümers Martin Oßwald gewesen, der in dem sauberen Häuschen auf der andern Seite des Hofes wohnte und ein stiller Mensch war, der auch im Äußern nichts an sich hatte von den früheren Ertlmüllern, die lustige Altbayern mit ordentlichen Bäuchen gewesen waren.

Martin Oßwald war ein schmächtiger, zarter Mensch. Aus seinem schmalen Gesichte schauten ein Paar verträumte Augen in die Welt und eigentlich nie scharf auf einen Gegenstand, sondern daneben hin und in die Luft und ins Unbestimmte, wo sie etwas Fröhliches zu finden schienen, denn häufig flog ein Lächeln um den fein geschnittenen Mund, das sogleich verschwand, wenn jemand den Meister anredete, oder wenn ihn eine recht bestimmt klingende weibliche Stimme beim Namen rief.

Dann veränderte sich der Ausdruck in seinen Augen so, daß man merkte, wie er aus einem Traume erwachte oder seine Gedanken von einer weiten Reise zurückholte.

Die Stimme kam von seiner Ehefrau Margaret her, die in ihrem Wesen eine unverkennbare Klarheit des Willens zeigte.

Ihr dunkles Haar war durch einen geradlinigen Scheitel geteilt, von dem aus es sich nach rechts und links in gleichen Teilen straff an den Kopf preßte.

Die blauen Augen blickten ruhig, die Nase war wohl etwas scharf, aber um den Mund lag wieder ein gutmütiger Zug, der Wohlwollen und hie und da ein wenig Staunen über die sich ins Blaue verlierenden Gedanken ihres Eheherrn verriet.

Man konnte wohl glauben, daß in dem ansehnlichen, einige Schärfe erfordernden Geschäfte die Leitung eher der Frau Margaret zukam als ihrem Martin.

Wer es aber in landläufiger Weise so ausgelegt hätte, daß sie das Regiment führte, der wäre der klugen Frau nicht gerecht geworden.

Sie leitete durch ihren Einfluß auf ihren Mann das Ganze, aber sie wahrte nicht bloß den Schein, sondern sie brachte ihn sorgsam dazu, seine Rechte zu zeigen auszuüben.

Niemals tadelte sie einen Müllerburschen, auch wenn sie was Unrechtes sah. Sie trug die Beschwerde ihrem Martin vor in einer längeren Rede, die alles enthielt, was er dem Burschen vor-

halten mußte; wenn Kunden sie um etwas ersuchten, gab sie keine Zusage. Sie versprach, daß sie es dem Herrn sagen wollte, und ließ nie die Meinung gelten, daß sie zu entscheiden habe.

Die Frau soll nicht das Meisterlied singen, sagte sie, und wenn jemand meinte, der Martin sei doch gar zu still, dann antwortete sie, Reden komme von Natur, Schweigen aber vom Verstand.

Sie freute sich innerlich darüber, daß er nichts Grobes leiden mochte, des Abends gerne in einem Buche las oder auf seiner Geige spielte.

Sie dachte, daß sie es besser getroffen habe wie andere Frauen, deren Männer ihre Freude im Wirtshause suchten und meinten, Weib und Ofen könnten ruhig daheim bleiben.

Auch war ihr Martin nicht etwa gleichgültig, und in wichtigen Dingen zeigte er festen Willen und tüchtigen Verstand.

Er ging seinen Pflichten nicht aus dem Wege. Wenn ihm das Geschäft nicht über alles ging, so durfte sie sich darüber nicht grämen, denn sie wußte, daß er sich in seiner Jugend einen andern Beruf vorgesetzt hatte, und daß er schon sechzehn Jahre alt gewesen war, als man ihn aus dem Lehrerseminar ins väterliche Geschäft geholt hatte.

Dafür war sein nur anderthalb Jahre älterer Bruder Michel bestimmt gewesen, der seine Lehrzeit in einer Nürnberger Kunstmühle zugebracht hatte und darin auch noch als Gehilfe tätig geblieben war.

Aber eines Tages war er auf und davon gegangen und hatte aus Bremen an die Eltern geschrieben, daß er auf einem Segler Dienst genommen habe.

Erst etliche Monate später hatte der alte Oßwald erfahren, daß sein Michel vom Geschäftsführer verhöhnt und schwer gekränkt worden war, weil er der Tochter der Besitzerin in unbeholfener Art Zuneigung gezeigt hatte.

Das Mädchen hatte sich über den jungen Menschen lustig gemacht und die Sache weiter gegeben.

Der Spott der Angestellten und der Schmerz über diese Art der Zurückweisung hatten den frischen Burschen zur Flucht veranlaßt.

Es hätte auch Schlimmeres geschehen können. Zehn Jahre später, noch zu Lebzeiten der Eltern, kehrte Michel als vierschrötiger Untersteuermann auf Urlaub heim.

Er war der Heimat und dem seßhaften Wesen so sichtbar fremd geworden, daß nicht einmal die alte Mutter Oßwald hoffte, ihn halten zu können.

Er zeigte fröhliche Laune und den allerbesten Appetit und lachte gutmütig zu den Vorschlägen seines Bruders Martin, den der Gedanke plagte, daß er geborgen in der Ertlmühle sitzen sollte, indes der Michel ein hartes Leben führte.

Als etliche Wochen um waren, stand eines Morgens der Untersteuermann Oßwald mit seinem Koffer mitten in der Stube und sagte, daß er nun fort müsse, und es klang nicht anders, als wollte er nur geschwind nach Piebing hinüber gehen.

Und das war auch wieder gut, denn langer Abschied schmerzt alte Leute, besonders eine Mutter, die sich nicht große Hoffnungen aufs Wiedersehen machen kann.

„Bhüt Gott," sagte Michel „und bleibts gesund bis aufs nächste Mal!"

Und ging.

Der Mutter schlug das Herz bis zur Kehle hinauf, als sie ihren Ältesten breitbeinig über den Hof gehen sah. Auf der Brücke blieb er stehen und schaute zurück und versuchte gutmütig zu lachen, als er die Mutter am Fenster stehen sah.

Es gelang ihm nicht recht, und er machte schnell kehrt, um nicht zu zeigen, wie hart ihm der letzte Gruß zusetzte.

Bhüt Gott, Michel!

Es ist kein weiter Weg über die Hügel, von denen herunter man noch einen Blick auf die Ertlmühle werfen kann, aber dann dehnen sich die Straßen und führen von kleinen Städten in große. Fremde Menschen schauen gleichgültig an einem

vorbei, und fremde Glocken läuten den Morgen- und Abendgruß.

Bhüt Gott, Michel!

Es liegen Länder und Meere zwischen Altaich und Finschhafen oder Matupi, aber starke, unzerreißbare Fäden laufen mit und halten das Herz an die Heimat gebunden, wenn auch ein Seemann in polynesischen Stürmen nicht viel Zeit hat, von Deutschland zu träumen. Und wenn sich die Mutter Oßwald zum Sterben legt, läßt sie sich die Himmelsrichtung zeigen, in der ihr Michel auf fernen Meeren segelt, und ihre müde Hand macht das heilige Zeichen des Kreuzes gegen Osten hin.

Ihre welken Lippen murmeln den letzten Segen für den starken Mann, der einstmals als Kind sich an ihren Rock geklammert hatte.

Bhüt Gott, Michel!

Soweit du gehst, die Fäden laufen mit, die leise an deinem Herzen ziehen, und immer wieder kommt ein Tag, an dem du den Schleifbach um die Räder der Ertlmühle rauschen hörst, die Wassertropfen in der Sonne glitzern siehst und weißt, daß uns alle Dinge fremd bleiben, und daß uns nichts so gehört, wie die Heimat und die Erinnerung an die Kinderzeit.

In Martin blieb der Gedanke haften, daß er an Stelle eines andern in Wohlstand und Behaglichkeit sitze, und diese Vorstellung bedrückte ihn oft mehr, als die Gewißheit, daß er Pflichten übernommen hatte, die seinem Wesen fremd waren.

Er hatte, um den Wunsch der Eltern zu erfüllen, schon früh die Tochter Margaret des Kronacher Sägewerkbesitzers Wächter geheiratet, der von Mutters Seite mit den Oßwalds verwandt war.

Er liebte seine Frau und schätzte ihre altfränkische Tüchtigkeit; er war glücklich über die Geburt eines Sohnes, den ihm Margaret schon im ersten Jahre schenkte, und dem zwei Jahre später ein zweiter folgte.

Aber in Arbeit und Sorge und Freude war es

ihm manchmal, als sähe er seinen Bruder breitbeinig über den Hof und die Brücke schreiten und zum letzten Male auf die Heimat zurückschauen.

Er war schon etliche Jahre Ehemann und Vater gewesen, als Michel damals heimkehrte und wieder Abschied nahm, aber er hätte ohne Bedenken und Reue mit ihm sein Anrecht geteilt und nicht gedacht, daß er ärmer geworden wäre.

Es war anders gekommen.

In den ersten zehn Jahren nach seiner Abreise hatte Michel zuweilen geschrieben. Aus Afrika, aus Indien, von Samoa her, dann einmal wieder von Hamburg, und dorthin hatte ihm Martin auch die Nachricht geschickt, daß die Mutter gestorben und der Vater nach zwei Monaten ihr nachgefolgt war.

Darauf kam nach dreiviertel Jahren eine Antwort aus Apia. In unbeholfenen Sätzen gab Michel seinem Schmerze darüber Ausdruck, daß er die Eltern nicht mehr gesehen habe. Einige Mal sei ihm Gelegenheit geboten gewesen, aber er habe die Heimkehr verschoben in der Hoffnung, bald auf längere Zeit nach Altaich zu kommen. Nun müsse er erfahren, daß die Eltern von der Welt geschieden seien.

Der Brief war sichtlich nicht in einem hin, sondern in mehreren Absätzen geschrieben. Man sah es ihm an, daß er lange in der Tasche herumgetragen war.

Seitdem ließ Michel nichts mehr von sich hören. Martin schrieb nach Umlauf etlicher Jahre an den Lloyd und erfuhr, daß sein Bruder in Neu-Guinea geblieben war. Sein Aufenthalt in Australien konnte noch festgestellt werden. Von da ab verloren sich alle Spuren.

Als Jahr um Jahr verging, ohne daß eine Nachricht kam, mußte Martin glauben, daß sein Bruder den Tod gefunden habe.

In der Ertlmühle gab es wie überall gute und schlimme Stunden. Im ganzen ging alles seinen ruhigen Gang.

Tag ging um Tag, brachte Arbeit und zuweilen Sorgen und als das Gewisseste das Älterwerden.

Frau Margaret hatte, als sie zum dritten Male in gesegneten Umständen war, einen bösen Fall getan und mußte sich damit abfinden, daß ihr ferneres Mutterglück versagt blieb.

So vereinigten sich alle Hoffnungen und Sorgen auf die zwei Söhne Konrad und Michel.

Der ältere war ein kräftiger Junge, aber still und in sich gekehrt, wie der Vater. Der jüngere war lebhaft, ein wenig vorwitzig und saß nicht gerne über den Büchern. Frau Margaret sah in ihm das Ebenbild ihres Vaters, der lebenstüchtig und etwas nüchtern seinen Sinn auf Arbeit und Erwerb gerichtet hatte.

Sie bemerkte fast ein wenig eifersüchtig, daß ihr Konrad anschmiegsamer an den Vater war.

Er wußte freilich dem Knaben Besseres und mehr zu erzählen als sie, und die beiden konnten wie Kameraden hinter der Mühle am Wasser sitzen und miteinander plaudern.

Ihr Michel tat sich dafür lieber in der Küche um und verstand es, sich für kleine Leistungen Vorteile zu verschaffen.

Frau Margaret dachte nichts anderes, als daß ihr Ältester zur rechten Zeit das Handwerk erlernen und in das elterliche Geschäft eintreten werde; sie malte sich die Zeit, da sie neben ihrem Konrad noch tüchtig schalten würde, mit angenehmen Farben aus.

Aber da erlebte sie eine große Enttäuschung.

Der stille Junge, dem sie kaum eigenen Willen zugetraut hätte, gestand ihr eines Tages, als er von München, wo er die Realschule besuchte, in den Ferien heimgekehrt war, daß er nichts anderes werden könne und wolle, als ein Maler.

Das ging so sehr über ihr Verständnis, daß sie sich über den Wunsch wie über eine unreife Torheit hinwegsetzen wollte.

Ihr Martin kam dem Jungen zu Hilfe und zeigte

eine Festigkeit, über die sie erst recht in Erstaunen geriet.

Es ist etwas Merkwürdiges um ein Mannsbild, das sich jahrelang behüten läßt und auf einmal seine Überlegenheit zeigt, wie etwas Selbstverständliches, so daß die Frau betroffen merkt, daß ihr die eingebildete Macht in den Händen zerronnen ist.

Und so kam es im Hause des stillen Martin Oßwald, daß der hausbackene Verstand der Frau Margaret unterliegen mußte. Sie sagte oft und nachdrücklich, daß alter Sitz der beste sei, und daß, wer wohl sitze, nicht rücken solle, aber Martin gab nicht nach.

So wurde Konrad ein Maler, und seine Mutter seufzte manches Jahr darüber und wollte nicht verstehen, wie ihr Bub eine sichere Zukunft gering achten konnte.

Sie tröstete sich, da ihr Michel mehr Sinn fürs Geschäftliche zeigte und wohl damit zufrieden war, daß er frühzeitig in die Lehre nach Kronach kam.

In Altaich aber schüttelte jedermann den Kopf darüber, daß der Älteste vom Ertlmüller einen so unnützen Beruf ergreifen mochte, und noch mehr darüber, daß die kluge und resche Frau Oßwald ihre Einwilligung gegeben hatte.

* *
*

Freilich, das bringen auch Gescheitere nicht heraus, was einem fünfzehnjährigen Buben die Gewißheit gibt, daß er ein Künstler werden müsse.

Es sind Geißhirten jahrelang auf den Almen herumgelegen, haben in den Himmel hineingeschaut und sich aus der blauen Luft eine Sehnsucht geholt, die sie hinunter in die Städte trieb und zu großen Künstlern werden ließ.

Wer aufmerksam dieses Wachstum betrachtet, wird verstehen, daß auch hier ein ins Ungefähr getragener Same in Licht und Luft besser aufgeht als einer, der künstlich in der Enge gepflanzt wird.

Selten wird aus einem Knäblein der Reichen,

das man in Kunsterlebnissen aufzieht, was Rechtes; immer wieder lauft dem Herrlein ein barfüßiger Bauernbub den Rang ab; einer, der in Regen und Sonnenschein aufgewachsen ist und mit geschärften Sinnen Farben und Formen aufgenommen hat.

Vielleicht war Konrad in den Stunden, da er unter der Weide am Mühlbache saß, ein Künstler geworden, denn Wasser, das so geheimnisvoll fließt, sich ein bißchen dreht und ein bißchen murmelt und in die Ferne zieht, kann einen Buben wohl zum Bilden und Träumen anregen.

Jede Stimmung aber, die in Kinderherzen geweckt wird, gewinnt geheimnisvolle Kräfte, wenn sie sich nicht in Worte verliert.

Wir wollen den Heimlichkeiten nicht nachforschen, aus denen sich die Sehnsucht des Knaben formte; tröstete sich doch auch Frau Margaret mit dem Gedanken, daß Konrad eben ihres Martins Sohn sei.

Doch darf man erwähnen, daß ein Bild, das Deckengemälde in der Altaicher Kirche, nicht ohne Einfluß auf den Knaben geblieben war.

Es stellte die Schlacht bei Lepanto dar und war von einem Benediktinerpater aus dem Kloster Sassau um die Mitte des 18. Jahrhunderts gemalt worden. Es gab auf dem Bilde, das die ganze Decke der Kirche einnahm, unendlich viel zu sehen.

Fechtende Ritter, säbelschwingende Türken, schreiende Menschen, die im Wasser schwammen, Pulverrauch, lodernde Flammen, Engel, die um den Herrn Don Juan d'Austria schwebten und ihn mit Lorbeer krönten, sinkende Galeeren und oben in den Wolken den dreieinigen Gott, der auf den Christensieg herniederschaute. Wenn Weihrauch zur Decke emporwallte oder wenn heller Sonnenschein durch die hohen Fenster auf einen Teil des Bildes fiel, indes ein anderer um so dunkler erschien, gewannen Personen und Dinge ein seltsames Leben, und der Orgelklang, der durch die Kirche brauste, verstärkte den Eindruck. Konrad

weilte am liebsten auf dem Chore, wo sein Vater an Sonntagen die Geige spielte und dirigierte. Er bewunderte ihn, wenn er mit dem Fiedelbogen den Takt schlug und wiederum voll und kräftig die Saiten strich, daß sich der Lehrer auf seinem Sitz an der Orgel umdrehte und ihm beifällig zunickte.

Dann schien Herr Don Juan d'Austria sein Haupt noch stolzer zu erheben, und die Engel senkten sich tiefer herab, um ihm den Kranz um die Stirne zu winden.

Vielleicht faßte der Knabe in einem solchen weihevollen Augenblicke den Entschluß, auch einmal herrliche Bilder zu malen.

Nun waren alle Wünsche in Erfüllung gegangen, als er in die Akademie eintreten durfte. Er machte als Lernender alle Freuden und Leiden durch, die zwischen Wollen und Können liegen, und er war voll Eifer und Hingabe und getraute sich nicht, irgend etwas in der Kunst für nebensächlich oder überflüssig zu halten.

Er bewunderte seine Lehrer und die Genies, die in keiner Klasse fehlen, von denen man frühzeitig das Höchste erwartet und später nie mehr etwas vernimmt.

Ihn selber hielt man für guten Durchschnitt, für brav oder für recht brav, was bekanntlich keine Steigerung bedeutet.

Es fehlte ihm alles Frühreife, das Professoren, so oft sie auch enttäuscht werden, immer wieder überschätzen. Er war von guter Art, wie ein deutscher Apfelbaum, der Zeit haben muß zum Anwurzeln und zum Wachsen, bevor er Früchte trägt.

Darüber konnte er als junger Mensch keine Klarheit haben, und wenn er schon den Glauben an sich nicht verlor, so blieben ihm doch Zweifel nicht erspart, wenn neben ihm mancher üppig ins Geniale emporschoß. Je früher reif, je früher faul, ist eine Wahrheit, die man nur allmählich kennen lernt.

Es lag nicht im Wesen Konrads, daß er sich

vorlaut über seine Vorbilder stellte und sich befreit fühlte, wenn ihn ein Fortschreiten von ihnen entfernte. Er suchte fast ängstlich mit einem Gefühle von Heimweh den alten Glauben und merkte mit Unbehagen, daß er ihn nicht mehr fand. Es war ein Gefühl, ähnlich dem, das ihn daheim überkam, als er nach längerer Abwesenheit zurückkehrte und das elterliche Haus kleiner, den Garten weniger schmuckreich und das Deckengemälde in der Kirche unbedeutender fand, als er es sich in liebevoller Erinnerung bewahrt hatte.

Aber, ob einer will oder nicht, sich losreißen von dem, was er verehrte, bleibt keinem erspart, der vorwärts geht, und es wiederholt sich so lange, bis einer sich selber gefunden hat.

Das kann ein langer Weg sein, der nicht schnureben läuft.

Auch Konrad suchte sein Ziel bald hier, bald dort.

Das lag in seiner Bereitwilligkeit, sich dem Ansehen der Führenden zu unterwerfen, begründet; wohl auch in der Art der Ausbildung, die heute mehr zur Nachahmung führt als ehedem.

Auch früher eignete sich der Schüler die Handschrift und handwerkliche Hilfen des Meisters an, aber in der Gegenwart ist der Lehrer zugleich Führer einer Richtung, die im betonten Gegensatze zu andern steht. So muß sich der Lernende viel mehr mit Haut und Haaren dem Meister, seinen Mitstreitern und Vorbildern verschreiben als in besseren Zeiten, wo sich das gedruckte Wort noch nicht die Herrschaft angemaßt hatte.

So setzte Konrad die seltsamsten Fabelwesen, die seinem Empfinden nichts bedeuteten, mitten in Waldwiesen und versuchte dies und das und nahm den Wortbrei der Mauschler viel zu ernst, bis er, dem recht elend zumute war, in der Heimat gesund wurde, indem er das suchte und fand, was seiner Natur gemäß war.

Jetzt erkannte er, daß er nichts Bedeutendes in die Dinge hineinlegen konnte, daß viel Schöneres

in ihnen war, wenn er die heimlichen Zusammenhänge fand, die ihn mit allem, auch mit dem Unscheinbarsten, verbunden hielten, das dem gleichen Boden entstammte.

Das Kleine gewann Bedeutung, das Große wurde ihm durch Rückerinnerung vertrauter, und beglückt fühlte er, wie sein klares Erkennen an die Ahnungen der Kinderzeit anknüpfte.

Er mußte nicht mehr nach Ausdrucksmitteln suchen. Sie gaben sich natürlich und selbstverständlich, seit er wußte, daß jedes Kornfeld, das sich den Hügel hinaufzog, daß ein blauer Himmel, in dem eine Wolke verrann, nirgends in der Welt so war wie gerade hier, daß tausend Heimlichkeiten ihn zu einem Stück Heimat machten, wie den Rauch, der kerzengerade aus dem Kamine eines windschiefen Hauses aufstieg und sich als blauer Duft in maiengrünen Buchen verlor.

Jetzt konnte er über die Schriftgelehrten und ihre Rezepte lächeln, seit er wußte, daß wir von dieser Erde nur ein kleines Stück mit Herz und Sinnen besitzen und nur von da aus ins Weite schauen können.

Konrad veränderte sich in seinem Wesen, als er sah, wohinaus er wollte. Er war von einer inneren Fröhlichkeit, die den Eltern nicht entging, und der Frau Margaret, die sich oftmals über seine Niedergeschlagenheit bekümmert hatte, fiel ein schwerer Stein vom Herzen.

Martin hatte auch mit Sorge die gedrückte Stimmung an seinem Konrad bemerkt, aber jede Frage vermieden, denn er dachte, daß jeder mit sich selber fertig werden müsse.

In der Zeit war sein Sohn auch gegen ihn zurückhaltend und einsilbig gewesen, aber nunmehr sprach er wieder von Plänen und Hoffnungen, und eines Tages erklärte er zur Freude der beiden Alten, daß er auch im Winter daheim bleiben wolle.

Als er die frohe Stimmung behielt, merkte sein Vater recht gut, daß er nach innerlichen Kämpfen mit sich ins reine gekommen war.

Und an einem stillen Sonntagvormittag, als sie nebeneinander auf der Brücke standen und dem fließenden Wasser nachschauten, begann Konrad zu reden.

Er schilderte dem Vater, was er lange gesucht und jetzt gefunden habe.

Martin hörte ernsthaft zu.

Es war nicht seine Art, lange Sätze und gebräuchliche Worte zu reden.

Er sagte bloß: „Jetzt wird's wohl gehen, Konrad . . ." und sah ihm mit einem kurzen, freundlichen Blicke in die Augen und schaute wieder weg, denn er war von schamhafter Natur und wies seine Gefühle nicht gerne her.

Und wohl ging es.

Konrad streifte mit seinem Malkasten in der Gegend herum und war erstaunt, wie ihn liebevolles Verstehen von einem zum andern führte, und er lachte darüber, daß er ehedem Eindrücke gesucht hatte.

Die Altaicher Bürger jedoch hatten sich eine ungünstige Meinung über das Künstlertum Konrads gebildet. Sie kannten die Welt, so weit sie auch von ihr weg waren, und wußten, daß zum vollen Werte eines Künstlers die Anerkennung der Zeitungen gehört.

Weil man aber nichts las über Konrad Oßwald, war der Rückschluß bald gemacht.

So urteilte Natterer junior, der sich gewissenhaft fragte, ob er dem jungen Menschen Vertrauen in einer wichtigen Angelegenheit schenken dürfe. Es handelte sich darum, Ansichten vom Höhenluftkurorte Altaich und der Umgebung herzustellen, die man als Plakate in Bahnhöfen und Hotels aufhängen würde.

Die große Idee war eines Nachts über Natterer gekommen, so daß er mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette sprang und den Plan niederschrieb.

Am andern Morgen eilte er fast atemlos vor innerer Bewegung zum Posthalter, um ihm den wichtigen Einfall mitzuteilen.

3*

Blenninger öffnete schon den Mund zur Frage: „Was hast denn wieda für an Schmarrn?", aber er schloß ihn und schwieg.

Seine Zurückhaltung hatte ihren guten Grund. Es waren im Verlaufe zweier Wochen wirklich fünf Sommerfrischler, darunter einer mit Weib und Kind, eingetroffen, und das mußte man doch anerkennen.

Deswegen tat sich der Blenninger Michel einen Zwang an und ließ den Kramer zu Ende reden und sagte weiter nichts als: „Von mir aus tuast, was d' magst."

Herr Natterer war nun verpflichtet, sich über die Qualitäten des Malers Konrad Oßwald klar zu werden, und er bedachte, daß vielleicht die Anhänglichkeit an den Heimatort das Können heben würde. Da er zudem für den Grundsatz: „Kauft am Platze!" eingenommen war, faßte er noch während des Gespräches mit dem Posthalter den Entschluß, dem jungen Manne die Ehre des Auftrags zukommen zu lassen.

„Meinst d' nicht auch?" fragte er den Blenninger. „Er is zwar koin anerkannter Künstler, aber ma kann ihn als Altaicher net auf d' Seit setz'n. Und übrigens bin ja ich da; ich überwach die Sache schon. Meinst d' net auch?"

Der Posthalter steckte die Hände in die Hosentaschen und pfiff seinem Tiras, der auf dem Marktplatz eine Bekanntschaft erneuern wollte, und dann sagte er: „Ja ... ja ... von mir aus tuast d', was d' magst."

Natterer, der einen Entschluß immer auf der Stelle ausführen wollte, eilte mit fliegenden Rockschößen weg, am Martl vorbei, der ihm feindselig nachschaute und vor sich hinbrummte: „Spinnata Kramalippl ... hundshäuterner!"

Drittes Kapitel

In vielen Menschen lebt der Wunsch, von ihresgleichen niemanden zu sehen; er kann auf schöner Selbsterkenntnis beruhen oder auf der unedlen Meinung, daß die andern schlimmer seien.

Jedenfalls versteht der Sommergast unter Idylle einen Ort, wo es seinesgleichen nicht gibt, und diese Hoffnung war durch die Anzeige Natterers in Deutschland und Österreich erweckt worden.

Vielleicht hing sich daran die dunkle Ahnung, daß zwischen verborgenen Schönheiten und billigen Nahrungsmitteln Zusammenhänge bestünden.

Wie wäre sonst der k. k. Oberleutnant a. D. Franz von Wlazeck aus Salzburg auf den Einfall gekommen, nach Altaich zu reisen?

Kinder der Flora, Waldparzellen und magische Mondnächte gibt es auch im Lande des heiligen Rupertus. Wahrscheinlich auch Eisenoxydule und Eisenkarbonate, aber die österreichischen Pensionsbezüge stechen immer auffallender von den österreichischen Lebensmittelpreisen ab.

Darin ließe sich eine Erklärung für den sonderbaren Entschluß des Herrn von Wlazeck finden.

Er sah übrigens besser aus wie Herr Dierl; er war schlank, grazil und gut angezogen.

Pillartz, der als Schneider ein Auge dafür hatte, sagte, daß er auf den ersten Blick den österreichischen Offizier in dem Fremden erkannt habe.

„Die Hoße . . . Das Schagätt . . . wissen S', mein Vater war doch in Prag . . . und i habs in Linz gelärnt . . . die Hoße . . . das Schagätt . . . das is Österreich. Wanns ein Minchner anhaben tut, in zwei Täg is verkrippelt; aber so elegant abi falln, kirzengrad, nit voll, sondern, als wann die Hoße eer waar, das is halt Österreich . . ."

Auch die Gesichtszüge des Oberleutnants hatten etwas Soldatisch-Donaumonarchisches.

Sie waren liebenswürdig und drückten eine sprungbereite Höflichkeit gegen die Damenwelt aus. Über den dicken Lippen saß ein zugeschnit-

tener Schnurrbart; die Augen quollen etwas vor, doch nicht in entstellender Weise, die Stirne ging in einen Kahlkopf über und gewann dadurch an Höhe.

Herr von Wlazeck nahm Wohnung in der Post und bezauberte am ersten Tage durch seine Ritterlichkeit alle weiblichen Angestellten.

„Alsdann ... ich bidde ... wie is der reizende Name? Fannerl? Aber bidde, der Name erinnert mich lebhaft an eine Jugendliebe ... na ... na hamm S' nur keine Angst! Tempi passati! Es is schon sähr lange her ... leider! ... alsdann, ich bidde ... net wahr ... jeden Tag in der Fruh ein bissel ein warmes Wasser ..."

Nach dem ersten Mittagessen ging der Herr Oberleutnant in die Küche und erklärte, daß er noch nie einen besseren Nierenbraten gespeist habe.

„Ich muß der ausgezeichneten Kochkünstlerin mein Kompliment mach'n ... aba ich bidde ... lassen sich nicht stören, Freilein ... Darf ich mir Ihren Namen für immer ins Härz schreiben? Josefa? Aber bidde ... das is ja reizend! Meine Braut hat nemlich auch seinerzeit Josefa geheißen ... Die Arme is ja leider noch vor Erfüllung ihrer Wiensche ... beziehungsweise ... natierlich meiner Wiensche gestorben ... aber disser Name weckt immer wähmietige Erinnerungen in mir ... alsdann ich mache wirklich mein Kompliment zu dem Nierenbradl ... und darf ich frag'n ... Freilein Josefa, ob Sie mit Ihren reizenden Patscherln auch a mal eine Möllspeise mach'n? ... Rahmstrudel?! Aber bidde, das is ja das non plus ultra, das Ideal des Österreichers ...!"

Sephi sagte hinterher zur Abspülmagd: „Das is ein Gawalier! Der woaß wenigstens, was si g'hört. De andern fress'n 's Sach nei und wischen si 's Mäu ab, und von koan dank schö hörst d' s' ganz Jahr nix. Höchstens schimpfa ko ma s' hörn, wenn s' net akrat dös kriagn, was s' woll'n, aba dös is a Gawalier ..."

Jede Köchin setzt eine Gefühlswallung in gute Bissen und große Portionen um.

So erhielt auch Herr von Wlazeck am Abend eine Schweinshaxe vorgesetzt, von einer Größe, wie man sie in Österreich seit der Metternichzeit nicht mehr gesehen hat.

Dazu war sie mit Liebe gebraten, braun, resch und mit einer so herrlich duftenden Sauce begossen, daß die Aufmerksamkeit des Oberinspektors Dierl erregt wurde.

Der Anblick verstimmte ihn und vermehrte seine Abneigung gegen den ekelhaften Hanswurschten, wie er sogleich den sorgfältig gekleideten Oberleutnant innerlich genannt hatte.

Er setzte eine mürrische Miene auf und nahm sich vor, unnahbar zu bleiben.

Er täuschte sich.

Gegen die bezwingende Liebenswürdigkeit des Herrn von Wlazeck gab es keine Hilfe; unter dem Einflusse seines sonnigen Wesens schmolz jede Eisrinde.

Vorläufig aß er die Schweinshaxe und geriet durch den Genuß in erhöhte Wärme und Menschenliebe. Dann richtete er seine Blicke auf Dierl, über den ihm die Kellnerin schon Auskünfte erteilt hatte.

Er musterte ihn, während er sich hinter der Serviette die Zähne ausstocherte. „Dicker Münchner ... etwas unsoigniert ... Mittelklasse ... auskömmliche Existenz habend ... in Ermanglung besserer Gesellschaft noch brauchbar ..."

Der Oberinspektor sah verdrießlich zur Seite, wenn sich die Blicke kreuzten und biß mit zorniger Energie die Spitze seiner Zigarre ab. Herr von Wlazeck zog mit einer hübschen Bewegung eine silberne Zigarettendose aus der Seitentasche, klopfte eine Memphis etliche Male auf den Deckel und zündete sie an. Nachdem er einige Züge inhaliert und den Rauch wollüstig durch die Nasenlöcher gestoßen hatte, war sein Entschluß gefaßt.

Er stand mit einem verbindlichen Lächeln auf, schlürfte nach alter Kavalierart über den Fußboden hin und machte vor dem überraschten Dierl eine tadellose Verbeugung.

„Gstatten, mich vorzustellen ... Oberleitnant von Wlazeck ..."

„Sehr angenehm ... Oberinspektor Dierl ..."

„Verzeihen, daß ich mir die Freiheit nehme, aber ich glaube, zu bemerken, daß wir in gewissem Sinne Leidensgefährten sind ... Das heißt, bildlich gesprochen, denn bei einer so vorzieglichen Verpflegung ist das Wort nicht buchstäblich anzuwenden, — ich möchte bloß das Gefährten betonen, indem wir uns gemeinsam auf diesem unentdeckten oder vielmehr neu entdeckten Eilande befinden ..."

Herr Dierl, der als Lebensversicherungsinspektor einen berufsmäßigen Blick für Annäherungsversuche hatte, mußte unwillkürlich Hochachtung vor der Meisterschaft des ekelhaften Hanswurschten empfinden.

Da ihm nicht gleich eine Antwort einfiel, grunzte er etwas Unverständliches, was auch als Erwiderung gelten konnte.

Das veranlaßte Herrn von Wlazeck, Platz zu nehmen und die Konversation fortzusetzen.

„Habe gehört, Herr Oberinspektor sind schon einige Tage hier und haben sozusagen Prioritätsrechte, die ich selbstverständlich respektiere ..."

Dierl antwortete und war bald in ein anregendes Gespräch verwickelt, in dessen Verlaufe er die sein Ansehen hebende Mitteilung einfließen ließ, daß er vor etlichen Jahrzehnten bayrischer Leutnant gewesen sei. Daraufhin titulierte ihn Wlazeck als Herrn Kameraden, und der Oberinspektor der Artemisia kam nach dem sechsten Glase Bier in eine fröhliche Soldatenstimmung und wurde beim späten Schlusse ganz und gar alter Militär.

Als man sich kameradschaftlich getrennt und jeder sein Zimmer aufgesucht hatte, setzte sich Herr Dierl etwas durmelig auf den Bettrand, zog einen Stiefel

aus und versank in Nachdenken, zog den andern Stiefel aus und sagte vor sich hin:

„Dös is ja ein sehr ein angenehmer Mensch!"

* *
*

Die beiden Soldaten blieben nicht lange allein auf dem Eilande. Wie, um Gegensätze hervorzuheben, führte das Schicksal etliche Tage später den blonden, zivilen Professor Horstmar Hobbe nach Altaich.

Er war Außerordentlicher für Kunstgeschichte in Göttingen und brachte seine Gattin Mathilde und eine zwölfjährige Tochter gleichen Namens und Aussehens mit.

Er mietete sich bei Natterer ein, da er stille Zimmer und einen Garten für sich haben wollte.

Zum Mittagessen ging die Familie Hobbe in die Post, abends zog sie es vor, daheim zum Tee Butterstullen und kalte Küche einzunehmen. Horstmar Hobbe arbeitete an einem großen Werke, das das letzte, entscheidende Wort über die Kunst als Kunst bringen sollte und den Titel trug: „Über die Phantasie als das an sich Irrationale".

Wer zu einem so beträchtlichen Baue täglich mehrere Steine liefern muß, will nicht gestört werden und darf nicht jeden Abend unter banalen Menschen aus der Stimmung fallen, um erst nachts wieder hinein zu kommen.

Das vertrug sich nicht mit der Aufgabe und nicht mit der Absicht des Professors Hobbe, der lieber in Göttingen geblieben wäre und nur deswegen abgereist war, weil ihn bei der Untersuchung, ob Phantasie die Vorstellung der ideellen Form für die reale Erscheinung oder die Vorstellung der realen Form für die ideelle Erscheinung sei, eine längere Blutleere im Gehirn befallen hatte.

Der Arzt verordnete entweder völlige Einstellung des großen Werkes oder mäßige Arbeit in Landluft, und da Frau Mathilde zufällig in einer Berliner Zeitung den Hinweis auf das von ozon-

reichen Waldparzellen umgebene Altaich las, entschloß man sich, dorthin zur letzten Festlegung der bedeutenden Begriffe zu ziehen.

Die Familie fand bei Natterer die passenden Zimmer.

Von seiner Studierstube aus fiel Hobbes Blick über den kleinen Garten hinweg auf die große Holzwand der nachbarlichen Scheune, irrte also nicht in ungemessene Fernen, sondern hing sich an Linien und Astlöchern der grauen Bretter fest, was sein tiefes Nachdenken förderte.

Geräusche machten sich nicht bemerkbar; nur manchmal kreischte das Rad eines Schubkarrens, wenn die Magd des Nachbarn frischen Dünger auf den Misthaufen fuhr und umleerte, aber diese der seinigen so verwandte Tätigkeit störte den Kunstgelehrten nicht.

So war er vom ersten Tage an zufrieden und glücklich, und Mathilde die Ältere, wie Mathilde die Jüngere, die genau wußten, wie weit die Untersuchung über das Produkt im Verhältnisse zum Subjekte vorgedrungen war, ließen Stolz und Befriedigung in blauen Augen aufleuchten.

Unmöglich für Herrn von Wlazeck, an die Familie heranzukommen. Er hatte es bei ihrem männlichen Haupte versucht.

Horstmar Hobbe hatte mit seinen Damen die Post verlassen, war nach wenigen Schritten auf dem Marktplatze stehen geblieben und hatte seinen Blick gerade über den Brunnen weg auf ein Haus gerichtet.

Ahnte Wlazeck, daß der Professor in diesem Augenblicke darauf kam, daß das Genie in der Kunst ein Grenzbegriff sei? Er ahnte es nicht.

Er verbeugte sich ritterlich vor dem tiefen Denker und sagte:

„Gestatten, mich vorzustellen . . . Oberleutnant von Wlazeck . . . habe gehört, daß Herr Professor behufs Studienzwecken seinen Aufenthalt nach hier transferiert haben und glaube wirklich nach meinen gemachten Erfahrungen versichern zu können, daß

sich der Ort ganz vorzieglich zu geistiger Produktion eignet ..."

Er hätte noch länger ungestört reden können, wenn nicht Hobbe nach Überprüfung des Satzes wiederholt festgestellt hätte, daß Genie in der Kunst ein Grenzbegriff sei, und hinweg geeilt wäre, um den bedeutenden Fund schriftlich zu bergen.

Den höflichen Oberleutnant traf dabei ein derartig leerer Blick aus den Augen des Gelehrten, daß er entsetzt zurückprallte und auch hinterher viel zu verblüfft war, um sich gekränkt zu fühlen.

„Spinnt," sagte er zur Dierl. „Ich bidde, lieber Herr Kamerad, der Kerl spinnt evident. Wann ich an Ochsen mit der Hack'n niederschlagen möchte ... verzeihen den harten Ausdruck ... aber, wann ich an Ochsen niederschlag, macht er ungefähr solchene Augen wie der Mensch ... das heißt, bloß ungefähr, und immerhin noch bedeitend intelligentere."

Es kam vor, daß Frau Hobbe mit ihrem Töchterchen spazieren ging, wenn die weihevollsten Stunden über Horstmar kamen und seine Gedanken sich so tief in das Irrationale der Phantasie bohrten, wie der Blick seiner entgeistigten Augen in die Astlöcher der Scheunenwand. Es kam vor, daß ihr dann zwei Herren begegneten und daß der Elegantere sie höflich grüßte. Dann dankte die außerordentliche Professorsgattin mit solcher Kälte, daß ein wärmerer Blick, der sie streifen wollte, auf dem halben Wege erfror.

„Ich bidde, Herr Kamerad," sagte Wlazeck, „was is das für eine Art von Weiblichkeit? Ist das vielleicht Charme? Wahrscheinlich soll es Größe sein, aber bidde, was heißt Größe? Das wahre Weib muß einen Gruß halb entgegennehmen und halb parieren und auch auf Distance das reizvolle Spiel einer erlaubten Koketterie entfalten, das heißt, wann sie das kann, wann sie Charme hat, wann sie ein entzückendes Weib ist. Was meinen Herr Kamerad?"

Dierl, der als alter Junggeselle keinen Sinn für Nuancen des weiblichen Charakters hatte, ant-

wortete etwas mürrisch: „Hätten S' halt die fade Wachtel net grüßt!"

„Aber bidde . . ."

Wlazeck setzte seinem Herrn Kameraden lebhaft auseinander, daß nichts auf der Welt ihn bewegen könne, unritterlich zu sein.

Am Ufer des Vils entlang wandelnd, gewährte er dem Inspektor der Artemisia Einblicke in das Wesen der Galanterie, die lehrreich hätten sein können, wenn sie nicht um Jahrzehnte zu spät gekommen wären.

* * *

Die Nummer vier in der Fremdenliste führte Herrn Tobias Bünzli, Dichter aus Winterthur, an; das Wort Dichter war durchschossen gedruckt, vermutlich auf Wunsch des Kaufmanns Natterer, der den Gast als wertvolle Akquisation betrachtete. Mit der äußeren Erscheinung Bünzlis war nicht viel Staat zu machen. Er war ein langer, hagerer Mensch, in der Mitte der Zwanziger; sein Gesicht war blaß und unrein; auch die Zähne waren schadhaft, und auf geistige Beschäftigung deutete nur ein üppiger Haarwuchs hin. Aufmerksame Beobachter hätten sehen können, daß die Hände des jungen Mannes auffallend groß waren und Spuren von Frostbeulen trugen.

Sie konnten vom Dichten in kalten Dachstuben herrühren, aber ein mißtrauischer Mensch hätte eher an einen Kommis gedacht, der in ungeheizten Lagerräumen hatte arbeiten müssen.

Bünzli erhielt ein hübsches Zimmer beim Bürgermeister Schwarzenbeck, doch dichtete er anscheinend am liebsten in der freien Natur.

Auf den Bänken, die Harlander gestiftet hatte, saß er und schaute träumerisch über den Fluß hin, besonders träumerisch, wenn junge Mädchen um die Wege waren.

Sie gingen zu zweit und zu dritt ineinander eingehängt den Hügelweg zur Vils hinunter und

bewunderten Bünzli, der an ihnen vorbei in selige Gefilde schaute. Ob sie errieten, daß er ihretwegen hastig den Bleistift netzte und Worte in sein Notizbuch schrieb? Altaich liegt weit ab von der Literatur, aber der Teufel steckt in allen Mädeln.

In der Post bedeutete der junge Mann wenig; seine Versunkenheiten zu Mittag und am Abend erregten keine Teilnahme.

Sie standen freilich in wunderlichem Gegensatze zu dem riesigen Appetit, den Bünzli zeigte, aber Hobbe gab sich mit Rätseln der Natur nicht ab, und ein nicht vorgestellter Mensch war kein Mensch für die Frau Professor.

Wlazeck sah freilich, was der junge Mensch aß und wie er aß. Er sah auch, daß seine Schuhe schief getretene Absätze hatten, daß seine Hände ungepflegt und seine Fingernägel abgebissen waren. Damit schied Tobias für den Herrn Oberleutnant aus der Klasse achtenswerter Individuen aus.

Wlazeck unterhielt sich lieber mit Eingeborenen, die er oft ermahnte, sich nie und durch nichts von den schlichten Gewohnheiten der Väter abbringen zu lassen.

„Beachten Sie stets, Herr Posthalter, daß die Basis Ihres florierenden Geschäftes die Billigkeit der Preise ist. Das ist gewissermaßen Ihre Spezialität, und in dem modernen Mischmasch is jede Spezialität etwas Söltenes und eißerst Wichtiges. Schauen Sie, ich kann da aus eigener Erfahrung sprechen. Ich habe erlebt, daß ganze Gegenden durch den internationalen Schwindel ihres Reizes beraubt worden sind. Was tut da ein denkender Mensch? Er bleibt ganz einfach weg. Wann ich zum Beispiel den Wunsch hege, das echte Altbayern kennen zu lernen, will ich den gemietlichen Posthalter Blenninger antreffen, seine Jovialität und seine zivilen Preise. Wann ich natürlich ein Aff' bin, rutsch' ich in den Hotölls herum und soupiere im Frack und mache den internationalen Schwindel mit. Folgen Sie mir, Herr Posthalter, und bewahren Sie sich Ihre prachtvolle Spezialität!"

„Ja . . . ja . . ." antwortete der Blenninger, „is scho recht."

Bedeutsamer für die Geselligkeit war das Eintreffen des fünften Kurgastes, des Kanzleirates Anton Schützinger aus München.

Der kleine, beleibte Herr schien üble Laune nicht zu kennen.

Er war ein Mann, der, auf der höchsten Höhe des Kanzleidienstes stehend, mit sich selbst zufrieden sein mußte und keine Wünsche mehr hegen konnte.

Das herrliche, so wenigen Menschen beschiedene Schicksal, am Ziele angelangt zu sein, über das hinaus es nichts mehr anzustreben gab, gewährte ihm ein Glücksgefühl, das seine Augen hinter der Brille fröhlich funkeln ließ.

Er erzählte gerne Anekdoten, aber dabei kam ihm seine im Dienste angewöhnte Gewissenhaftigkeit in die Quere, denn er verweilte bei Nebenumständen, gab einleitende Erklärungen, verbesserte sich und kam selten zum guten Ende.

Das störte ihn nicht, weil er mehr Wert darauf legte, den hohen Beamten, von dem er die Geschichte hatte, namhaft zu machen.

Schützinger mietete sich in der Post ein und setzte sich am ersten Abend zu den beiden alten Soldaten, die ihn gewähren ließen.

Es stellte sich, wie es nicht anders sein konnte, bald heraus, daß der Herr Kanzleirat manche angesehene Persönlichkeit kannte, die der Herr Oberinspektor gut kannte, und daß der Herr Oberinspektor mit gewichtigen Männern verkehrt hatte, die zu den Bekannten des Herrn Kanzleirates gehörten.

„Diese Gemeinschaft der Konnaissancen," sagte Wlazeck, „hat etwas Riehrendes. Sie stempelt die Angehörigen der gleichen Stadt gewissermaßen zu Kindern derselben Mudder. Das kann in der Fremde geradezu einen herzbewägenden Charakter annehmen. Ich bidde, ich war im Jahre zweiundachtzig — pardon! es war dreiundachtzig —, weil

damals mein intimster Freind, der Graf Kielmannsegge, nicht der Max Kielmannsegge, sondern der Georg Kielmannsegge, der gelbe Schurl, wie ich ihn getauft hab, das Lemberger Korps kommandierte. Von was, bidde, wollte ich sprechen? Ja so ... pardon! Von der Gemeinsamkeit der Konnaissancen. Ich war damals unseligen Angedenkens in Jaroslau in Garnison. Kennen die Herren Jaroslau? Nicht? Dann begehren Sie es nie und nimmer zu schauen! Alsdann, ich sitze bei Chaim Weichselzopf im Kafeehause, eine Schale Haut trinken. Ein Rittmeister von den vierten Dragonern setzt sich zu mir. Tschau! Särvus! Wir sprechen von früheren Zeiten und Garnisonen und kommen auf Graz. Er war dort — ich war dort. Er kennt den Baron Styrum, den Graf Spaur, er schwärmt von der Komteß Buttler, von der Hansi Buttler, nicht von der Mizzi, die war damals noch angehendes Backfischel. Alsdann ich kenne den Styrum, den Spaur, ich schwärme von der Hansi Buttler ... auf einmal ... ich bidde, meine Herren, es ist effektive Tatsache ... stirzen uns harten Soldaten die Tränen aus den Augen ..."

„Übrigens, Herr Kamerad, mir in Burghausen ..." wollte Dierl beginnen, aber der Kanzleirat hielt seine Zeit für gekommen.

„Entschuldigen, Herr Oberinspektor, wenn ich unterbreche, aber mir fallt bei der Erzählung, die der Herr Oberleitnant soeben ... ah ... vorgebracht hat, eine s e h r lustige Anekdote ein, das heißt, es ist eigentlich weniger eine Anekdote, was man im gewöhnlichen Sinn unter einer Anekdote versteht, sondern mehr eine sehr treffende Antwort, die tatsächlich vorgekommen sein soll. Da keine Damen in der Nähe sind" — Herr Schützinger sah sich vorsichtig um, bemerkte aber bloß den Dichter Bünzli, der in der Nase bohrte —, „da keine Damen in der Nähe sind, kann ich es ja wohl erzählen. Für die Damenwelt wäre der Witz, respektive das Vorkommnis etwas zu gepfeffert

oder doch zu pikant. Unser Ministerialrat Kletzenbauer hat es neulich auf unserer Kegelbahn zum besten gegeben, und ich muß sagen, daß ich selten was Lustigeres gehört habe ... Der Witz ist nämlich folgender, es handelt sich um einen älteren Herrn, so eine Art Bonvivant, wie man zu sagen pflegt; der Betreffende war schon bedenklich ergraut, das heißt, er war kein Greis, aber doch schon über gewisse Jahre hinüber. Kurz und gut, ein Bekannter begegnet ihm auf der Straße, oder im Klub, kurz und gut, er sieht ihn wieder einmal nach längerer Zeit, vielleicht nach Jahren, und macht gewisse Anspielungen auf das Älterwerden mit einem pikanten Beigeschmack, die Herren verstehen schon, und da sagt dieser ältere Herr, dieser Bonvivant, ob vielleicht jemand aus dem Bekanntenkreis von dem betreffenden Herrn, aus dem Damenkreis natürlicherweis, eine Beschwerde eingereicht habe ... Ich muß sagen, die Kegelbahn hat gewackelt, so haben wir alle g'lacht ..."

Dierl blieb ernst. Wlazeck blieb sehr ernst. Bloß der Kanzleirat brach über seine Anekdote in ein schallendes Gelächter aus und sah sich augenzwinkernd nach dem jungen Menschen um, ob der nicht am Ende an der Pikanterie teilgenommen habe. Er hätte es ihm in seiner Gutmütigkeit gegönnt.

Aber Tobias Bünzli bohrte in der Nase.

* *
*

Es war Schranne in Altaich, wie alle Samstage. Da die Heuernte zu Ende war und die Getreideernte noch nicht begonnen hatte, kamen etliche Bauern auf den Markt und machten sich einen guten Tag in der Post.

Geschäfte gab es um die Zeit eigentlich nicht, aber jeder machte kleine Einkäufe, damit die Bäuerin daheim den guten Willen sah.

Sie saßen bis in den Nachmittag hinein in der Wirtsstube und unterhielten sich über die Ernteaussichten.

Dann fuhr einer nach dem andern weg, und

Martl schirrte die Gäule ein, hielt mit jedem einen kurzen Diskurs ab und lüpfte die Haube, wenn er sein Trinkgeld kriegte.

Den Lenzbauer und den Sappelhofer, zwei angesehene Bauern von Riedering, begleitete der Posthalter selber hinaus und wünschte ihnen das beste Wetter für die Ernte.

Wie sie weggefahren waren, wollte der Blenninger in die Stube zurückgehen, blieb aber in der Durchfahrt stehen, weil ihm was einfiel.

„He, Martl!"

Der Hausel kam langsam heran.

„Wos is?"

„Paß auf, morg'n is Sonntag, gel?"

„Ja."

„Da kunntst du eigentli amal de neue Haub'n aufsetz'n ..."

„Warum nacha? Müaßt i Maschkera geh im Summa, grad weil's der trapfte Kramawaschl hamm möcht? Sie hamm ja selm g'sagt, daß dös a Dummheit is ..."

„No ... no ... Dös braucht's net, glei a so ob'n außi ..."

„Is ja wahr! Wenn ma 'r amal was sagt, nacha muaß gelt'n ..."

„Was hab i g'sagt? Daß d' net auf d' Station abi steh muaßt, hab i g'sagt ..."

„Und daß i den Malafizkrama, dem damisch'n, sein dumma Bletschari net aufsetz'n muaß, hamm S' g'sagt. Und dös sag i pfeigrad, dös tua 'r i amal net ..."

Blenninger sah, daß sein alter Martl fuchsteufelswild war, und beschwichtigte ihn.

„Vo mir aus brauchst d'as net aufsetz'n, aba gar so aufdrah'n brauchet's aa net, wann i di um an G'fall'n o'geh ..."

„Dös kunnt aa no a G'fall'n sei, daß i als Hanswurscht umanand laffa müaßt ..."

„Laß da sag'n, Martl, da brauchst jetzt net schimpf'n, dös sell könna mir mit Ruah ausdischkrier'n. I hab de G'schicht am O'fang anderst

o'g'schaugt und hab auf'n Natterer sei G'red überhaupts nix geb'n. Aba jetza schaugt si de Sach do a bissel anderst o. Es kemman Fremde, es san scho fünfi do, sie zehr'n was, sie bringan a Geld her, es kunnt glei sei, daß no mehra kemman. Folgedessen war dös net ganz so dumm, was da Natterer g'sagt hat. No ja, kunnt ma'r eahm aa an G'fall'n erweis'n. Und wenn er de Haub'n eigens macha hat lass'n, schau, Martl, de tat di net gar so druck'n ..."

„Na! I geh amal net Maschkera."

„Was hast denn allawei mit den Maschkera geh? Gibt do gnua Hausmoasta, de wo sellane Haub'n aufhamm. Z' Minka is da ganz Bahnhof voll ..."

„De san's net anderst g'wöhnt."

„G'wöhnt! Damal hat's a jeda 's erstmal aufg'setzt. Probierst as halt amal in deiner Stub'n! Vielleicht g'fallt's da bessa, wia's d' moanst."

„Net mag i, dös sag i Eahna glei. Sie hamm g'sagt, daß 's a Dummheit is, und bal Sie dös selm g'sagt hamm, nacha wer i de Dummheit net macha müaß'n zweg'n dem spinnat'n Krama ..."

Der Posthalter sah, daß er nichts erreichen konnte, und ging in die Stube. Martl schob seine Ballonhaube ganz windschief nach rechts und schaute grimmig vor sich hin, als Herr von Wlazeck mit dem Kanzleirat an ihm vorüber ging.

„Särvus, Herr Haus- und Hofmeister!" rief der Oberleutnant jovial.

Martl schaute ihn spinngiftig an. Um Mund und Nase zuckte es ihm wie einem bissigen rauhhaarigen Schnauz. Er wollte etwas sagen, wie man deutlich wahrnehmen konnte. Er sagte es aber nicht, sondern drehte sich um und ging.

„Ein Prachtexemplar!" sagte Wlazeck fast zärtlich. „So was von einem gut konservierten, vorsündflutlichen Hausknechtsideal ist mir überhaupt noch nicht vorgekommen. Ich versichere, Herr Kanzleirat, ich verehre diesen Menschen. Ich sehe in ihm den letzten einer aussterbenden Edelrasse, sozusagen einen Azteken der Grobheit."

Viertes Kapitel

Zweimal ging Natterer in die Ertlmühle, ohne Konrad treffen zu können. Es war sonderbar, wie gleichgültig sich der junge Mensch gegen die wichtige Sache verhielt.

Auch die Eltern zeigten nicht den rechten Eifer.

Das erste Mal lief er sich warm und erzählte der Ertlmüllerin keuchend, daß er dem Sohne die allerwichtigste Mitteilung machen müsse, von der sehr viel abhinge für seine künftige Laufbahn.

Frau Margarete sagte lächelnd, große Worte und Federn gingen viel auf ein Pfund, und er solle erst richtig ausschnaufen.

Dann kam der Ertlmüller und hörte Natterer mit Ruhe an und meinte, der Herr Natterer solle ihm das Nähere mitteilen, er werde es dann gelegentlich seinem Konrad ausrichten.

So viel Wasser auf sein Feuer gab einen beizenden Rauch, und der Kaufmann erwiderte, das lasse sich nicht wie eine Botschaft bestellen, das müsse er mit Konrad selbst besprechen.

Den ganzen Vormittag wartete Natterer auf den jungen Menschen. Er durfte doch annehmen, daß er gleich zu dem geschätzten Auftraggeber eilen und daß er sich umtun werde.

Konrad kam aber nicht.

No ja! Künstler sind amal keine G'schäftsleut. Sie leben in den Tag hinein wie die Spatzen; man muß ihnen den eigenen Vorteil aufzwingen.

Nach dem Essen machte sich Natterer wieder auf den Weg zur Ertlmühle. Diesmal ohne Hast, gravitätisch, ein wenig beleidigt oder sonderbar berührt von den Sorglosigkeiten der Ertlmüllerischen.

„Gut'n Tag, Frau Oßwald!" sagte er in gedehntem Tone. „Also was is jetzt?"

„Grüß Gott, Herr Natterer! Was meinen S'?"

„Wo Ihr Herr Sohn is?"

„Der Kunrad? Ja, du lieber Gott, wo werd der sei? Im Wald drauß mit sein Malkast'n . . ."

„Hm! Das is ja sehr schön, daß er so fleißig

4*

is, aber ... Frau Oßwald, hamm Sie ihm eigentlich g'sagt, daß i was Wichtigs mit ihm reden muß?"

„Jessas na! Da hab i ganz vergess'n. Aber vielleicht hat's ihm mei Martin ausg'richt'. Lassen S' Ihnen nur Zeit, er kommt scho amal ..."

„Zeit?" fragte Natterer. „Ja, ich hab Ihnen doch g'sagt, daß die Sach äußerst pressant is. Net für mich, sondern für'n Herrn Konrad. Mir kann's am End gleich sei, aber i mein', wenn i zweimal extra runter lauf ..."

Frau Margaret rief zur Mühle hinüber: „Martin!"

Der Ertlmüller stand unterm Tor und schaute einem Tauberer zu, der sich verliebt im Kreise drehte.

„I komm glei," rief er zurück, beeilte sich aber nicht, sondern ging gemächlich auf die beiden zu. Unterwegs blieb er gar noch stehen und drehte sich nach dem Tauberer um.

„Du, Martin," sagte Frau Margaret, „der Herr Natterer fragt, ob du unserm Konrad nix g'sagt hast, weil die Sach pressiert?"

„Ja ... I weiß net, hab i 's ihm scho g'sagt oder net ..."

„Jetzt weiß i aber wirklich nimmer, was i sag'n soll," fiel Natterer ein. „I hab's do dringend g'nug g'macht, und d' Frau meint, es pressiert net, und Sie tun net dergleich'n ... Ja, meine lieb'n Leut, nehmen S' ma's net übel, aber ich hab mei Zeit doch auch net g'stohl'n, und i ko net jed'n Tag in d' Ertlmühl runterlauf'n vom G'schäft weg ..."

„Der Konrad kommt scho amal nauf," sagte Martin gelassen.

„So? Amal? No ja ... da muß i scho sag'n ...

Natterer sagte nichts mehr, denn er war ernstlich aufgebracht.

Er schüttelte den Kopf und grüßte und ging.

Daheim verlangte er von seiner Frau, sie solle ihm das Benehmen der Ertlmüllerischen erklären.

Wally meinte, der alte Oßwald sei immer so ... Aber das ließ Natterer nicht gelten.

„Entweder die Leut hamm kein Verständnis für de Sach, oder sie leg'n überhaupts koan Wert drauf. Schön! Von mir aus. Jetzt kenn i koa Rücksicht nimmer und übergib die Sach einfach an andern."

„Karl! Schau, ma muß doch mit de Leut leb'n ..."

„Nix! Aus is ..." Natterer strich mit der Hand über die Ladenbuddel ... „Jawohl, ma müßt eigentli mit die Leut leb'n, aber diese Rücksicht'n gengan bloß bis zu einem gewissen Grad. Und jetzt tua ma den G'fall'n und red nimmer davo!"

Er war ein gefälliger Mensch und mit kaufmännischer Höflichkeit gefüllt, aber er blieb bei seinem Entschlusse, einen andern Maler zu protegieren, und er versteifte sich noch mehr darauf, weil Konrad auch während der nächsten Tage nicht kam. Das bedrückte ihn, und dazu kam die schwierige Frage, wohin er sich denn nun wenden solle.

Er ging mit finsterem Gesichte im Hause herum, und sein erfinderischer Geist zeigte ihm keinen Ausweg.

„Jessas, Karl! Jetzt fallt mir was ein ..." rief die Frau Wally beim Mittagessen, und sie war so ergriffen von ihrer Eingebung, daß sie den Löffel im Mund behielt.

„Was fallt dir ei?"

„Du ... is net unsa Summafrischla a Kunstprofessor? Der woaß do g'wiß solchene Maler, dena wo du dös geb'n kunntst ..."

„Hm! ..."

Ganz so dumm, wie man's hätte vermuten sollen, war der Einfall nicht.

„Hm! Der Herr Hobbe? Kunstprofessor is er allerdings, aber net in Bayern. Und bis von Hannover ko i do net an Maler herb'stell'n ... Aber frag'n wer i 'n do ..."

Natterer bedachte, daß er dabei eine schöne Ge-

legenheit habe, dem Herrn Kunstprofessor sein Interesse für Bildung zu zeigen.

Nach dem Mittagsschläfchen ging er ins erste Stockwerk hinauf und klopfte an der Türe der Studierstube an. Als sich nichts hören ließ, klinkte er das Schloß auf und trat ein.

Horstmar Hobbe saß zurückgelehnt in seinem Stuhle und schaute unverwandt zum Fenster hinaus.

Er war bei der Frage angelangt, ob der Intellekt die Form nur bilde, oder ob er sie erzwinge, und wenn ihn auch seine alte Blutleere im Gehirne nicht befiel, so schien doch in den Assoziationszentren der Hirnrinde eine Störung der Gehörseindrücke vorzuliegen.

Herr Natterer hustete ein paarmal ohne Erfolg, dann sagte er laut:

„Entschuldingen schon, Herr Professa ..."

Hobbe fuhr zusammen und starrte den Besucher erschrocken an.

Natterer verstand die Situation und redete möglichst laut, um den Gelehrten wach zu erhalten.

„Entschuldingen schon, Herr Professa, daß ich quasi unangemeldet bei Ihnen vorspreche, aba ich möchte mit Ihnen betreff einer Kunstsache konferiern, weil Sie betreff einer solchen Frage quasi eine Autorität sind ..."

In Hobbes Auge blitzte kein Verständnis auf, aber der Kaufmann fuhr herzhaft und unbekümmert weiter:

„Indem es sich nämlich um die Anfertigung oder beziehungsweise um die Herstellung von einem künstlerischen Panorama unseres Kurortes handelt, wie man diese betreffenden Panorama jetzt öfter sieht, zum Beispiel in diverse Bahnhöf. In der Mitten nämlich eine Totalansicht und drum herum die Nebenansichten von reizvollen Ausflugsorten und idyllischen Plätzen, und drum herum etwas Malerisches, zum Beispiel Embleme mit Alpenrosen, sozusagen einen Rahmen ..."

Hobbe hatte sich so weit gefaßt, daß er fragen konnte: „Wovon s ... sprechen Sie eigentlich?"

Natterer verstand, daß er lauter reden müsse und strengte seine Stimme an.

„Es soll also quasi von Künstlerhand ein Panorama von Altaich geliefert werden, wodurch das reisende Publikum auf die Schönheiten unserer Gegend hingelenkt wird . . ."

Der Gelehrte hatte den Sinn der Worte begriffen.

„Warum bes . . . sprechen Sie die Angelegenheit nicht mit einem Photographen?" fragte er.

„Es soll ja von Künstlerhand geliefert werden, respektive gemalen," brüllte Natterer. „Und indem da Herr Professa in diesem Fache sozusagen eine Autorität bilden, möchte ich die Frage an Ihnen richten, ob Sie net jemand wiss'n, respektive rekommandier'n können?"

Hobbe war langsam aus den Höhen des Intellektes auf den Erdboden niedergeschwebt und stand nun darauf.

„Sie sind im Irrtum, Herr . . . Herr . . ."

„Natterer," ergänzte der Hausherr.

„Herr Natterer, Sie sind in einem verhängnisvollen Irrtum begriffen. Die Kunst als Seiendes, als Realität exis . . . stiert nicht für mich. Ich beschäftige mich nur mit den Begriffen ihrer Gesetzmäßigkeit, mit den Verhältnissen der Massenverteilung zum Rhythmus der Linien einerseits und anderseits zur Dynamik der Farbe. Ich beschäftige mich mit Irrationalen, mit dem Uns . . . sprechbaren, nicht mit der mehr oder minder rohen Äußerlichkeit des Produktes. Die naturalistischen Dinge perhorresziere ich, und ich behandle nur die abs . . . strakte Form, indem ich den latenten Rhythmus von Linien und Raumeinheiten zergliedere. Ich weiß nicht, ob Sie mich genau vers . . . standen haben?"

Natterer war unverschämt genug, ja zu sagen.

„Jawoi, Herr Professa. Ich habe Ihnen durchaus verstanden . . ."

„Dann müssen Sie sich selbst sagen, daß ich über derartige imitative Wiedergaben der äußeren Natur

keine Auskunft geben kann, wenn und weil mich nur das latente Gesetz der Natur in seinen Beziehungen zur Kunst interessiert ..."

„Jawoi, Herr Professa. Das heißt also quasi, daß Sie neamd rekommandiern können?"

Natterer merkte, daß Hobbe sich wieder von der Erde erhob und in die kristallklare Region der Erkenntnis entschwebte.

Respektive er merkte, daß der Gelehrte sozusagen das Spinnen wieder anfing.

Darum ging er mit einem freundlichen Gruße, der nicht mehr gehört und erwidert wurde.

Als er an die Treppe kam, wurde eine Türe leise geöffnet, und Frau Mathilde Hobbe rief ihn mit gedämpfter Stimme an.

„Herr Natterer ... einen Augenblick!"

„Gut'n Tag, Frau ..."

„Bs ... s ... s ... st! Nicht so laut! Wo waren Sie eben, Herr Natterer?"

„Beim ... bei ... Ihrem Herrn Gemahl ..."

Bei Hors ... stmar?! Um Gottes willen! Aber wie konnten Sie?"

„Entschuldingen Frau Professa, aber in betreff einer Kunstfrage ..."

„Bs ... s ... s ... st! Gott, wenn ich denke, jetzt in den Nachmittagss ... stunden!"

Frau Hobbe warf einen schmerzlich erschrockenen Blick zur Decke hinauf, als sähe sie die Genien des Intellektes herum flattern, aufgescheucht durch den banalen Besucher.

„Ja no ..." sagte Natterer, „ich hab mir natürlich denkt, als Kunstprofessa ..."

„Nie mehr!" flehte Frau Mathilde. „Nie ... nie mehr!"

Sie legte den Finger an den Mund und zog sich zurück.

Natterer stieg die Treppe hinunter.

Die letzte Mahnung war überflüssig, denn er hatte selber die Einsicht gewonnen, daß mit dem papierenen Deppen nichts anzufangen sei.

Es fiel ihm nicht leicht, auch nur innerlich sei-

nen Mieter und Kunden so zu heißen, denn er war Kaufmann und schätzte eine Familie, die seine zurückgesetzten Kieler Sprotten vertilgte.

Er war bereit, einem Manne, der aus dem hohen Norden bis nach Altaich gekommen war, Ehrerbietung zu erweisen.

Aber die Wahrheit drängte sich ihm zu ungestüm auf.

* * *

„Weiberred'n, armes Red'n," sagte Natterer zu seiner Frau. „Mit deine Einfäll derfst dahoam bleib'n. Schickt s' mi zu dem Uhu nauf mit seine ledern' Augendeckel. Der schlaft ja, wenn ma mit eahm red't! Und an Rat soll ma si von dem geb'n lass'n! Mei Liabi, wenn dir nix G'scheiters net eifallt ..."

„Was woaß denn i?" erwiderte Wally. „Auf seiner Visitenkart'n steht amal, daß er Professa is von der Kunst. Mehra hab i net g'sagt."

„Is scho recht. Aber mit deine Einfäll laßt mir mei Ruah!"

Leider ließen den Herrn Natterer auch seine eigenen Einfälle in Ruhe; er konnte sich besinnen, soviel er wollte, er fand keinen Ersatz für Konrad, und er dachte schon daran, nach Piebing zu fahren und dem Verleger des Vilsboten sein Anliegen vorzutragen, als eines Nachmittags der leichtsinnige junge Mensch aus der Ertlmühle ohne Schuldbewußtsein seinen Laden betrat.

„Ah ... da Herr Oßwald!"

„Grüß Gott, Herr Natterer! Ich muß mich doch amal erkundigen, was eigentlich los ist. Mein Vater hat mir erzählt ..."

Natterer rieb sich freudig erregt die Hände und verbeugte sich immer wieder.

„Ich hab ja g'sagt, der Herr Oßwald kommt scho. Natürlich, a Künstler is kein G'schäftsmann, obwohl a bissel lang ... aber no, ich hab ja g'wußt, daß Sie uns net im Stich lass'n ..."

„Natürlich net. Wenn ich Ihnen behilflich sei kann. Um was handelt's sich's denn?"

„Ja. Da muß ich etwas weiter aushol'n, sozusag'n ... Aber, Herr Oßwald, im Lad'n könna mir net ungeniert dischkriern ... Darf ich bitt'n?" Er öffnete die Türe zur Stube nebenan, bot aber noch geschwind dem Besuche eine Hammonia Superfina an.

Konrad saß nun dem Herrn Natterer gegenüber, der sich räusperte und zu reden begann.

„Ja also, Herr Oßwald, Sie wissen — net wahr — beziehungsweise Sie hamm selber den Aufschwung verfolgt, den wo unser Altaich genommen hat, wenn auch der Kulminationspunkt sozusag'n noch nicht erreicht is ..."

„Sie meinen als Sommerfrische?"

„Als Luftkurort, jawohl. Sehen S', Herr Oßwald, ich will mich net selber lob'n, das is überhaupts net meine Art und Weise, aber Sie glaub'n net, was für Schwierigkeiten daß ich überwinden hab müssen, damit daß dieses Resultat erzielt worden is. Die Leute hier, wissen Sie, die hamm keinen Weitblick, die kennen die Neuzeit net, und natürli, zuerst hab i da mei liebe Not g'habt. Jetzt is ja die Konstellation besser, seitdem daß unsere Kurgäst eingetroffen sind. Bis jetzt hamm wir fünf ... i weiß net, ob Sie unterrichtet sind?"

„Ich hab schon g'hört davon."

„Fünf sind's. Lauter bessere Leut, die natürlich den Ort in ihren diversen Zirkeln wieder empfehl'n. Mir hamm sogar einen Dichter, der wo in der Lage ist, in der Zeitung für uns einzutreten. Er wohnt beim Schwarzenbeck. Und bei mir wohnt ein Professor von der Kunstgeschichte ..."

„So?" fragte Konrad etwas aufmerksamer.

„Ja ... von der Kunst. Natürlich, ob er hinsichtlich einer Propaganda zum brauch'n is, möcht ich bezweifeln, indem er den ganz'n Tag studiert ... no ja ... und in der Post is ein Oberleitnant und ein Kanzleirat, also lauter Leute von einer besseren Gesellschaftsschichte. Das is bloß der

Anfang, und mir müss'n jetzt erst recht mit der Reklame beginnen. Net wahr?"

„Ja . . . ja . . . und was soll ich . . .?"

„Glei san ma soweit, Herr Oßwald. Sehg'n S', in der Reklame muß ma vo de andern lernen. Sie hamm doch gewiß schon öfter in die Bahnhöf diese Ansichtspanorama g'sehg'n, die wo eigentli von alle bedeitenden Kurort existier'n. Zum Beispiel in der Mitt' die Totalansicht des betreffenden Platzes und drum herum die idyllischen Punkte. Ich weiß net, ob . . ."

„Ich kenn's schon, Herr Natterer, und wahrscheinlich möchten Sie, daß ich . . ."

„Freilich! daß Sie mit Ihrer Künstlerhand die Sache arraschier'n. Mir versteh'n uns scho, net wahr, Herr Oßwald? Sie müss'n halt a bissel idealisier'n, daß ma zum Beispiel das Waldgelände a bissel größer rauskommen laßt, und daß ma 's Gebirg näher herzieht . . ."

„Schön. Ich will's amal versuch'n . . ."

„Und recht romantisch, gel'n S', Herr Oßwald? Zum Beispiel die Bilder so arraschier'n, daß so eins hinter dem andern vorschaugt . . ."

„Was für Plätze aus der Umgebung wollen Sie haben?"

„Den Sassauer See amal ganz g'wiß," rief Natterer eifrig. „Zu dem passet halt a Mondnacht, Herr Oßwald, und a Schiff und vielleicht a Mönch drin? Waar dös net romantisch?"

„Je nachdem," sagte Konrad lächelnd und stand auf. „Ich weiß jetzt, was Sie wollen, Herr Natterer, und will Ihnen gern behilflich sein . . ."

„Bleiben S' noch an Augenblick! Nämlich, mir brauch'n do aa was Weibliches auf dem Panorama. Könnte man da nicht ein Madel in der Tracht anbringen?"

„In welcher Tracht?"

„Im Gebirgskostüm, wissen S', und mit einem Busch Almrosen in der Hand . . . dös gebet ein Meisterwerk. Und bis wann meinen S' . . .?"

„Das kann ich net so bestimmt sag'n, aber

wahrscheinlich können Sie 's in ein paar Tagen haben . . ."

„In ein paar Tag?" fragte Natterer unsicher.

„Schneller geht's nicht . . ."

„Net schneller . . . ich mein' net schneller . . . wissen Sie, Herr Oßwald, Sie derfen mi net falsch versteh'n. I weiß schon, daß der Künstler a gewisse Freiheit haben muß, aber weil's eine Reklame is, soll's halt an Publikum auch g'fallen. Desweg'n mein' ich, Herr Oßwald, Sie sollen 's net modern machen . . ."

„So, wie ich's halt kann, Herr Natterer. Wenn's fertig is, sehen Sie 's ja, und ich nehm's Ihnen net übel, wenn Sie mir sag'n, daß 's Ihnen net g'fallt . . ."

„Nein, nein, Herr Oßwald, Sie müss'n mich net falsch versteh'n. Ich red' net vom G'fallen und von mir. Ich mein' bloß wegen dem Publikum, und weil Sie sag'n, daß Sie bloß a paar Tag brauch'n, erlaub' ich mir die Bemerkung, daß Sie quasi net modern . . ."

Konrad gab dem besorgten Mann lächelnd die Hand.

„Hoffen wir 's Beste, und wenn's fertig is, kommen Sie vielleicht zu mir runter . . ."

„Gern; überhaupts, wenn Sie irgend an Rat brauch'n . . . also vielen Dank, Herr Oßwald . . . habe die Ehre, guten Nachmittag zu wünschen . . . nochmals besten Dank . . ."

Unter der Türe fiel es Natterer ein, daß er einen Punkt vergessen hatte.

„Entschuldigen, Herr Oßwald . . . ich mein' bloß . . . unser Fremdenverkehrverein is natürlich noch net so . . . mit Mitteln . . ."

Konrad lachte.

„Das hab ich mir schon denken können. Also einstweilen grüß Gott!"

Hm ja. Das war ja sehr nett und entgegenkommend von dem jungen Menschen. Überhaupt mußte man sagen, daß er durchaus liebenswürdig auf die Sache eingegangen war, aber . . . hm!

Ob er sich auch über die Idee ganz klar war? Und nicht am Ende so hudri wudri was machen wollte?

In ein paar Tagen?

Natterer trat in den Laden zurück.

„No, was is jetzt?" fragte Wally neugierig.

„Genau, wie ich g'sagt hab," erwiderte Natterer. „Der junge Mensch freut si, daß ma ihm soviel Vertrauen schenkt . . ."

„Macht er's?"

„Macht er's! Natürli macht er's. Zweg'n was berat' i mi denn mit eahm? Da brauch i koan Kunstprofessa dazua. Auf de Idee hast übrigens bloß du kumma kinna . . ."

* * *

Vor Wally ihrem Manne hinausgeben konnte, trat Tobias Bünzli ein. Ein guter Beobachter hätte bemerkt, daß in dem Dichter etwas vorging, als er im Laden stand.

In seine Augen trat ein freundlicher Glanz, und seine Nase sog wohlgefällig den Duft der Spezereiwaren ein.

„Mit was kann ich Herrn Doktor dienen?" fragte Natterer.

Der Doktor gefiel Bünzli. Er lächelte freundlich und wünschte Zigarren.

Man legte ihm Hamburger vor und erkundigte sich, wie dem Herrn Doktor das Klima bekomme.

„Das Klima ischt mir ganz egal . . ."

„Und können der Herr Doktor hier angenehm dichten?"

„Ich brauche eben absolute Ruhe," erwiderte Bünzli.

„In dieser Beziehung hätten der Herr Doktor keinen besseren Platz wie Altaich finden können."

Der Dichter zuckte die Achseln.

„Der Fremdenzufluß scheint eben doch in erschreckendem Maße zu steigen . . ."

Das klang zu angenehm, als daß Natterer wider-

sprechen wollte. Er meinte aber, es gäbe noch lauschige Plätzchen für Inspirationen.

Tobias horchte kaum zu.

Er befühlte einen Ballen Hemdenstoff, der auf der Ladenbuddel lag und sagte: „Baumwolle mit Leinenappret ..."

Natterer wunderte sich über die Sachkenntnis, lenkte aber das Gespräch wieder auf den Fremdenverkehr.

„Bis jetzt ist es nicht so schlimm," sagte er. „Die Saison hat nicht so lebhaft eingesetzt ..."

„Es ist aber schon wieder eine Familie eingetroffen," entgegnete Bünzli.

„Eine Fa —?"

„Ein Rentier aus Berlin mit seiner Frau und Tochter und mit einer Zofe."

Rentier — Berlin — Zofe —

Die Ahnung von einer bedeutungsvollen Noblesse überkam Natterer, und er fühlte sich in seinem Triebe, ins Freie zu stürzen, durch den Dichter gehemmt.

Bünzli befühlte einen andern Hemdenstoff und sagte träumerisch: „Gingan." Das stimmte wieder.

Natterer achtete nicht darauf.

„Eine Familie? Wann? Wo?" fragte er dringlich.

Bünzli gab Auskunft. Vor einer halben Stunde habe er die Nachricht von der Kellnerin in der Post erfahren.

Ein Rentier aus Berlin und Frau und Tochter und eine Zofe.

Nun hielt es den Kaufmann nicht mehr.

„Sie entschuldingen, Herr Doktor ... Wally! Mein Huat, mein Spazierstecken! ... Sie entschuldingen, Herr Doktor ..."

Bünzli verabschiedete sich, und gleich darauf stürmte Natterer aus dem Laden und eilte über den Marktplatz weg zur Post.

Fünftes Kapitel

„Wer nach Altaich fahrt, aussteigen!" rief der Schaffner, als der Personenzug in Piebing hielt. Er öffnete die Türe eines Wagens zweiter Klasse und fragte:

„De Herrschaft'n fahr'n nach Altaich?"

„Jawollja — spricht Olja," antwortete ein beleibter Herr, der in einem hellen Staubmantel steckte und eine Reisemütze trug.

Er kletterte ziemlich behende aus dem Wagen und rief:

„Nanu! Wo is denn 'n Träger?"

„Koan Träger gibt's da net," sagte der Schaffner. „Aber i hilf Eahna scho, und der Stationsdiener tuat aa mit."

Der Herr sprach in den Wagen hinein.

„Also Kinner, kommt mal raus! Hier sind wir richtig."

Ein stattliche Dame und nach ihr ein schlankes, hübsches Mädchen von etwa zwanzig Jahren kamen aus dem Coupé ...

„Stine!" rief die Dame. „Reichen Sie das Gepäck heraus!"

Die Zofe, eine stattliche, hochgewachsene Blondine, nahm eine Reisetasche aus dem Netze und eine Hutschachtel und eine kleinere Tasche, dann einen Plaid mit Schirmen und Stöcken, und noch eine Hutschachtel.

Der Schaffner nahm ihr die Gepäckstücke ab und stellte sie behutsam nieder.

Dann pfiff er dem Stationsdiener, der gemächlich herankam.

„De Herrschaft'n fahr'n nach Altaich. Hilfst eahna 's Gepäck danach in 'n Zug eini toa."

„Is scho recht. Mir hamm no lang Zeit; der Altaicher is no gar net einag'fahr'n."

Der Herr im Staubmantel überzeugte sich, daß auch das große Gepäck ausgeladen worden war, drei Koffer und zwei umfangreiche Hutschachteln.

Dann schritt er neben seinen Damen auf und

ab und betrachtete die Gegend ganz so kritisch, wie man es von dem Rentier Gustav Schnaase aus Berlin erwarten durfte.

Hinter dem kleinen Bahnhofe führte eine mit Birken eingefaßte Straße nach einem größeren Orte, von dem man etliche Gebäude, anscheinend Brauereien, und mehrere Kirchen sah.

Die kleineren Häuser versteckten sich hinter Laubbäumen. Bis an den Ort heran schoben sich bewaldete Hügel, an deren Fuß ein Fluß zu sein schien; man konnte das aus den Weiden schließen, die seinem Laufe folgten.

Im ganzen ein hübsches, friedliches Bild. Das helle Grün der abgemähten Wiesen stieß an gelbe Kornfelder. Die Halme bewegten sich im Winde, und so liefen die Schatten bis zu den Weiden hin, machten Schwenkungen und verloren sich in der Ferne.

„Sagen Sie mal, was ist das für'n Ort?" fragte Schnaase den Stationsdiener und deutete auf Piebing.

„Dös? Dös is Biewing."

„Und wo liegt Altaich?"

Der Stationsdiener deutete mit dem Daumen halbrechts. „Dort hint'n." Schnaase sah scharf nach der Richtung hin.

Felder. Weiter entfernt Hügel, die sich ineinander schoben.

„Dort hinten? Na, sagen Sie mal, wo sind denn nu Ihre Alpen?"

„Alp'n?"

„Ja. Ihr Gebirge?"

Der Stationsdiener schüttelte den Kopf.

„Von koan Gebirg woaß i nix," sagte er und ging weg.

„Nanu, Karline, siehste? Was ich mir schon den ganzen Weg hierher dachte, die Brüder haben uns geleimt mit dem Inserat. Aber mir haben schon die Kinkerlitzken nich gefallen. Nu wart mal auf dein Alpenglühen!"

„Ich finde es lächerlich, wie du seit München

immer und ewig das gleiche sagst. Warte doch mal ab. Und übrigens stand im Inserate: Voralpen. Was hat es für'n Zweck, daß du mir die Laune verderben willst?"

„Will ich doch gar nich. Ich konstatiere einfach die Tatsache, und ich bin nu mal nich blind gegen die Tatsachen. Wenn es heißt Voralpen, dann müssen doch mindestens hinten die Alpen sein, und zwar in der Nähe und so, daß man se sieht. Nich wahr? Denn tausend Kilometer vor den Alpen is am Ende Schöneberg ooch."

„Du kannst ja deine scharfsinnigen Bemerkungen machen, wenn wir erst mal in Altaich sind. Ich sehe nich ein, warum du schon vorher nörgelst."

Schnaase wollte erwidern, als sein Blick auf die Altaicher Lokomotive fiel, die schnaubend und pustend mit zwei kleinen Wagen dahinter einfuhr.

„Heiliger Bimbam!" rief er. „Das is ja die Olle von Potsdam, mit der Großvater das erste Mal fuhr. Die wurde doch Anno Null ausrangschiert, wie der große Wind war! Also da is se jetzt?"

Freilich hatte die Lokomotive nicht die geringste Ähnlichkeit mit einer Maschine des zwanzigsten Jahrhunderts, aber es war doch beleidigend, wie sich der fremde Herr vor sie hinstellte und ein lärmendes Gelächter aufschlug.

Der Führer schob sein rußiges Gesicht aus dem Verschlage und maß den Spötter mit bösen Blicken.

Schnaase gab nicht acht darauf und rief immer wieder: „Nee, so was lebt nich mehr! Nu sieh mal bloß den Schornstein! Es is die Olle von Potsdam . . ."

Endlich ging er weg und stieg mit Frau, Tochter und Stine in einen von den kleinen Wagen, wo er wieder Anlaß zur lauten Heiterkeit fand.

„Ich will dir mal was sagen, Karline, nu bin ich im Bilde, und die Sache gefällt mir schon besser. Nach den Waggongs zu schließen, kommen wir in patriarchalische Zustände, und wenn Schwindel dabei is, denn is es wenigstens keen moderner Schwindel. Sieh dir die Bänke an und den

Ofen! 'n richtig gehenden Ofen haben se drin! Kinner, was sagt ihr nu?"

„Ich sage, du sollst nich ewig kritisieren. Daß es nich der Hamburger Schnellzug is, weiß ich auch. Und wenn ich Stadtbahn haben will oder Untergrundbahn, denn bleibe ich eben zu Hause."

„Will ich doch gar nich! Nee, im Jejenteil! Spaß beiseite, Ernst in de Tasche, ich fasse Zutrauen zu den Leuten und der Umjejend. Wo man sonne Bahnen hat, da laß dich ruhig nieder! Da is noch Biedersinn und Zurückgebliebenheit."

„Nu halte nich fortwährend Reden, Gustav!"

„Versteh mich richtig, Karlineken! Du meinst immer, ich nörgle; ich spreche aber meine volle Zufriedenheit aus. 'n Ort, zu dem man mit sonner Bahn fährt, kennt keine Schwindelpreise und Ausbeutung und Fremdenindustrie. Die Leute sind primitiv. Und primitiv is jut. Ich bin ausgesöhnt mit der Gegend, und wenn se uns, oder vielmehr, wenn se dir, Karline, auf den Leim gelockt haben mit ihre Voralpen ohne Hinteralpen, dann sage ich einfach, es is Inserat. Und Inserat is erlaubter Schwindel. Wenn ich ne Wohnung an der Hedemannstraße inseriere, mache ich se ooch schöner, wie se is."

Herr Schnaase hatte keine Zuhörerinnen, da sich seine Frau unwillig abgewandt hatte und Henny und Stine zum Fenster hinaussahen.

Das hätte ihn nicht abgehalten, weiter zu reden, aber die Umgebung erregte seine Neugierde, und da der Zug noch immer hielt, stand er auf und stellte sich auf die Plattform hinaus.

Er sah, wie der Stationsdiener zwei schäumende Maßkrüge zur Lokomotive hinaufreichte, wie der Führer und der Heizer sie nahmen, und wie sie sich nach etlichen kräftigen Schlucken mit dem Stationsdiener unterhielten.

Da alle drei zu ihm hinsahen und dann ein dröhnendes Gelächter aufschlugen, konnte er glauben, daß sie sich über ihn unterhielten und einige Nord- und Südgegensätze gefunden hatten.

Er nahm es den primitiven Leuten nicht übel, und daß sie schon wieder Bier tranken, fand er originell. Es entsprach auch den Schilderungen, die man ihm von Bayern gemacht hatte.

Er war so guter Laune, daß er jetzt den Markt Piebing mit Wohlwollen betrachtete.

Er zählte. Eine, zwei, vier Brauereien in dem kleinen Nest! Donnerwetter! Die Brüder hier mußten aasig picheln, wenn sich die rentieren konnten.

Na, man sah's ja.

Der Lokomotivführer reichte dem Stationsdiener die zwei leeren Maßkrüge hinunter und wischte sich mit der rußigen Hand den Schnauzbart ab.

„Ochott!" rief Stine und prallte vom Fenster zurück. „Was sind das für Leute!"

Henny fragte, was denn los wäre. Aber Stine sträubte sich zu erzählen. „Ochott! Neun!" rief sie mehrmals.

Dann sagte sie, daß der Mann, der die Bierkrüge trug, stehen geblieben sei und sich — ochott! fui! — in die Finger — neun! — geschnäuzt habe.

„Un denn fuhr er sich mit der andern Hand, in der er doch die Krüge trug, unter der Nase lang — so . . ."

Stine machte es nach und verzog ihr hübsches Gesicht vor Abscheu.

Henny sagte, man werde sich hier vermutlich an einiges gewöhnen müssen. Sie habe ganz den Eindruck.

Darin erblickte Frau Schnaase eine Opposition gegen ihre Pläne und Wünsche, denn von ihr war der Vorschlag ausgegangen, und sie hatte es durchgesetzt, daß man nach Altaich reiste.

„Ich verbitte mir diese Bemerkungen, Henny. Wenn Papa und ich mal nach Bayern wollten, dann werden wir wissen, warum. Und wenn wir nich schon wieder nach Zoppot gingen, dann hatten wir unsere Gründe dagegen. Und Stine! Wenn Sie den Anblick nich ertragen können, dann setzen Se sich nich ans Fenster! Übrigens in Klein-

5*

Kummerfelde kann ja auch mal so was vorkommen. Nich?"

Stine widersprach, und Henny war schockiert.

Herr Schnaase kam von der Plattform herein und wollte sich über seine Beobachtung auslassen, aber seine Frau schnitt ihm das Wort ab, und dann setzte sich der Zug in Bewegung.

Er fuhr durch ein fruchtbares Land, das sich wohlig im Sonnenschein ausbreitete und dem Betrachter alles mögliche von einst und jetzt erzählte.

Von Arbeit, die in uralten Formen geschieht und die Geschlechter der Menschen unverändert erhält; von Freuden, die sich ewig gleich wiederholen in den stattlichen Wirtshäusern, vor denen geputzte Maibäume stehen; vom mühseligen und vom lustigen Leben, das in den kleinen Kirchen den ersten Segen empfängt, und daneben unter den Kreuzen zur Ruhe kommt.

Kleine Wege liefen neben der Bahn her, huschten über Brücken, versteckten sich hinter Stauden und Bäumen, kletterten die Hügel hinauf und schlichen sich verstohlen in grüne Wälder.

Ein Schloß stand hinter einem Weiher und schaute verächtlich über niedere Häuser weg. Es konnte vielleicht die Zeit nicht vergessen, da es ein gräfliches Lustheim war, mit Genien und Wappen über dem Tore, mit einem auf französische Art geputzten Garten dahinter.

Es hörte in seinen Träumen die Fontäne plätschern, die ihr Wasser übermütig in die Höhe schleuderte und zurückfallen ließ auf einen gravitätischen Neptunus und einige niedere Wassergötter. Es träumte von gezierten Schiffen, die auf dem Weiher fuhren, von tapfermutigen Rittern gelenkt, die denen preiswürdigen Damen ihre brennende Passion erklärten.

Es dachte an vergangene Zeit und schämte sich der Gegenwart, die es zu einem Kinderasyle gemacht hatte. Seine Pracht mußte untergehen, aber in den niedern Häusern mit den strohgedeckten Dächern hatte sich nichts verändert.

Schnaase, der den Kopf zum Fenster hinaus hielt, mochte, wenn auch nicht das, so doch allerlei denken, und Gedanken sprach er aus.

„Karline, ich warte nu schon die ganze Zeit und sehe nich die Spur von Industrie. Nischt wie Bauernhäuser un Kirchen un Kirchen un Bauernhäuser. Die ganze Neuzeit mit ihrem kollossalen Fortschritt ist in diese Gegend überhaupt noch nich vorjedrungen. Nich ein Fabrikschlot, nich ein Etablissemank, und wenn ich an so ne Fahrt denke, wie von Berlin nach Leipzig oder Hannover oder nach Halle, denn frage ich mich, wie is es möglich, daß der moderne Geist einfach wie vor ner Schranke halt gemacht hat, und wie is es möglich ..."

„Gott, Gustav! Das sagt doch schon Baedeker, daß man in der Fremde nich die gleichen Verhältnisse suchen soll, wie zu Hause."

„Ich lasse mir von Baedeker nich das Denken verbieten, und wenn ich vor ner rätselhaften Erscheinung stehe, dann suche ich eben nach ner Erklärung. Als denkender Mensch, nich wahr?"

„Du bringst dich bloß um den Genuß, weiter nischt. Mir is es doch wirklich mehr wert, daß die Gegend hübsch ist."

„Hübsch ... na ... ja."

„Fängst du schon wieder an? Ich finde diese kleinen Dörfer und überhaupt alles ganz entzückend."

„Meinetwegen. Aber Enttäuschung is es und bleibt es, wenn ich mich auf Alpen vorbereite ... na, laß mal! Ich weiß ja, was du sagen willst, und ich nörgle nich. Ich konstatiere aber die einfache Tatsache, daß hier nich die Spur von Industrie zu sehen ist. Da! Vier, fünf Häuser mit Strohdächern, un daneben wieder ne Kirche! Nee, das is nu mal ne andre Welt."

Der Zug hielt oft. Hie und da vor einem kleinen Bahnhofe, manchmal auf freiem Felde. Dann stand auf einer hölzernen Tafel das Wort „Haltestelle", und eine kleine Hütte aus Wellblech war der

Warteraum. Beim Halten und Anfahren prallten die Wagen so aufeinander, daß man von den Bänken gehoben wurde.

Und einmal fiel Stine einem gegenübersitzenden Landmanne, der in Zeidolfing eingestiegen war, auf den Schoß.

„Ochott! Neun!" rief sie schmerzlich aus und schob sich den Hut wieder gerade. „So fährt man doch nich!"

„Er werd eahm net gnua Dampf hamm; er ziahgt eahm a weng hart o," sagte der Zeidolfinger.

Stine blickte ihn ratlos an. Sie konnte kein Wort verstehen.

„Er werd eahm z'weng Dampf hamm," wiederholte der Mann freundlich, aber es konnte sich keine Unterhaltung entspinnen.

Man fuhr noch eine Weile durch das Vilstal, und endlich schnaufte die Lokomotive sehr erschöpft im Bahnhofe von Altaich.

Schnaase stieg rasch aus und sah sich nach einem Hoteldiener um.

Es waren aber nur zwei Leute da.

Der Bahnvorstand Heigelmoser und der Stationsvorsteher Simmerl.

Heigelmoser grüßte ritterlich, setzte seinen Kneifer zurecht und ging zur Lokomotive vor, was er sonst nie tat, und richtete im Befehlstone Fragen an den Lokomotivführer Schanderl, der so verblüfft war, daß er anständig und freundlich antwortete.

Hinterdrein glaubte er, daß der Adjunkt übergeschnappt wäre.

Er wußte nicht, was er für eine unwürdige Rolle hatte spielen müssen, damit der Heigelmoser sich vor der eleganten jungen Dame ein Ansehen geben konnte.

Schnaase wandte sich an den Stationsdiener.

„Sagen Sie mal, wer schafft denn hier das Gepäck ins Hotel?"

Simmerl schaute ihn verständnislos und gleichgültig an.

Er brummte, daß er von keinem Hotel nichts wisse.

„Wir wollen doch hier ... du hast den Namen aufgeschrieben, Karline ..."

„Hotel zur Post" las Frau Schnaase aus ihrem Notizbuche vor.

„Von da Post is neamd da. Von da Post kimmt überhaupts neamd ..."

„Ja, sollen wir unser Gepäck selbst auf der Karre hinbringen? Heiliger Bimbam, nu wird mir die Bummelei aber doch zu stark! ..."

Heigelmoser eilte heran und klappte die Absätze zusammen.

„Bahnvorstand Heigelmoser ..."

„Sehr angenehm; mein Name ist Schnaase. Sagen Sie mal, Herr Bahnvorsteher ..."

„Die Herrschaften wollen ihr Gepäck in die ‚Post' schaffen lassen?"

„Aber natürlich! Ich verstehe nur nich ..."

„Die Herrschaften sind vermutlich zum Kuraufenthalt eingetroffen?"

„Jawollja ... aber sagen Sie mal, was sind denn das für Zustände? Es muß doch jemand vom Hotel am Zuge sein ..."

Heigelmoser lächelte.

„Die Leute sind der Situation noch nicht so gewachsen ..."

„Nanu! Wenn man schon die größten Inserate losläßt ..."

„Vielleicht kann das Gepäck einstweilen hier eingestellt werden, und dann holt man es von der ‚Post' ab?"

„Also gut. So wird's wohl gehen, Karline?"

Frau Schnaase nickte. Henny fing belustigt den huldigenden Blick des Adjunkten auf.

Das spornte ihn zu neuer Liebenswürdigkeit an.

„Das kleine Gepäck lasse ich den Herrschaften gleich besorgen. Das können ja Sie tragen," sagte er zum Stationsdiener.

Simmerl, dem sein Vorgesetzter gar zu geschäftig vorkam, war unwirsch.

„I?" fragte er.

„Nehmen Sie's nur und begleiten Sie die Herrschaften!"

„Ja, i muaß do de zwoa Kaibln ei'lad'n vom Hartlwirt z' Tandern . . ."

„Die laden Sie später ein!"

Simmerl fand, daß sich der Herr Adjunkt ein wenig krautig machte, und er hätte sich am liebsten widerhaarig benommen, aber eine Ahnung, daß bei der Geschichte etliche Maß Bier herausschauen könnten, stimmte ihn versöhnlich.

Er nahm eine Hutschachtel und zwei Taschen und ging voran. Stine folgte mit dem andern Gepäck. Hinter ihr ging die Familie Schnaase, die sich freundlich von Heigelmoser verabschiedet hatte.

„Was er für verliebte Nasenlöcher machte!" sagte die Tochter.

„Henny! Wenn uns schon jemand freundlich entgegenkommt . . ."

„Gott, Mama! Hältst du es für nötig, bei jeder Gelegenheit erzieherisch zu wirken? Ich gestehe dir offen, daß ich keinen Geschmack daran finde."

Frau Schnaase, die auf der staubigen Straße bei der prallen Hitze genau so schlecht gelaunt wurde, wie ihre Tochter, wollte heftig erwidern, aber der Vater nahm das Wort.

„Kinner! Mir geht allmählich 'n Seifensieder auf. Dieses biedere, um verschiedene Jahrhunderte zurückgebliebene, schlichte Volk hat uns Berliner auf unserm ureigensten Gebiete geschlagen, nämlich auf dem Gebiete des Zeitungs- und Inseratenwesens! Allerhand Achtung vor dem geriebenen Jungen, der das, was wir hier sehen, mit fetten Buchstaben ausgerechnet in einem Berliner Blatte als Höhenluftkurort ausschreiben ließ. Der Mann hat Mut und Phantasie, und die Art, wie er uns eingewickelt hat, imponiert mir. Wenn ich 'n Berliner Inserat lese, bin ich vorsichtig, und kommt's recht dicke, denn denke ich mir: Scheibe mein Herzken. Aber wenn das Auge mitten unter den großstädtischen Schwindelannoncen ganz un-

vermutet auf so ne angepriesene bayrische Oase fällt, denn riecht's förmlich nach Natur und Treuherzigkeit, und kein Mensch denkt an Schwindel, und man malt sich ne Idylle aus, man gibt noch selbst was dazu, weil man glaubt, dieses schlichte Volk hat gar nich den Mut, ordentlich aufzutragen. Man denkt, es is zu schüchtern, zu naiv. Un denn eilt man auf Flügeln des Vertrauens her und sieht, was einem die Brüder als Höhenluftkurort in den Voralpen angedreht haben ..."

„Ich gehe keinen Schritt mehr weiter," sagte Frau Schnaase, deren Antlitz von Sonnenhitze und Empörung glühend rot geworden war.

Sie blieb stehen, und man sah es ihr an, daß eine übermächtige Bitterkeit in ihr aufgequollen war.

„Nanu, Olleken!" rief ihr Mann etwas erschrocken aus.

„Ich gehe keinen Schritt mehr weiter. Ich habe es satt, mich von dir und Henny quälen zu lassen ..."

„Aber Mama!"

„Ja! Quälen und peinigen ..."

Frau Schnaase kämpfte mit den Tränen.

„Ihr tut ja gerade, als ob ich verantwortlich wäre für alles, was euch nicht gefällt. Nein! Fällt mir doch gar nicht ein! Ich tue einfach nicht mehr mit. Sag' dem Mann, er soll das Gepäck zurücktragen! Wir nehmen den nächsten Zug. Ich fahre heim, und ihr könnt ja tun, was ihr für gut findet ..."

„Aber, Karline, nun beruhige dich wieder! Du bist 'n bißchen nervös geworden ..."

„Ich? Ihr natürlich nicht!"

„Wir ooch. Es fällt mir doch nich im Schlafe ein, dich zu kränken oder dich verantwortlich zu machen ... Nee! Und sieh mal zu, wir gehen jetzt ruhig ins Hotel, und denn ruhen wir uns aus ... nich wahr? Und denn sehen wir schon, was zu tun ist ..."

„Also gut! Ich gehe noch mal mit. Aber, Gustav, das sage ich dir, wenn du noch mal auf mir piekst, dann packe ich sofort."

„Bong! Nu komm aber. Wir wollen doch nich hier auf der Straße ... Der Kerl spitzt schon die Löffel ...“

Die Familie legte den letzten Teil des Weges schweigend zurück, und in Schnaase erregte alles, was er nun unterdrücken mußte, einen heftigen Zorn.

Unterm Tore der „Post“ standen der Blenninger Michel und sein Hausknecht Martl. Sie hielten eine Siesta ab, indem sie nichts sprachen und abwechselnd aufs Pflaster spuckten. Sie wurden empfindlich gestört. Zuerst mußten sie erstaunen über die Prozession, die hinterm Simmerl von der Bahn herauf kam, dann mußten sie ihre Stellung räumen, weil die Leute offenbar in die „Post“ kamen, und dann trat der dicke Herr auf den Blenninger zu und sagte in einer unangenehm scharfen Sprache:

„Der Mann behauptet, daß Sie der Posthalter sind.“

Michel schaute mit unerschütterlicher Ruhe in die zornigen Augen des Fremden und antwortete langsam: „I bin da Posthalter — jawoi ...“

„So? Na, dann will ich Ihnen mal was sagen. Wenn Sie Ihren famosen Voralpenkurort schon ausschreiben, wissen Se, wenn Sie schon das Geld für Inserate ausgeben, dann können Se sich auch den Luxus gestatten und 'n Hoteldiener auf die Bahn schicken, nich wahr? Das is nämlich so Usus in Europa, wissen Se, und zu Europa gehören Sie am Ende ooch noch, nich wahr? Das is nämlich keine Manier, wissen Se, daß man Gäste anlockt, und denn läßt man sie auf der Bahn stehen und zwingt die Damen, die staubige Straße da heraufzupaddeln. Das können Sie machen, wissen Se, mit Ihren ausgewachsenen Rabattentretern, aber nich Damen, nich wahr? Diesen Mindestgrad von Kultur müssen Se hier ooch noch leisten, verstehen Se, oder lotsen Se die Leute nich her in Ihre Schwindelalpen und schicken Se ganz einfach 'n Wagen an die Bahn. Das wollte ich Ihnen zunächst mal sagen, verehrter Herr!“

Die Wirkung auf den Posthalter war sehr stark. Zuerst schaute er harmlos und interessiert dem Herrn auf den Mund und bewunderte ihn, daß er die Worte so schnell hintereinander ausstoßen konnte, aber allmählich zog er den Kopf ein und schielte verlegen zum Martl hinüber, der mit weitaufgerissenen Augen den Vorgang beobachtete, und dann nahm der Blenninger die Mütze ab, kratzte sich hinter den Ohren und sagte, als Schnaase fertig war: „Ja ... ja ... und nacha wollen S' wahrscheinli dableib'n?"

„Das kommt auf Verschiedenes an, nich wahr? So Koblenz-Coblenz lassen wir uns nich mehr auf den Leim locken, aber jedenfalls müssen wir jetzt 'n paar Zimmer haben ..."

Der Posthalter ersah die Gelegenheit zur Flucht, und um seinen Rückzug zu decken, schrie er in die Gaststube hinein:

„D' Fanny soll komma! Herrschaft'n san da... machts amal, daß d' Fanny außa kimmt!"

Dann schlüpfte er schneller, als es seine Gewohnheit war, in die Gaststube, wo er sich auf das Ledersofa am Ofen in einen ganz sicheren und gedeckten Winkel setzte. Er holte sich mit einer schwerfälligen Bewegung eine Zigarre aus der Tasche, und indes er den Rauch nachdenklich vor sich hinblies, hörte er wie von Ferne noch einmal das Schnellfeuer des Berliners.

„Ja, Herrschaftssax'n!... Resi! Sag' da Köchin, sie soll ma'r an Kaffee einaschick'n ... ja, Kreuzbirnbamm und Hollerstaud'n! Ja, Herrschaftseit'n überanand! ..."

Martl ließ seinen Herrn im Stich, als er merkte, daß sich die Geschichte auf ihn und den neumodischen Bahnhofdienst hinüberreiben konnte.

Er zog sich zurück und entwischte in das Kutscherstübl zu seinem Freunde Hansgirgl, der als Postillon täglich von Altaich nach Sassau fuhr.

Im Kutscherstübl, an dessen Wänden alle möglichen Pferdegeschirre hingen, roch es gemütlich nach geschmiertem Leder. Ein Backsteinkäs, von

dem der Hansgirgl bedächtig ein Stück nach dem andern herunterschnitt, und ein eingebeizter Rettich gaben ihre Düfte darein.

Martl setzte sich an den Tisch, und Hansgirgl schob ihm schweigend den Maßkrug zum Willkommen hin. Da tat Martl einen tiefen Zug, und wie er sich hernach den Schnauzbart abwischte, schaute er mit gläsernen Augen geradeaus.

„Saggera! Saggera!“ sagte er.

„Magst koan Kas?“ fragte Hansgirgl.

„Na. Koan Kas mog i jetzt net.“

Aber ein Bier mochte er, und er nahm den Maßkrug und tat wieder einen tiefen Zug.

„Saggera! Saggera!“

Er mußte an das Erlebnis unterm Tore denken und es innerlich verarbeiten.

Der Hansgirgl dachte an nichts.

Er aß ein Stück Brot und ein Stück Käs und etliche Blattl vom Rettich und fing die Reihenfolge wieder von vorne an.

Die beiden kannten einander so gut, daß ihnen das Beisammensein auch ohne Dischkrieren genügte. Aber den Martl trieb es doch, sein Erlebnis zu erzählen; er stieß seinen Freund mit dem Ellenbogen an.

„Da Blenninga is heint unter de Breiß'n eini kemma . . . Mei Liaba, den hat's dawischt . . .“

„Da Blenninga?“

„Ja.“

Martl trank.

Hansgirgl stützte das Messer auf den Tisch und schaute verloren vor sich hin.

Dann fragte er: „Was hat denn der Blenninga mit die Breiß'n z' toa?“

„Ja no . . . A Summafrischla. Woaßt scho, mit dera neumodisch 'n Gaudi kemman allerhand Leut' daher.“

„A so moanst? A Summafrischla?“

Hansgirgl war mit dem Käs fertig und wischte sein Messer umständlich am Einwickelpapier ab, und dann trank er auch einmal.

„So ... so ... A Summafrischla," wiederholte er.

„Dös ko'st da fei net denga, wia der Breiß an Posthalter z'sammbiss'n hat ... mei Liaba!"

„Geh?"

„A so hat er'n scho nieda gredt, daß nix zwoats net gibt."

„Ah! Zwegn was nacha?"

„Ja, woaßt scho. Der Breiß is mit 'n Zug kemma, und drei Weibsbilder hat a bei eahm g'habt, und weil neamd auf da Bahn g'wen is, weil ma's net g'schmeckt hat, net? Da is da Breiß belzi worn, und da is eahm unta da Haustür da Posthalta in Wurf kemma. Und hat'n scho g'habt aa und nimma auslass'n, mei Liaba! ..."

„Geh?"

Hansgirgl stand schwerfällig auf und ging mit dem leeren Maßkrug zum Fenster hin. Er pfiff gellend durch die Finger.

Ein Stallbub lief über den Hof und nahm den Maßkrug.

„Holst a Maß! Aba net wieda z'erscht a Quartl abatrinka ... Mistbua! Sinscht schlag' i da'r amal 's Kreiz o ..."

„Rotzbua," brummte er noch, wie er sich wieder neben Martl hinsetzte. „... So ... so? An Blenninga hat der Breiß dabiss'n?"

„Ah ... mei Liaba! Da ko'st da nix denga, wia'n der z'sammpackt hat. Und wia g'schwind, daß der Mensch g'redt hat! An Stallkübl voll Wassa wannst nimmst und giaßt'n oan übern Kopf aus, nacha is aa net anderst. Zu'n Schnaufa kimmst d' nimma, wia di der z'sammpackt ..."

„Geh?"

Sie saßen in Gedanken verloren nebeneinander, bis Seppl die frische Maß brachte.

Dann prüfte Hansgirgl mißtrauisch den Inhalt und trank einmal richtig, und auch Martl nahm wieder einen tiefen Zug.

„So ... so? Ja, was hat'n nacha da Blenninga g'sagt?"

„G'sagt! Der is nimma zum Sag'n kemma, mei Liaba! Was glaabst denn, wia der Breiß g'redt hat! An Bozz hat er überhaupts nimma zuabracht. Grad auf und o is ganga, und 's Biß hat er eahm zoagt, wia da Hund an da Kett'n ..."

„Geh?"

„Wann a d' as sag, an Stallkübi voll Trank balst über oan ausschüttst, is aa net anderst ..."

Martl hatte sich genug erzählt, und Hansgirgl sich genug gehört. Sie hatten was zum Nachsinnieren und wunderten sich und tranken schweigend eine Maß dazu.

Sie hätten noch etliche getrunken und nachsinniert, aber ein paar Weibsbilder, die der Teufel immer herführen muß, wenn es einmal gemütlich wird, schrien im Hof herum nach dem Martl.

Da stand er mißmutig auf und ging.

* * *

„Kinner," sagte Schnaase und wischte sich mit der Serviette behaglich den Mund ab, „Kinner, wenn ich so an allens denke, was wir eben gegessen haben, dann sage ich allerhand Achtung, und wir dürfen uns nich überstürzen mit der Abreise ..."

„Wenn du das gleich gedacht hättest, wäre uns manches erspart geblieben ..."

„In gewisser Beziehung sollst du mal recht behalten, Karline, aber 'n bißchen warst du selbst schuld an dem Klamauk ... Nanu, reg' dich nur nich auf! Ich weiß schon, die Hauptschuld trifft mich. Aber siehste, es war eben der momengtane Eindruck. Wie wir die Straße lang gezoddelt sind, überkam mir der Gedanke, daß man sich doch eigentlich nich als Kesekopp von den gerissenen Ureinwohnern betimpeln lassen soll. Und unter dem Eindrucke, Karline, habe ich den verehrten Gastgeber 'n bißchen auf den Zug gebracht. Da war mir nu gleich leichter, und denn haben wir Zimmer bekommen, die in ihrer Art nich übel sind, wenn's

auch nich so is wie bei Ablong ... was sagste, Henny?"

„Ich finde, daß man auf gewisse Ansprüche nich verzichten kann. Kein laufendes Wasser, kein Bad, und ... na ja! ..."

„Hier sind doch Heilbäder. Wenn wir sie regelmäßig gebrauchen, können wir die andern entbehren," sagte Frau Schnaase.

„Vorerst wissen wir das nur aus dem Inserat, Karline, un Inserat is Schwindel. Ich will dir nich zu nahe treten, aber hoffentlich is es mit den Heilbädern nich so oder ähnlich wie mit den Voralpen. Aber Mama hat recht, Henny, man muß die Dinge nehmen, wie sie sind. Und wenn kein laufendes Wasser im Zimmer ist, denn hat eben die Bedienung mehr Unannehmlichkeiten, aber nich du. Und was den ... na ja ... betrifft, der Gegenstand is wohl zu delikat, als daß ich ihn hier näher in Betrachtung ziehe, aber ich will dir nur sagen, du mußt mal 'n bißchen groß denken. Und dabei kannste sehen, wie die Alten sungen, denn der Siegeszug des ‚W. C.' durch Berlin is noch nich so lange her ..."

„Vielleicht läßt du das Thema wirklich fallen, Gustav?"

„Ganz, was ich sage. Der Gegenstand is zu delikat. Ich möchte also nur betonen, Henny, daß man über Kleinigkeiten die Hauptsache nich aus dem Auge verlieren soll. Un die Hauptsache is das hier ..."

Schnaase klopfte auf den Tisch — „diese Schnitzel und die süße Speise ... Kinner, das war eins A ... und deswegen sage ich, wir dürfen uns kein abschließendes Urteil bilden, und wir wollen mal sehen, ob sich auch in den Preisen die gewisse Solidität bemerkbar macht. Fräulein, kommen Sie mal her!"

Resi kam langsam an den Tisch heran, und weil sie vor den fremden Frauenzimmern Scheu hatte, suzzelte sie verlegen durch die Zähne.

Die Schnaaseschen achteten nicht so darauf wie

Stine, die für solche Unanst... ständigkeiten ein scharfes Auge hatte.

„Fräulen, rechnen Sie mal zusammen!" Resi zog einen Bleistift aus ihrem falschen Zopfe und netzte ihn mit der Zunge.

„Viermal Schnitzel macht zwoa Mark vierzgi und zwanzgi is zwoa Mark sechzgi und viermal Supp'n is sechzgi, san drei Mark zehni ... na ... drei Mark zwanzgi ..."

Sie schrieb die Zahl auf die Tischplatte, denn einen Block hatte sie sich noch immer nicht angeschafft, trotz aller Ermahnungen des Herrn Natterer.

„Drei Mark zwanzgi und vier Rahmstrudel hamm S' g'habt, is a Mark zwanzgi, macht vier Mark vierzgi, und g'röste Kartoffi hätt i bald vagess'n, san vierzgi, macht vier Mark achtzgi, und Bier hamm S' g'habt zwoa Halbi und zwoa Quartl, san sechsadreißgi, und wia viel Brot?"

Schnaase hatte aus dem schauderhaften Deutsch nur die Worte vier Mark und achtzig aufgefangen; sie stimmten ihn fröhlich, und er rief wohlwollend: „Brot? Rechnen Sie, so viel Sie wollen, sagen wir pro Nase zwei ... also acht, verehrte Hebe!"

„Acht Brot san vierazwanzgi ..."

Resi wischte mit dem nassen Finger eine Zahl aus, schrieb eine neue hin und rechnete angestrengt ... Vier und sechs ... san zehni ... bleibt oans ...

Zuletzt kam die Zahl „fünf Mark vierzgi" heraus.

Schnaase gab ihr sechs Mark und sagte, so sei es nun recht, was einen starken Eindruck auf Resi machte.

Als sie ihre Ledertasche zuklappte und wegging, sah sich Schnaase vorsichtig um und flüsterte:

„Karline! Sechs Märker! Nu denk' mal an Zoppot oder an die Schweiz. Nee, Kinner, wir wollen die Natur hier mit wohlwollenden Augen betrachten, und wenn se nich unter allem Muff is, denn bleiben wir... Was machst du für 'n Flunsch, Henny?"

„Gott, ich weiß ja, wie das bei uns ist! Wir können nie hingehen, wo andere Leute sind . . . Das ist doch unsere Romantik . . ."

„Wenn du mich meinst," sagte Frau Schnaase, „dann will ich dir mal was sagen. Meine Romantik ist, daß ich mich erholen will, und vielleicht habe ich 'n Recht darauf, nich wahr? Und wenn ich schon das ganze Jahr die Leute aus der Kantstraße und vom Kurfürstendamm genießen muß, dann möchte ich mal im Sommer 'n paar Wochen für mich sein . . ."

„Mama hat recht. Ich bin ihr geradezu dankbar, daß sie mit dem gewissen Instinkte und ganz ohne Baedeker diese Oase der reellen Preise gefunden hat. Und das hat nu gar keinen Wert, Henny, daß du immer noch bei deinem gewissen . . . ‚na ja' bleibst und über Mangel an Kultur trauerst . . ."

„Nu laß das, Gustav! Jedenfalls sind wir hier, und wir werden nich ohne Grund weggehen. Vielleicht kann Henny zur Abwechslung auch mal Rücksicht nehmen auf meine Wünsche." Die Familie erhob sich, und Herr Schnaase sagte, er wolle mal mit dem Wirt 'n versöhnliches Wort sprechen.

„Fräulein, rufen Sie den Herrn Posthalter!"

Das ging nicht so leicht, denn der Blenninger Michel war über den Hof in einen geschützten Winkel entflohen. Er saß unter einer Hollerstaude hinterm Wagenschupfen, und beim Bienensummen und Fliegenbrummen war er eingeschlafen.

Die Resi rief der Fanny und die Fanny der Zenzi, und man suchte den Herrn im Stall und in den Städeln, und erst der Seppl, der die Gewohnheiten des Posthalters kannte, lief zu der Hollerstauden und weckte den Michel auf.

„Was gibt's? Füri kemma soll i? Zwegn was?"

„Zu de Herrschaft'n, de wo heut kemma san . . ."

Der Blenninger gähnte und stierte schlaftrunken vor sich hin.

„Heut . . . kemma san?"

Allmählich wurde in ihm die Erinnerung wach

an einen Menschen, der furchtbar schnell geredet hatte.

„Ah . . . der sell? Was wui denn der scho wieda?"

Er stand aber doch auf und ging langsam und verdrossen über den Hof.

Im Torweg stand Schnaase, der trotz des Vorsatzes, liebenswürdig zu sein, ungeduldig geworden war.

„Na endlich! Also verehrtester Herr Posthalter, ich möchte Ihnen zunächst das Kompliment machen, daß wir mit Ihrer Küche sehr zufrieden waren, und dann möchte ich Ihnen mitteilen, daß wir hier bleiben werden . . . zunächst mal ne Woche, wenn die Verpflegung auf der gleichen Höhe bleibt, wahrscheinlich länger . . ."

„So?" sagte der Blenninger.

„Natürlich, Ihre Einverständnis vorausgesetzt, wenn Sie die Zimmer frei haben . . ."

„Warum net?"

„Wie?"

„Warum nacha net?" wiederholte Michel. „De Zimma san scho frei."

„Schön! Also das wäre abgemacht, was?"

„Vo mir aus."

„Ja, wenn Sie einverstanden sind, und wenn also die Sache in Ordnung is, denn müssen Sie schon die Liebenswürdigkeit haben, unser Gepäck herschaffen zu lassen . . ."

Schnaase geriet unwillkürlich in einen gereizten Ton. Er konnte sich nicht so ohne weiteres in das Phlegma des Blenninger Michel schicken.

„Eahna Gepäck?"

„Jawollja . . . unser Gepäck. Wir haben nämlich die Hauptsache noch auf der Bahn stehen. Wir sind nich bloß mit Hemdkragen und Zahnbürste gereist . . ."

„Auf da Bahn drunt'n? Da muaß i's halt an Martl sag'n, daß a mit 'n Karr'n abi fahrt . . ."

„Vielleicht haben Sie die Güte, ja? . . ."

Der Blenninger hatte sie und auch das Bedürfnis nach Ruhe.

Er ging in die Küche und sagte der Seppi, sie solle es dem Martl sagen.

Davon kam das Geschrei der Weibsbilder, das Martl aus seiner Gemütlichkeit aufstörte.

* * *

Herr Schnaase ging zu seinen Damen, die vor dem Tore standen. Man wollte auf einem Spaziergange den Markt und seine versprochene Schönheit kennen lernen.

Schnaase war etwas verärgert.

„Na, fassungslos vor Entzücken war der Lulatsch nich, wie ich ihm das sagte, daß wir hier bleiben wollen. Die Art Leute is mir rätselhaft ..."

„Man muß sie eben nehmen, wie sie sind ..."

„Nimm se! Das is doch das, was ich sage. Man kann se nich nehmen. Betrachte dir mal den Menschen, wenn ich mit ihm spreche. Ich bin aufgeregt und ärgerlich, er merkt's nich. Ich bin liebenswürdig und sage ihm was Angenehmes, er merkt's nich. Er kuckt an mir vorbei in de Luft, und wenn er schon mal Antwort gibt, denn is es so, daß ich mich frage: wozu redste eigentlich, Schnaase? Nee! Wenn sie alle so sind ...!"

Sie waren nicht alle so.

Ein ganz anders geartetes, der Kultur sich viel mehr annäherndes Individuum eilte gerade jetzt über den Marktplatz und zog vor der berliner Familie mit auffälliger Ehrerbietung den Hut, verbeugte sich öfters, lächelte ein herzliches Willkommen und ging eilig weiter.

„Nanu!" sagte Schnaase und drehte sich nach diesem Vertreter der Zivilisation um.

Auch das Individuum blieb nach einigen Schritten stehen und drehte sich nach den vornehmen Fremden um.

Er grüßte wiederum und verschwand im Torwege.

6*

„Nanu!" sagte Schnaase und schritt etwas erleichtert neben Karoline her.

Natterer, der durch seine Höflichkeit eine ungünstige Meinung über die Altaicher gemildert hatte, stürmte in die Gaststube.

„Wo is der Herr Blenninger?"

„Hö . . . hö!" machte der Posthalter, der keine Aufgeregtheit leiden mochte.

„Also, Blenninger, das geht einfach nicht mehr! Wenn der Dichter net zufällig in mein Laden kommen wär, hätt' ich überhaupt nix erfahren, daß wieder eine Familie eintroffen is; dir is ja net der Müh' wert, daß d' mir a Nachricht gibst!"

„Dös hättst scho no z' wiss'n kriagt. So werd's net pressier'n . . ."

„Ich muß doch an Überblick hamm! Ich muß doch die Kurlisten führ'n! Oder führst as vielleicht du?"

„Gwiß net," sagte der Blenninger ruhig und steckte die Hände in die Hosentaschen.

„Also muß Ordnung sei, net wahr? Und überhaupts müssen Formulare her, verstanden, wo die eintreffenden Kurgäst eingschrieben wär'n . . ."

„Was hast denn für an Schmarrn?"

„Bei dir waar alles a Schmarrn! Bloß die Einnahmen net, gel? Wer hat denn d' Leut herbracht? Wenn i net ganz anderne Tendenzen hätt' als wie du, nacha waar heut no koa Kurgast in Altaich . . ."

„Is ja recht. Ma laßt dir dei Ehr . . ."

„Ich brauch' keine Ehr. Ich arbeite für das Gemeinwohl, und weil ich erkannt habe, daß jetzt die Epoche is, wo man Altaich als Kurort heben kann . . ."

„Also, vo mir aus. Du bist derjenige, wo . . ."

„Ich brauch keine Anerkennung, sag i. Aber Ordnung will i hamm, und de Formular müss'n druckt wer'n . . ."

„Druckst d' as halt . . ."

Der tiefe Frieden, den Blenninger ausstrahlte, wirkte auf Natterer, und er sagte ruhiger, daß er

seine Notizen machen wolle. „Hamm sich die Herrschaft'n schon ei'gschrieb'n?"

„Ko scho sei ..."

Fanny kam mit dem Fremdenbuche, das gleich wieder den Unwillen Natterers erregte.

Blenninger hatte das alte, vor vielen Jahren angelegte Buch behalten, weil es nicht bis zur letzten Seite beschrieben war.

Und so standen in der ersten Hälfte unter Geschäftsreisenden, durchziehenden Krattlern, Marktbesuchern auch Handwerksburschen aus aller Herren Ländern.

Und dicht unter einem Gottfried Schulze, Töpfergehilfen aus Perleberg, kamen der Oberinspektor Dierl aus München, der Oberleutnant von Wlazeck aus Salzburg, der Kanzleirat Schützinger aus München und, noch frisch mit Streusand bedeckt: Rentier Gustav Schnaase aus Berlin mit Frau, Tochter und Zofe ...

„Hm! Rentier ... Zofe ... Das müssen feine Leut sein ..."

„Wenn S' dös Ziefer erst sehg'n, de Zof'n," sagte Fanny, „da wern S' a Freud hamm. De geht am ebna Bod'n, als wenn s' Stieg'n steiget, und bal ma s' was fragt, versteht s' oan net. Aba de werd si schneid'n, wenn s' glaabt, i trag ihr 's Wassa nach! De schaffet alle Aug'nblick was o! Und wia sa sie gstellt, wenn s' was sagt! D' Aug'n druckat s' zua, de Loas, de greisliche ..."

„Fanny," sagte Natterer, „so derfen S' net red'n. De Leut san was Fein's g'wöhnt. Und vergessen S' net, daß da a guats Trinkgeld rausschaugt ... Was i sag'n will, Michel, i hab Durscht. Geh ma in Gart'n hintri und trink'n a frische Maß."

Damit war der Blenninger einverstanden, und sie setzten sich unter die drei Kastanienbäume, die in einer Ecke des Hofes ihren Schatten über drei Tische und etliche Bänke warfen.

Nur selten kam ein Gast dorthin.

Die Bauern blieben in der Stube, und die

Marktbürger gingen an schönen Abenden in den Blenninger Keller.

Natterer sah es ungerne, daß der Platz vernachlässigt war, und daß die Hühner Tische und Bänke verunreinigt hatten.

„Sollt aa net sei, Michel, oder jedenfalls, es sollt nimma sei. Du muaßt di überhaupts mehr an den Gedanken g'wöhnen, daß jetzt eine anderne Epoche für Altaich komma is, wie ma sagt. Da g'höret'n gedeckte Tisch her und Palmen, vastehst? In Kübeln, wia ma's in die Hotel siecht."

Der Blenninger gab ihm keine Antwort. Er blies bedächtig den dicken Schaum von seiner frischen Maß und schnaufte wohlgefällig, nachdem er getrunken hatte.

Natterer machte es ihm nach.

Diese echtesten Genüsse bleiben von den Zeitepochen unberührt.

Sechstes Kapitel

Auf der Nord- und Westseite des Sassauer Sees treten große Fichtenwälder ans Ufer heran, gegen Süden und Osten hemmen rasch ansteigende Hügel den Blick. Etliche Höfe liegen oben, deren Dächer über den Kamm herüber lugen.

Hie und da tönt von droben Hundegebell oder der Klang einer Glocke, die zur Mittagszeit die Ehhalten heimruft.

Aber wenn sich der Schall im Walde verliert, verstärkt er das Gefühl der Einsamkeit für einen, der am Ufer sitzend ins klare Wasser schaut.

Auf einer Halbinsel, deren Raum es beinahe ausfüllt, liegt das alte Benediktinerkloster Sassau.

Es stimmt eigen, wenn man ein mächtiges Gebäude, einstmals den Mittelpunkt eines nach allen Seiten hin wirksamen Lebens, verlassen und unbenützt sieht. Man sträubt sich dagegen, daß alles, was man hier als Ergebnis der Arbeit, des Fleißes

und der Kunstfertigkeit vieler Menschen erblickt, nur zum Verfalle dienen solle.

Daß hinter Marmorportalen in gewölbten Gängen und Sälen, in Werkstätten und Zellen alles Leben erloschen bleiben müsse. Die Zierrate über den hohen Fenstern zeigen, daß wenige Jahrzehnte vor der Säkularisation kunstreiche Hände das Kloster noch für eine ferne Zukunft geschmückt hatten, aber die Leere, die hinter den Scheiben gähnt, das Gras, das im gepflasterten Hofe wuchert, da und dort abfallender Mörtel zeigen auch, daß hier keine Sorgsamkeit mehr waltet.

Besonders an der Außenseite, gegen den See hin, sind arge Spuren des Verfalles sichtbar, und was hier als Gebüsch zur Zierde gepflanzt worden war, ist wild in die Höhe geschossen.

Dereinst war das Kloster reich an Landbesitz gewesen.

Die Grundstücke wurden aufgeteilt, und die alten Leibgedinger kamen zu Wohlstand.

Für das große Gebäude fand sich kein Käufer.

Der Staat wollte es zu allerlei Zwecken verwenden, stand aber jedes Mal von seinem Vorhaben ab, weil die Unterhaltungskosten zu hoch gekommen wären. Das Kloster war zu abgelegen, und die Zerstückelung des Besitzes hatte einen Zustand geschaffen, der hinterher für die wohlwollenden Absichten ein unübersteigliches Hindernis bildete.

So wie das Kloster nun da lag, zwecklos mitten in die Einsamkeit hinein gestellt und in Hoffnungslosigkeit begraben, tot und doch lebendiger Zeuge vergangner Tage, konnte es freilich ernste und auch mit dem Ernste spielende Gedanken wachrufen.

Es war romantisch, wie Natterer sagte, an den man wieder einmal erinnert wurde, weil Konrad malend am Ufer saß.

Er ließ die Mauern düsterer über dem Wasser emporragen und gab dem See ein bedeutenderes Aussehen, weil es ihm für ein Plakat richtig erschien und ... „Bravo!“ rief jemand, und als er

sich umwandte, stand der rüstige Kaufmann vor ihm.

Aber nicht allein.

Zwei Damen, eine ältere und eine jüngere und ein dicker Herr, der seinen Kahlkopf mit einem Taschentuche abtrocknete, waren mit Natterer auf dem Waldwege unbemerkt herangekommen.

„Das is großartig, Herr Oßwald, daß ich Ihnen an dieser pittoresken Stelle triff..."

„Wollense uns nich bekannt machen?" unterbrach Schnaase, und weil Natterer dazu nicht die rechte Gewandtheit zeigte, übernahm er es selbst.

„Rentier Schnaase aus Preußisch-Berlin; meine Frau, meine Tochter."

Konrad verbeugte sich, und Natterer sagte:

„Die Herrschaft'n erlaub'n, das is der Herr akademische Kunstmaler Oßwald, unsere künstlerische Attraktion, wie man zu sag'n pflegt..." Schnaase schüttelte dem jungen Mann jovial die Hand.

„Freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Zu Hause verkehren wir auch viel in Künstlerkreisen. Meine Frau hat 'n Faible dafür und ich auch... Also Sie halten diese hübsche Stelle hier fest?"

Schnaase warf einen prüfenden Blick auf das Bild.

„Wirklich sehr niedlich! Sieh mal, Karline, wie sich allens im Wasser spiegelt. Famos! Das is wohl pläng är?"

Konrad sagte in seiner bescheidenen Art, daß er für ein Plakat einige schöne Punkte der Umgebung male...

„Für unsern Fremdenverkehrsverein nämlich," unterbrach ihn Natterer. „Ich habe diese Anregung gegeben, weil ich glaube, daß durch die Bekanntgabe von pittoresken Punkten das Publikum angezogen wird..."

„Das kommt dann so in die Wartesäle, nich wahr?"

„Natürlich. Ich sehe, daß Herr Schnaase gut Bescheid wissen..."

Henny hatte ihre Aufmerksamkeit von der pläng är-Skizze weg auf Konrad gerichtet, der, jung und

schlank und von der Sonne gebräunt, das Anschauen wert war. Und Mädchen wissen es schon so einzurichten, daß ihr Gefallen nicht unbeachtet bleibt.

Es gibt ein Nervenfluidum, eine durchs Od übertragene Sympathie, und daher kommt es, daß Jünglinge merken, was ihnen nicht verborgen bleiben soll.

Auch Konrad fand Gefallen an dem Mädchen, das eine biegsame Figur hatte und ein frisches Gesicht mit lebhaften Augen und kecker Nase.

Er fragte, ob die Herrschaften das Kloster sehen wollten, und bot sich als Führer an.

Die Damen gingen freudig darauf ein, und es fügte sich, daß der junge Mann mit ihnen voraus ging, während Schnaase und Natterer nachfolgten.

„Sagen Sie mal, Sie wollen also Plakate mit den Altaicher Ansichten veröffentlichen?"

„Jawoll, Herr Schnaase; in die Hotels, wissen Sie; und in die Bahnhöf' ..."

„M—hm ..."

„Daß halt das reisende Publikum überall aufmerksam g'macht wird ..."

„So? Hören Se mal, ich halte Sie für ne Art von Reklamegenie, ich habe Ihnen das schon mal gesagt ..."

Natterer verbeugte sich geschmeichelt.

„Sie haben die Sache in Ihrer Art 'raus, aber diesmal sind Se auf dem falschen Wege."

„Wie meinen Herr Schnaase?"

Der Berliner Rentner blieb stehen und schaute seinen Begleiter durchbohrend an.

„Sehen Sie mich mal an! Warum bin ich hier?"

„Wie mei —"

„Warum bin ich nich in Zoppot? In Ischl? Im Berner Oberland?"

Natterer wußte nicht, was der bedeutende Mann wollte, aber Schnaase klärte ihn gleich auf.

„Ich will's Ihnen sagen. Von wejen der Phantasie bin ich hier. Wie meine teure Gattin Ihr

Inserat gelesen hatte, kriegte sie's mit der Phantasie. Der erfinderische weibliche Geist spiegelte ihr einen Höhenluftkurort mit allen Reizen vor. Und denn war nischt mehr zu machen, wir mußten einfach."

„Hoffentlich hamm die Herrschaft'n ihre Erwartungen erfüllt ... ah ... gesehen ..."

„Nee, Verehrtester! Absolut nich. Ich hatte sofort den starken Eindruck, daß Sie uns gehörig geblaßmeiert haben. Wo sind denn nu Ihre Voralpen und Ihre Höhenluft un Ihre Kuranstalten? Nich zu vergessen die großartigen Moor-Heilbäder! Nee, mein lieber Natterer, gemogelt haben Sie, daß es ne Art hat!"

„Entschuldigen Herr Schnaase, es tut mir sehr leid ..."

„Das braucht Ihnen gar nich leid zu tun. Wir sind nu mal hier, un das is für Sie die Hauptsache und is der Erfolg Ihres Inserates. Aber nu wollen Se 'n Panorama von Ihrem Höhenluftkurort in die Welt schicken? Menschenskind, damit ruiniern Se ja das ganze Phantasiegebilde durch die nackte Wirklichkeit! Das soll so 'n ausgekochter Reklamechef wie Sie nich machen!"

Natterer schritt nachdenklich neben dem berliner Gaste her. Der Mann hatte Weltkenntnis und hatte Menschenkenntnis, ja, er war eigentlich der erste, der seinen vollen Wert erkannt hatte. Man mußte seine Warnung beachten.

„Hören Se mal," sagte Schnaase wohlwollend, denn er sah den Eindruck seiner Worte, „hören Se mal, ich könnte Ihnen überhaupt 'n bißchen unter die Arme greifen. Wir könnten zusammen arbeiten, verstehen Se, und Erfahrung habe ich, darauf können Se sich verlassen ..."

Natterer ging freudig darauf ein, und der Herr Rentier, der ein ausgesprochenes Talent zum Müßiggänger und Projektenmacher hatte, erhoffte sich angenehmen Zeitvertreib.

„Die Sache muß ins Lot gebracht werden," sagte er, „und vor allem muß der moderne Mensch

hier seine Befriedigung finden. Wir leben nu mal im zwanzigsten Jahrhundert, da ist nischt gegen zu machen, und danach müssen wir uns eben richten. Lassen Se nur uns beide die Sache dirigieren, Natterer, denn erleben wir noch Altaich mit Kurhaus und Kurgarten und Kurkapelle ... na, da sind wir ja!"

* * *

Die Bringer der Neuzeit betraten den Klosterhof, wo Konrad dabei war, den Bau des Klosters zu erklären.

Hier waren Kapitelsaal und Refektorium, dort die Wohnung des Abtes, Bibliothek und die Zellen der Mönche; im andern Flügel Werkstätten, Bäckerei und Brauerei.

Die Damen hörten aufmerksam zu; ein Menschenkenner hätte bemerkt, daß sie dem seltsamen Eifer des jungen Mannes und seiner Art, sich auszudrücken, mehr Beachtung schenkten, als seinen Worten.

Henny rief:

„Nein, wie süß! Horch doch, Mama! Die Mönche mußten alles selbst machen; waschen, putzen, kochen. Und da gab es also nie eine weibliche Hilfe?"

„Das war gegen die Ordensregel," sagte Konrad.

„Aber Henny, das weiß man doch! Allerdings ihr mit euren französischen Romanen und mit Russen und Dänen und Gott weiß was erfahrt so was nich mehr. Aber zu meiner Zeit hat man Ekkehard von Scheffel gelesen und da ist man doch mehr im Bilde. Nich wahr, Herr Oßwald?"

„Gewiß, gnädige Frau, und ich glaube, es waren auch Benediktiner."

„Wie hier? Siehst du, Henny! Und das war doch so — nich wahr? — daß nich mal die Herzogin über die Torschwelle gehen durfte, und des-

wegen nahm sie doch der Mönch und trug sie ins Kloster. Is es nich so?"

Konrad bejahte, und Henny fand die Idee reizend, einfach so getragen zu werden.

„Aber das Gefühl, ganz allein mitten unter Männern, die uns hassen! Brr!"

„Das war nich so schlimm, wie du meinst," erklärte Frau Schnaase. „Im Gegenteil. Man weiß doch, daß sehr viele Männer aus unglücklicher Liebe ins Kloster gingen. Ich finde es wunder-, wundervoll, wenn ein Mann so stark empfindet, daß er über ne Enttäuschung nich wegkommt und sich mit seinem Schmerze zurückzieht ..."

„Ist das wahr?" fragte Henny mit einem sehr schelmischen Blicke auf Konrad.

„Es kann schon vorgekommen sein ..."

„Es ist sehr häufig vorgekommen," sagte die Mama. „Ich erinnere mich an Verschiedenes, was ich gelesen habe, und die Dichter müssen doch ihre Stoffe der Wirklichkeit entnehmen, und wenn solche Ereignisse immer wieder poetisch behandelt werden, können sie nich aus der Luft gegriffen sein. Wie ...?" fragte sie etwas gereizt, da Herr Schnaase neben ihr eine Bemerkung gemacht hatte.

„Ich sage, daß einer 'n Schlummerkopp is, wenn er sich nich trösten kann. Es gibt so viele nette Meechens ..."

„Bitte, laß das! Ja? Man muß doch nich immer und überall so prosaisch sein!"

„Ich bin nu mal nich für die alten Schmökergeschichten. Is ja doch allens nich wahr!"

„Du weißt, Gustav, daß ich darüber nicht mit dir streite. Jedenfalls hat es für einen gebildeten Menschen einen eigenartigen Reiz, wenn er ein altes Gebäude oder eine Ruine mit seiner Phantasie zu beleben vermag. Deshalb besucht man doch gerade solche Stätten."

„Und stell dir vor, Papa," fiel Henny ein, „wie das gewesen sein muß. Da oben am Fenster 'n

bleicher Mönch mit dunkeln, traurigen Augen, weißt du, und ..."

„Uff den Keese fliege ich nich. Der Mensch soll sich nich selbst betimpeln; das is mein oberster Grundsatz. Und was ich sehe, das sehe ich, und das hier" — Herr Schnaase deutete mit dem Stocke aufs Kloster —, „das hier is ne Klamottenkiste, und aus den Fenstern sieht überhaupt nischt mehr 'raus, weil nischt drin is, und nu frage ich einen vernünftigen Menschen, was soll mir daran gefallen, und was hilft mir die Phantasie, wenn so 'n Riesenkasten leer steht und pöh a pöh kaputt geht? Nee, Kinner! Wir leben für heute und nich für gestern, und ich bin mal fürs Praktische. Wenn ich die Kommode am Kurfürstendamm stehen hätte oder meinswejen auch in der Hedemannstraße, dann allerhand Achtung! Aber hier und leer und umsonst, das kann mir nu gar nich imponieren."

Als Schnaase ausgesprochen hatte, traf ihn ein Blick, der den Schmerz einer edlen Natur über ihre Verbindung mit häßlicher Nüchternheit deutlich ausdrückte, aber in seiner langen Ehe war er gegen diese Augensprache unempfindlich geworden.

„Wie du meinst," sagte Frau Karoline, „aber du wirst gestatten, daß ich anderer Ansicht bin. Ich wenigstens bin Herrn Oßwald sehr, sehr dankbar für seine interessanten Mitteilungen."

Konrad war gleich bereit, den Damen noch mehr zu zeigen.

Ein schönes, schmiedeeisernes Gitter, das eine Hauskapelle vom Kreuzgange trennte, eine frühgotische Statue des heiligen Benedikt, etliche Barockvasen, kurz, so vieles, mannigfaltiges und unberlinisches, daß Frau Schnaase Mühe hatte, ein waches Interesse vorzutäuschen, und daß Henny unwillkürlich gähnte.

Sie wußte aber diesen Vorstoß reizend zu gestalten, indem sie erschrockene Augen machte und das angenehmste Lächeln hinterdrein folgen ließ.

Schnaase blieb mit seinem praktischen Standpunkte im Klosterhofe stehen und sagte zu Natterer:

„Sehen Se, das war wieder mal echt weiblich.“

„Wie meinen Herr Schnaase?“

„Ich sage, da zeigt sich wieder mal die weibliche Natur im wahren Lichte. Wenn unsereiner so was sieht, was ihm Mus wie Miene is, denn sagt er's ehrlich und macht kein Theater. Was geht uns das finstere Mittelalter an? Nischt. Aber die weibliche Natur ergreift die Gelegenheit und macht sich interessant. Immer großartig! Na, die Strafe bleibt nich aus. Der junge Mann nimmt das Bildungsbedürfnis der Damenwelt ernst und läßt nich locker, und meine Olle muß Mittelalter schlucken, bis se nich mehr japsen kann. Sagen Sie mal, kann man sich hier nirgends 'n Glas Bier genehmigen?“

„Leider nicht, Herr Schnaase. Früher soll es hier ein gutes Klosterbier gegeben haben.“

„Früher! Daß die Brüder bong gelebt haben, will ich gerne glauben, aber was habe ich davon? Sehen Se, das wäre nu gleich was! Hier müßte wieder 'n Betrieb her! So 'n Restorang ‚Zum Klosterbräu‘ oder ‚Zum Alten Mönch‘ mit ner Terrasse am See und innen mit 'n paar altdeutschen Räumen. Kommen Se mal mit rein! Hier links, da können wir ja sehen ...“

Schnaase eilte voran und kam in das schön gewölbte Refektorium.

Natterer, dem diese Art, Pläne zu schmieden, ungemein zusagte, lief geschäftig hinter ihm her, und war gleich Feuer und Flamme für jedes Projekt.

„Nu sehen Se mal!“ rief Schnaase triumphierend, „das ist ja die geborene altdeutsche Bierstube! Hier lang muß allens vertäfelt werden, dazwischen kommen 'n paar Holzwände, dann haben wir lauschige Plätze. Da vorne 's Büfett, hier in der Mitte 'n großen Lüster ... ach so, Elektrisches haben Se nich?“

„Nein, leider. Kein Elektrisches haben wir noch nicht.“

„Macht nischt. Dann nehmen wir ganz einfach

Hängelampen, das paßt famos zum Stil, und runde Tische stellen wir rein, und dort beim Ofen machen wir die richtige gemütliche Ecke. Geben Sie mal acht, das wird großartig!"

„Ja," sagte Natterer, „und durch die Wand könnt ma eine Tür durchbrech'n, betreff die Terrasse ..."

„Natürlich! Ne Tür mit Glasfenstern, und die Terrasse möglichst groß. Da lassen wir an schönen Sommerabenden die Musik spielen, und auf dem See veranstalten wir mal ne venetianische Nacht mit Lampions und geschmückten Gondeln und mit Feuerwerk ... Natterer, ich sehe die Sache schon ganz lebhaft vor mir."

„In dem kleinen Saal danebn sollt ma die Küch einricht'n, daß ma die Gäst' auch warme Speisen bieten kann ..."

„Un Kaffee un Tee un Kakao nachmittags, nich wahr? Denn is es der richtige Ausflugsort, und denn können Se mal wirklich loslegen mit der Reklame. Lassen Se nur uns beide die Sache deichseln!"

„Herr Schnaase meinen, daß es eine Attraktion is als früheres Kloster?"

„Natürlich! So was sucht doch das Publikum! Das hat 'n prickelnden Reiz. Donnerwetter ja! Da fällt mir was ein!"

Schnaase schlug sich auf die Stirne und schaute Natterer mit glückstrahlenden Augen an.

„Wissen Se was?"

Er machte eine Pause.

„Wir lassen die Kellner im richtig gehenden Mönchskostüm servieren! Was? Das gibt Stimmung! Denken Sie sich mal das ganze Miliöh! Der gewölbte Gang, der Saal, und dann kommen die Kellner rein, ganz wie die ollen Mönche ..."

„Ja," sagte Natterer zögernd, „romantisch wär' das freilich, und sozusagen ein Unikum, aber ..."

„Was aber?"

„Wissen Sie, mir hamm halt Kellnerinnen ..."

„I wo ..."

„Es is so der Brauch hier, und die männliche Bedienung hat ma hier überhaupts nicht."

„Na, denn nich! Aber schade is es, das kann ich Ihnen sagen. Der Trick hätte kolossal gezogen. Denken Sie mal, wenn wir das Restorang zum ‚Fidelen Mönch' getauft hätten ... was? Glauben Sie wirklich, daß es sich partout nich machen läßt?"

„Es geht wirklich net ..."

„Na, also nehmen wir Abschied von der Idee. Vielleicht läßt sich mit der weiblichen Bedienung was Nettes arangschieren ... Sagen Sie mal, wem gehört denn die Kommode?"

„Wie meinen Herr Schnaase?"

„Wem das Kloster gehört?"

„Ah so! Ja, ich glaub, dem Staat g'hört's."

„So? Wissen Se was, denn setzen wir uns heute noch — nee, heute geht's nich mehr, aber morgen setzen wir uns auf die Hose und machen mal ne Bombeneingabe an das Ministerium. Wir machen ihm klar, daß es im Interesse der Hebung und der gesunden Entwicklung des Fremdenverkehrs liegt, daß hier 'n Etablissemang aufgemacht wird, verstehen Se? Und wir schreiben, daß die ganze Gegend emporblühen wird et cetera pp. ... Na wollen wir sehen, ob die Behörde nich zieht."

Der Vorschlag war recht nach dem Herzen Natterers.

Ein Gesuch ans Ministerium richten, vielleicht gar in Audienz empfangen werden, und dann schildern, was geleistet worden war und noch geleistet werden sollte und geleistet werden wollte, das konnte ihm gefallen.

Der Gedanke beschäftigte ihn so, daß er nur mehr zerstreut zuhörte, als Schnaase beim Anblick des langen, gewölbten Kreuzganges erklärte, es müsse hier unbedingt eine Kegelbahn eingebaut werden, damit die Kurgäste auch bei schlechtem Wetter eine Unterhaltung finden könnten. Der Herr Rentier führte die Idee weitläufig aus und sprach noch, als er mit seinem Begleiter wieder

ins Freie kam und seine Damen mit Herrn Oßwald antraf.

Frau Schnaase schwärmte.

„Es war wunder-wundervoll. Die Kirche mit ihren Rokokoornamenten und mit ihrer feierlichen Stille hat mir so recht gezeigt, daß man hier wirklich von den Stürmen der Welt und ihren Leidenschaften ausruhen konnte ..."

Diese Sprache des Herzens richtete sie nicht an ihren Gatten, sondern an Konrad, der achtungsvoll zuhörte. So erhielt er auf dem Rückwege nach Altaich einen tiefen Einblick in das Gemüt einer Frau, die sich in der Großstadtwüste ein schönes Empfinden bewahrt hatte, dessen Reichtum sie vor ihm ausbreitete.

Hinter ihnen schritt der unzarte Gatte und summte einen Vers:

„Ach Ernst! Ach Ernst!
Was du mir alles lernst!"

* *
*

Stine langweilte sich, als ihre Herrschaft nach Sassau ausgeflogen war und sie allein zurückgelassen hatte.

Sie setzte sich ans Fenster und schaute auf den Marktplatz hinunter, der im grellen Sonnenscheine wie ausgestorben war.

In der Brunnensäule, auf der ein heiliger Florian stand, waren vier Röhren, aus denen sich dünne Wasserstrahlen in das Becken ergossen. Das trübselige Plätschern wirkte einschläfernd, und wahrscheinlich lagen auch in allen Häusern ringsum die Menschen im Nachmittagsschlummer.

Um den Brunnen herum standen vier Kugelakazien, die zu dieser Stunde kurze Schatten warfen und die Langeweile noch erhöhten.

Einmal lief ein zottiger kleiner Hund aus einem Hause und versuchte über den Rand des Brunnens zum Wasser zu kommen; er lechzte mit heraushängender Zunge, aber er konnte nicht hinaufreichen und schlich mit eingezogenem Schweife zurück.

Dann war der Platz wieder leer.

Stine seufzte.

Was war das für ein abscheuliches S.. städtchen, in das sie die Laune der gnädigen Frau geführt hatte! War es der Mühe wert, solange mit der Bahn zu fahren, um in einen solchen Ort zu kommen?

Wenn es nach dem gnädigen Herrn gegangen wäre oder nach Fräulein Henny, dann wäre man nach Zoppot gefahren, wo sich's auf dem Strande so hübsch promenierte, wenn die Musik spielte, und der Mond romantisch über dem Meere aufging und ein Danziger Husar seine Begleitung anbot.

Ochott!

Sie hörte Stimmen vor ihrer Türe und sah auf den Gang hinaus. Das unfreundliche Zimmermädchen stand am Fenster und rief etwas in den Hof hinunter, und von unten rief jemand etwas herauf, aber man konnte es nicht verstehen, denn die S.. sprache war zu gräßlich.

Da ließ sich auch nicht an eine Unterhaltung denken, selbst wenn das Mädchen umgänglicher gewesen wäre und nicht eine solche Feindseligkeit gegen die herrschaftliche Zofe zur Schau getragen hätte. Stine zog sich wieder ins Zimmer zurück, und als Frauenzimmer, das mit der Zeit nichts anzufangen wußte, stellte sie sich vor den Spiegel und bewunderte ihre feingeschnittenen Züge.

Sie lächelte sich an, spitzte das Mäulchen und schloß zu dreiviertel ihre Augen, dann zeigte sie sich wieder lachend die Zähne und schlug die Augen schmachtend auf. Als das Spiel eine Weile gewährt hatte, ging sie zu ihrem Koffer, öffnete ihn und holte aus einer Schachtel eine blaßrote Korallenkette. Die schlang sie sich um den Hals, und wieder vor dem Spiegel stehend, wandte sie den Kopf bald rechts, bald links und lächelte das holde Fräulein Stine Jeep aus Klein-Kummerfelde liebreich an. Nachdem sich auch das so oft wiederholt hatte, als es sich wiederholen ließ, legte Stine das

Korallenkettlein in die Schachtel zurück und klappte den Koffer zu.

Sogleich merkte sie, daß sie in ihren Träumen von Schönheit, Liebe und Husaren den Schlüssel hineingelegt und mit verschlossen hatte.

Das Schloß war zugeklappt, und so traf sie nun gleich die zeitvertreibende Sorge, einen Schlosser herbeiholen zu lassen.

Sie mußte Fanny um den Gefallen ersuchen, und Fanny rief dem Martl, und Martl rief dem Sepp, und nach einer halben Stunde trat der Schlossergeselle Xaver Gneidel ins Zimmer.

Der war ein rescher Mensch, mit einem guten Mundwerk versehen, gedienter Piganier vom Münchner Bataillon, und also nicht verlegen, sondern wohlvertraut damit, wie man einem Frauenzimmer begegnen muß.

Hinter dem Eisenruß blitzten seine weißen Zähne und lachten seine braunen Augen, daß es ein Staat war, und seine Kappe hatte er verwegen zu hinterst auf dem Kopfe sitzen.

„Servus, schöns Fräulein!“ sagte er beim Eintreten und war gleich angenehm berührt von dem Weiblichen, das er vor sich hatte.

Hochgewachsen, aber voll, wo es sich gehörte, schnurgerade und auch wieder rund, das Gesicht ein bissel langweilig, aber nett, die Augen gutmütig und ein bissel dumm, so, wie es der Kenner mag.

„Sackeradi!“ dachte sich Xaverl und fragte:

„Wo fehlt's? Aufsperrn soll i was?“

Und das mußte einen lustigen Nebensinn haben, weil er lachte.

Stine fand, daß die bayrische Auss . . sprache nicht mehr so gräßlich klang, da sie aus einem Munde kam, über dem ein kecker Schnurrbart saß, und mit einem wohlwollenden Blicke auf ihren Helfer klagte sie ihm ihren Unfall.

Wie sie den Schlüssel hatte binnen liegen lassen, und wie — ach neun! — das Schloß zugeklappt sei.

„Ja, was waar denn jetzt dös!“ rief Xaverl.

7*

„Da kinna ma scho helf'n. Überhaupts, wenn's was zum Aufsperr'n gibt ..."

Er lachte wieder und drückte das linke Auge zu und begann seine sachverständige Prüfung.

„Auweh, Muckerl! Dös is ein sogenanntes amerikanisches Patentschloß. Wenn i da net zuafälli an passend'n Schlüssel hab', muaß i 's Schloß auslös'n. Machet aber aa nix, i tat's scho wieder richt'n ..."

Er probierte drei und vier Schlüssel; der fünfte paßte, und mit Siegermiene klappte Xaverl den Deckel zurück.

Da lagen aber so nette, blühweiße Sachen obenauf, daß Stine rasch nach dem Schlüssel griff und den Koffer wieder schloß.

„Derf i so was Saubers net sehg'n?"

„Ach neun! Es ist doch Unterwäsche ..."

„Grad desweg'n! Daß ma'r a bissel an Begriff kriaget, du Gschmacherl, du liabs!"

Das war von einer derben, südlich der Donau üblichen Liebkosung begleitet.

„Ochott! Was glauben Sie?"

„Was i glaab? Daß du a nudelsaubers Madel bist ..."

„Nun sagt er du zu mir!"

„Freili! Was denn?"

Xaverl wiederholte seine Liebkosung.

„Ochott!"

„Herrschaftseit'n! Du kunntst liab sei, wannst grad a bissel mög'st ..."

„Ach neun! Sie dürfen nich keck sein!"

„Sag halt Xaverl zu mir, du G'schoserl, du saubers ..."

„Das geht doch nich!"

„Leicht geht's. Probier's nur amal! Sackeradi, dös hätt i net glaabt, daß bei de Breiß'n so was herwachst!"

Wieder überzeugte sich Xaverl, daß Fleisch am Bein war, und Stine rief nicht zu laut und nicht zu unwillig:

„Ochott ... Xaveer!"

„Jetza is ganga ... Du Christkindl, du mollets!"

„Ach neun! Nun hast du mir die Nase ganz schwarz gemacht!"

„Döös geht all's wieda weg ... Da hast no a Bussel ..."

„Xa—veer!"

„Paß auf, G'schmacherl, heunt nach'n Feierabend genga mir a weng spazier'n mitanand ..."

„Aber das geht doch nich! ..."

„Warum denn net? Is ja 's schönst Weda ... Paß auf!"

Er führte sie ans Fenster.

„Siehgst da links, wo der Platz aufhört, is a Gass'n ... Da gehst außi, da kemman drei Baam, da wart i auf di. Um achti ... gel?"

„Aber ..."

„Sag no ja! Es reut di net ..."

„Vielleicht ..."

Der Blick, den sie auf Xaverl warf, wandelte die unsichere Zusage in die allerbestimmteste um.

Soviel verstand ein alter münchner Piganier auch noch von den Sachen.

Und er ging fröhlich fort und setzte die Kappe um ein paar Linien schiefer auf.

Im Hausgang unterm Tor stand Fanny, der er aus Erbarmnis und Menschenliebe zulächelte.

Sie wandte sich hastig ab und sagte naserümpfend und sehr verächtlich:

„Allerweltsschmierer ... greislicher!"

Xaverl ging unbekümmert weiter über den Marktplatz und summte vor sich hin:

„Mei Deandl is kloa,
Wia 'r a Muskatnussei,
Und so oft als i 's bussel,
Lacht's a bissei."

Oben stand Fräulein Stine Jeep am Fenster und schaute nach links, dorthin, wo die kleine Gasse einmündete, und das Örtchen kam ihr nicht mehr so langweilig vor, seit der ungesf.. stüme Mensch dagewesen war.

* *
*

Auf den warmen Tag folgte ein schöner, langsam verglühender Abend, der sich gut auskosten ließ in der Ertlmühle, wo Martin neben der Frau Margaret vor dem Hause saß und die gewohnte Maß Bier trank.

Der letzte Vogel hatte sein Lied ausgepfiffen, und es war nichts mehr zu hören als ein leises Rauschen in den Baumkronen und das Murmeln des Baches.

Auch Konrad saß auf der Bank. Er lehnte den Kopf an die Mauer und schaute zu dem sich langsam verdunkelnden Himmel hinauf.

Der Abendstern blitzte auf, flimmerte ein wenig und brannte dann ruhig als feierliches Licht.

„Hast du heut was g'schafft?" fragte die Mutter.

„Ja ... Das heißt eigentlich net viel."

„Du warst doch den ganzen Tag drauß'n?"

Konrad setzte sich auf.

„In Sassau drüben. Ich hab' für den Natterer was ang'fangen."

Er wollte wieder träumen und sich ein glockenhelles Lachen ins Gedächtnis zurückrufen, aber Mütter sind hartnäckig, wenn ihnen was auffällt.

Und der Frau Margaret fiel die Schweigsamkeit ihres Sohnes auf. Nach einigen Fragen, an die sich wieder Fragen reihten, wußte sie, daß Konrad in Sassau nicht allein gewesen war.

Eine Familie aus Berlin, die in der Post wohnte, war auch dort gewesen.

Ein Rentier mit seiner Frau und seiner Tochter. Die Frau hatte viel Interesse für das Kloster gezeigt, und Konrad hatte sie herumgeführt.

Die Frau?

Die Frau und die Tochter; die Mutter werde sie schon kennen lernen, weil sie gesagt hatten, daß sie einmal in die Ertlmühle kommen wollten, um Skizzen anzusehen und Bilder. Die Tochter wäre eigentlich gut zu malen.

Gut zu malen?

Ja. Sie habe hellblonde Haare und überhaupt so was Rassiges, was einen interessiere, so ein Rokokogesicht. Die Augen fast kornblumenblau.

Martin saß daneben und dachte sich nichts. Hie und da nahm er einen Schluck, was man in der Dunkelheit bloß am Klappern des Deckels merkte. Aber Frau Margaret dachte sich etwas.

Schau ... schau ... der Konrad! Jedes Wort muß man ihm rausquetschen, und auf einmal lauft das Rad, wenn er von der Tochter anfangt. Stroh in Schuhen und Liebe im Herzen gucken überall raus. Sollte das stimmen? Auf jeden Fall geh' ich morgen zum Natterer und hol' mir ein paar Schürzenbänder, und bei der G'legenheit geh' ich an der Post vorbei und probier's, ob ich die Familie nicht sehen kann, b'sonders das Mädel mit den kornblumenblauen Augen ...

Der Wind rauschte stärker in den Baumkronen, und Konrad, der sich wieder zurückgelehnt hatte, schaute zu dem Sterne empor, den man Venus nennt.

Durch die Stille klang laut und deutlich fröhliches Lachen über den Bach herüber. Ein helleres und ein tieferes.

„Da drüben sin noch Leut' ..." sagte Frau Margaret.

„Ach neun! Xa—veer!" tönte es herüber. Dann wieder Lachen, das sich entfernte. Von weiten her ein Aufschrei, und dann war es still.

„Das war auch kei hiesige ...," sagte Frau Margaret. „Aber jetzt kommt ins Haus! Es wird kühl."

* *
*

Zur gleichen Zeit, als am Himmel die Sterne aufblitzten, und der Bergwind von weitem her über die Ebene eilte und die schläfrigen Baumwipfel schüttelte, gingen drei Männer über den Marktplatz und schlugen den Weg ein, der um den Hügel herum aus dem Orte führte.

Obschon sie erdenschwere Absichten hatten und keine schwärmerischen Gedanken hegten, weil sie ihre Verdauung fördern wollten, erregte doch der Abend ihr Wohlgefallen, und von Zeit zu Zeit

blieben sie stehen und schauten zum Nachthimmel auf.

„Ich bidde ...," sagte Wlazeck und deutete auf den leuchtenden Hesperus. „Kennen die Herren den Namen dieses Gestirnes?"

Der Kanzleirat meinte etwas unsicher, daß es vielleicht der Abendstern sein dürfte.

„Fä—nus!" rief der Oberleutnant mit starker Betonung. „Wann ich den Stern erblicke, ergreift mich jedesmal die wähmietige Erinnerung an die Jugendzeit, an die ersten Leitnantsjahre in Agräm mit ihrer tollen, verrickten Seligkeit. Er heißt nach der Fänus, der Spenderin der Freide!"

„Geh, hör'n S' auf!" sagte Dierl.

„Wieso, Herr Kamerad?"

„San ma froh, daß ma unser Ruh hamm und nix mehr wiss'n von de fad'n G'schicht'n ..."

„Aber bidde, wer kann froh sein, wann die Freiden einmal wirklich schwinden möchten?"

„Dös waar'n aa no Freid'n!"

„Herr Kamerad, das is ja ein Sakrilegium! Wann wir im Altertum wär'n, möchte sich sofort ein Faun aus dem Gebiesche auf Sie stierzen, um diese Schmähung der holden Göddin an Ihnen schwerstens zu rächen. Außerdem, gestatten Sie mir diesen Vorwurf, verleignen Sie Ihre zartesten Gefiehle ..."

„Mit de zart'n G'fühl san mir Gott sei Dank fertig ..."

„Verzeihen, Herr Kamerad, wann Sie wirklich bereits resigniert haben sollten, bidde ich, mich nicht einzubeziehen. Ich stehe hoffentlich noch sehr lange nicht auf diesem schmärzlichen Standpunkte. Was sagen Sie, Herr von Schitzinger?"

Der Kanzleirat räusperte sich und lachte.

„Ich? Ja no ... im Staatsdienst ... die Herren verstehen mich schon ... im Bürodienst hat man nicht soviel Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln. Die Herren als Offiziere haben da natürlich schönere Erinnerungen. Übrigens fällt mir da eine Geschichte ein, das heißt, es ist eigentlich mehr eine

Anekdote, die unser Ministerialrat Kletzenbauer auf der Kegelbahn zum besten gegeben hat. Der Regierungsdirektor Zirngiebl hat sich sehr darüber amüsiert. Die Anekdote steht in gewisser Beziehung zu diesem Thema betreff Verzicht. Nämlich ein älterer Herr, das heißt also ein Mann, der über gewisse Anfechtungen hinaus ist, begegnet einem Bekannten auf der Straße oder im Kaffee, kurz und gut, er trifft ihn also, und der Bekannte macht pikante Anspielungen. Da fragt der ältere Herr, ob sich vielleicht jemand aus dem Bekanntenkreis des andern beschwert habe. Er meinte natürlich, ob sich eine Dame beschwert habe. Ich finde den Witz ausgezeichnet ..."

„Scheinbar," sagte Dierl. „Sie erzähl'n ihn ziemlich oft."

„Hab' ich ihn schon einmal erzählt?"

„Einmal net ..."

„Da bitt' ich wirklich um Entschuldigung; mir war das nicht erinnerlich. Ich hab' nur g'meint, daß er sich auf dieses Thema bezieht und ..."

„Von mir aus können S' ihn noch a paarmal erzähl'n ... aber die Herren entschuldigen ... es wird mir allmählich zu kühl."

Dierl grüßte und ging.

„Ich hab' ihn doch hoffentlich nicht beleidigt?" fragte Schützinger betroffen. „Oder glauben Herr Oberleutnant?"

„Nicht die Spur! Was heißt denn beleidigen? Sie haben eine Anekdote erzählt ..."

„Die doch harmlos ist! Das heißt, sie ist ja etwas pikanter Natur, aber unter Herren ..."

„Sie können vollkommen beruhigt sein. Ich würde diesen Witz sogar in einem Damenpensionat zum besten geben. Aber wissen Sie, unser gemeinschaftlicher Freind Dierl ist keine zartbesaitete Natur ..."

„Ich tät' mich ja selbstverständlich entschuldigen ..."

„Aber nein, Herr Kanzleirat! Sie haben nicht die geringste Ursache dazu. Wann jemand ein

Recht haben möchte, gekränkt zu sein, dann bin ich das. Dieser infernalische Haß gegen das zarte Geschlecht verlätzt mich ... Ich versteh' so was nicht."

„Glauben Herr Oberleutnant, daß er wirklich der Damenwelt so ... ah ... abgeneigt ist?"

„Ich bidde ... rekapitulieren wir doch seine Eißerungen! Und das macht er bei jeder Gelegenheit so ... nicht bloß heite ... Wie gesagt, mir is das unfaßlich. Ich finde, daß jede zarte Erinnerung in uns das Gefiehl einer unauslesch lichen Dankbarkeit wachrufen muß. Das verlange ich sogar von einem Aschanti. Aber ich muß allerdings gestehen — Sie entschuldigen meine Offenheit, Herr Kanzleirat! —, ich habe in Bayern schon öfter derartige robuste Naturen beobachtet. Mir is das eine Späzies Homo, für die ich nicht das geringste Verständnis habe ..."

Die beiden schritten in der lauen Sommernacht weiter.

Plötzlich blieb Wlazeck stehen und rief fast heftig:

„Wie kann man eine gewisse Genugtuung eißern, daß man fertig is mit seinen Gefiehlen? Das is doch der Abschied vom Leben! Was bietet mir denn das Dasein fier einen Reiz, wann ich wirklich schon apathisch werden möchte?"

„Herr Oberleutnant sind noch sehr jugendlich ..."

„Bin ich auch! Und wann ich schon einmal der hilflose Greis werden sollte, dann bidde, nehmen Sie eine Reiterpistole und schießen mir ein Loch durch den Schädel! Aber sofort! Ich werde doch nicht den alten Hatscher spül'n! Ibrigens" — er hing sich vertraulich in Schützingers Arm ein — „haben Herr Kanzleirat die junge Dame bemerkt? Die Berlinerin? Ist sie nicht entziggend?"

„Sie is sehr nett ..."

„Nett! Aber Verehrtester, das is doch kein Wort für einen derartigen Liebreiz! Dieses pikante G'sichtl! Diese Figur! Fausse maigre, Herr Kanzleirat! Verlassen sich auf das Auge des Kenners!

Und die ganze Erscheinung! Das is Charme, das is Musik!"

„Herr Oberleutnant sind ganz weg ..."

„Hingerissen bin ich, verschossen, enthusiasmiert. Meine Gefiehle sind noch nicht erloschen. Ich richte meinen Kurs noch immer nach diesem Sterne ..." Wlazeck deutete mit dem Spazierstocke auf die Venus.

Schützinger bewunderte seine Lebhaftigkeit und schlug vor, nunmehr auch zum Abendtrunke heimzukehren.

Siebentes Kapitel

In Altaich sprechen sich seltsame Ereignisse schnell herum, und so wußte man schon ein paar Stunden nach ihrer Ankunft, daß die Hallberger Marie heimgekommen war als der fremdartigste Gast, den der Ort in diesem merkwürdigen Sommer aufgenommen hatte. Und doch war die Tochter des Schlossers Hallberger eine Einheimische, war in Altaich geboren, aufgewachsen und in die Schule gegangen, aber als Diseuse Mizzi Spera vom Chat noir in Berlin waren ihr fremde Federn gewachsen. Das zeigte sich gleich auffällig, als sie nun kam.

Ihr Kleid von schreiender Farbe war vielleicht nach der Mode gemacht, paßte aber so wenig fürs Haus wie fürs Freie.

Es trug sich salopp und war unordentlich, wie alles, was sie an sich hatte, mochte es auch neu sein und Geld genug gekostet haben.

Sie selber war als Nachtstern eines Kabaretts, der ausgelassenen Philistern und tollenden Ladenschwengeln zu scheinen hatte, ganz und gar nicht für Luft und Sonnenlicht geschaffen.

Das Gesicht war schlaff und fettig, trotz des aufgelegten Puders; die Augen waren müde und verschleiert; ihr Gang, dem alle Geschmeidigkeit

fehlte, konnte verraten, daß sie keine weiten Wege in der freien Luft gemacht hatte, sondern auf einem Podium hin und her gestelzt war. An einer Leine führte sie ein unglückliches Tier, einen kleinen Seidenpinscher, der aus buschigen Haaren heraus dumm in die Welt schaute, und der als Abzeichen seines jämmerlichen Lebenszweckes ein rotes Band um den Hals trug, das zu einer großen Masche geknüpft war.

Fifi roch wie seine Herrin nach peau d'Espagne; als er losgelassen wurde und kläffend in der fremden Welt herumsprang, lief ein Schnauz auf ihn zu. Aber sobald er das sonderbare Wesen beschnüffelt hatte, hob er das Bein.

Ein durchdringender Schrei der Diseuse rettete Fifi, allein er durfte sicher sein, daß ihn jede Begegnung mit einem ehrlichen Altaicher Hunde dem männlichen Attentate aussetzen mußte.

Denn in Altaich hat man nicht das rechte Verständnis für Geschöpfe, die nach peau d'Espagne riechen, und deswegen zog auch der Stationsdiener Simmerl die Nase auf, als Mizzi Opera auf Stöckelschuhen an ihm vorüberklapperte.

Wie man ihm hinterher sagte, daß das spaßige Weibsbild die Hallberger Marie gewesen sei, pfiff er durch die Zähne und drückte ein Auge zu.

Die Stütze des Chat noir schritt mißmutig dem Orte zu, der ihr, wie sich nicht leugnen ließ, bekannt, aber ganz und gar nicht vertraut war.

Es hatten schon recht unangenehme Dinge zusammentreffen müssen, um sie nach sechs Jahren zu einer Reise nach dem Neste zu zwingen.

Wäre in der Sommerzeit das Kabarett nicht eingetrocknet, hätte ihr Freund, das alte Ekel, nicht mit seiner Familie ins Bad reisen müssen, hätte er wenigstens groß gedacht und ihr genügend Geld — Putt-Putt hieß es Mizzi Opera — zurückgelassen, dann wäre sie doch nie auf die weinerliche Idee gekommen, heimzukehren.

Aber — —

Da mußte sie nun durch den Staub schlurfen,

hatte ihre Not mit dem Hunde — „Fifi! Viens donc! Ici! Du willst wohl Bimse?"

Mizzi hob drohend eine ledergeflochtene Peitsche empor, was sie wie eine Tierbändigerin ausschauen liess, und Fifi kam.

So zog sie mit wiegenden Hüften, den Hund, der wie ein rollender Muff aussah, an der Leine, in Altaich ein, und stand wenige Minuten später vor ihrer überraschten, glücklichen Mutter.

* *
*

Es war einmal ein kleines Schulmädel, das mit zwei braunen Zöpfen, die kaum unter Schulterhöhe hinunterbaumelten, mit einer Stupsnase und etwas aufgeworfenen Lippen sich wenig oder nicht von den andern unterschied, die mit ihr gewichtig schwätzend über den Marktplatz gingen, oder mit klappernden Schulranzen am Kirchenweg Fangemanndel spielten, die an warmen Frühlingstagen ihre Schusser an die Hauswände warfen, oder auf der Schreinerwiese saßen und ernsthaft ihre Puppen pflegten. Das kleine Mädel lachte so froh wie die andern, flocht sich Kränze aus Schlüsselblumen und Schneeglöckchen, oder Ketten aus den Stengeln des Löwenzahnes und zählte lustig mit:

Eins, zwei, drei,
bicke, backe, bei,
bicke, backe Pfannastiel,
hockt a Manndl auf da Mühl.

Es horchte auf, wenn man ihm sagte, daß über den Wolken der Himmelvater throne, es sah zu Weihnachten das Christkind am Fenster vorüberhuschen und erschauerte ehrfürchtig, wenn am Karsamstagabend bei einfallender Musik der Heiland auferstand.

Es trippelte froh und glücklich in der Fronleichnamsprozession mit und war nicht stolzer auf seine gebrannten Locken als seine Gespielinnen.

Es konnte aufwachsen zu einem rechtschaffenen, nützlichen Frauenzimmer, das seine Pflichten kannte und erfüllte.

Warum wurde es nicht so wie die andern, und wurde die pikante Diseuse, die ausgelassene Philister und Ladenschwengel in Entzücken versetzte?

„Ui Kind ist a Unglück," sagte der Allgäuer Mangold, der dazumal Geselle beim Hallberger war und recht wohl sah, wie die Marie von ihrer Mutter um so mehr verzogen wurde, je älter sie wurde.

Freilich blieb sie das einzige Kind, und für die dumme Hallbergerin war sie schöner wie andere, und vor allem zu was Besserem bestimmt.

Deswegen mochte die Schlosserin nicht, daß ihre Marie nach der Werktagsschule zur häuslichen Arbeit erzogen wurde; das feine Kind mußte zu den englischen Fräulein nach Piebing geschickt werden, wo sie Klavier spielen und Französisch plappern lernen konnte.

Von den Schwestern nahm sie freilich nichts Schlimmes an, aber in dem Institute waren viele Mädeln; und die wenig taugten, schlossen sich an die Hallberger Marie an.

Sie hatte Heimlichkeiten mit ihnen, lernte das Faulenzen und erfand Lügen, um unbeobachtet seichte Romane zu verschlingen.

Als sie mit sechzehn Jahren heimkam, taugte sie schon zu keiner Arbeit mehr, selbst wenn es die Mutter übers Herz gebracht hätte, dem Fräulein eine zuzumuten.

Die sah aber mit Genugtuung, wie apart sich die Tochter gab und wie sie mit faulen Gliedern in die Feinheit hineinwuchs.

Der Hallberger hatte weniger Gefallen daran, aber er war daheim machtlos. Seine Agath konnte einen Streit ins Endlose ausspinnen, über viele Tage weg, so lang, bis er sich verspielt gab.

Dem schwerfälligen Manne war nichts unlieber als Streit und Maulfertigkeit und nichts lieber wie Ruhe nach Feierabend.

Es verdroß ihn wohl, wenn er das junge Ding unnütz herumstehen oder über Büchern hocken sah, und er fuhr Mutter und Tochter hart an.

Aber dann hielt die Alte in Gegenwart ihrer Marie Reden, die mehr verdarben, als seine Scheltworte nützen konnten, und das Ende war immer das gleiche.

Der Hallberger ging fuchsteufelswild in die Werkstatt, hämmerte drauf los und wußte, das ihn abends der Zank daheim erwarte.

„Er ist so zornig, er kunnt a Nuß mit'm Hindre ufbiß'n," sagte der Mangold. „Aber was nutzts? D' Wiber händ mea Gewalt as Schießpulver."

Darum schwieg Hallberger zu vielem und half sich mit dem leeren Troste, daß es mit den Jahren besser werde.

Faulenzen ist aber eine wachsende Krankheit, die das Gemüt angreift. Marie sehnte sich immer mehr hinaus aus dem kleinen Orte, dem sie die Schuld an ihrem Unmute und ihrer Langeweile gab.

Wenn sie nicht las, träumte sie sich selber einen Roman zusammen, in dem sie als Heldin eine großartige Rolle spielte. Am liebsten sah sie sich als gefeierte Bühnenkünstlerin wichtige und reiche Männer abweisen, bis sie sich endlich einem mit allen irdischen Gütern ausgestatteten Prinzen ergab. Sie konnte sich alle Einzelheiten ihrer feierlichen Rückkehr oder Durchfahrt durch Altaich ausmalen.

Wie sie mißgünstige Nachbarn durch eisige Kälte bestrafte, besser Gesinnte durch ein Lächeln beglückte, wie sie ihren Eltern reiche Geschenke gab, dem Vater freilich mit bitteren Worten.

Das Erwachen aus den Träumen war jedesmal schmerzlich, und die Wirklichkeit erschien ihr täglich grauer.

Es fehlte nicht bloß an Prinzen, sondern an allen Verehrern.

Sie spann mit der Mutter Pläne aus, wie sie doch auf einige Zeit in eine passende Umgebung kommen könne, und die Hallbergerin fand einen Weg.

Eine Verwandte in München mußte ihr den Gefallen tun, die Marie zum Besuche einzuladen,

und da sie so leicht eine Lüge fand wie die Maus ein Loch, erzählte sie dem Vater, daß es für ihre Tochter ein Glück sein könne, wenn die reiche Frau Wimmer Gefallen an ihr fände.

Der Hallberger hatte von dem Vermögen der Verwandten, die er kaum dem Namen nach kannte, noch nie was gehört, aber er gab seine Einwilligung ohne langes Reden.

Vielleicht glaubte er, daß Marie in der Stadt und fern von der Mutter sich eher zurecht finden werde, jedenfalls willigte er ein, und seine Tochter fuhr überglücklich nach München.

„In die weite Welt," sagte sie, als sie in Piebing eingestiegen war.

Bei der Wimmerin fand sie zwar keine Anwartschaft auf ein künftiges Erbe, denn die Frau war selber froh um das Kostgeld, das ihr die Hallbergerin heimlich schickte, aber sie fand volle Freiheit, zu tun und zu lassen, was sie wollte.

Nach etlichen Wochen erhielt sie durch einen jungen Menschen Anschluß an einen Kreis angehender Literaten und Künstler und sah nun erst recht, wie schrecklich die Altaicher Zeit gewesen war. Jede Phrase fand ein Echo in ihrem Herzen und das jauchzende Sich-ins-Leben-Stürzen hatte sie schnell heraus.

Als die halbwüchsigen Dichter zu der Einsicht kamen, daß die Welt nicht reif genug sei, um ihre Werke zu kaufen, beschlossen sie, das Bürgertum auf andere Weise ums Geld zu bringen.

Sie gründeten ein Kabarett.

Dabei kamen sie auf den Gedanken, das Mädchen, dem sie taufrische Natürlichkeit nachrühmten, mitwirken zu lassen.

Marie wurde rasch ausgebildet. Sie lernte die Kunst, mit unbefangener Miene Gedichte vorzutragen, die keck über bürgerliche Bedenken hinwegsetzten, und ein Erfahrener, der seine Zeit verstand, brachte ihr die originelle Note bei, das Verfänglichste im Tone eines Altaicher Schulmädels herzusagen.

Damit errang sie gleich begeisterten Beifall der Gründer, und sie konnte freudig an ihre Mutter schreiben, daß sie an dem und dem Tage bei der feierlichen Eröffnung des Kabaretts zum ersten Male öffentlich auftreten werde.

Die alte Törin sah ihr Kind auf dem Wege zu Ruhm und Glück und redete ihrem Manne die Ohren voll von einer glänzenden Zukunft, die sie immer vorausgeahnt habe.

Diesmal widersprach der Hallberger.

Er hatte keine Ahnung davon, wie taufrisch seine Tochter geworden war, und es war ihm unleidlich, daß sie aufs Brettl wollte.

Er schnitt alle Widerrede kurz ab und erklärte, daß Marie heim müsse.

Jetzt wurde die Hallbergerin emsig.

Sie sorgte dafür, daß herzbewegende Briefe aus München kamen; auch die Wimmerin mußte schrecklich klagen über die Zerstörung so schöner Aussichten, und in der Wohnstube des Schlossermeisters gab es keine Ruhe mehr. Das setzte dem Hallberger so zu, daß er in drei Teufels Namen nachgab.

D' Wiber händ mea G'walt as Schießpulver.

Am Ehrentage saß die Mutter als unscheinbare Altaicher Spätzin mitten unter den bunten Vögeln, die sich bei der Eröffnung des Kabaretts zusammenfanden.

Ihre Marie trat auf und sah gar so hübsch aus, und die Leute waren wie närrisch vor Begeisterung. Was die liebliche Person vortrug, verstand die Hallbergerin nicht. Es war vorbei, ehe sie jede Einzelheit an Putz und Flitter gemustert hatte.

Aber die Leute lachten und klatschten und warfen der Marie Blumen zu.

Ein feiner Herr mit langen Haaren unterhielt sich herablassend mit der Mutter über das große Talent ihrer Tochter und schenkte ihr gleich gar einen Veilchenstrauß.

Und wie das Mädel selber redete!

Wo sie nur bloß die Gabe her hatte?

Den andern Tag fuhr die Schlosserin heim, voll Freude über den Erfolg und über die Möglichkeit, allen hämischen Altaichern das Glück der Tochter unter die Nase reiben zu können. Sie sparte auch daheim nicht mit begeisterten Berichten.

Der Hallberger hämmerte grimmig in seiner Werkstatt und faßte jedes Eisenstück so zornig an, als wär's seine Alte, und er dachte bei sich, ob es nicht gut gewesen wäre, wenn er zuweilen im Hause eine harte Hand gezeigt hätte.

„Nui prügelt is wie nui verheiret," sagte der Mangold, „und bei den Kindern is kui Streich verloare, as der danebe fallt."

Marie machte ihren Weg, der für Talente von München nach Berlin führt.

Sie erhielt einen Ruf ins Chat noir und errang hier erst recht durch taufrische Natürlichkeit unbestrittene Erfolge.

* * *

Und nunmehr stand sie als Mizzi Spera vor ihrer überraschten Mutter, die durch so viel Vornehmheit beinahe befangen wurde.

„Ja, so was! Daß du auf oamal kummst und hast gar nix g'schrieb'n!"

Marie sagte, daß sie in künstlerischen Angelegenheiten nach München habe reisen müssen, und da habe es ihr gerade gepaßt, sich wieder einmal daheim umzuschauen . . ."

„Döś is aber g'scheidt! Und der Vater werd schaug'n. Wart', i hol'n glei aus der Werkstatt . . ."

„Pressiert nich. Ich glaube, er ist immer noch eingeschnappt, weil ich zur Bühne gegangen bin und dann wollen doch wir uns erst mal aussprech'n . . ."

„Na, die Sprach! Wer di hört, glaubt seiner Lebtag net, daß du a hiesige bist."

„Bin ich auch nich."

„Ich mein', hier geboren. Jessas na! Döś

schöne Kleid! Und de Schucherln! Madel, wer hätt' si dös amal denkt!"

Die Hallbergerin kriegte es aber erst mit dem Wundern, wie der Koffer kam. Spitzenhöschen und Seidenstrümpfe und Hemden, so dünn, wie feines Papier, und andere Dinge, die noch keine Schlossermeisterin gesehen hatte. Da kriegte man einen Begriff, wie nobel das Madel geworden war. Und was es obendrein erzählte von seinen Triumphen, und von Baronen und Grafen, mit denen es umging wie mit seinesgleichen.

„Na, so was! Aber jetzt müaß ma do zum Vater in d' Werkstatt nunter, sunst verdriaßt's 'n gar z' stark. Es is a so oft nimmer zum Aushalt'n damit. Allaweil schimpft er, allaweil fangt er auf a neu's o, wia ma sei Kind aus 'n Haus lass'n ko, anstatt daß ma's zu der Arbet aufziagt. I derf red'n, was i mag, und wann i hundert Mal sag, daß du dei Glück g'macht hast, oder wenn i eahm de Zeitunga gib, de du g'schickt hast, es hilft nix. Und Redensart'n hat er; ma moant, ma hört denselbigen grob'n Mangold red'n, der amal bei uns war. Er gang am liabern nimmer ins Wirtshaus, sagt er, weil 'n d' Leut nach dir frag'n. Und dahoam fangt er selm o. Neuli is er vor deiner Fotagrafie g'stand'n, woaßt scho, de, wos d' als Firmling drauf bist, und auf oamal hat er si fuchsteufelswild umdraht und hat mir de gröbst'n Nama geb'n ... i möcht's gar net sag'n, was für oa ... Aber jetz mach, mir müass'n nunter ..."

Es gab viel Aufsehen in der Werkstatt, als Mizzi Spera hinter der Hallbergerin eintrat.

Der Alte stand am Amboß und schlug auf ein glühendes Stück Eisen los, daß die Funken sprühten.

Xaver war am Feuer, und der Lehrbub trat den Blasbalg.

„Vater," sagte die Hallbergerin, „da is an Überraschung. Kennst a s' net?"

Sie deutete auf Marie, die näher kam.

Dem Alten stieg eine dunkle Röte ins Gesicht.

8*

„Du?" fragte er.

Dann legte er den Hammer weg und steckte das Eisen in einen Wasserkübel.

Er wollte noch etwas sagen, aber da fiel ihm ein, daß sie Zuschauer hatten.

Er band sich den Lederschurz los.

„Geht's in d' Wohnung nauf! I kimm nach."

Seine Augen blickten nicht freundlich. Hätte er noch das Stück Eisen in der Hand gehabt, dann wäre es dem vornehmen Hündchen Fifi schlecht gegangen.

Es schien beleidigt zu sein durch den Geruch von Ruß und Eisenstaub und kläffte den ordinären Schlosser wütend an.

Marie rief ihn mit Kommandostimme zu sich. Sie gab sich recht herrisch, um auf den sauberen Gesellen, der sie unbekümmert ansah, einen stattlichen Eindruck zu machen. Dann verließ sie mit der Mutter die Werkstatt.

Hallberger räusperte sich etliche Male, denn der Kehlkopf war ihm trocken geworden, und schaffte dem Xaver allerhand an. Dann ging er.

Der Lehrbub schaute ihm nach und wollte ein Gespräch haben.

„Ah Herrschaft! Was is denn dös für oane g'wen?" fragte er und verzog das verrußte Gesicht zum Lachen.

Aber Xaver litt keine Vertraulichkeit.

„Dös geht di wenig o," sagte er barsch. „Tua dei Arwat, Saubua nixiger!"

Und während er in einer Kiste herumkramte, um sich eine passende Schraubenmutter zu suchen, brummte er vor sich hin:

„Dös waar amal des richtige G'schoß . . ."

* *
*

In der Wohnstube traf Hallberger nur die Alte.

„Wos is 'n de ander?" fragte er barsch.

„In ihran Zimma halt; sie werd si umziahgn."

„So? In ihr'n Zimma? Hängt a Spiegel drin?"

„Du fragst aba g'spassi ..."

„I moan g'rad, daß sie si neischaug'n ko, und vielleicht a Bild damit vagleicht von da Kinderzeit ..."

„Geh! Was hast denn?"

„M—hm. Du siechst freili nix ..."

„Was soll i denn sehg'n? Daß s' a saubers Madel wor'n is?"

„Sauber? De kimmt dir sauber vor? Wia s' in der Werkstatt drin g'stand'n is, war's net anderst, als wenn s' aus an Zigeunawag'n rausg'stieg'n waar. So herg'laff'n, so ... ah! I hab' g'moant, i muaß mi vaschliaff'n ..."

„Jetzt du!"

„Is anderst? freili, du hast koane Aug'n für dös! Sunst waar's net so weit kemma ...

„Was is kemma? Is dös an Unglück, daß s' a Künstlerin worn is? Und hast as net selber scho g'les'n, wia s' g'lobt werd in de Zeitunga?"

„Laß mi mit dem in Ruah! Gel? I hab' Aug'n im Kopf und i woaß, was i siech ..."

„Du werst as kaam bessa vasteh als wia de Zeitunga!"

„Waar s' dahoam blieb'n; brav, lusti, fleißi, hätt' s' g'heiret, hätt' s' Kinda, da brauchet nix in der Zeitung steh'. Auf dös Lob kunnt'n mir verzicht'n, aber glückli waar'n ma alle mitanand und ..."

„Bst! Schrei net a so! Sie kimmt."

Marie trat ein und ging auf den Vater zu, um ihm die Hand zu reichen.

Der Alte vergrub die seinige in der Joppentasche und schaute der Tochter ins Gesicht.

Ernst und forschend.

Es war, als suchte er etwas, und er schien es nicht zu finden, denn seine Züge verrieten eine tiefe Trauer.

Seine Stimme klang rauh, als er fragte:

„Was verschafft uns eigentli die hohe Ehr'?"

Mizzi Spera war schokiert über diese Behandlung. Glaubte man, einen Kabarettstern in diesem

Neste schlecht behandeln zu dürfen? Nee! Nich in die la mäng!

Sie zog die Achseln hoch und sagte:

„Ich wollte euch besuchen, aber wenn ich hier nich angenehm bin ...“

„Geh, Madel, was hast denn? Geh, Vater, sei do net a so ...!“

Die Hallbergerin beschwichtigte nach beiden Seiten hin.

„Sie hat halt wieder amal nach uns schaug'n woll'n,“ sagte sie.

„Ah so? Wia's mir geht? Dank der Nachfrag', ausgezeichnet. Wie's halt an Vater geht, der a solchene Freud dalebt am oanzig'n Kind. Kunnt ma gar net besser geh' ...“

Der Alte stellte sich ans Fenster und trommelte an die Scheiben.

Mizzi Spera, der die Mutter begütigend zuwinkte, setzte sich schmollend aufs Kanapee und gab sich mit Fifi ab.

„Viens donc ici! Mach schön!“

Sie beherrschte mit großer Sicherheit die Situation.

„Erzähl' do an Vater, was der Graf neuling zu dir g'sagt hat!“ bat die Hallbergerin.

„Was für 'n Graf? Fifi! Is mein Hundchen artig?“

„No derselbige, wo dir a Bukett g'schickt hat ...“

„Mir haben schon viele Grafen Buketts geschickt ...“

Hallberger drehte sich um und schaute das begehrenswerte Geschöpf an, das einmal als harmloses Kind in dieser Stube gespielt hatte.

Ein dummes Weibsbild mit ausgebranntem Herzen hockte dort und kam sich in dieser kleinen Welt recht bedeutend vor.

Und nun holte es aus einer Ledertasche Puderbüchse und Spiegel und fuhr sich mit einer Quaste über Nase und Wangen und beschaute sein Bild.

Der Alte gab sich einen Ruck und ging zur Türe.

„I geh ins Wirtshaus. Brauchst ma nix herricht'n zum Ess'n . . i kimm net hoam," sagte er und schlug die Türe hinter sich zu.

„So is er die ganze Zeit," seufzte die Schlosserin. „Ma ko mit eahm überhaupts nimma dischkrier'n."

„Laß ihn doch. Ich kann gerne wieder gehen, wenn ich hier nich angenehm bin . . ."

„Was red'st denn, Madel? I sag' dir ja, er is überhaupts a so. De ganz Zeit her; net erst weil du da bist. I glaab, daß eahm gewisse Leut was ei'red'n. I kenn s' scho, de sell'n, dena da Neid koa Ruah laßt, und vo dem G'red stammt si sei schlechter Humor her . . ."

„In Gegenwart von Damen läßt man sich aber nich in der Weise gehen. Finde ich wenigstens . . ."

„Ärger di net, Madl. Er moant's net a so . ."

„Ich bin den Ton nich gewöhnt," sagte Mizzi Spera und steckte Puderbüchse, Spiegel und Quaste in die Tasche zurück.

Sie sah dabei so vornehm und abweisend mit halbgeschlossenen Augen um sich, daß ihre Mutter sie aufrichtig bewundern mußte.

Achtes Kapitel

Eines Nachts überkam den Kaufmann Natterer ein allerwichtigster, den Altaicher Fremdenverkehr fördernder Gedanke.

Man mußte ein Komitee gründen, in dem zwei hervorragende Vertreter der Kurgäste neben ihm als Präsidenten wirken sollten.

Gab es etwas Klügeres?

Was für ein inniger Zusammenschluß zwischen Einheimischen und Fremden war damit zu erreichen!

Welche Fülle von Anregungen mußte aus den Beratungen hervorgehen!

Natterer hielt im Bette mit halblauter Stimme Selbstgespräche.

Eine Rede, die er an die Gäste richten wollte.

Meine Herren! Oder meine Damen und Herren, denn warum sollte man das weibliche Element nicht heranziehen?

„Meine Damen und Herren! Es liegt im Interesse eines verehrlichen Publikums, das unser liebliches Tal aufsucht, es liegt im Interesse all derer, die in unserm lieblichen Tale Erholung finden wollen, daß die Wünsche deponiert werden, welche ...“

Frau Wally wachte durch das steigende Pathos auf und sah erstaunt auf ihren heftig bewegten Ehemann.

„Was hast d' denn, du Lattierl?“ fragte sie besorgt.

Natterer kehrte dem stimmungsarmen Weibe den Rücken und faßte den Entschluß, das weibliche Element nunmehr doch nicht heranzuziehen. Er tat so, als ob er schliefe, und setzte seine Rede im stillen fort, bis sich seine Gedanken verwirrten und er in Schlaf verfiel.

Beim Morgenkaffee wiederholte Frau Wally ihre Frage.

„Was hast d' denn heut nacht für a Gaudi g'macht?“

„Was woaß denn i, wenn i schlaf'?“

„Als wennst a Red' halt'n tatst, so laut hast aufg'red't. I glaab, daß di der Kas druckt hat, den wo du auf d' Nacht gessen hast ...“

Das war die Erklärung eines Frauenzimmers für eine durch Gedanken verursachte Erregung. Natterer gab lieber keine Antwort, trank seinen Kaffee aus und ging.

Seine Frau war das einzige Wesen, gegen das er verschlossen sein konnte.

Er eilte zur Post hinüber und sagte sich auf dem Wege, daß er zuerst Herrn Schnaase ins Vertrauen ziehen müsse.

Der hatte Eifer und Rednergabe. Aber er war noch nicht aufgestanden. Vor einer Stunde dürfe sie den gnädigen Herrn nicht wecken, sagte Stine. Ob sie was ausrichten solle? Nein, oder doch das

eine, daß Herr Natterer dem Herrn Schnaase eine sehr wichtige Mitteilung zu machen habe, und daß Herr Schnaase das Haus nicht verlassen möge, vor ihn Herr Natterer getroffen habe.

Damit eilte der rührige Mann die Stiege hinunter.

Im Hausgange stieß er auf Martl in einem überaus nachlässigen Aufzuge. Der Herr Hausknecht hatte nur eine lange Lederhose an und stand barfuß in den Pantoffeln. Natterer blieb stehen und schüttelte den Kopf.

Wie der Mensch in seinem karierten Hemd, ohne Kragen, sich unters Tor stellte, ja, mit einem nackten Fuß aus dem Pantoffel schloff und die Zehen spielen ließ, das konnte doch nicht in einem Kurort geduldet werden.

Er sagte in gütigem Tone:

„Martl, im Sommer, in der Hochsäson sollst so was net machen!"

„Was?"

„Du verstehst mi scho. Daß di a so herstellst, bloßfuaßet und überhaupts . . ."

„Im Winter geht's net," sagte Martl, „da frierat mi in d' Zecha."

„Spaß beiseit'! Das is dem Herrn Posthalter auch net recht . . ."

„Was geht denn dös di o, du Kramalippi? Du Salzstößla, du trapfter, du — — — —"

Grobe Menschen sind in frühen Morgenstunden noch gröber. Martl sagte etwas so Hausknechtliches, daß ein Mann, der seit Stunden über feine Redewendungen nachgedacht hatte, angewidert werden mußte.

Natterer ging schweigend weg; und da zog Martl auch den andern Fuß aus dem Pantoffel und ließ die Zehen spielen.

Den Kaufmann überkam ein bitteres Gefühl, als er nun an dem schönen Morgen den Kirchenweg entlang schritt. Es war nichts in ihm von der Fröhlichkeit, die alle Vögel pfeifen und zwitschern ließ.

Dieses Altaich!

Ob man auch anderwärts dem Wohltäter eines Ortes so roh begegnen durfte?

Ob es anderwärts ein gemeiner Hausknecht wagen durfte?

Hier freilich war nicht dagegen anzukämpfen.

Wenn er sich beim Posthalter beschwerte, sagte der seelenruhig: „Dös is halt an Martl sei Spruch ..."

Natterer gab sich seiner schmerzlichen Stimmung hin, als er, um eine Ecke biegend, vor Herrn von Wlazeck stand, der schon von einem Morgenspaziergange zurückkehrte.

„Särvus, Herr Kommerzialrat!" rief der Oberleutnant jovial. „Haben Sie sich zu meiner Kur bekehrt? Is sie nicht großoartig?"

Natterer erwiderte, daß er noch keine Zeit gefunden habe ...

„Zur Gesundheitspflege hat man ganz einfach Zeit, Verehrtester! Jedes Verseimnis rächt sich, muß sich rächen ..."

„Ich werde Herrn Oberleutnant demnächst folgen ..."

„Tun Sie das! Woher habe ich denn meine Elastizität? Vom Karlsbader. In der Fruh das Quantum zu sich nehmen, alsdann eine Stunde spazieren laufen, das macht dinnes Blut. Das ist das ganze Geheimnis. Wie belieben?"

„Ich meine, ich habe das schon von ärztlicher Seite gehört ..."

„Schon möglich. Auch Ärzte besitzen zuweilen Einsicht. Militärärzte natürlich ausgenommen. Aber ich behaupte: Alles, was den Menschen bedrickt, kommt vom dicken Blut. Ich habe einmal in Wien zu einem sehr bekannten Dichter gesagt: Ich bidde, Herr von ..., na, der Name tut nichts zur Sache ..., ich bidde, was wollen Sie eigentlich mit Ihrem Wöltschmerz? Der ganze Wöltschmerz is bloß mangelhafter Stuhlgang. Wann der Lenau Karlsbader getrunken haben möchte, hätte er humoristische Gedichte gemacht. Mit einem

Pfund Glaubersalz reinige ich die gesamte Poesie vom Wöltschmerz ... Aber wirklich!"

Natterer hörte mit so düsterer Miene zu, daß Herr von Wlazeck besorgt ausrief:

„Sie haben höchste Zeit, Verehrtester! Wie kann man an einem so entziggenden Morgen so melancholisch sein? Sie haben dickes Blut ..."

„Ich fühle mich ganz wohl. Bloß, natürlich, man hat auch seine Gedanken und seine Sorgen ..."

„Das is ja! Sorgen, Schwärmut, Wöltschmerz, sogar Verzweiflung, alles miteinander is nix wie Verstopfung. Verlassen Sie sich drauf!"

Die Teilnahme des Oberleutnants tat dem verbitterten Manne wohl, und es kam ihm der Gedanke, daß er den gewandten Offizier ins Vertrauen ziehen könnte. Nicht über die Schande Altaichs, sondern über sein Vorhaben.

„Wenn Herr Oberleutnant erlauben, dann möchte ich Ihnen etwas unterbreiten ..."

„Aber bidde ..."

„Es handelt sich sozusagen um den Ausbau unseres Marktes in seiner Eigenschaft als Kurort. Herr Oberleutnant kennen die Leute hier und wissen vermutlich, daß sich nur wenige ein Bild von den Erfordernissen machen können, die wo unerläßlich sind ..."

„Ich verstehe vollkommen. Sie wollen sagen, daß diese Kanadier à la Blenninger, net wahr, die übertünchte Höflichkeit nicht kennen ..."

„Ich meine überhaupt im allgemeinen, daß die Sache hier zu neu is, und daß folgedessen die Leute also die Erfordernisse eines Kurortes nicht kennen ..."

„Aber das dirfte gerade der Vorzug dieses buen retiro sein!"

„Wie meinen Herr Oberleutnant?"

„Ich will Ihnen was sag'n, Herr von Natterer; wir wollen uns da ganz offen aussprechen. Unsere Winsche sind konträr, missen es sein. Ihr Ideal ist die Frequenz, mein Ideal ist das lauschige Versteck ..."

„Natürlich, die Herrschaften lieben die Ruhe, aber wir müss'n doch etwas bieten ...“

„Das kenn' ich, lieber Freind! Man sagt bieten und meint fordern. Die Teierung ist die Tochter der Frequenz! Geraten Sie nicht auf diese schiefe Ebene!“

„Ich habe gehofft, Herr Oberleutnant würden mir zur Seite stehen ...“

„Wieso, zur Seite stehen?“

„Nämlich, ich habe doch sozusagen die Sache ins Leben gerufen, und leider bin ich der einzige, der in dieser Beziehung sich betätigen kann. Aber diese Last is für meine Schultern zu schwer ... Folgedessen möcht' ich Hilfskräfte finden unter den Herrn Kurgästen ...“

„Ah so! Warum sagen Sie das nicht gleich? Sie wollen mir die Leitung übertragen? Aber gerne!“

„Ich habe gemeint ...“

„Bedarf keine Begriendung, lieber Freind! Die Idee ist glänzend ...“

„Ich hab' also gedacht ...“

„Sie hab'n als Mann von Erfahrung und Kenntnissen die Beobachtung gemacht, daß verschiedene Kurorte unter der Leitung alter Militährs ausgezeichnet florieren. Diese Beobachtung ist durchaus richtig, Verehrtester, und Sie soll'n sich auch in mir nicht geteischt haben. Was zunächst die Hauptsache anlangt, so sage ich: ja. Alsdann ...“

Natterer war überrascht über die Schnelligkeit, mit der die Soldateska sich des Regimentes bemächtigen wollte, und hielt es für angezeigt, die ausschweifenden Wünsche zu zügeln.

„Entschuldingen, Herr Oberleutnant, es handelt sich nicht um die Direktion, sondern ...“

„Sondern?!“

„Betreff einer mehr beratenden Stellung. Nämlich insoferne zwei Herren, die aus freier Wahl hervorgehen, mit mir ein Komitee bilden, wo die allenfallsigen Wünsche deponiert werden und die Maßnahmen begutachtet werden.“

Herr von Wlazeck war enttäuscht.

„Nehmen S' mir die Bemärkung nicht übel, aber das scheint mir schon im Prinzip verföhlt zu sein. Was heißt denn: Wahl? Muß denn alles nach dieser Schablone gehen? Is jemals in der Wölt aus einer Wahl was G'scheites rausgekommen? Cliquenwirtschaft kommt raus, weiter gar nichts. Und warum denn zwei?"

„Indem, wenn wir drei sind ..."

„Zwei den andern majorisieren können, net wahr? Da haben wir wieder diesen fatalistischen Glauben an das Allheilmittel der Majorität. Einer, Herr von Natterer, einer ist immer derjenige, der das Gute schafft ..."

„Entschuldingen, Herr Oberleutnant, aber es sind da bereits Schritte geschehen, betreff eines dritten Herrn ..."

„Wer ist denn der Glieckliche?"

„Der Herr Rentier Schnaase ..."

„So?"

Wlazeck lächelte.

Der Vorschlag schien ihm nicht ganz zu mißfallen.

„So? Der Herr von Schnaase? Und Sie haben ihm bereits die Angelegenheit unterbreitet?"

„Die einleitenden Schritte habe ich gemacht, betreff dieses Ersuchens ..."

„Alsdann will ich nicht opponieren. Ich habe zwar gegriendete Ursache zu der Annahme, daß Herr von Schnaase die richtige Berliner Bradlgoschen hat und die Beratungen sehr lebhaft gestalten wird, aber ..." Wlazeck lächelte vielsagend ... „aber der Vater einer so entziggenden jungen Dame is mir heilig."

„Ich will ihn jetzt betreff dieser Sache aufsuchen ..."

„Schön, und damit gleich der geschlossene Wille des Komitees zum Ausdrucke gelangt, werde ich Sie begleiten ..."

* * *

Gustav Schnaase war schnell gewonnen, und Natterer begriff zu spät, daß sich's auf einem Throne besser allein als zu dritt sitzt.

Er sah, daß sich die beiden andern sogleich heftig bemühten, ihm das Zepter zu entwinden.

Der Berliner war eine Herrennatur, die keine Ideen neben der ihrigen aufkommen ließ, und die ältere österreichische Kultur war zwar anschmiegender, aber zäh und klebrig.

Es wurde Natterer klar, daß er selbst keine Einfälle mehr zu haben brauche.

Er mußte vielmehr die sich überstürzenden Vorschläge der Mitregierenden bekämpfen und sein Werk vor unbedachten Neuerungen schützen.

Es war ein tragisches Schicksal für ihn, daß er so mit seinen eigenen Waffen bekämpft wurde und ganz wider seine Natur handeln mußte.

Auch Schnaase wies den Gedanken einer Wahl schroff ab.

„Mumpitz!" sagte er. „Warum soll ich mir von den beiden Münchner Knautschenberjern erst noch 'n Mandat übertragen lassen? Nee! Das machen wir von alleene. Hiemit konstituieren wir uns als Altaicher Fremden-Komitee. Halten Sie mal! Af—ko ... Jawollja. Das is wie Bugra un Bedag. Ganz famos! Also nich wahr: Afko. Das kommt auf Briefbogen, Kuverts, das wird so inseriert. Afko. Das Publikum merkt sich so was leichter, als wenn es heißt: Altaicher Fremden-Komitee ..."

„Eine vorziegliche Idee, Herr von Schnaase. Das Wort allein verrät schon die gewisse Routine und erweckt gespannte Erwartungen ..."

„Man sagt sich, die Leute sin nich von gestern. Also: Wir bilden hiermit das Dreimänner-Komitee und nehmen die Sache in die Hand. Wir bestimmen die Kurtaxe, wir arrangschieren Feste, Ausflüge, Wasserpartien ... Apropos, wir müssen einige Gondeln haben für den See, na, wo wir letzte Woche waren ..."

„Sassau, meinen Herr Schnaase?"

„Richtig. Sassauer See. Sagen Sie mal, kann hier jemand Gondeln bauen?"

Natterer, dem es schwül wurde, schüttelte verneinend den Kopf.

„Nich? Aber hören Sie mal, das is doch das erste, wenn ich 'n Wasser in der Nähe habe! Da müssen von irgendwoher Gondeln beschafft werden ... Warten Sie mal! Ich kenne 'n Hamburger Reeder, der weiß sicher Bescheid und dem schreibe ich noch heute ..."

„Ans Ministerium haben wir noch immer nicht g'schrieben ..."

„Ministerium? Was soll ich mit 'm Ministerium?"

„Betreff der Umwandlung oder des Einbaues einer Restauration im Kloster ..."

„Ach so, richtig. Na, das eilt nich so. Erst mal Gondeln her und .."

„Darf ich mir submissest die Frage erlauben, um welche Restauration es sich handelt?"

„Darauf komme ich noch zu sprechen, Herr Oberleutnant. Es war 'n Vorschlag von mir, den ich Ihnen gelegentlich mal mitteilen werde ... Was sagte ich eben? Gondeln ... jawoll und Brief nach Hamburg. M. W.!"

„Ich bewundere Sie," rief Wlazeck. „Gestatten, daß ich Ihnen das unumwunden ausspreche. Aber das is eben das großoartige, preißische Organisationstalent, das uns Österreichern leider föhlt; dieses schnelle sich entschließen und sofort eingreifen, nicht lange hin und her. Ich gratuliere uns zu der bedeitenden Kraft, die wir in Ihnen gewonnen haben ..."

„Wir werden das Kind schon schaukeln," sagte Schnaase.

Es war ein Glück, daß dem Affo keine gefüllte Kasse zur Verfügung stand.

Natterer konnte gegen den Ideenhagel einen Schirm aufspannen, indem er die traurige Wahrheit mitteilte, daß man nicht ganz fünfzehn Mark Betriebskapital habe.

Gegen die Einführung einer Kurtaxe sträubte er sich hartnäckig, und Wlazeck unterstützte ihn.

„Bidde zu bedenken, Herr von Schnaase, mit wölchen Elementen, daß wir es gegenwärtig zu tun haben. Die zwei Minchner sind erbitterte Gegner derartiger Reformen. Und der Professor? Es wirde uns kaum gelingen, ihm den Begriff Kurtaxe klarzumachen."

„Aber hören Sie mal, mit fufzehn Reichsmärkern! Damit läßt sich doch nischt anfangen!"

„Ein schwacher Fundus, allerdings! Aber bidde, Herr von Schnaase, sollen wir vielleicht diesen sogenannten Dichter besteiern? Schenken wir ihm doch lieber Strimpfe im Interesse des Ansehens unseres Kurortes! Ich habe die Bemärkung gemacht, daß er keine anhat. Das soll wahrscheinlich Bohämm sein ..."

Natterer beschwichtigte, wehrte ab, ernüchterte und wahrte die Gebote der Besonnenheit.

Als er sich entfernte, war er in sehr gedrückter Stimmung.

„Finden Sie nich auch," fragte Schnaase, „daß der Mensch einen merkwürdigen Mangel an Begeisterung gezeigt hat? 'n Flunsch hat er gemacht, wie ich ihm die paar Direktiven gab ..."

„Ein bläder Kerl, Herr von Schnaase. Verzeihen Sie das harte Wort!"

„Wenn man so 'n Menschen uf'n Trab bringen will, kommt immer die süddeutsche — ich meine natürlich die bayrische — Gemütlichkeit raus ..."

„Auch die österreichische! Bidde, bleiben nur bei dem Sammelbegriff süddeitsch ... auch bei uns ist sehr vieles mangelhaft ... Dieses beriehmte Mocht nix ... Was habe ich für Kempfe gehabt beim Militähr! Das war ja der Grund, warum ich meinen Abschied genommen habe, weil ich diese Sisyphusarbeit nicht mehr leisten mochte. Ich ging lieber. Allerdings hat mir der Graf Kielmannsegge — nicht der Max Kielmannsegge, sondern der Georg, der gölbe Schurl, wie ich ihn tauft hab' — beim Abschied gesagt: Alsdann, was is jetzt,

Franzl? Du gehst, aber die Zustende bleiben ... No ja, das war ja richtig in gewisser Beziehung, aber man trägt nicht alles, was man nicht ändern kann ..."

Schnaase sah den Oberleutnant unmerklich von der Seite an.

Wächst mir hier 'ne Pommeranze?

Aber Wlazeck sah es nicht, und der Rentier ergriff das Wort:

„Ich sage immer, der erste Eindruck is der richtige. Wie ich hier ankam, und der Schlummerkopp von Posthalter sich so demlich anstellte, wußte ich allens. Hier is kein Zeitgeist. Und dieser Natterer ist zwar in gewisser Beziehung 'n gerissener Junge, der harmlose Reisende mit seiner Reklame betimpeln kann, aber weiter reicht's nich.. Nee, Herr Oberleutnant, die Sache müssen wir beide deichseln. Da wollen wir mal Nord und Süd vertreten und, wenn ich so sagen soll, von entgegengesetzten Polen her auf die Sache wirken. Aber nu entschuldigen Sie mich! Ich höre meine Frau .."

„Gehorsamster Diener, Herr von Schnaase, und bidde, Handkuß der Gnädigen und dem reizenden Fräulein Tochter!"

* *
*

„Also," sagte Schnaase, wie er neben seinen Damen aus der Post schritt, „also ich muß Koblenz—Coblenz den Eltern des hoffnungsvollen Künstlers einen Besuch machen? Wie komme ich dazu?"

„Diese schreckliche Last kannst du am Ende noch auf dich nehmen," antwortete Frau Karoline.

„Es handelt sich nich um die Last; es handelt sich ums Prinzip. Wie komme ich dazu, in Altaich gesellschaftliche Verpflichtungen zu haben? Das is doch das, was ich nich haben will; weswejen wir in die Einsamkeit geflohen sind ..."

„Du kannst ausnahmsweise mal Rücksicht auf uns nehmen ..."

„Uns? Also Henny mit inbegriffen? Da möchte ich doch 'n ernstes Wort sprechen."

„Sprich es lieber nich! Ich möchte wirklich keine unzarten Bemerkungen hören ..."

„Aber 'n paar zarte. Ich finde, der junge Mann is 'n bißchen sehr aufmerksam ..."

„Das fällt dir unangenehm auf?"

„Angenehm, Karline, wenn er dir den Hof macht. Aber ich kann diesen schwerwiegenden Verdacht nicht fassen. Ich bin gezwungen, Henny für den Gegenstand seines schmeichelhaften Interesses zu halten, und ..."

„Du kannst dir natürlich nich vorstellen, daß ein junger Mann ohne jede Nebenabsicht froh ist, wenn er sich mal wieder gebildet unterhalten kann?"

„Nee!"

„Nachdem er das monatelang entbehren mußte?"

„Nee! Den Bildungsdrang kenne ich, wenn 'n hübsches Mädchen mitten mang is ..."

„Am Ende ist es kein Verbrechen, wenn er auch Henny in zarter Weise ..."

„Auch? Karline?"

„Ich verbitte mir deine Witze!"

„Is keen Witz ... im Gegenteil ... also um wieder darauf zurückzukommen ..."

„Darf ich bitten, daß ich dabei aus dem Spiel bleibe?" unterbrach Henny ihren Vater. „Warum darüber reden? Es lohnt sich nich."

„Eben, weil die Sache keinen moralischen Hintergrund hat, will ich nich haben, daß du mit ihm kokettierst."

„Wieso kokettiere ich?"

„Oder sagen wir, daß du nich genügend Distanze hältst. Er setzt sich Raupen in den Kopp, und das is bei 'nem jungen Mann in der Provinz ne andere Sache als in Berlin ..."

„Aber wirklich, Papa! Die Predigt ist gräßlich ..."

„Es muß mal sein, und ..."

„Gar nich muß es sein. Ich unterhalte mich hier, so gut es geht; ich würde viel lieber in Zoppot Tennis spielen, als hier von Natur und Hei-

mat quasseln. Aber ich bin doch nich schuld, daß wir in dem schauderhaften Nest sitzen ..."

„Du wirst das auch kaum zu bestimmen haben," sagte Mama Schnaase mit Schärfe.

„Ruhe im Saal! Dieses Thema wollen wir nich schon wieder behandeln. Mamas Wunsch war maßgebend, da is nich daran zu tippen. Du kannst wohl 'n paar Wochen leben ohne Bälleschmeißen?"

„Ich komme ganz aus der Übung ..."

„Du kommst schon wieder rin."

„Aber ich muß Rücksicht nehmen auf meine Partie, nich wahr? Wenn James erfährt, daß ich den halben Sommer keinen Ball geschlagen habe, sucht er sich eine andere Partnerin. Muß er doch!"

„Laß ihn man! Den James Dessauer mit seine Seebelbeene!"

„Gott!"

„Überhaupt so 'n Keesekopp! Sein Vater handelte noch mit alten Kledaschen uf'n Mühlendamm, und der Bengel hat sich was als James und Tenniskatzke ..."

„Jedenfalls hat er in Wiesbaden die Meisterschaft gewonnen ..."

„Was ich mir dafür koofe! Wir werden uns trotzdem erlauben, aufs Land zu gehen, ohne Rücksicht auf Tennis un den Lord vom Mühlendamm. Übrigens, Karline, das muß ich doch sagen, du mit deiner Sehnsucht nach Ruhe und Schweigen im Walde solltest dich nich so ins Altaicher Gesellschaftsleben stürzen ..."

Die Familie Schnaase hatte sich der Ertlmühle genähert. Konrad eilte ihr entgegen und führte sie über den Hof in den Garten, wo seine Eltern die Gäste freundlich empfingen.

Für Frau Margaret waren die Berliner keine unbekannten Erscheinungen mehr; sie hatte sie zweimal von einem Laden aus gesehen und so genau betrachtet, wie es einer in Mitleidenschaft gezogenen Mutter zukam.

Von dem, was sie dabei herausgefunden hatte, redete sie nicht. Das Mädel war aus einer an-

9*

dern Welt und gehörte in eine andere Welt, und das war so ausgemacht und sicher, daß sie fast ein wenig lächeln mußte über ihren Konrad. Aber darüber sprechen nützte nichts; es war besser, wenn er selber zu der Einsicht kam.

Darum hatte sie geschwiegen, und als sie jetzt die Familie begrüßte, tat sie es ohne Befangenheit, als rechte Herrin in ihrem Reiche.

Sie stand über der Situation, hätte Schnaase gesagt, wenn er die kleine Bürgersfrau beachtet hätte.

Martin bewunderte wieder einmal seine Margaret, die sich in alles schickte und so sicher auftrat, als hätte sie jeden Tag Gäste aus Berlin.

Auch Konrad war froh über den Verlauf der ersten Begegnung, die ihm, er wußte nicht warum, Sorge gemacht hatte.

Man setzte sich an den gedeckten Tisch, auf dem ein leuchtend brauner Gugelhupf, ein auf grünen Blättern ruhender Butterwecken und etliche Gläser voll Honig ländliche Wohlhäbigkeit verrieten.

Frau Schnaase ließ ihre Blicke in der Runde schweifen und rief:

„Wie hübsch es hier ist! Das ist also eine wirkliche Mühle im kühlen Grunde, und der Bach rauscht, wie man sich's nach dem Liede vorstellt. Hier müßte man immer leben!"

„Du kannst ja das Experiment machen," sagte ihr Mann. „Aber ich wette 'ne Stange Gold, nach vierzehn Tagen kehrst du reumütig in die Hedemannstraße zurück."

„Ich aus einer solchen Stimmung in die Hedemannstraße ...?"

„Denk an den Fünfuhrtee Karline, und ans Theater, und an die Vorstellungen, wo die Dingsda, die Mannekänks mit den neuen Kleidern, herumspazieren. Nee, in acht Tagen haben wir dich wieder ..."

„Gott! Wenn du wüßtest, wie schal mir das alles vorkommt!"

„Den Zahn lass' dir man ausziehen! Du kannst

es nich entbehren, und Mannekänks, das is nu mal die Poesie, die für dich Bleibe hat. Nämlich" — Herr Schnaase sagte es zu Margaret — „nämlich meine Frau hat 'n Schwarm für den reinen Naturjenuß. Aber ich sage, das is Phantasie. Das wirkliche Landleben kannste nich verknusen, Karline; das is nischt für unsereins, das muß von Jugend auf gelernt sein."

„Das ist vielleicht deine Ansicht ..."

„Es is die Macht der Gewohnheit; was ich dir immer sage. Natur is ja hübsch und kann sogar sehr hübsch sein, aber wir Großstädter vertragen nur ne Dosis davon, und hinterher brauchen wir wieder Nachtleben un Radau ..."

Konrad kam der Frau Schnaase zu Hilfe.

„Ich glaube, daß man die Stadt schnell vergißt ..."

„Nee ..."

„Das heißt ..."

„Nee, verehrter Herr Kunstmaler, nehmen Sie mir's schon nich übel, das kann einer nich wissen, der nich mitten drin war, so nach zwölfe in der Friedrichstraße. Diese Ruhe hier erträgt man auch, wenn man in Stimmung is. Aber ich behaupte, sogar die paar Wochen auf dem Lande sind nich unjemischte Freude ..."

„Du mußt eben opponieren," sagte Frau Schnaase und wandte sich an Margaret. „Er hat das so. Er muß partout das Gegenteil behaupten ..."

„Ich muß nur ab und zu mal was richtig stellen, denn ihr Damens seit nich konsequent und nich aufrichtig. Sag mal selbst, wie wir hier mit der Zottelbahn ankamen, wer wollte da gleich wieder weg?"

„Aus andern Gründen, das weißt du gut, und übrigens mußte ich doch erst die Gegend kennen lernen ..."

Konrad kam wieder zu Hilfe und sagte, daß die Landschaft nicht sofort einen starken Eindruck mache. Aber wenn man sie länger kenne, würde sie einem lieb ...

„Das ist gerade das, was ich sagen wollte," rief Frau Schnaase.

„Nanu! Es ist genau das, was ich gesagt habe. Man muß es gewohnt sein ..."

Er unterbrach sich, als das Dienstmädchen den Kaffee auftrug.

Der duftete so köstlich, und Butterbrot und Gugelhupf schmeckten so gut dazu, daß über Schnaase eine milde Stimmung kam.

Frau Margaret, die nach altbürgerlicher Art glaubte, daß sich gleich zu gleich halten müsse, knüpfte ein Gespräch mit Frau Schnaase an. Durch kluge Fragen erfuhr sie, wie diese Mitschwester ihr Leben führte, und sie erkannte ihr Wesen und die Ursache ihrer Seufzerlein. Zeit totschlagen ist eine Arbeit, bei der man selten lustig bleibt, und auf weichen Pfühlen sitzt man sich bald müde.

Karoline Schnaase, die ihre Liebe zu stimmungsvollen Mühlen noch eine Weile aufrecht hielt, schenkte dem bescheidenen Weiblein neben ihr ein wohlwollendes Gehör und fand Vergnügen daran, vor ihm den Vorhang über der gleißenden Pracht ihres Berliner Lebens aufzuziehen. Sie merkte nicht, wie sie durch staunende Teilnahme immer weiter herausgelockt wurde.

Frau Margaret erfuhr also, wie hilfreich sich eine große Gesellschaft gegenseitig unterstützt, um die Zeit zu vertreiben, wie viele Sorgen das Vergnügen macht, und was für einen erbitterten Kampf man gegen die Langeweile zu führen hat.

Sie sah, daß es für diese Leute nicht Regen noch Sonnenschein gibt; daß Frühling, Sommer, Herbst und Winter ihnen nichts bringen als neue Kleider und Hüte und eine Abwechslung im Zeitvertreib, die wieder Gewohnheit wird und dann schmeckt wie abgestandenes Bier. Sie sah diese Menschen sich abmühen im Nichtstun, und der Blick in eine Arena, darin einer hinterm andern zwecklos im Kreise herumlief, machte sie so ernsthaft aussehen, daß Frau Schnaase glaubte, sie habe in dem bescheidenen Wesen Sehnsucht nach der großen Welt erregt.

Weil sie aber gutmütig war, wollte sie ihm das Unerreichbare nicht gar zu verlockend erscheinen lassen und sagte: „Aber wissen Sie, gute Frau Oßwald, es is nich alles Gold, was glänzt, und unsereinen trifft manche Sorge, und man sehnt sich nach der schönen Ruhe, die Sie genießen.“

Da nickte Frau Margaret nachdenklich mit dem Kopfe und streifte mit einem Blicke das Mädchen, mit dem sich ihr Konrad unterhielt.

Henny beklagte sich darüber, daß sie in Altaich so gar keine Möglichkeit zum Tennisspielen habe.

Ein Brief von ihrer Partnerin Dolly Hirsch hatte sie lebhaft an ihre Pflicht erinnert. Es war zu gefährlich, wenn sie so ganz aus der Übung kam. Sie mußte bei den Wettspielen im Herbste schlecht abschneiden. Eigentlich durfte sie gar nicht daran teilnehmen, weil sie die Chancen ihrer Partie gefährdete, aber wenn sie ihre Unterlassung eingestand, mußte sie ausscheiden, und dann wußte sie nicht, wo eine neue Partie zu finden war. Das ging nicht so einfach . . .

Konrad nahm Anteil an ihrem Kummer. Wenn er nur dem hübschen Mädchen hätte helfen können! Konnte man nicht doch so eine Art Tennisplatz anlegen und konnte nicht er als Spieler aushelfen?

Das fragte er ganz ernsthaft eine Siegerin in zwei Schöneberger Tournieren, und dabei gestand er, daß er noch nie ein Rakett in der Hand gehabt habe!

Junge Herren, die Eindruck machen wollen, müssen in ihren Äußerungen ungeheuer vorsichtig sein, denn ein Mangel kann andere Mängel beleuchten oder aufdecken.

Konrad hatte ahnungslos peinliche Zusammenhänge hergestellt. Sein naives Anerbieten stimmte zu dem Mangel an Schick, der ihm anhaftete, zu der schlecht geschnittenen Kniehose, die er statt Breeches trug. Ein Lächeln, das keine Hochachtung ausdrückte, huschte um die Mundwinkel Hennys, so flüchtig, daß es niemand bemerkte als Frau Margaret, die schnell und gründlich, wie es Müt-

ter können, eine Abneigung gegen das Mädchen faßte.

Konrad hatte nichts gesehen.

Er ahnte nicht, daß er blitzartig mit einem tiptop gekleideten James Dessauer verglichen und in unabsehbare Weite hinter ihn gestellt worden war.

Herr Schnaase hatte derweil dem zerstreuten Martin anerkennende Worte über bayrische Süßrahmbutter gespendet, aber der Mensch saß ja mit verträumten Augen da und bewies durch keine Antwort, daß er bei der Sache war!

Da wandte sich Schnaase von ihm ab und lenkte doch lieber die Aufmerksamkeit der andern auf sich.

„Richtig ja! Das habe ich ja noch gar nich erzählt ... Da is doch hier der Dichter mit den großen Horchlappen, der so unmenschlich viel essen kann ... na ... der Pfünzli ... Pünzli ... über den is doch 'n Artikel in der Zeitung gestanden ..."

„Wie interessant!" rief Frau Schnaase.

„In so ner literarischen Rundschau, und das Käsblatt, was drüben in Piebing erscheint, hat es abgedruckt ..."

„Warum erzählst du das erst jetzt?"

„Natterer hat mir's gezeigt, vor ner Stunde ..."

„Wie interessant! Und was sagt die Kritik?"

„Ich habe mir nich allens gemerkt, aber es heißt, er is der Erotiker der Zukunft ... Na! ich muß sagen, das wird wohl sehr theoretisch sein ..."

„Man muß ihn einladen," sagte Frau Schnaase.

„Den gräßlichen Kerl?" fragte Henny.

„Wieso gräßlich?" verwies sie die Mutter.

„Herr von Wlazeck behauptet, daß er nich mal Socken an hat. Ich habe natürlich nich darauf geachtet ..."

„Wenn er geistig bedeutend ist, und wenn man von ihm spricht, kann er Eigentümlichkeiten haben. Ein pensionierter Leutnant hat nicht das Recht dazu ..."

Frau Schnaase wandte sich wieder an ihren Mann. „Erotiker der Zukunft, sagst du? Das is wohl Lyriker?"

„Ich weiß nich. Wahrscheinlich, denn was mit Theater zusammenhängt, kennst du ja... Übrigens das mit den Socken hat mir Wlazeck auch anvertraut. Eigentlich sonderbar! N' Erotiker stelle ich mir mit durchbrochenen Strümpfen vor..."

„Nun fang du nicht auch damit an!"

„Es is 'n interessanter Fall, Karline. Is das nu Erotik aus Erfahrung oder aus Unmöglichkeit? Das is hier die Frage..."

„Vielleicht wirst du dich über dieses Thema nicht mit deiner gewohnten Gründlichkeit verbreiten?" sagte Frau Schnaase sehr strafend „Jedenfalls müssen wir mit dem Manne bekannt werden!"

„Aber Mama!"

„Ja, sage ich dir. Er kann dann im Winter zu meinem jour fixe kommen..."

„Vielleicht ist er gar nicht in Berlin..."

„Dann kommt er hin. Als Dichter, der genannt wird..."

„Sehen Sie!" rief Schnaase, indem er sich an Konrad wandte. „Hier haben Sie's! Was ich Ihnen immer sage, es geht nu mal nich ohne Berlin. Meine Frau sagt das ganz unwillkürlich, mit der weiblichen Selbstverständlichkeit..."

„Was is mit Berlin?" fragte Frau Margaret.

„Liebe, verehrte Frau Oßwald! Reden Sie um Gottes willen Ihrem Sohne nich ab! Es is unerläßlich, daß er nach Berlin geht, denn es is nu mal Metropole, und wenn München noch so gemütlich ist..."

„Er geht ja gar net nach München..."

„Ich bleibe im Winter hier," ergänzte Konrad.

„Hier?! Aber Verehrtester, Sie brauchen doch Anregung! Hören Sie mal, als Künstler!"

„Herr Oßwald wird das besser beurteilen können..."

„Nee, Karline, da gibt's nu wirklich keine Meinungsverschiedenheit. Der Künstler gehört ins Zentrum der Kultur. In künstlerisches Miliöh. Das sagt uns die Erfahrung. Nee! Machen Sie so was nich! Hier müssen Sie ja versauern..."

Um Konrads Mund spielte ein Lächeln, das ihm gut stand, aber einem erfahrenen Weltmanne nicht gefallen konnte. Dabei erzählte er, als ob er's besser wüßte, daß er sich allerlei vom Aufenthalt verspräche.

Er wolle nach langer Zeit wieder einmal die Heimat verschlafen und verschneit sehen, Wald und Hügel und die Bauernhäuser, die sich unterm Schnee zusammenduckten und bloß durch den Rauch, der aus den Schornsteinen kräuselt, verrieten, daß behagliches Leben in ihnen stecke ...

„Alles sehr schön," erwiderte Schnaase. „Meinswegen sogar poetisch. Aber das ändert nischt an der Devise: Der Künstler muß hinein ins volle Leben. Er muß wissen, was los ist. Glauben Sie mir altem Praktikus: Mit den Idealen alleene macht man's nich. Davon raucht der Kamin nich, weil Sie schon von Schornsteinen sprechen. Der Künstler muß wissen, was die Mode will, was gefällt. Das erfahren Sie in Berlin; hier erfahren Sie's nich!"

Konrad wollte gegen so viel Erfahrung nicht ankämpfen und schwieg.

Herr Schnaase aber vervollständigte seinen Sieg.

„Es handelt sich nich bloß darum, daß Sie sehen, sondern auch darum, daß Sie gesehen werden. Die Leute mit dem großen Portemonnaie müssen von Ihnen sprechen, der Kunsthändler muß Sie lanzieren, denn können Sie sagen: Es ist erreicht ..."

„Vielleicht urteilst du doch zu nüchtern, Gustav? Es hat auch große Künstler gegeben, die nur ihren Idealen dienten ..."

„Hat, Karline. Dadruff lege mal den Nachdruck! Hat gegeben, gibt's nich mehr ..."

„Warum soll die Welt mit einemmal so prosaisch geworden sein?"

„Is se nich. Aber praktisch is se geworden. Wenn man die nötigen Moneten hat, denn kann man sich's so poetisch machen, wie man will. Sehen Sie, da is mein Freund, der Professor

Waschkuhn, von dem Sie doch wohl gehört haben ... Der hat's erfaßt. Der malte un malte drauf los; immer die Damen vom Theater, immer die Säsonggrößen. Lange war's nischt. Aber mein Waschkuhn sagte sich, mit Geduld un Spucke und ließ nich locker. Auf einmal, mit 'n Bild von ... von ..."

„Lolo Hillmers," sagte Henny.

„Ganz richtig! Mit 'n Bild von der Hillmers machte er's. Nu kamen die Damen von der Finanz, die mit das ville Geld, un jede wollte so aussehen wie die Hillmers. Nach dem Rezept malte er nu und verdiente aasig, denn wenn's mal so weit is, darf's auch was kosten. Das wollen die Leute sogar. Ich habe oft mit Waschkuhn darüber gesprochen, und er sagte mir: ‚Alter Freund, der künstlerische Erfolg is und bleibt das ewige Geheimnis. Er is das große Los; un die Hauptsache is, daß man immer wieder setzt ...'"

„Zum Beispiel Dessauer!" rief Henny.

„Richtig ja! Der Bruder von deinem Tennisfatzke ... das is auch so 'n Fall ..."

„Kennen Sie Teddy Nabob von Dessauer?" fragte Henny.

Konrad verneinte.

„Den Roman der Saison kennen Sie nicht?"

„Er ist wunder-wundervoll!" fiel Frau Schnaase ein. „Vielleicht habe ich das Buch hier ..."

„Aber Sie haben doch davon gehört?" fragte Henny wieder.

„Nein," sagte Konrad schlicht.

Da wunderte sich auch die gutmütige Frau Schnaase darüber, wie lange die Kultur braucht, um über die Donau zu dringen.

„In Berlin sprach man von nichts anderm. Man mußte Teddy Nabob gelesen haben. Es ist wunder-wundervoll!"

„Jedenfalls ist es riesig geschickt," erzählte Henny. „Letztes Jahr hat kein Mensch von Lulu Dessauer gesprochen, und heute ist er obenauf. Er hat mir gesagt, wie er auf die Idee gekommen ist. Es

mußte was Amerikanisches sein, weil da die ganz großen Verhältnisse sind; da läßt sich noch mit den Millionen phantasieren, sagte er. Und denn schilderte er einen Mann, der über Nacht Milliardär wird. Es ist wahnsinnig spannend ..."

„Wunder-wundervoll!"

„Das is ja, was ich sage!" fiel Schnaase ein. „Wäre der Mann in Ruppin gesessen, dann wäre er nie auf die Idee gekommen. Aber in der Großstadt hat der fixe Bengel herausgefunden, daß der moderne Mensch, wenigstens in der Phantasie, mit den Millionen schmeißen will ..."

Die kleine Welt, die um den Tisch saß und so viel Staunenswertes aus der großen hörte, blieb ungerührt.

Martin hatte nicht aufgemerkt, und Margaret hatte ungemein viel von ihrem Wohlwollen verloren.

Aber auch Konrad fühlte sich von Kellerluft angeweht. Er urteilte über den Geschmack Hennys gewiß nachsichtiger, wie sie über seine Kniehosen, aber, was er gehört hatte, war so fremd und so trennend und stimmte ihn nachdenklich.

Stille war nicht das, was Schnaase liebte.

„Haben Sie schon was gehört von Affo?" fragte er den jungen Mann und seine Eltern, die ja nun ordentlich breit geschlagen waren.

„Affo?"

„Nich wahr, das kennen Sie nich! Altaicher Fremden-Komitee. Ich habe es mit Ihrem Natterer gegründet, damit wir den Verkehr hier in Schwung bringen. Übrigens, Frau Oßwald, Ihr vortrefflicher Kaffee bringt mich auf einen Gedanken. Wie wär's, wenn Sie hier so 'n kleinen Nachmittagsbetrieb aufmachen würden? Kaffee, Schokolade ... in einem kühlen Grunde? Ich sehe hier schon alle Tische besetzt mit guter Gesellschaft ..."

Frau Margaret sah das nicht, aber sie bemerkte, daß ihre Liese beim Wäscheaufhängen war, und sie eilte nach ein paar entschuldigenden Worten weg.

Mama Schnaase wandte sich freundlich an Martin.

„Ich finde Ihre Frau entzückend; sie hat so was Ausgeglichenes, Nervenloses ... ach ja! das kommt doch wohl von dem Aufenthalte in dieser friedlichen Natur ..."

„Na! Da haben wir ja Aussicht, daß du auch ..."

„Gott, Gustav! Wenn ich den wahren Seelenfrieden finden sollte, müßte auch sonst noch manches anders sein. Was soll mir der vorübergehende Landaufenthalt nützen, wenn ich hinterher wieder von dem Hasten und Treiben aufgewühlt werde?"

„Ich will dir 'n Vorschlag machen, Karline. Wir fragen unsern verehrten Gastgeber, ob du nich 'n Winter hier bleiben kannst?"

„Mußt du immer solche Späße machen?"

„Nee, wirklich! In allem Ernste gesprochen. Du könntest diesem aufstrebenden Kurorte 'n kolossalen Gefallen erweisen. Denke dir, wenn du hier so die richtig gehende Wurstigkeit, den Seelenfrieden finden würdest, dann könnten wir's in die Zeitung bringen. Wunderbare Heilung oder fabelhafter Erfolg der Altaicher Höhenluft. Was?"

Frau Schnaase gab keine Antwort, und Henny erinnerte Konrad daran, daß er ihr Bilder und Skizzen zeigen wollte.

Als die jungen Leute ins Haus gingen, blickte Schnaase ihnen kopfschüttelnd nach.

„Sagen Sie mal, Herr Oßwald, wie kommt nu Ihr Sohn dazu, ausgerechnet Maler zu werden? Wenn ich mir so Ihr Etablissemang betrachte, is es mir offen gestanden schleierhaft."

„Er hatte eben den Drang in sich ..."

„Karline, du bist fürs Sangtimang, ich bin fürs Reale, un hier sind Realitäten, angesichts deren meine Frage berechtigt ist ..."

Martin lächelte.

Aber es war eine Saite angeschlagen, die in ihm fortklang und ihn zum Reden brachte.

Er erzählte, wie Konrad als Bub still und besonders gewesen sei und wie er immer Freude an Bildern gehabt habe. Die sei mit ihm gewachsen und groß geworden, und weil sie ernsthaft gewesen sei, hätten Margaret und er eingewilligt ..."

„Das is ja sehr schön und anerkennenswert, und ich möchte Ihren Entschluß selbstverständlich nich kritisieren. Ich sage nur, ich verstehe es nich ..."

„Was ist dabei zu verstehen?" sagte Frau Schnaase.

„Er hatte das in sich, und ich finde es wunderschön, wenn Eltern ihren Kindern das Recht auf Selbstbestimmung zugestehen ..."

„Das is die ächte weibliche Inkonsequenz. Erst biste ganz Mühle und Bach und Natur, und denn findest du es wundervoll, daß 'n junger Mensch das alles im Stiche läßt ..."

Henny, der Konrad seine Skizzen aus der Altaicher Gegend zeigte, fragte unvermittelt:

„Waren Sie schon mal in Italien?"

„Ich hab's ein paarmal im Sinn gehabt, aber es ist nie was geworden ..."

„Da müssen Sie unbedingt hin. Wir waren auch letzten März in Florenz und Rom. Es war herrlich ... Und für Sie als Maler ist das notwendig ..."

„Es kommt mir jetzt nicht mehr so notwendig vor ..."

„Nanu! Da sollten Sie mal Waschkuhn hören! Er sagt, er verdankt Italien alles ..."

Da Konrad wieder so merkwürdig lächelte, schloß sie ungnädig: „Und überhaupt gehört das zur Kultur!"

Beinahe hätte sich der junge Mann angemaßt, einer großstädtischen Dame lehrhaft zu kommen, als ihn ein ungeduldiger Zug in ihrem Gesichte davon abhielt. Er zeigte ihr sein letztes Bild, auf das er viel hielt. Durch hohes Kornfeld führte ein schmaler Weg, und man sah es ihm an, daß er heimführte zu guter Rast.

Henny warf einen flüchtigen Blick darauf und fragte lebhaft:

„Was denken Sie, Herr Oßwald, soll ich mich in ganzer Figur malen lassen?“

„Ja . .“

„Oder Kniestück? Waschkuhn will mich porträtieren. Er is für ganze Figur.“

„Er soll Sie doch so malen ... in einer Laube mit spielenden Lichtern ...“

„In dem Kleide? Nee!“

Da sah man wieder die Provinz! Porträt in weißer Bluse! Doch in Gesellschaftstoilette und mit dem Kollier von Mama!

„Ich bin auch für ganze Figur,“ schloß Henny. „Es ist immer schick, und wenn man schlank ist, soll es doch zur Geltung kommen . .“

„Ja ... ja ...“ sagte Konrad. „Das werden Sie wohl mit Herrn Professor Waschkuhn vereinbaren ...“

„Ich freue mich wahnsinnig darauf, wenn erst mein Bild in der Ausstellung hängt ... Die Eröffnung ist immer totschick. Man sieht die neuen Frühjahrstoiletten ... Alles ist da ... Man trifft viele Bekannte und dann die Überraschung, wenn sie mein Bild sehen ... Es wird einfach süß ...“

Konrad stellte seinen Feldweg an die Wand und ging mit Henny zurück. Auch Frau Margaret hatte sich wieder an den Tisch gesetzt.

Man wechselte noch einige freundliche Worte, und dann gab Frau Schnaase mit der Versicherung, daß es sehr, sehr schön gewesen sei, das Zeichen zum Aufbruch.

* * *

„Was hat er denn?“ fragte Martin, als Konrad verstimmt und nach wortkargem Abschied weggegangen war.

„Weiß man, was junge Leut haben?“ erwiderte Frau Margaret.

Als wenn er einen Zusammenhang gesucht oder gar gefunden hätte, sagte Martin unvermittelt:

„Ein schönes Mädel is sie ... das muß wahr sein ...“

„Was nutzt die schönste Schüssel, wenn nix drin is?“

Das klang feindselig.

Wie die Margaret nur in der kurzen Zeit zu ihrer Abneigung gegen das hübsche Fräulein gekommen war?

Martin war doch dabei gesessen und hatte nichts gehört und nichts gesehen, was ihm aufgefallen wäre. Die Weiber haben ihre Mucken.

Auf dem Heimwege blieb Schnaase bald hinter der Ertlmühle stehen, stützte sich auf den Stock und holte zu einer längeren Rede aus:

„Nu will ich euch mal was sagen. Die alten Leute sind ganz nette Kleinbürger, der Kaffee war famos — aber der junge Mensch gefällt mir nich. Der hat 'n Frost in Kopp, und ich will euch sagen, was mit dem seiner Malerei un Kunst wird. Nischt wird es. Da is kein Ernst in der Sache, wenn einer bei Muttern bleibt un bloß die Leinwand bekleckert und von Schnee und Schornsteinen quasselt.“

Herr Schnaase war im rechten Fahrwasser und benützte den günstigen Umstand, daß seine Karoline beim Steigen außer Atem kam und ihn nicht unterbrechen konnte.

Hinter der Kirche hörte er plötzlich zu reden auf und brach seinen Satz mit einem erstaunten „Nanu!“ ab.

Eine aufgeputzte Dame rauschte an ihm vorbei, ein betäubender Duft von peau d' Espagne umschmeichelte seine Nase.

Er wandte sich um und sah die merkwürdige Erscheinung im Hause des Schlossermeisters Hallberger verschwinden.

Nanu?

* *
*

Als Henny in ihr Zimmer kam, sah sie einen Brief auf dem Tische liegen. Er trug den Post-

stempel Altaich. Überrascht und neugierig nahm sie ihn, hielt ihn gegen das Fenster und roch daran.

Er war nicht parfürmiert.

Sie riß den Umschlag auf und fand zwei grobgezackte Blätter, die mit großen, genialischen Schriftzügen bedeckt waren.

Sie las:

An das Mädchen mit den hellen Nägeln.

Belangreiche unter den Belanglosen!

Ich pflanze Dir meine Blicke ins Gesicht. Mein Blick reißt Deine Augenlider auf. Der völlig Entzündete fängt von der Entflammenden Feuer. Du siehst mich mit geschwungener Braue an und sprengst meine gedämpfte Existenz.

Ich schäume über und rase; mein Gefäß ist zersprengt. Mädchen mit den hellen Nägeln!

Der Entzündete.

Henny sah mit Vergnügen, daß sie angedichtet worden war von einem ganz Modernen.

Sie hatte die Heroen öfter gesehen, die im Café tote Wände anglotzen und mit blutenden Seelen darüber klagen, daß andere Leute arbeiten.

Von so einem angedichtet zu werden, das war doch rasend interessant!

Wie er sie duzte, frech wie Oskar!

Natürlich waren die Verse von dem Jüngling mit den dunkeln Nägeln, von dem Erotiker ohne Socken.

Am Ende war er wahnsinnig echt Boheme?

Jedenfalls konnte man ein bißchen mit ihm kokettieren, denn mit irgend etwas mußte man sich in dem langweiligen Neste die Zeit vertreiben.

Sie verschloß den Brief in ihrem Koffer.

Ob Tobias Bünzli mehr erhofft hatte?

Ob er geglaubt hatte, daß seine Worte wie züngelnde Schlangen das Mädchen anspringen würden?

Vermutlich nicht.

Denn in Bünzli steckte noch ein starker Rest von solider Winterthurer Nüchternheit.

Eine mäßige Erbschaft und eine hinter der Ladenbuddel aufgequollene Sehnsucht hatten ihn auf die Abwege der neuen Dichtkunst geführt, in der er gleich Meister wurde, ohne Lehrling gewesen zu sein.

Sein Erbteil schwand dahin, und er sah sich im Geiste wieder im Laden stehen.

Aber es war seltsam, wie wenig ihn der Gedanke erschreckte. Ja, manchmal ertappte er sich auf dem Wunsche, es wäre schon so weit.

Vorerst mußte er aber noch gewaltige Werte schaffen und Worte bilden, die junge Mädchen wie züngelnde Schlangen ansprangen.

Neuntes Kapitel

Es war ein ruhevoller Sommerabend. Die Häuser auf dem Marktplatze schlürften durch offene Türen und Fenster frische Luft ein, nach der sie den langen Nachmittag geschmachtet hatten.

Die Uhr auf dem Kirchturme glühte noch unter den letzten Sonnenstrahlen, aber dunkle Schatten, die langsam hinaufkrochen, versprachen ihr erquickende Kühle. Der Brunnen plätscherte lauter, und den Bürgern unter den Haustüren war eine stille Freude auf den Abendtrunk anzusehen.

Vor der Post ging Herr Dierl mit dem Kanzleirate unter ernsten Gesprächen auf und ab.

„Ich muß sagen, ich hab' eigentlich nichts g'merkt. Bis jetzt wenigstens is mir nix aufg'fallen," sagte Schützinger.

„Sie wern's ja sehg'n, daß i recht hab'. Der Berliner hat was im Sinn, und der fade Kerl da drüben" — Dierl deutete mit dem Stocke nach dem Kaufhause Natterer hin — „der wepsige Kramer is natürli mit dabei ..."

„Was wollen s' denn machen?"

„An Fremdenschwindel ei'führ'n, d' Leut verderb'n, alles in d' Höh treib'n ... I kenn' de G'schicht'n, weil i s' scho a paarmal erlebt hab'..."

„Vielleicht sehen Sie doch zu schwarz..."

„Na! Na! Verlassen S' Ihnen auf mich!... Ah, gut'n Abend, Herr Posthalter! Sind S' heut recht fleißig g'wes'n?"

„Hat scho sei müass'n ... 's letzte Fuada Korn hamm ma rei..."

Blenninger schnaufte in der Erinnerung an die Anstrengung und wischte sich mit seinem blauen Sacktuche über die sonnenverbrannte Stirne.

Man hörte ein Horn tuten.

Die Altaicher Kühe wurden über den Marktplatz heimgetrieben. Geduldig trotteten sie übers Pflaster; ab und zu sonderten sich etliche vom Haufen ab und bogen in Seitengassen ein.

Dann blies der alte Hüter fest ins Horn zum Zeichen, daß die Stalltüren geöffnet werden sollten.

Dierl sah mit freundlicher Miene auf das Treiben.

„So was tuat oan wohl," sagte er. „Dös is no was aus der guat'n, al'tn Zeit..."

„Ja... ja..." meinte der Posthalter, „aber..."

„Was aber?"

„Der Zuastand paßt nimmer recht her..."

Blenninger wies auf eine Kuh, die stehen blieb, und indes sie nachdenklich vor sich hinschaute, ein stattliches Andenken fallen ließ.

„No ... was is nacha?" fragte Dierl.

„So was paßt si nimmer her..."

„Auweh! Dös hätt' i liaba net g'hört."

Dierl wandte sich unwillig ab und entfernte sich etliche Schritte mit dem Kanzleirate.

„Spanna S' was? Dös san scho de erst'n Anfäng'. Jetzt hätt' der Lalli aa scho an Graus'n vorm Landleb'n. A Kurort werd's halt, dös Altaich..."

„Eine Änderung in dem speziellen Punkt wär' ja net so schlimm," entgegnete Schützinger, den der Vorgang nicht so stark angeheimelt hatte.

„Net? I will Ihna was sag'n. Wenn d' Leut amal de Sprüch' macha vom Ändern und vom Fortschritt, wenn eahna dös Alte ordinär vorkimmt, nacha is's scho g'fehlt . . ."

„Ich bin ja auch fürs Romantische, aber ich meine, Herr Oberinspektor, es laßt sich auch vom hygienischen Standpunkt aus . . ."

„Nix! I kenn' d' Leut und i hab' meine Erfahrunga g'macht. Wenn amal de Redensart'n ei'reiß'n von zeitgemäß und Fortschritt, nacha verschwindet der solide Geist . . ."

Die Kühe waren weiter getrottet, und aus der Ferne hörte man zuweilen den Hüter blasen. Die verklingenden Töne erregten in Dierl eine wehmütige Ahnung, daß es bald aus sein werde mit alten Bräuchen und alter Biederkeit.

Über den Platz herüber kam Martl und schlenkerte einen leeren Maßkrug, daß der Deckel auf- und zuklappte. Er pfiff vor sich hin und schritt daher wie das Sinnbild des altbayrischen Feierabends.

In Dierls Gemüt fiel ein Sonnenstrahl, als er den von aller Neuzeit unberührten Hausknecht sah, und er fingerte in der Westentasche an einem Markstück herum. Doch er gewann seine Besonnenheit wieder und zog die Hand leer zurück.

Martl hatte den Seelenkampf bemerkt, denn Hausknechte sind scharfblickend, und ihre Beobachtungsgabe ist nicht gering.

Er wunderte sich auch nicht über den kläglichen Ausgang, denn er und sein Freund Hansgirgl betrachteten den Inspektor als notigen Hund. Deswegen achtete er nicht auf die landsmännische Freude Dierls und schlurfte ohne Gruß ins Haus.

„Wie lang' is der Martl schon bei Ihnen?" fragte Dierl den Posthalter.

„Da Martl? A vierz'g Jahr g'wiß. Er is scho als Bua herkemma . . ."

„Das is noch einer von der alt'n Garde. Solchene gibt's nimmer viel."

„. . . Ja ja . . . ko scho sei," sagte Blenninger

trocken und schenkte seine Aufmerksamkeit einem aufgedonnerten Frauenzimmer, das gerade auf dem Bürgersteige daher kam.

Als wollte es ihnen die ganze Verdorbenheit der neuen Zeit vor Augen führen, so rauschte es an den kernigen Altbayern vorüber und warf aus untermalten Augen verächtliche Blicke auf sie.

Der Kanzleirat schaute ihm verblüfft nach, und Dierl rief:

„Ja, was waar denn jetzt dös! Wia kimmt denn so was hieher?"

„Is ja a hiesige ..." sagte der Blenninger.

„De ...?"

„Von hier?" fragte Schützinger. „Das kann man ja gar net glaub'n ..."

„Wenn i's Eahna sag'! D' Hallberger Marie is; an Schlosser Hallberger sei Tochta ..."

„In an solchan Aufzug?" staunte Dierl.

„Sie is beim Theata oder halt bei so a 'ra Gaudi und Schlawinag'sellschaft in Berlin drob'n. Seit etli Tag is s' dahoam. Wahrscheinli is ihr der Diridari ausganga, sonst waar de wohl net hergroast ..."

Der Kanzleirat war nachdenklich geworden.

„Eine Dame vom Theater is sie? Das is eigentli sehr merkwürdi, wenn ma denkt, aus Altaich ... Und ein Schlosser is ihr Vater ...? Is er vielleicht der Schlosser grad gegenüber von der Kirch ...?"

„Ganz richti ... der is. Der Hallberger ..."

„M ... hm ..." machte Schützinger. „Ich find', es is eigentlich sehr merkwürdi ..."

„Und des merkwürdigst is, daß anständige Bürgersleut eahna Tochter zu a 'ra Gaudig'sellschaft geh' lass'n ..." sagte Dierl. „Dös hätt's früher all's net geb'n. Da hamm S' Eahna geliebte Neuzeit!" wandte er sich an Blenninger.

„I? Was geht denn mi d' Neuzeit o?"

„Sie san aa scho o'g'steckt ... Wia S' voring daher g'redt hamm weg'n de Küah ..."

„Ah so ..."

„Was sind denn diese Hallberger für Leut?" fragte Schützinger.

„Der Hallberger? Ja, er is amal a ganz a richtiger Mensch und hat an Ansehg'n hier. Da fehlat nix. Aber sie halt! Sie is a verruckte Heubod'nspinna; als Muatta scho gar nix wert. De hat dös Madl so dumm herzog'n. Zu der Arbat is s' z' nobl g'wen von kloa auf, und all's hat sie dem Fratz'n hi'geh' lass'n ... no ja, jetza siecht ma's scho ..."

„Also! Was sag' i denn? Da hat ma den Beweis, was rausschaugt dabei, wenn ma dös Alte, dös Solide nimma reschpektiert ... Dös is der Zeitgeist! I bin froh, daß i net no mal jung sei muaß ... Was is, Herr Kanzleirat? Genga ma nei zum Ess'n?"

„Ich hab' no kein recht'n Appetit und möcht' noch a bissel spazier'n geh'n ..."

„Viel Vergnüg'n! I geh' zu meiner Hax'n ..."

Dierl ging ins Haus, und Schützinger schlenderte über den Platz und schaute angelegentlich in die Auslage des Kaufmanns Natterer, bis er sich durch die Spiegelung in der Fensterscheibe überzeugt hatte, daß auch der Posthalter weggegangen war.

Nun eilte er mit rascheren Schritten den Platz hinunter und bog in die Kirchgasse ein.

Eine süßliche Witterung von Parfüm zeigte ihm an, daß er auf der rechten Fährte war.

Kurz vor der Kirche nahm er die gemächlichste Gangart an und spielte zierlich mit seinem Stocke.

Er betrachtete das Portal aufmerksam, wie ein gewiegter Kenner von Barock und Rokoko; er trat zurück, um das Gesamtbild auf sich wirken zu lassen, und trat wieder näher, um die Einzelheiten zu mustern.

Dabei verlor er das Hallbergerhaus nicht aus den Augen, und er sah, daß die Dame vom Theater an ein offenes Fenster des ersten Stockwerkes trat und mit hochgezogenen Brauen zur Turmuhr hinaufschaute, um die Zeit auf ihrer Armbanduhr damit zu vergleichen.

Er bemerkte, daß ihr Blick den Turm herunter auf einen jugendlichen Kanzleirat glitt und auf ihm ein wenig haften blieb.

Er hörte sie ein Lied trällern.

Viens poupoule, viens poupoule, viens!

Er kannte es nicht, aber es kam ihm ansprechend frivol vor.

Die Dame lächelte und trat vom Fenster zurück.

Das rußige Lehrbubengesicht, das hinter einer Fensterscheibe zur ebenen Erde auftauchte und aus dem zwei lustige Augen sich auf ihn richteten, sah der Herr Rat nicht. Ihm genügten seine anderen Beobachtungen, die so stark auf ihn wirkten, daß seine Beine die auf Kanzleistühlen verlorene Beweglichkeit wiedergewannen und jugendlich tänzelten. Sie behielten das bei, als der Herr Rat heimkehrte und in die Gaststube trat, so daß Dierl erstaunt aufsah und fragte:

„No ... no! Was hamm denn Sie heut für an Schwung?"

„Ich sag' Ihnen, Herr Oberinspektor, so ein Spaziergang erfrischt ungemein," antwortete Schützinger und setzte sich quecksilbern lebhaft auf seinen Platz.

* * *

Ja, es ist schön, in einer lauen Sommernacht durch hochstehende Ährenfelder zu gehen. Die Halme streifen das Gewand, und nichts ist zu hören als das Geräusch der eigenen Schritte. Weite Flächen liegen im bleichen Mondlicht, und daneben sind tiefe, dunkle Schatten.

Drohend ragen gewaltige Massen vor einem auf, und sind harmlose Bäume, wenn man näher kommt.

Seitab vom Wege liegt zusammengekauert und verschlafen ein Bauernhaus; kein Licht brennt mehr darin.

Alles ist müde von Arbeit in tiefe Ruhe versunken.

Die Schritte knirschen über Kies, hallen lauter

über hölzerne Stege. Aus dem Dunkel führt der Weg über flutendes Licht wieder ins Dunkle und Ungewisse. Allmählich werden die Formen von Baum und Strauch vertrauter; ein Geländer, ein Feldkreuz sind alte Bekannte und zeigen die Nähe der Heimat an.

„Gut'n Abend, Herr Konrad!" sagte freundlich ein Mädel, das auf einer von den neuen Ruhebänken gesessen war und nun aufstand.

„Guten Abend!" wünschte er zurück und ging weiter.

„Genga S' scho hoam?" fragte das Mädel und folgte ihm.

Konrad blieb stehen. „Wer sind Sie denn?"

„Kenna S' mi nimmer?"

„Nein, in der Dunkelheit nicht."

„I bin do d' Noichl Kathi ..."

„Ah so! D' Fräul'n Noichl!"

Er sagte es so, als wäre er nun ganz im reinen, und doch wußte er wenig oder nichts von der rundlichen Tochter des Konditors Noichl.

Es fiel ihm auch nicht weiter auf, daß sie so spät noch um den Weg war.

„Ah gengan S', sagen S' doch net Fräulein zu mir! Wissen S' nimma, wie ma no mitanand' in d' Schul ganga san?"

Konrad erinnerte sich an ein dickes, gutmütiges Mädel, das immer die Taschen voll Eiszucker und Himbeerbonbons gehabt und freigebig ihre Schätze verteilt hatte. Es war kein vorteilhaftes Bild, das er im Gedächtnis trug, denn dem Mädel waren von vielem Naschen die Zähne schlecht geworden, und seine kleinen Augen waren zwischen dicken Backen eingeklemmt gesessen. Ob sich daran was geändert hatte, ließ sich beim Mondlicht nicht unterscheiden.

„Dann sag' ich Kathl, wie früher."

„Ja, dös tean S'!" Fräulein Noichl schmiegte sich voll Freude an Konrad, der merken konnte, daß sich die Rundlichkeit erhalten und weiter entwickelt hatte.

„Kommen S' g'wiß vom Mal'n?"

„Ja. Ich war in Riedering. Aber, wo kommen eigentlich Sie her?"

„I? Von dahoam."

„Da sind S' aber spät d'ran."

„Jessas! Geln S'? Aber i ko nix dafür. I bin nach'n Ladenschluß spazier'n ganga, und so müad bin i g'wen, und so hoaß is g'wen, und da hab' i mi auf a Bank g'setzt und bin ei'g'schlaf'n. Auf oamal bin i aufg'wacht, wia Sie kemma san. I bin fei beinah' derschrock'n."

„Vor mir?"

„Ah, gengan S'!" Kathl schmiegte sich an. „Na, i bin derschrock'n, weil's so spat g'wen is. Jessas! Was müass'n Eahna Sie am End' denk'n?"

„Nix."

„Sie sagen's halt net. Vielleicht denken S' Eahna, daß i auf wen g'wart' hab'?"

„Na. Ich glaub's Ihnen schon, daß Sie ein-g'schlafen sind."

„Aba g'wiß? Dös is das erstemal im ganz'n Summa, daß i auf d' Nacht spazier'n ganga bin. Weil's so hoaß war im Lad'n."

Konrad ging weiter, ohne zu antworten.

„Gengen S' oft nach Riedering ummi?"

„Hie und da."

„I tat Eahna gern beim Mal'n zuaschaug'n. Derf i net?"

„I kann's Ihnen net verbiet'n."

„Ah geh, Sie müassen ma's extra verlaab'n."

„I erlaub's Ihnen schon, wenn's Ihnen Spaß macht."

„I möcht's halt gern sehg'n. Vielleicht malen S' morgen in da Näh'?"

„Morgen? Da will ich nach Sassau nüber."

Kathi überlegte.

„Vielleicht, wenn d' Muatta im Lad'n bleibet. I müaßt halt an Ausred' find'n."

„Am End' is doch g'scheiter, Sie wart'n, bis ich in der Näh' arbeit'."

„Ah gengan S'! Eahna is net recht, wenn i kimm."

„Ich hab' nix dageg'n, Kathl."

„Da müassen S' mir aber a Botschaft schick'n, sunst woaß i 's ja net, wann i zuaschaug'n derf."

„Schön. Also, wenn amal G'legenheit is ..."

„Amal!" rief Kathi schmollend. „I siech scho, Sie wollen's net hamm und sag'n grad a so."

Konrad wußte nichts Rechtes zu antworten, und da wurde auch Kathi still.

Vielleicht kam es ihr so vor, daß Gefühle nicht so leicht anzubringen waren wie ehedem Eiszucker und Himbeerbonbons. Sie dachte darüber nach, warum denn ihr alter Schulkamerad gar nichts spannen wollte, und sie konnte bloß den einen Grund finden, daß sich schon eine andere einloschiert habe.

Darum sagte sie offenherzig, wie einmal ihre Natur war:

„I woaß scho, Eahna g'fall'n g'rad die Berlinarinna."

Konrad lachte.

„Wie kommen S' denn auf so was?"

„I woaß 's halt. D' Postfanny hat's aa g'sagt."

„Die muß 's ja wiss'n."

„Weil s' Eahna scho öfter g'sehg'n hat mit de Summafrischla."

„So?"

„I hab' Eahna scho aa g'sehg'n, wia S' auf und ab spaziert san damit."

„Hamm Sie so gute Aug'n, Kathl?"

„Dös hat ma scho sehg'n müass'n. Sie san ja lang' gnua damit ganga."

„Mir gehen ja auch miteinand'. Noch dazu bei der Nacht."

„Ah gengan S'!"

„Is 's net wahr?"

Kathi kicherte.

„Wer woaß, was Sie von mir denk'n? Am End' glauben S' gar was!"

„Was?"

„Daß i mit Fleiß auf Eahna g'wart' hab'. Sie san scho so ei'bilderisch ..."

Leider war Konrad nicht einbilderisch. Über die Bachbrücke ging er voran, ohne etwas zu sagen.

Da mußte es Kathi wieder an einem andern Zipfel anfassen.

„Mir g'fallt fei de Berlinarin gar net," sagte sie.

„Net?" lachte Konrad.

„Na! Gelbe Haar hat s', und so mager is. An dera is gar nix dro. Und i glaab, daß s' recht stolz is. D' Fanny hat aa g'sagt, daß s' so g'schupft is. Mit dera gehet i fei net..."

„So Kathl," sagte Konrad, „da bin ich daheim. Gut' Nacht!"

„Begleiten S' mi net no a bissel?"

„Es geht net, meine Leut' wart'n auf mi."

„Mitt'n bei da Nacht?"

„Grad desweg'n, d' Mutter hätt' am End' Angst."

„Sie san oana! Jetzt soll i in da Dunkelheit alloa geh'!"

„Sie kennen doch den Weg. Und da vorn is glei wieder mondlicht. Also gute Nacht!"

„Gut' Nacht!" sagte Kathi kleinlaut. Eigentlich hätte sie bös sein müssen, aber das brachte sie nicht fertig. „Herr Konrad!" rief sie dem ungalanten Menschen nach.

„Was?"

„Wann schicken S' ma denn a Botschaft, daß i zuschaug'n derf?"

„In de nächst'n Tag'."

„Aba g'wiß!"

„Jawohl. Gut Nacht!"

Seine Schritte verhallten, und Kathi mußte sich entschließen, allein heim zu gehen.

Der Weg war recht einsam, und es kamen ihr alle möglichen Gedanken. Ängstliche und andere. Busch und Strauch warfen tiefe Schatten über den Weg. Überall hätte man unbemerkt stehenbleiben können, und kein Mensch wäre einem um die Zeit begegnet.

Aber es war schon so, daß sich der junge Maler die g'schupfte Berlinerin einbildete. Und es war

abscheulich, daß eine Schulkameradin, die vor vielen Jahren ihre Taschen ausgekramt hatte, um dem Konrad liebreich zu sein, wegen einer zugereisten Person hintan gesetzt wurde.

Ach! Und so lau und schön war die Nacht, und Johanniskäfer flogen herum, daß es wie Lichterschein in den Haselnußstauden aufblitzte.

Kathi seufzte wieder und noch etliche Male und eilte auf dem Staffelweg hinter den Häusern zum Marktplatz hinauf.

Alle Fenster waren dunkel. Bloß beim Natterer hinten hinaus brannte ein Licht.

Sie eilte vorbei und schlich daheim über die leise knarrende Stiege in ihr Zimmer.

Sie schaute noch eine Weile zum offenen Fenster hinaus in die stille Nacht.

Irgendwo schrie eine Katze.

Wenn es ein Kater war, dann hatte er mehr Gefühl wie ein gewisser Maler.

* *
*

Das Licht, das noch bei Natterer brannte, stand auf dem Tische, um den die Familie Hobbe saß. Es mußte etwas Bedeutendes geschehen sein, denn Vater, Mutter und Tochter hatten leuchtende Augen, und jedes drückte auf seine Art die gehobenste Stimmung aus.

Der Professor strich seinen Bart und sah zur Decke empor, als könnte sein Blick durch sie hindurch zu fernen Höhen dringen. Frau Mathilde blickte verklärt den Gatten an, und das Töchterchen sah so aus, als wäre der Geist der Kunstgeschichte über es gekommen.

„Horstmar, — also wirklich?"

„Ja, Mathilde."

„Laß sehen, wieviel Uhr es ist! Zehn durch, du glaubst, in einer halben Stunde?"

„Längstens in einer halben Stunde. Ich werde nur mehr die beiden Schlußsätze niederschreiben."

„Dann also wirklich! Altaich am letzten Juli, nachts halb elf." Frau Mathilde sprach es halb-

laut vor sich hin, und ein stolzes Lächeln spielte um ihren Mund. Sie stand auf und trat ans offene Fenster. Da unten lagen im Dunkeln die Häuser Altaichs. Menschen schliefen hinter ihren Mauern unter dicken Bettdecken, Menschen schnarchten in ihnen, Menschen träumten in ihnen irgend etwas Kleinliches, etwas unsäglich Bedeutungsloses. Ihnen war es eine Nacht wie jede andere. Wenn sie erwachten, gingen sie wieder an ihre unsäglich bedeutungslose Arbeit. Hier oben aber brannte ein Licht und leuchtete weit hinaus über die gebildete Menschheit.

„Horstmar, ob jemand in diesem S... städtchen jemals erfahren oder wissen wird, welches Buch hier vollendet wurde? Am 31. Juli, nachts halb elf Uhr?"

„Ich glaube es nicht, Mathilde. Es liegt doch der Gedankenwelt dieser Menschen zu ferne."

„Die Armen! Man fühlt unwillkürlich Mitleid mit Menschen, die immer im Dunkel leben."

„Gewiß, Schatz. Das ist ein natürliches Gefühl. Wir dürfen uns aber der Hoffnung hingeben, daß in einer fortgeschrittenen Epoche die quantitativen wie die qualitativen Bestrebungen zum Geistigen größer werden, und daß die geistigen Gesamtströmungen auch über diese Dämme treten werden."

„Glaubst du?"

„Gewiß! Die Grenzen jeder Epoche werden weiter hinausgeschoben oder, wie man vielleicht richtiger sagen sollte: jede Epoche schiebt ihre Grenzen weiter hinaus."

Frau Mathilde atmete tief auf und sagte zu ihrem Töchterchen: „Komm! Nun wollen wir Papa gute Nacht sagen. Und merke dir als Erinnerung für das Leben, er vollendet in dieser s... stillen Nacht sein Werk: Über die Phantasie als das an sich Irrationale."

„Ja, Mama!" sagte Tildchen und hüpfte zum Vater. Es hauchte einen Kuß auf seine große, bleiche Denkerstirne.

„Gute Nacht, Papa!"

„Gute Nacht!" sagte er schon etwas zerstreut, denn die Schlußsätze arbeiteten mächtig in ihm.

Seine Frau, mit dem Zustande vertraut, strich ihm über das Haar und entfernte sich lautlos.

Eine Weile brütete Hobbe vor sich hin, dann erhob er sich mit einem raschen Entschlusse und schöpfte tief Atem.

Nun trat er auch ans Fenster.

Der volle Mond hatte sich über das Dach der Nachbarscheune heraufgeschoben und schaute mit stumpfer Neugierde in die Stube des Gelehrten hinein.

So, als wollte er fragen: „Was machen denn Sie eigentlich?"

Dabei sah er nicht aus wie ein geistspendender Himmelskörper, sondern wie ein Spießbürger, der mit breitem Lachen Geheimnisse beobachtet und sich an Geschehnissen in Mägdekammern mehr ergötzt, als an der Vollendung eines großen kunstgeschichtlichen Werkes.

Kein Wunder, wenn man Jahrtausende hindurch Gemeinheiten sieht, die mit aufdringlicher Deutlichkeit geschehen, während sich das hohe Geistige im Verborgenen vollzieht.

Verzerrte nicht der alte Kenner der Menschen und ihrer Torheiten höhnisch sein Maul?

Hobbe hatte genug von seinem Anblicke und schob den Vorhang vor.

Er legte feierlich einen Bogen Papier vor sich hin, den letzten von so vielen, denen er sein Tiefstes anvertraut hatte.

Er tauchte die Feder ein und schrieb mit markigen Zügen:

„Das zum Minimum gebrachte Künstlerische ist das stärkste Abstrakte, das zum Minimum gebrachte Gegenständliche ist das stärkste Reale. Das quantitative Minus des Abstrakten ist gleich seinem qualitativen Plus!"

Darunter schrieb er mit großen Buchstaben: Finis, und machte einen mächtigen Schnörkel daran.

Nun holte er aus der Kommode das ganze dickleibige Manuskript hervor und ließ die tausend Blätter liebkosend durch seine Finger gleiten.

Das Quantitative entzückte ihn. Es war viel Papier und alles eng beschrieben.

Zwischen dem ersten Worte und dem Finis lagen acht Jahre, achtmal dreihundertfünfundsechzig Tage, von denen jeder ausgefüllt war mit den Gedanken an dieses Werk.

Zwischen dem ersten Worte und dem Finis lagen schmerzliche Wehen, frohe Entbindungen, Blutleeren im Gehirne, Störungen der Assoziationszentren, verzagte Stunden und jauchzende Erfüllungen.

Und was lag nun vor ihm?

Die Umwälzung der Kunstbegriffe.

Hobbe stand wiederum auf und lüftete den Vorhang.

Aber der Mond war weggezogen.

Er hatte den historischen Moment nicht abgewartet, sondern war auf die Suche nach irgendeiner Banalität gegangen.

Mochte er!

Hobbe horchte hinaus. Die Nacht war feierlich still, in der dieses die Grundfesten des Alten erschütternde, die Welt demnächst mit Lärm erfüllende Werk vollendet worden war.

So berührte ihn die Ruhe beinahe seltsam.

Aber horch! Das klang wie Menschenstimmen. Von dem Bauernhause neben der Scheune schien der Klang herzukommen.

Wer mochte es sein, der in dieser weihevollen Stunde so nahe der geistigen Geburtsstätte weilte?

Hobbe beugte sich aus dem Fenster und lauschte.

Ein leiser Pfiff.

„Liesei!"

„Was?" fragte eine weibliche Stimme.

„Schmeiß ma mei Schiläh oba! I hab's drommat lieg'n lass'n! . . ."

„Da! Host as?"

„Jawoi. Guat Nacht, Liesei!"

„Guat Nacht, Flori! Kimmst morg'n wieda?"
„Ko leicht sei. Pfüad di!"
Hobbe trat zurück.
Er verstand den Dialekt zu wenig, um den ganzen, ungeheuerlichen Kontrast, in dem das Gespräch zu seiner Welt und zu diesem Erfüllungsmoment stand, würdigen zu können.
Er merkte nur, daß etwas Bedeutungsloses, etwas niedrig Irdisches gesprochen worden war.
Durch so etwas wollte er sich nicht in seiner Stimmung stören lassen. Er löschte langsam und feierlich die Lampe aus und ging ins Schlafgemach.
„Horstmar, ist es soweit?"
„Ja, Mathilde."
Dann schliefen auch diese Glücklichen.

Zehntes Kapitel

Als Gustav Schnaase in die Gasse einbog, um ganz von ungefähr beim Schlosser Hallberger vorbeizukommen, sah er den Kanzleirat Schützinger vor der Kirche stehen.
„Sie hier?" fragte er ihn mit schlauem Augenzwinkern, das der würdige Beamte nicht zu verstehen schien, denn er sagte:
„Wissen Sie, dieses Portal is nämlich sehr interessant. Ich möcht' bloß wissen, ob unser Münchner Asam in gewisser Beziehung dazu steht ..."
„Das is mir schnurz un piepe, Herr Kanzleirat. Für olle Klamotten habe ich für meine Person nischt übrig. Und vielleicht interessieren Sie sich auch 'n bißchen für so was? ..." Er plinkerte nach dem gegenüberliegenden Hause, wo Mizzi Opera am offenen Fenster in einem Buche las.
„Wieso?" fragte Schützinger.
Aber seine Zurückhaltung hielt nicht stand vor dem humorvollen Augenspiele Schnaases, und er verzog den Mund zu einem vielsagenden Lächeln.

„Die Dame soll beim Theater sein. In Berlin ..." sagte er.

„Aha! Auch schon Erkundigungen eingezogen! Spiegelberg, ich kenne dir! Und mir wollense was erzählen von ollen Portalen!"

„Ich hab' durch einen bloßen Zufall ..."

„Jawollja ..."

„Glauben Herr Schnaase, daß eine Annäherung überhaupts im Bereich der Möglichkeit liegt?"

„Bereich der Möglichkeit? Hören Sie mal, verehrter Herr Kanzleirat, Sie sind das, was ich ne komplizierte Natur nenne, und Sie haben starke Hemmungen, wie man zu sagen pflegt. Glauben Sie zum Beispiel, daß die junge Dame wirklich liest, oder sind Sie nich auch davon überzogen, daß sie uns aufs genaueste beobachtet?"

„Herr Schnaase scheinen ein gewiegter Kenner zu sein?"

„Man hat manches erlebt und gesehen und is mit Spreewasser getauft ..."

„Es wär' vielleicht sehr int'ressant, wenn man mit dem Fräulein in ein Gespräch kommen könnt'."

„Na, sprechen Sie sie doch an ... Sehense nur, sie lächelt ..."

„Ich hab' das auch schon in Erwägung gezogen, aber — erstens, man weiß halt doch nicht g'wiß, ob die Dame selbst ... net wahr ... eine derartige Freiheit hinnimmt, und zweitens, ob nicht die Eltern ... net wahr ... einen solchen Schritt übel auffassen ..."

„Was ich Ihnen sage, Herr Kanzleirat, Sie leiden an Hemmungen. Denn erstens, nich wahr, is es klar, daß sich das Mädchen langweilt, und Langeweile is jut für unsere Pläne ... un zweitens is es ausgemacht, daß sie keine zarten Rücksichten auf ihre Familie nimmt, sonst wäre sie vermutlich nich zum Bummstheater gegangen. Überhaupt: Familie spielt keine Rolle bei so was."

„Man sollte es allerdings glauben ..."

„Und Ihre letzten Zweifel werden bald behoben werden. Ich will mal das Terräng erkundigen ..."

„Herr Schnaase wollen wirklich . . .?"

„Ja, ich studiere hier nich Portale. Ich gehe jetzt in den Laden und werde schon sehen. Kommen Sie mit?"

„Ich weiß net, ob . . ."

„Herr Kanzleirat! Unter meiner Führung können Sie noch ganz andere Expeditionen unternehmen . . . sehense, sie lächelt . . . Ich kann doch im Laden 'n Vorhängeschloß kaufen oder so was. Immer rin ins Vergnügen!"

Schnaase ging flott voran; Schützinger folgte zögernd. Die Ladenglocke läutete schrill, und eine dicke Frau kam, die freundlich lächelte und die fremden Herren begrüßte.

„Sagen Sie mal, kann ich mir 'ne Eisenspitze an meinen Spazierstock machen lassen? Hier geht das immer so bergauf und ab, und da is mir die Beinzwinge doch zu schwach . . ."

„Eine Eisenspitz' woll'n der Herr?"

„Ne tüchtige Spitze, daß man in diesem sogenannten Voralpenlande sich ornd'lich drauf stützen kann . . ."

„Ich glaub' schon, daß ma dös mach'n kann."

„Glauben Sie? Bong! Und wie lange dauert das wohl?"

„Leider is mein Mann g'rad heut' net daheim, aber i kann ja an G'sell'n fragen . . ."

„Ihr Mann is nich zu Hause?"

„Leider net. Er hat a G'schäft in Piebing beim Klaiberbräu . . ."

„So? Na, dann komme ich 'n andersmal vorbei . . ."

„Aber da G'sell wisset dös scho auch . . ."

„Nee, so pressant is die Sache nich. Ich spreche nächstens wieder vor . . . ja . . . was ich noch fragen wollte! Wohnt nich bei Ihnen eine Dame aus Berlin?"

„Eine Dame aus . . ."

„Ich bin nämlich selbst Berliner, und ich hörte zu meinem freudigen Erstaunen, daß hier 'ne bekannte Künstlerin . . ."

„Dös is ja mei Marie! Der Herr meinen mei Tochta!" rief die Hallbergerin freudestrahlend ... „Am End' kennen der Herr mei Tochta?"

„Persönlich habe ich leider nich den Vorzug ... aber darf ich fragen, wie is denn nu gleich der Name?"

„Marie Hallberger."

„Hallberjer ... Hallberjer ... ich muß doch den Namen gehört haben ..."

„Als Künstlerin hoaßt si mein Marie net a so ... da hoaßt sa si Mizzi Schpera ..."

„Na also! Na natürlich! Unsere Mizzi Spera!"

Schnaase rief es so laut, als feiere er ein freudiges Erkennen.

„Wenn da Herr an Aug'nblick wart'n woll'n, nacha ruf' ich ihr ..."

„Sehr verbunden."

Die Hallbergerin eilte aus dem Laden, und Schnaase lächelte dem Kanzleirate zu.

„Na — was sagense nu?"

„Sie haben scheinbar eine große Übung in solchen Affären."

„'n Schlummerkopp war ich nie, da könnense ruhig Gift druff nehmen. Übrigens unter uns. Die Bummsdiwa hat doch auf den Momang gewartet! Oder glaubense wirklich, sie hat Schillern gelesen?"

Mizzi Spera trat ein. Das heißt, sie trat auf. Ihr Gesicht hatte einen hoheitsvollen, abweisenden Ausdruck; die Brauen waren zusammengezogen, ein Falte stand senkrecht über der Nasenwurzel. Man sah, daß eine Künstlerin nicht so mir nichts dir nichts zu sprechen war.

Der strenge Zug milderte sich, als Mizzi in Herrn Schnaase den echten Vertreter einer Lebensfreude erkannte, die nach Mitternacht im Friedrichstraßenviertel unter schiefsitzenden Zylinderhüten aufblüht. Er verschärfte sich wieder, als sie den Kanzleirat ansah.

Ungebügelte Hose, Banausenschuhe; Buchhalter — Beamter.

11*

„Sie wünschen?" fragte sie eisig.

„Ich konnte es mir nicht versagen, unserer berühmten Mizzi Spera meine Aufwartung zu machen, und meine Huldigung darzubringen. Ich bin nämlich aus Preußisch-Berlin, und begrüße den glücklichen Zufall, der mir hier in dieser verlassenen Ecke eine Gelegenheit bietet, nach der ich in Berlin vergeblich geschmachtet habe ... übrigens gestatten Sie ... Rentier Schnaase ... nee wirklich, ich mußte ausgerechnet nach Altaich kommen, um endlich die Freude zu erleben ..."

Schnaase hätte seinen Satz noch so lang gezogen wie flüssigen Zuckersaft, aber sein Gefährte trat vor und verbeugte sich, wie er es vierzig Jahre vorher in der Tanzstunde gelernt hatte.

„Erlaube mich vorzustellen, Kanzleirat Schützinger, im Ministerium des Innern aus München ..."

„Nehmen Sie, bitte, Platz!" sagte Mizzi Spera mit einem müden Augenaufschlage. „Ach ja ... es sind wohl keine Stühle hier?"

Die Hallbergerin, die entzückt daneben stand und sich innerlich fragte: „Jessas! Wo 's no g'rad dös Madl her hat?" sagte dienstbeflissen: „I hol' glei a paar Sessel eina."

„Nicht in den Laden!" entschied Mizzi. „Man muß den Banausen nicht Anlaß zu törichten Reden geben. Wir wollen ins Gartenhaus gehen ..."

„Wie Gnädigste befehlen ..."

„I woaß net," fiel die Hallbergerin ein, „da sechat ma von da Werkstatt aus nei, und da hätt' bloß der Lehrbua allaweil d' Nas'n am Fensta. Mir gengan ins Wohnzimmer nauf, wenn de Herr'n Zeit hamm ..."

„Gut! Begeben wir uns in den ersten Stock!" sagte Mizzi mit einem einladenden Verneigen des Hauptes.

Man begab sich ins Wohnzimmer, und der noch unverdorbene Schützinger hatte in dem bürgerlichen, sauberen Zimmer doch das Gefühl, daß sein Abenteuer nicht recht in die Umgebung passe. Das große Lederkanapee, auf dem er neben

Schnaase Platz nahm, seufzte unter den leichtsinnigen Besuchern, denn es gehörte zum Ausrasten nach ehrlicher Arbeit. Über der Kommode hingen Bilder von alten Hallbergern, die aus hohen Krägen ihre geröteten, ehrbaren Gesichter hoben und ihn ebenso strafend anschauten wie die alten Hallbergerinnen, die Riegelhauben trugen und gewiß kein Verständnis hatten für fremde Männer und ihre Lüderlichkeiten.

Dazwischen hing ein Spiegel, der dem Kanzleirate das Bild eines erhitzten alten Herrn zurückwarf, der für Dummheiten nicht mehr jung genug war. Er rutschte unbehaglich vor und wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirne.

Aber was war dieser Schnaase für ein gewandter Großstädter!

Die Rede floß ihm von den Lippen, und er wußte nichts von Bedenken, die langjährige Bürovorstände am richtigen Sichausleben verhindern.

„Nu sagen Sie mal bloß, Gnädigste, was machen Sie hier? Haben Sie sich hieher zurückgezogen, um in Einsamkeit und Stille die Sachen zu studieren, mit denen Sie uns Berlinern die Köppe verdrehen? Ich hätte Sie doch nur in 'nem Seebad gesucht. In Norderney oder auf Westerland ..."

„Seebäder liebe ich nicht," erwiderte Mizzi. „Der Ton ist mir, aufrichtig gestanden, zu frivol, und gerade als Künstlerin ist man peinlichen Aufmerksamkeiten zu sehr ausgesetzt."

„Ach ja ... Sie denken an Badekostüm, aber sehen Sie mal ..."

„Ich finde es genant, in dem Kostüm beobachtet zu werden. Diese Herren mit Feldstechern finde ich unausstehlich."

„Aber Gnädigste, das is doch nich so schlimm!" sagte Schnaase flehend. „Warum soll man nich ein ganz kleines bißchen die Nixen bewundern dürfen, die ..."

„Chacun à son goût! Ich kann es nun mal nicht ertragen."

Es lag soviel Hoheit in ihrem Tone, daß sich die Mutter wiederum wundern mußte.

„Jessas! Jessas! Wo 's no g'rad dös Madl her hat?"

„Ich gebe zu," sagte Schnaase, „daß Gnädigste hier ungestörter leben, aber die Menschheit hat doch 'n Recht darauf, die mondänen Schönheiten zu sehen."

„Vielleicht. Aber wir haben auch das Recht, uns von den Anstrengungen der Säson zu erholen. Ich wollte sogar ursprünglich nach Zoppot ..."

„Zoppot! Da schlag eener lang hin! Das is doch mein gewohnter Aufenthalt! Das wäre nu wirklich Pech gewesen, Sie an der Ostsee und ich hier am Ufer des ... na, wie heißt der Tümpel?"

„Sassauer See," half der Kanzleirat aus.

„Am Ufer des Sassauers Sees ... nee, da hat mich nu doch der Zufall nich so aufsitzen lassen."

„Zufälle spielen oft seltsam," sagte Mizzi. „Aber Mama, könnten wir den Herren nicht mit Kaffee aufwarten?"

„Nur keine Störung, meine Damen! Wir kommen Ihnen da hereingeschneit ..."

„Wegen mir wirklich nicht!" rief auch Schützinger.

Die Hallbergerin war aber schon Feuer und Flamme.

„Na ... na! Die Herr'n kunnt'n ja glaab'n, mir wiss'n net, was si g'hört! I mach g'schwind an Kaffee, und an Lehrbuabn schick i zum Noichl nüber um a Tort'n ..."

„Nee, verehrte Frau Hallberjer ..."

„Mir wiss'n do, was si g'hört ..."

Mizzi warf der Alten einen so fürchterlichen Blick zu, daß sie rasch in die Küche wegeilte.

Als sie draußen war, fühlte Schnaase sich verpflichtet, ein wenig unternehmend zu werden, damit der Kanzleirat merken könnte, was ein Lebemann sei.

Er sprang vom Kanapee auf und drückte feurige

Küsse auf die ringgeschmückte Hand der Bummsdiwa.

„Mein Herr!"

„Nur bewundernde Verehrung, Gnädigste!"

„Behalten Sie, bitte, Platz!"

„Wie Sie befehlen. Aber Sie glauben ja gar nich, wie ich von diesem Zusammentreffen entzückt bin. Ich sage mir, das is nich Zufall, das hat so kommen müssen. Glauben Sie nich?"

„Das Schicksal führt uns oft eigene Wege," erwiderte Mizzi.

Aber Konversation war nicht das, was Schnaase wollte. Und dem Knautschenberger, der neben ihm saß, mußte er doch ein Licht aufstecken.

„Liebes Kind," sagte er zärtlich, „nu sagen Sie mal aufrichtig, was Sie in dieses schauderhafte Nest geführt hat? Dalles — was?"

Blitzschnell streifte ihn ein Blick.

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen ..."

„Na, Kleine, tun Sie man nich so!"

„Mein Herr!"

„Sehen Sie, wenn ich das Glück gehabt hätte, Sie in Berlin kennen zu lernen, dann wären wir ganz bestimmt nich hier ..."

Mizzi verstand nicht, aber Schnaase sprang wieder lebhaft auf und bedeckte ihren Arm bis zum Ellenbogen mit Küssen.

Dem Kanzleirat wurde es peinlich zumute. Er fürchtete, daß die Dame in starke Entrüstung geraten werde, aber sie wies den stürmischen Berliner bloß auf seinen Platz zurück.

Freilich mit tiefem Ernste.

Und um ihn zur Besinnung zu bringen, erzählte sie, daß sie kurz vor ihrer Abreise von Berlin einen peinlichen Auftritt mit dem Fürsten Walewski gehabt habe.

Er war mit ihr und dem Grafen Planitz und Olly Hannsen im Kaiserhofe gesessen, beim five o'clock und man hatte sich gut unterhalten, wie man sich eben in solchen Kreisen unterhält.

Mit einemmal, die Musik spielte gerade einen

Turkey-Trott, mit einemmal kniff sie Walewski ins Bein.

Was glaubt so 'n Mensch? Weil er Fürst ist?

„Walewski!" sagte ich, „wenn Sie sich in meiner Gesellschaft befinden, dann betragen Sie sich auch darnach!"

Und dann war sie aufgestanden, und nur dem Zureden von Planitz war es gelungen, sie zurückzuhalten.

Aber Walewski konnte sich darauf verlassen, daß sie das letztemal mit ihm ausgegangen war.

Auf Schützinger machte die Erzählung starken Eindruck. Wenn nur sein Begleiter die rechte Nutzanwendung daraus zog und seine Begierde zügelte!

Schnaase dachte nicht daran. Er beugte sich lächelnd vor.

„Wo hat Sie nu Walewski gekniffen? Hier... oder hier?"

„Mein Herr!"

„Aber liebes Kind!"

„Ich finde, Sie werden keck."

„Oder hier ... kss!"

„Es ist schrecklich," sagte Mizzi Spera ganz unvermittelt, „ich habe hier zwei Pfund zugenommen."

„Aber so was Reizendes kann doch gar nich genug zunehmen!"

„Eigentlich einunddreiviertel Pfund," verbesserte sich die Künstlerin. „Man hat hier keine Bewegung, keinen Sport. Wenn ich meinen gewohnten Morgenritt machen könnte ..."

„Im Tiergarten? Was? Aber nächstes Jahr müssen Sie unbedingt an die See! Und passen Sie mal Obacht! Wir treffen uns in Zoppot ..."

„Vielleicht ..." sagte Mizzi lächelnd.

„Nee! Todsicher! Die Sache wird gemacht!"

Und wieder sprang Schnaase auf und wurde stürmischer als vorher. Seine Küsse auf Hand und Arme folgten sich schneller und wurden von Wonnelauten begleitet.

Er hatte wirklich mehr Erfolg, als der Fürst

Walewski. Kein strenges Wort scheuchte ihn zurück.

Allerdings, man saß nicht im Kaiserhof in zahlreicher Gesellschaft, sondern in einer stillen Wohnstube.

In Schützingers Brust stritt sich leises Unbehagen mit dem anerkennenden Staunen über so viel Mut und Festigkeit im Umgange mit Damen. Wie er so neben Erfolg und Glück mit verlegener Miene da saß, kam es ihm zum Bewußtsein, daß er eigentlich zeitlebens daneben gesessen war, und ein bitterer Ernst verdüsterte sein Gesicht.

Aber nun kam die Hallbergerin mit Kaffee und Kuchen zurück.

Schnaase mußte ruhig auf dem Kanapee sitzen, und man war wieder im Banne gesellschaftlicher Vornehmheit.

„Ihr verehrtes Fräulein Tochter erzählte uns eben so interessant von ihren Studien," log der gewandte Großstädter. „Ich muß sagen, ich bewundere nu erst recht ihr Künstlertum, nachdem mir 'n Einblick vergönnt war in die kolossale Energie ... in das rastlose Schaffen, das dazu notwendig ist ..."

„I woaß überhaupts net, wia si dös Madl alles a so mirka ko! Wia s' dös erstmal auftret'n is in Minga, i hab g'rad a so g'schaugt. Is scho wahr! Jetzt i hätt dös nia z'sammbracht. I hab' mi scho hart to, wenn i in da Schul a G'setzl hab auswendi lerna müaff'n ..."

Schnaase nickte beistimmend und schob ein Stück Torte in den Mund.

„Sagen Sie mal ... Sie müssen mir die Indiskretion verzeihen, Gnädigste, ... sagen Sie mal, verehrte Frau Hallberjer, wie kam das nu eigentlich, daß 'n solches Talent in dieser Zurückgezogenheit erblühen konnte?"

Mizzi Spera wollte abwehren.

Aber da wurde Schnaase eifrig.

„Ich muß dringend um Entschuldigung bitten, Gnädigste, aber so 'n bißchen was von Ihrem

Werdegang zu erfahren, is 'n Genuß, den Sie uns nich verkümmern dürfen. Nich wahr, Herr Kanzleirat?"

„Jawohl," sagte Schützinger etwas zu trocken.

Die Hallbergerin, in so dringender Weise aufgefordert, ihr Lieblingsgespräch zu beginnen, war nicht mehr im Zaume zu halten.

Das sah Mizzi ein und deswegen ließ sie ihre Mutter gewähren.

„Wia dös ganga is, daß ihra Talent auffemma is? O mei! Wissen S', dös Madl hat ihrer Lebtag den Drang in ihr g'habt. Und mit die Büacha is sie überhaupts ganz narrisch g'wen ... was sagst d'?"

„Du sollst dich doch nicht so ausdrücken, Mama!"

„Ja so ... i muaß halt mei Sach sag'n, wia'r i ko, schau! Und de Herrn wer'n mi scho entschuldinga. Also wia sie z'ruckkomma is vom Institut, bei de englisch'n Freilein in Piebing is s' g'wen, weil i g'sagt hab, sie soll a Buidung kriag'n, obwohl mei Mo ... no ja, es hat a jed's seine Ansicht'n ... also wia sie von de englisch'n Freilein hoam kemma is, da hat's an ganz'n Tag g'les'n und is oft ganz tramhappet g'wen ..."

„Aber Mama!" flehte Mizzi.

„No ja ... ma sagt halt a so. Dös hoaßt, sie is g'wen, als wenn s' traamet. Was machst d' denn für a traurige Papp'n? hab' i s' oft g'fragt, und nacha hat sie g'sagt, daß der betreffende Liabhaba in dem Büachi g'storb'n is, oder ihr is was passiert, net da Marie, sondern dem betreffenden Liabhaba seina Braut oda Geliebten. No, und nacha is sie auf Minga nei, d' Marie, verstengan S', weil ihra Drang allawei größer wor'n is, und da hat sie Leut an da Seit'n g'habt, de wo ihra Begabung bessa kennt hamm als mir ... freili, weil ja unseroans mit de Sach'n eigentli nia was z' toa g'habt hat, und diese betreffenden Leut hamm s' nacha so weit bracht, daß s' auftret'n is ..."

„In München?“ fragte Schnaase mit geheuchelter Teilnahme.

„Freili. In so an Kinstlakawaräh. I war drin, wia si ’s erstmal auftret’n is ... Dös war schö! Wia s’ ihra Gedicht aufg’sagt hat ... Kannst as nimma, Marie?“

„Ich werde das alte Zeug noch können!“

„Is aber schad, weil’s so lusti g’wen is, und d’ Leut hamm klatscht und g’schriean, und a Herr hat zu mir g’sagt, daß sie geboren is zu dera Kunst, und durch dös is sie halt dabei blieb’n ...“

„Gott sei Dank!“ rief Schnaase. „Wir haben allen Grund, verehrte Frau Hallberjer, Ihnen dankbar zu sein, daß Sie unserer Mizzi Spera die Wege geebnet haben ...“

„Gel? Sag’n Sie’s aa? Aba sehg’n S’, hier gibt’s so Leut, de si g’äußert hamm, weil d’ Marie zum Theata ganga is ...“

„Laß sie doch!“ sagte die Diva.

„Ma sagt bloß, weil de feina Herrschaft’n vui mehra Vaständnis hamm als wia de g’scheert’n Depp’n, de Altaicher Büffi. Is ja wahr! Wia kinnan denn de übahaupts mitred’n? De hamm ja ihra Lebtag no koa Kawaräh g’sehg’n! Aba g’schimpft werd. Natürli, wenn ’s nach dena ganga waar, hätt’ d’ Marie dahoam hocka müass’n, bis amal Gnad’n da Herr Schuasta oder da Herr Nagelschmied ihr an Antrag g’macht hätt’ ...“

„Die Idee berührt einen komisch ... Mizzi Spera und so ’n Altaicher Schuhmachermeister ...“

„Ja, aber dös glauben S’ net, was i da für Kämpf’ g’habt hab’ und no hab’ ... denn mei Mann, wissen S’ ... no ja ... er is tüchtig in sein G’schäft, aber da is nix z’ richt’n mit eahm. Und alleweil voll Zorn geht er umanand ...“

„Das interessiert uns aber doch wirklich nicht,“ sagte Mizzi und warf wieder einen fürchterlichen Blick auf die gesprächige Hallbergerin.

„Ma sagt bloß, weil ’n d’ Leut’ aufhetz’n. Und gar so oafach is net, dös muaß i dir scho sag’n. Es is ja oft a so, als wenn er mit der

ganz'n Welt s' raffa o'fanga möcht und drei-schlag'n ..."

„Schenk' den Herren lieber Kaffee nach, als daß du solche Familiengeschichten erzählst," unterbrach sie die Tochter, die ernstlich böse wurde.

„Ja so ... dös hätt' i bald vergess'n ..."

„Nee, danke wirklich ... verehrteste Frau Hallberjer ..."

Auch Schützinger wehrte ab.

Die Erwähnung des grimmigen Schlossermeisters hatte ihm Unbehagen verursacht.

Er warf einen Blick auf die alten Hallberger, die jetzt noch drohender auf ihn herunterschauten. Ihre Gesichter erschienen ihm röter, und jeder sah so aus, als ob er sich nichts daraus machte, einen frivolen Eindringling, und wenn er zehnmal Kanzleirat im Ministerium des Inneren wäre, recht windelweich herzuschlagen und rücksichtslos über die Stiege hinunterzuwerfen.

Wenn der Nachkomme die Anlage von den wütenden alten Herren geerbt hatte, dann war von seiner Rückkehr das Schlimmste zu befürchten.

Das Frauenzimmer da versicherte freilich, daß er abends mit dem letzten Zuge heimkommen werde; aber waren nicht Zufälle möglich? Konnte er mit seinem Geschäfte nicht früher fertig geworden sein und jetzt schon die Kirchgasse heraufeilen?

Eine peinigende Unruhe befiel den würdigen Mann, und er sah sich der Möglichkeit eines Skandales ausgesetzt. Hastig stand er auf.

„Ich muß jetzt gehen," sagte er. „Entschuldigen die Damen vielmals, aber ..."

„Meine Zeit is leider auch um. Wenn ich 'ne Ahnung gehabt hätte, daß mich hier das Glück mit unserer verehrten Mizzi Spera zusammenführen werde, hätte ich mir selbstverständlich den Nachmittag frei gehalten. Heißen Dank, verehrte Frau Hallberjer, es war sehr, sehr schön, und gestatten, Gnädigste, daß ich der Hoffnung Ausdruck verleihe, daß ich Sie recht bald wiedersehen darf ..."

Die Künstlerin erlaubte hoheitsvoll, daß ihr Herr Schnaase mehrmals die Hand küßte.

Sie war innerlich wütend über Mama, die mit ihren dämlichen Redensarten die Stimmung getrübt hatte, und sie hatte wirklich Mühe, ihre Haltung zu bewahren. Sie wies die Hallbergerin, die auch die Gäste hinausbegleiten wollte, mit dolchartigen Blicken zurück und ging allein bis zur Treppe.

Schützinger eilte die Stufen hinunter; er sehnte sich von unziemlichen Abenteuern und Gefahren weg nach frischer Luft und sah sich nicht mehr nach Schnaase um, der noch etwas länger bei Mizzi Spera verweilte und flüsternd mit ihr Verabredungen traf.

Er atmete auf, als er wieder vor der Kirche stand und sich vergewissert hatte, daß kein wutentbrannter Schlossermeister die Gasse heraufstürmte. Er wäre noch froher gewesen, wenn er Xaver gesehen hätte, der in der Werkstatt eine biegsame Vorhangstange durch die Luft pfeifen ließ und vor sich hinbrummte: „Eigentli sollt ma de alt'n Schöpf'n g'höri umanand lass'n . . . ziahget dös G'schoß gar de alt'n Böck eina, weil da Moasta net dahoam is! I vertreibet eahna schon 's Speanzeln . . ."

Schnaase eilte hinter Schützinger her und rief: „Hallo, Herr Kanzleirat! Immer sachte!"

Als er ihn eingeholt hatte, zwinkerte er vielsagend mit den Augen.

„Was is denn los, daß Sie mit einem Mal wegliefen, als wenn Sie das Donnerwetter regierte? Ich mußte doch noch 'n Rangdewuh deichseln . . ."

„Ich sag' Ihnen aufrichtig, mir hat die G'schicht' nicht mehr paßt. Man könnte da in Situationen geraten . . ."

„Erlauben Sie mal, was heißen Se Situation? Sie haben mit mir und in meiner Gesellschaft und auf meine Veranlassung einer zufällig hier weilenden Künstlerin im Beisein ihrer Frau Mutter 'ne Anstandsvisite gemacht. Wo ist da die Situation?"

„Allerdings, wenn man die Sache von dieser Seite betrachtet ...“

„Betrachten Sie sie und sagen Sie ruhig, die Initiative ging von Gustav Schnaase aus Berlin, Hedemannstraße siebenundzwanzig aus ... Übrigens mache ich Ihnen den Vorschlag, wir kehren um und gehen um den Berg rum. Dann kommen wir von der andern Seite heim ...“

Schützinger war damit einverstanden.

Er hatte wieder mehr Sicherheit gewonnen; und als sie am Hallbergerhause vorbeikamen und die Künstlerin zufällig am Fenster stand und ihren Gruß erwiderte, setzte er sogar zu einem frivolen Lächeln an.

„Herr Schnaase bemerkten vorhin was von einem Randewuh?“

„Bst! Diskretion Ehrensache! Ich kann mich doch darauf verlassen, verehrter Herr Kanzleirat, daß Sie nich 'n Ton ...?“

„Selbstverständlich! Aber is es so weit ...?“

„Möglich ... möglich auch nich! Sie dürfen es mir nich verübeln, daß ich die erste Kavalierspflicht befolge ...“

„Natürlich net! Ich ehre Ihren Standpunkt durchaus. Ich meine nur, wissen Sie, ich hab' eigentlich nicht den Eindruck, daß die Dame ... ah ... wie soll ich sagen? ... daß die Dame da entgegenkommt ...“

Schnaase lächelte.

„Haben Se nich den Eindruck?“

„Aufrichtig g'sagt, nein. Zum Beispiel, was sie da erzählt hat von dem Fürsten in dem Kaffee. Das läßt doch gewisse Schlüsse zu ...“

„Das läßt zunächst mal den Schluß zu, daß uns das gute Mächen was vorpinnen wollte. Das war kalter Aufschnitt.“

„Sie kann natürlich übertrieben haben, aber direkt erfunden scheint es mir nicht zu sein ...“

„Nich?“

Schnaase blieb stehen und legte die Hand auf

die Schulter seines Begleiters und blickte ihm tief in die Augen.

„Lieber, guter Herr Kanzleirat, das Leben is nich ganz so, wie Sie sich's vorstellen, und das große Leben, wissen Se, das is nu schon ganz anders ..."

„Ja, natürlich in Berlin erlebt man wahrscheinlich mehr ..."

„Erlebt man ooch. Das kann ich Ihnen versichern ... Aber Sie, nehmen Se mir das harte Wort nich übel, scheinen mir in solchen Affären nich gerade die größte Erfahrung zu haben ..."

„Das will ich net g'rad sagen ..."

„Nanu!"

„Ich hab' zum Beispiel seinerzeit in München eine Schauspielerin gekannt, das heißt, sie war eigentlich nicht beim Theater, sondern bei einer Singspieltruppe als Tirolerin; eine sehr pikante Erscheinung, sehr üppig, wissen Sie. No ja ... da hat man ja auch seinen Teil erlebt ..."

„Ei wei Backe! Üppig, sagen Sie?"

„Auffallend sogar. Ja ... und in der Westendhalle, die jetzt nicht mehr existiert, war eine Coupletsängerin aus Wien. Die war anerkannt fesch ..."

„Hören Sie mal! Das hätte ich Ihnen nu gar nich zugetraut. Denn aufrichtig gestanden, wie Sie heute so da saßen, wie 'n Topp voll Meise, da sahen Sie nich gerade aus wie 'n Dong Schuang ..."

„Die Sache is doch von Ihnen ausgegangen ..."

„Ging se auch; aber Sie konnten doch so 'n bißchen akkompanjieren ..."

„Ich weiß net. Da hab' ich so eine gewisse Abneigung dagegen in Gegenwart von andern, und dann dürfen Herr Schnaase auch nicht vergessen, daß ich gewisse Rücksichten nehmen muß ..."

„Das ist ja, was ich sage. Sie leiden an Hemmungen, verehrter Herr Kanzleirat ..."

Unter diesen Gesprächen erreichten sie den Marktplatz.

Schützinger konnte noch einmal die Gewandtheit des Großstädters bewundern, der seiner Frau erzählte, daß er auf dem erquickenden Spaziergange seine starken Kongestionen reineweg verloren habe.

* * *

Herr von Wlazeck sah ein, daß er die Aufmerksamkeit der Berliner Damen etwas stärker auf sich lenken mußte. Das hübsche Fräulein schenkte ihm wenig Beachtung und überhörte in geradezu auffallender Weise seine ritterlichen Komplimente.

Auch die alte Urschl — so nannte der Oberleutnant in Selbstgesprächen Frau Karoline Schnaase — tat merkwürdig fremd; besonders in den letzten Tagen, seit sie dem unappetitlichen Federfuchser eine sehr merkwürdige Beachtung schenkte.

Wie die Familie dazu gekommen war, diesen nägelbeißenden Dichterling an ihrem Tische Platz nehmen zu lassen, das war schon unbegreiflich.

Das war vermutlich der Berliner Schwarm für sogenannte Interessantheiten.

„Aber bidd' Sie, wenn der Mensch auch noch eine Interessantheit vorstellt, dann möchte man schon am guten Geschmack verzweifeln. Mit nackete Füß in abgelatschte Schuh hineinschliefen, das beruht am Ende nicht auf dichterischer Begabung, sondern auf dem Mangel an Strimpfen ... bloß dreckig sein is noch lange nicht genial ... Der Grüllparzer hat Socken angehabt, und der Herr von Gäthe auch. Sogar sehr elegante, wann er doch schon in Karlsbad in allerersten Kreisen verkehrte ..."

Wlazeck hoffte, daß ein stärkerer Hinweis auf seine militärische Vergangenheit Wandel schaffen könne. Er beschloß, vor den Damen einmal hoch zu Roß zu erscheinen.

„Gestatten mir eine Anfrage, Herr Posthalter, Sie haben doch Pferde?"

„Fünfi," erwiderte der Blenninger Michel.

„Alsdann möchte ich gebeten haben, daß mir

eines zur Verfügung gestellt wird. Ich muß wieder einmal ein Pferd besteigen. In mir erwacht der alte Reitergeist. Wollen Sie mir einen Cavallo gegen angemessene Bezahlung leihen?"

„Was is? Reit'n möchten S'?"

„Aber ja! Natierlich will ich keine Parforcejagd reit'n; was ich möchte, is ein kurzer Spazierritt zur Wiederbelebung . . ."

„Dös glaab i kaam, daß dös geht . . ."

„Wieso?"

„Von meine Roß is no koans g'ritt'n wor'n . . . Dös hoaßt, daß i 's recht sag, an Handgaul, der wo in der Karriolpost geht, den hat da Hansgirgl amal beim Georgiritt g'habt."

„No also!"

„Dös is aber aa scho vier Jahr her."

„Für meine Zwecke wird der Gaul geniegen. Sie kennen beruhigt sein; ich werde ihn aufs eißerste schonen . . ."

„I wer amal mit 'n Hansgirgl red'n."

„Wann Sie nichts dagegen einwend'n, will ich selber mit dem Mann red'n. Hat er gedient?"

„Schwoli war a."

„No schauen S' her! Da werden wir sehr schnell einig sein. Zwei alte Soldatten verstehen sich leicht."

„Vielleicht, wenn S' a paar Markl ei'reib'n . ."

„Lassen Sie nur mich mach'n! Alsdann, Ihre Einwilligung hab' ich?"

„Vo mir aus," sagte Blenninger.

Wlazeck eilte über den Hof, um den Postillon aufzusuchen.

Der Stallbub sagte ihm, daß der Hansgirgl im Kutscherstübl sei.

Als der Herr Oberleutnant dort eintraf, schlug ihm ein anheimelnder Duft entgegen.

Leder, Schmieröl, Bier, Rettiche und qualmende Stinkadores halfen zusammen, um ihn an alte Zeiten und Wachtstuben zu erinnern.

Auf dem Kanapee lag Hansgirgl. Seine nackten Füße, die über den Rand hinausstanden, verdeckten ihn in der Perspektive.

Gegenüber saß Martl. Auf dem Tische stand ein Maßkrug, daneben ein Teller, auf dem ein eingebeizter Rettich lag und weinte.

Niemand sprang auf, als der Oberleutnant eintrat. Niemand stand in Habtachtstellung. Insofern war der Unterschied von einer Wachtstube sehr merklich.

Martl wandte den Kopf halbschief gegen den Besucher; Hansgirgl rührte sich überhaupt nicht.

„Särvus!" rief Wlazeck sehr herzlich. „Lassen S' Ihnen, bidde, ja nicht stören!"

Sie ließen sich nicht stören.

„Ich möchte mit dem verehrten Herrn Postillon was besprechen."

An den zwei nackten Füßen krümmten sich die großen Zehen.

Das war ein Lebenszeichen und konnte die Erlaubnis zu weiteren Mitteilungen bedeuten.

Wlazeck fuhr fort:

„Die Sache is nämlich folgende. Ich habe mich mit dem Herrn Posthalter darüber geeinigt, daß ich demnächst mit Ihrem Handgaul ausreiten werde. Es handelt sich also darum, daß Sie die nötigen Vorbereitungen treffen."

Hinter den Füßen tauchte langsam ein Kopf empor, aus dem zwei unfreundliche Augen auf den Eindringling blickten.

„Han?" fragte Hansgirl.

„Ich habe mit dem Herrn Posthalter verabredet, daß ich nächstens Ihren Handgaul reiten werde..."

„An Schimmi? Mein Stutz!"

„Selbstredend werde ich den Gaul nicht strapazieren. Es handelt sich nur um einige wenige Spazierritte in die nächste Umgebung."

Der Kopf verschwand wieder.

„Alsdann, Postillon, ich erwarte, daß Sattel und Zaumzeug in Ordnung sind, wenn ich ausreiten will..."

Hansgirgl gab keine Antwort, aber Martl, der seinen Freund kannte und zu ihm stand, wie es sich gehörte, sagte feindselig:

„Da wern S' net recht viel Glück hamm."

„Was heißt Glück haben? Wann Ihnen Ihr Herr, der Posthalter, den dienstlichen Auftrag erteilt, dierfte die Sache erledigt sein ..."

Herr von Wlazeck war ärgerlich. Diese grobschlächtige Art des passiven Widerstandes empörte den alten Offizier, und er vergaß, daß er jovial und kameradschaftlich hatte sein wollen.

„Ich möchte mich nicht wiederholen. Ich übermittle Ihnen hiemit einfach den striften Beföll Ihres Dienstherrn, mir zum Zwecke des Ausreitens den Gaul sowie alles Notwendige in Bereitschaft zu stellen. Ich werde Ihnen Tag und Stunde bekannt geben, beziehungsweise, Sie werden das von kompetenter Seite erfahren ..."

Die Zehen Hansgirgls verkrampften sich; wahrscheinlich deutete es den Eigensinn dieses verschlossenen und finsteren Charakters an.

Martl übersetzte die Gebärdensprache.

„Döö werd si scho aufweis'n," sagte er.

Und um anzudeuten, daß er die Audienz für aufgehoben erachte, nahm er einen starken Schluck aus dem Maßkrug und schnitt sich bedächtig einige Blätter von dem weinenden Rettich ab.

Wlazeck schlug die Türe zornig hinter sich zu.

Er traf den Blenninger noch an seinem gewohnten Platze unterm Torbogen.

„Aber bidde, Herr Posthalter, was haben denn Sie für Leite? Was is denn das für eine Disziplin in Ihrem Hause? Ich erkläre Ihrem Postknecht, daß ich in Ihrem Auftrag', also gewissermaßen als Ihr Beföhlsträger, den Wunsch eißere. Glauben Sie, er findet es der Mühe wert, mir eine Antwort zu geben? Nicht die Spur!"

Der Posthalter lächelte breit und gemütlich.

„Ja ... ja ... Der Hansgirgl! Der hat seine Sekt'n."

„Traurig genug, wann er sie haben darf! Ich möchte den obstinaten Burschen in meinem Zug gehabt haben, ich garantiere, daß er in acht Tagen

12*

aus der Hand gefressen hätte. Und dann dieser Azteke, der Martl!"

„War der aa dabei?"

„Aber ja! Sitzt daneben und verlautbart die Willensmeinung des Herrn Postknechtes!"

„Da glaab i 's freili, wenn der dabei war! Wissen S', wenn de zwoa beinand hock'n, red't ma si hart damit."

„Gestatten mir die submisseste Bemärkung, daß ich das einfach nicht verstehe. Untergebene haben meines Erachtens keine Eigentiemlichkeiten zu haben, viel weniger hervorzukehren, sonst schwindet eben jeder Begriff von Subordination ..."

„Lassen S' as no guat sei! I wer an Hansgirgl scho rumkriag'n ..."

„Hoffentlich! Mir möchte das an Ihrer Stelle sehr wenig Schwierigkeiten bereiten ..."

* * *

„Was sagst d' jetzt da dazua?" fragte Hansgirgl, der sich gleich, nachdem Wlazeck das Stübl verlassen hatte, aufrichtete und an den Tisch setzte.

„Was ko ma sag'n?" antwortete Martl. „Dena Luada fallet alle Tag was anders ei."

„An Stutz möcht' er reit'n, und bal er 'n krummb daher bracht, hätt' i 's G'frett. Daß an Posthalta nix G'scheidters ei'fallt?"

„Dem? Dös is aa 'r a Neumodischer wor'n."

„Is ma da Stutz nach Liameß drei Wocha im Stall g'stand'n! Dös muaß do da Blenninga wiss'n ..."

„Neumodisch is er wor'n mit lauta Summafrischla. Was sagt a net gestern zu mir? Daß si dös Berliner G'steck beschwert hätt' bei eahm, i hätt' ihre gelb'n Schuah mit da schwarz'n Wichsbürst'n aufg'arbet. Hätt' s' halt schwarze, wia 's da Brauch is, dös Weibsbild, dös boanige!"

„Sei' tuat's was!" brummte Hansgirgl.

„Trink' aus, na laß ma 'r ins no a Maß kemma."

Als er ans Fenster trat und dem Seppl pfiff, kam Fanny über den Hof.

„Is da Martl bei dir drin?“ fragte sie.

„Ja.“

„Sei Wasch hätt' i.“

„Geh' eina damit!“ rief Martl, und Fanny kam in die Stube.

„Drei Paar Söckeln, an Unterhos'n und zwoa Hemmada ...“ zählte sie auf und legte die Wäsche aufs Bett.

„Dank' da schö; da hast a Halbi Bier,“ sagte Martl, und schob ihr ein paar Nickelstücke über den Tisch hin.

Er merkte aber, daß sie verweinte Augen hatte, und weil er sie als ein richtiges Frauenzimmer leiden mochte, erkundigte er sich gutmütig.

„Was hast d' denn?“

„I? — Nix.“

„Für was hast nacha g'heant?“

„Ah! Was fallt da denn ei? I hab' do net g'woant. Ös waart 's as scho wert!“

„Mir? Wußt net, daß mir dir was to hamm ...“

„I sag' net vo dir. D' Mannsbilder überhaupts. Is oana so schlecht wia der ander ...“

„So? Hat 's was g'habt?“

„Was frag' denn i danach? I brauch' überhaupts koan ...“

Aber wie sie es sagte, rollten ihr ein paar Tränen die Backen herunter, und sie hockte sich schluchzend auf den Bettrand.

„Was gibt's denn?“ fragte Hansgirgl vom Fenster herüber.

„Woaß net,“ antwortete Martl.

„Es san halt so Weibsbildag'schicht'n.“

„Ja ... Weibsbildag'schicht'n ...“ schluchzte Fanny. „Wann ma so an Mensch'n glaabt und a ganz Jahr mit eahm geht, und all's is eahm recht, und er gibt oan de schönst'n Wort, und auf oamal vergißt er all's, weil de breißische Bohnastang', de miserablige, mit eahm speanzelt ... da ko ma was sag'n von an Charakta ...“

„Ja ... ja ... so geht's auf da Welt,“ sagte Martl, dem kein anderer Trost einfiel.

Hansgirgl schaute zum Fenster hinaus nach dem Seppl. Solche Sachen waren ihm zuwider.

Da sprang Fanny vom Bett auf und wischte sich die Tränen ab.

„Vo mir aus lafft er dera Heugeig'n nach. I lach' ja dazua! Aba wenn s' furt is, und er moant, er kannt wieda schö toa mit mir, na sag' i 's eahm, was er is . . . So a gemeina Mensch! Überhaupts a Mannsbild is was gräuslich's!"

Damit lief sie hinaus und ließ ihr Trinkgeld liegen.

Martl nahm es und legte es bedächtig in seinen Zugbeutel zurück.

Hansgirgl stellte die frische Maß auf den Tisch und setzte sich.

„Was is denn mit dera?" fragte er.

„De Berlinerin hat ihr ihran Schatz ausg'spannt."

„Auweh! Da wern s' belzi, d' Weibaleut."

„Da Schlosser Xaverl is, da G'sell vom Hallberger. Der hat 's jetzt mit dera Breißischen . . ."

„Mit dera langg'stackelt'n?"

„Ja . . . mit de gelb'n Schuah . . ."

Hansgirgl schaute tiefsinnig in den Maßkrug und trank.

„Dös best' is," sagte er . . . „bal ma sein Ruah hat von de Weibsbilda . . ."

„Magst d' as aa net, gel?" fragte Martl.

„Jetza nimma. Aba früherszeit'n hat's mi umtrieb'n. Was i z'weg'n dena Malafizkramp'na Schläg' kriagt hab', da ko'st da nix denga!"

„Geh?"

„An öft'n bin i hoamg'scheitelt wor'n, bei jeda zwoat'n Tanzmusi hon i g'rafft, 's G'wand hamm s' ma z'riss'n, Löcha hon i im Kopf g'habt, und all's z'weg'n dena Saggeramentsweibsbilda . . ."

Martl, der seinen Freund immer bewunderte, schaute ihn erstaunt an.

„Dös hätt' i gar net glaabt vo dir . . ."

„Ah, mei Liaba! Mi hat's schiach umtrieb'n."

„Geh? Jetzt i ho mi ganz weni bekümmert um d' Weibaleut."

„Dös is halt vaschied'n. Bal oan dös ins Bluat ei'g'schossn is, ko ma nix macha. Oft oan rührt's gar net o, und an andern laßt's koa Ruah. Da muaßt ans Kammafensta, ob 's d' magst oda net, und bal 's d' aa woaßt, daß dir oa aufpass'n, und daß d' Schläg' kriagst, es helft da nix. Wia 's Nacht werd, lassst do wieda zuawi ..."

„Da hon i nia nix g'spürt," sagte Martl. „Plagt hon i mi übahaupts net um a Weibsbild. Waar ma scho g'nua g'wen!"

„Sei froh! Dös sell is a hart's Leb'n. Dei Arwat beim Tag muaßt do macha, sinscht valierst dein Platz, und bei da Nacht umanand gambs'n, da kimmt oana oba ..."

Hansgirgl sagte es ernst; ganz so, als wenn er von einer schweren Krankheit erzählte.

Und Martl schob ihm mitfühlend den Maßkrug hin, damit er sich nachträglich stärken sollte.

„Hat's di lang g'habt?" fragte er.

„Bis in die Dreißgi eini. Nacha hat si de Hitz' g'legt."

„Aba jetzt g'spürst d' nix mehr?"

„Na, mei Liaba! Jetza is zuadraht. Jetza schaug i 's gar nimma o, de Malafizkramp'na, de vadächtig'n ..."

* * *

Stine Jeep saß unter den großen Kastanien am Ende der Kirchgasse und schaute ins Tal hinunter, das in tiefer Dämmerung lag. Ein leichtes Rauschen kam näher, und da schüttelte auch schon der Abendwind die Blätter über ihr, und sie schlang fröstelnd ihr Tuch um die Schultern.

Jemand kam näher und pfiff einen altbayrischen Schleifer.

„Xa—veer?"

„Jawoi! Grüaß di Good, G'schmacherl."

„Dchott, ich hätte nu beinah nich kommen können. Das ordinäre Mädchen s... spioniert doch im Hause herum und s... steht vor meinem Zimmer,

und wenn ich die Türe aufklinke, s... steht sie vor mir und sieht mich zornig an..."

So sind die Männer!

Xaver litt es ohne Widerspruch, daß Fanny als das ordinäre Mädchen bezeichnet wurde.

„Was will denn de damische Lall'n?" fragte er.

„Sie kann sich nu mal nich ans... ständig benehmen. Das sah ich schon gleich am ersten Tage, aber nu ist sie ganz unauss... stehlich. Vielleicht hast du ihr schöne Worte gegeben, und sie ist nu eifersüchtig?"

„Ah, was glaabst denn? De hab' i do überhaupts net o'g'schaugt..."

„Vielleicht hast du..."

„Nix hab' i, bal a da 's sag..."

Xaver nahm Stine um die Mitte, und indem er mit einem derben Griffe ihren Kopf festhielt, schmatzte er ihr etliche Küsse auf.

„Och neun — Xaver! Du mußt mich nich so am Kinn fassen... Da habe ich immer schwarze Flecken vom Eisens... staub..."

„Dafür bist d' da Schatz von an Schlossa..."

„Das sagst du nur so... ich bin dein Schatz. Aber wenn ich fort bin, denkst du nich 'n lütten Augenblick an mich..."

„Allawei denk' i an di..."

„Du mußt mir auch jeden Tag eine Postkarte schreiben."

„Jed'n Tag?... Also... is recht! Nacha schreib i dir jed'n Tag. Aba jetzt genga ma an Berg abi. Da herob'n kunnt wer daher kemma."

Sie gingen eng verschlungen den Weg hinunter, und wo es dunkler und heimlicher wurde, ließ sich Stine Jeep schwarze Flecken am Kinn und auch sonst wo Quetschungen gefallen.

„Doch neun!" sagte sie aber, „du darfst nich denken, ich bin wie die Mädchen hierzulande. Die s... stehen doch auf einer so niedern Bildungss... stufe!"

„Da hock di her auf d' Bank, du Gschoserl, du liabs!"

„Xa—veer!“

„An ganz'n Tag hon i Zeitlang g'habt nach dir. Allaweil hon i denkt, wenn 's no scho Feierabend waar! Hast d' aa 'r an mi denkt, du Mollete?“

„Och ... wie du s ... sprichst!“

„I sag da 's pfeigrad, so hat ma no koani g'fall'n als wia du.“

„Du darfst mich aber nich verwechseln mit den Mädchen hierzulande!“

„I vawechsel di scho net ...“

So wie Stine ihren Mund frei hatte, wollte sie immer wieder ihre bessere Art beweisen.

„Die Mädchen hier sind so leichtsinnig,“ sagte sie. „Die denken sich gar nichts bei, wenn sie in Schande kommen. Ochott, wenn ich denke, wenn das bei uns geschieht! Rieke Petersen, die mit Schmitts Karl ging, bekam ein Kind. Da war Unglück im Hause, das kann ich dir nur sagen.“

„Is aa z'wider ...“

„Aber die Mädchen hier denken sich gar nichts bei ...“

„Ja — mei!“

„Wenn ich denke, wie doch meine Mutter s... strenge mit uns war! Ich durfte nich auf der Straße mit den Jungens tollen. Gleich kam sie und rief immerzu: ‚Stinchen! ... Stinchen! Nich so wild!‘ Da wurde man doch ganz anders erzogen ...“

Xaver hörte unter der Haselnußstaude nicht auf die Stimme der Bildung. Er war so keck und siegermäßig, daß auch das Mädchen von dortzulande liebreich wurde.

Auf dem Heimweg hing es sich in den Arm des Trauten und redete vernünftig darüber, wann und wo man wieder Gelegenheit finden könne, so leichtsinnig zu sein, wie die Mädchen hierzulande.

Viele Frösche quakten hinter ihnen her, und in den Büschen hinter der Mühle lachte ein Waldkauz.

Elftes Kapitel

Es traf sich an diesem Abend, daß der Ertlmüller mit dem Bäckermeister Staudacher ein Geschäft abzumachen hatte. Darnach verhielt er sich noch etwas unter der Ladentüre, weil gerade etliche Leute von der Bahnstation hereinkamen, unter ihnen der Schlosser Hallberger, der stehen blieb und mit ihm ein paar freundliche Worte tauschte.

Martin redete noch mit ihm, als ganz zuletzt ein sonderbarer Mensch daher kam, den man wegen seines schwankenden Ganges für betrunken halten konnte.

Er blieb zuweilen stehen und drehte sich schwerfällig nach allen Seiten um, als kämen ihm in seinem Zustande die gewöhnlichsten Dinge seltsam vor.

Mit der rechten Hand trug er einen mit Ölflecken beschmierten Koffer, über den drohend ein großes Harpuneneisen hinausragte, das mit derben Stricken darauf verschnürt war. In der linken trug er ein mit Wachsleinwand umwickeltes Paket, an dem zwei riesige Boxerfäustlinge baumelten. Der Mann war hochgewachsen, hager und hatte fast übermäßig breite Schultern; aus seinem verwitterten Gesichte blitzten ein paar scharfe Augen den Schlosser Hallberger an und blieben auf dem Ertlmüller haften.

Dabei verzog sich sein Mund, in den eine Stummelpfeife geklemmt war, zu einem verlegenen, gutmütigen Lachen, und Martin fühlte sich bei dem Anblick sonderbar bewegt.

Der Fremde stellte den Koffer auf die Straße und lüftete seinen Schlapphut.

„Hallo!" sagte er mit einer Baßstimme, die auch im leisen Anschlag dröhnte ... „Ist das nicht der Martin Oßwald?"

Der Ertlmüller trat näher und wußte nicht, warum sein Herz schneller klopfte. „Der Oßwald bin ich," sagte er.

„Kennst du deinen Bruder Michel nicht mehr?"

„Den ..."

Aber da lag er schon an seiner Brust und schlang den Arm um seinen Hals.

Michel ließ das Paket und die Boxerhandschuhe fallen und nahm den Stummel aus dem Mund, denn er mußte dem alten Kerl einen Kuß geben.

Wie's geschehen war, nahm er die Pfeife wieder zwischen die Zähne und faßte den Bruder an den Schultern und hielt ihn vor sich hin, um ihn richtig anzuschauen.

Da fand er Zug um Zug den Vater, und doch wieder den schmächtigen jungen Mann, von dem er Abschied genommen hatte. Das Gesicht treuherzig wie je, und doch wieder verändert, ein Zeichen, daß auch in der Heimat die Jahre ihre Arbeit getan hatten.

Michel mußte eine starke Rührung niederkämpfen, denn sie zu zeigen, stand einer alten Blaujacke nicht an.

Er ließ seinen Bruder los und rief ein paarmal mit heiserer Stimme „Hallo!" und spuckte kunstgerecht im weiten Bogen aus.

Dabei zog er bald das eine und bald das andere Bein in die Höhe, schob seinen Hut zurück und rieb sich heftig die Stirne.

Martin war von tiefer Erregung blaß geworden.

Er wiederholte immer die Worte: „Der Michel! Wie kann's sein?"

Jetzt trat Hallberger heran.

„Kennst d' dein alt'n Schulkameraden nimmer? An Schlosser Karl?"

„Der Karl? Der in Mühlbach g'fallen is?"

„Und den du rauszog'n hast ... freili ..."

„Und der dem alten Lehrer Sitzberger das Fenster ..."

„Eing'schmissen hat. Jawoi, dös bin i .."

Da kam Michel über seine weiche Stimmung weg. Er lachte laut und schüttelte Hallberger die Hand; und so hart die Finger des Schlossers waren, dem Michel seine waren härter.

„Als wenn ma d' Hand in an Schlageis'n drinna hätt'," erzählte Hallberger hinterher.

„Komm jetzt heim ...“ sagte Martin.

Und das Wort ging Michel an wie eine Liebkosung!

Heim!

Er hatte sich's oft gesagt in schlechten Tagen, er war damit eingeschlafen und war damit aufgewacht.

Es war ein Wort, das Schmerzen linderte und wieder alle Freuden in der Welt draußen leer erscheinen ließ. Es tat einem so wohl, als striche einem Mutterhand die Haare aus der heißen Stirne, und als verspräche einem die liebste Stimme auf Erden Ruhe und Sicherheit.

Michel nahm Koffer und Paket auf; er litt es nicht, daß ihm der Bruder half.

Sie gingen weg, und der Hallberger und der neugierige Bäck schauten ihnen nach.

„A Bruder vom Ertlmüller?“ fragte Staudacher.

„Ja, was sagst da? Vo dem hab' i no nia nix g'hört ...“

„Du bist aa no net lang hier ...“

„No, allawei scho neun Jahr; aber daß koa Mensch davo g'red't hat?“

„Is halt d' Sprach' net drauf kemma ... und glaabt hamm ma so scho lang, daß da Michel tot und begrab'n is.“

„So was! Und daß so oana, der wo do in guate Vahältnis war, weggeht? Auf a Schiff! Und wia 'r a ausschaugt!“

„Älter halt ...“

„Na ... na! Der hat was an eahm, was zum Fürcht'n is ... wia 'r a Seeräuber oder a Gschlafenhandler ...“

„Da Michi? Du red'tst scho g'scheit daher!“

„I sag' ja g'rad, wia 'r a mir vorkimmt. I hab' a Büachi, da san so G'schicht'n drin von Gschlafenhandler, de wo de Schwarzen g'fangt hamm und hamm s' auf Amerika übri bracht ... und Bilder san dabei. De schaug'n g'rad a so aus ...“

„Laß da sag'n, bessa woaß 's koana wia 'r i, was dös für a braver Kamerad is. Von selbigs

mal her, wia 'r i als Bua in Mühlbach einig'fall'n bi. Koa Mensch umadum, bloß da Michi. Aba der springt nach, dawischt mi bei die Haar, und koane zwoa Zimmaläng' vom Rad weg kimmt er a Staud'n z' packa und ziahgt mi raus. Und wia mei Vata mit mir in d' Mühl' abi is zum Bedank'n ... hat da Michl gar net dergleich'n to. A weng g'lacht hat a in da Verlegenheit, und wia 'r i 'n voring g'sehg'n hab, da hat er aa a so g'schmunzt, genau so ... daß mir d' Erinnerung kemma is an de selbige Stund' ..."

„No freili ... Du woaßt ja da mehra, aber unseroans hat bloß den Eindruck a so ... Wild schaugt er scho aus, mei Liaba!"

* *
*

Auch auf dem Marktplatze staunten die Leute, als sie neben dem Ertlmüller den breitspurig schreitenden Mann erblickten, und dazu die hin und her baumelnden Boxerhandschuhe und die drohende Harpune.

Natterer, der vor seinem Laden stand, vergaß vor Überraschung zu grüßen.

Er ging den beiden etliche Schritte nach.

„... Herr Oßwald! Entschuldingen an Aug'nblick, Herr Oßwald!"

Martin hörte ihn nicht.

Er schaute seinen Bruder an, der mächtige Rauchwolken links und rechts hinaus blies und die alten Häuser musterte, die genau so behäbig aussahen wie vor vielen Jahren, unbekümmert um Zeit und Geschehen und um die Menschen, die als Kinder Schusser an ihre Mauern warfen, als Heranwachsende tuschelnd hinter den Ecken standen und später mit Gepränge herein kamen, neue Möbel aufstellten und wiederum Kinder kriegten. Die einen kamen, die andern gingen, und so oft auch ein Sarg hinausgetragen wurde, es waren immer wieder Leute da, und alles war immer das gleiche.

Einmal lag Schnee auf den Fenstergesimsen und auf den steinernen Kugeln der Treppensäulen;

ein andermal zerging er, und das Wasser schoß gurgelnd aus den Dachrinnen, und wieder einmal wirbelte der Wind dürre Blätter von den Bäumen am Marktbrunnen herüber.

Wenn man das lange genug gesehen hat, weiß man, daß sich nichts ändert. Bloß die Menschen glauben, es komme und gehe und wachse und zerfalle alles mit ihnen.

Aber der Michel war doch so froh um diese Dauerhaftigkeit!

Wenn man große Inseln, auf denen man war, hinterdrein nicht mehr gefunden hat, weil sie im Meere versunken waren, wenn der Erdboden unter einem ins Wanken gekommen ist, dann sieht man mit Wohlgefühl, daß der Prellstein am Sattler Scheuerlhause noch genau dort ist, wo er war, und daß in der Auslage beim Konditor Noichl immer noch die bunten Schachteln mit Mandeln und Feigen liegen und die Apfelkuchen auf zierlich gerändertem Papiere.

Das läßt einen glauben, daß man nur geträumt habe und daß man nun aufgewacht sei im weichen Federbette der Heimat.

Als sie den Berg hinuntergingen und das Wasser rauschen hörten, blieb Michel stehen.

Sein Gesicht, in das scharfe Falten wie mit dem Messer geschnitten waren, wurde ernst, als er sagte: „... Unser Bach!" Er setzte sich aufs Geländer und horchte auf die Musik, die sein Singen in Kindertagen begleitet hatte.

Aus dem Brüllen der Brandung, aus den Tierstimmen im Tropenwald hatte er sie herausgehört, aus weiter Ferne herüberklingend. Nun war sie da; so nah wie in der glücklichen Zeit.

Martin stand schweigend neben ihm.

Nach einer Weile gingen sie weiter. Es war dunkel geworden, und als sie zur Brücke kamen, blinkte ihnen ein Licht entgegen.

„Unser Wohnstuben," sagte Martin.

Da blieb Michel stehen und setzte den Koffer nieder.

„Ich hab' zwei Meinungen," sagte er. „Es ist scho Nacht, und dei Frau weiß nix ... es wär' g'scheiter, wenn i erst morg'n in der Früh' ..."

„Was fallt dir denn ei? D' Margaret freut sich g'rad so wie ich ..."

„Wenn i beim Tag komm und sag' grüß Gott und so ... aber in der Nacht ..."

„Komm!" sagte Martin und wollte den Seemann, der es mit der Angst kriegte, vorwärts drängen.

Aber der Michel war nicht leicht von seinem Platz wegzurücken.

„I hab' zwei Meinungen," sagte er. „Jetzt bei der Nacht ..."

„Was soll denn d' Margaret denk'n, wenn du wegen ihr wegbleibst?"

„Ich komm ja morg'n früh ..."

„Geh, Michel! Sie is herzensgut und brav ..."

„Grad die Braven ... schau! Die wollen Ordnung hamm ... Was is denn dabei? I hab' viele Jahr lang in kein Bett g'schlaf'n ..."

„Komm!" drängte Martin.

Michel schob den Hut zurück und rieb sich die Stirne.

„Mit den Frauenzimmern," sagte er, „muß man Obacht geb'n. Wie ich in Australien war, bei Cooktown herum, ich hab's auf den Goldfeldern probiert, aber es war nix, und da bin ich so noch im Land blieb'n zum Wallabieschieß'n und so, aber dös g'hört net daher ... Und da war der Tom Scanlan, ein Irischer. Mit dem war ich drauß'n, und mir jag'n da auf die Skrub Wallabies, die sin so wie kleine Känguruh, aber das g'hört net daher. Und der Scanlan sagt zu mir, daß ein Freund von ihm, der Tom Duffie, in der Näh' seinen Camp hat, und wir können hingehen, sagt er, und so. Und wir geh'n hin, und Duffie sagt zu seiner Frau, sie soll noch zwei Gäns abtun, und sie tut sie ab und war alles recht. Aber in der Nacht wach ich auf und hör, wie die Alte über den Tom Duffie hergeht und ein langes

Garn spinnt, ob das eine Manier is, wenn zwei bei der Nacht daherkommen ..."

Michel redete nicht fließend in einem hin; er saugte an seiner Pfeife und stieß Rauchwolken aus, und wenn er sagte, daß es nicht her gehöre, ging seine Stimme in undeutliches Murmeln über, und er spuckte in weitem Bogen aus.

Wie er fertig war, legte er seine Hand auf Martins Schulter, um durch einen festen Druck seine zwei Meinungen zu bekräftigen.

Martin war es beim Zuhören eigen zumute. Er horchte mehr auf die Stimme wie auf die Worte; und weckte manches mit seiner Treuherzigkeit die Erinnerung an vergangene Zeit, dann kam wieder Ungewohntes dazwischen, und diese Mischung von vertraut und fremd sein griff ihm seltsam ans Herz.

Nun sagte er:

„Michel, glaubst du denn, ich könnt' am Tisch sitzen unterm Bild von der Mutter, wenn ich denken müßt, daß du vor der Tür draußen bist?"

„Jo ... die Mutter ..."

Michel räusperte sich, als er die Worte sagte. Sein Entschluß war nicht mehr so fest, und nach etlichem Hin- und Widerreden gab er nach.

Aber Martin mußte versprechen, daß er ihm ein Zeichen geben wolle, wenn eine Bö einfalle.

Als auf dem Kieswege ihre Schritte vernehmlicher wurden, rief eine helle Stimme vom Hause her:

„Martin, bist du's?"

„Jawohl ..."

„Wo bleibst d' denn? Ich hätt' beinah Angst kriegt ..."

„Ach — geh ..."

„Is wer bei dir?"

„Ein B'such, Margret ..."

„B'such?"

Die Frage klang so erstaunt, daß Michel beinahe wieder stehen geblieben wäre. Aber da war schon eine weibliche Gestalt dicht an ihn herangetreten.

„Ein B'such?"

„Ja . . . Margret . . ." sagte Martin, und in seiner Aufregung fiel er der erstaunten Ertlmüllerin um den Hals. „Mein Bruder — der Michel . . ."

„Der Michel? Wie geht das zu? So kommt doch rein!"

Das war freilich zum Erstaunen, und wie sich nun die Türe auftat und ein heller Schein über den Ankömmling fiel und über den Koffer mit der Harpune und über das Paket mit den Boxerfäustlingen, da gab es erst recht was zum Wundern. Aber die Ertlmüllerin erschrak nicht über den riesigen Mann, den sie nicht mehr erkannt hätte.

Und wild kam er ihr auch nicht vor. Sie sah, wie sich aus dem verwitterten Gesicht ein paar gutmütige Kinderaugen in seltsamer Verlegenheit auf sie richteten.

An ihrem Händedruck konnte Michel merken, daß bestes Wetter war, und daß die Ertlmüllerin keine Ähnlichkeit mit Sara Duffie hatte.

* * *

Wie haben es aber die Mannsbilder leicht in Freude und Schmerz! Sie geben sich ihren Gefühlen hin oder beherrschen sie, und sie wissen es nicht anders, als daß auf heftige Gemütsbewegungen ein gutes Mahl zu folgen habe.

Sie überlassen es den Frauen, für die kleinen Sorgen des Lebens Kraft zu behalten.

So traf es auch jetzt Frau Margaret, an das Nächste zu denken, und sie lief aus der Küche in die Speisekammer und aus der Speisekammer in den Keller, sie holte Eier und Mehl und ein Stück Geräuchertes und besann sich darauf, daß es zu wenig sei, und holte noch eins.

Bald zischte das Schmalz in der Pfanne, und ein lieblicher Duft zog den Hausgang entlang und zwängte sich durchs Schlüsselloch in die Stube.

Drinnen saß Michel auf dem Kanapee, auf dem alten Ehrenplatze des Vaters; und Tisch und Stuhl, die Bilder an den Wänden, der Ofen in

der Ecke stellten sich seiner Erinnerung so eindringlich dar, daß ihm zuletzt auf die wunderlichste Art ein Jahrzehnt ums andere in Unwirklichkeit versank.

Er redete nichts.

Aber wenn sein Blick auf einen Gegenstand fiel, mit dem er ein frohes Wiedersehen feierte, brummte er ein paar Worte vor sich hin.

„Die alte Kommod'! Der alte Of'n!"

Dann streckte Martin die Hand über den Tisch und legte sie auf die Hand des Bruders.

Konrad saß dabei und freute sich über den Prachtmenschen, der trotz allem, was in seinem Äußern an einen kantigen Eichenklotz erinnerte, wie ein Kind unterm Weihnachtsbaum da hockte.

Als Frau Margaret ihre Gaben auftrug, wurde es lebhafter, und Michel wandte sich der Gegenwart zu und zeigte, wie tauglich der Seewind einen Mann zum Essen macht.

Alle redeten ihm zu, bald im Chor, bald einzeln, und als die andern schon lange fertig waren, schnitt Michel immer noch mit Ruhe, ohne unschöne Hast, Stück für Stück ab.

„No, Gott g'segn' dir die Mahlzeit! G'schmeckt hat's dir!" sagte Frau Margaret fröhlich, als Michel Messer und Gabel weglegte und sich mit dem Handrücken den Mund abwischte.

Ob's ihm geschmeckt hatte!

So gut wie daheim war es nirgends, und dem Besten, was man draußen kriegte, fehlte das Eigentliche und die Hauptsache.

Und damit kam Michel ins Erzählen.

Er berichtete aber nicht von großen Reisen und von Abenteuern oder Gefahren.

Er hatte viel bessere Geschichten auf Lager, mit denen er seine Zuhörer erfreuen konnte.

Wie George Downie und Patrik Sgean und Jim Walker, der bei Nymagie einen guten Platz hatte mit ziemlich viel Schafen, und der von einem Deportierten abstammte, nämlich von einem englischen Sträfling, aber das gehörte nicht daher,

und wie also George Downie und Jim Walker und Patrik Sgean, der ein Irländer war und mit Harry Dan einmal eine harte Sache hatte, aber das gehörte nicht daher, also wie sie vor einem Kaninchenbau standen, und jeder hatte einen Prügel in der Hand, einen guten Prügel aus Hartholz, und sie paßten auf Kaninchen, weil der Hund im Bau war, und auf einmal sauste ein Kaninchen heraus, und Patrik Sgean schlug zu und traf den George Downie und gab ihm eins über den Kopf, daß ihm die Sterne vor den Augen tanzten.

Die Erinnerung an dieses prachtvolle Erlebnis packte Michel so, daß ihm über seinem herzlichen Lachen die Pfeife ausging.

Und dann gab es eine Geschichte, wie er in der Lavender Bai lag auf einem Hamburger Schiff, auf der „Berta Schmitz", und sie hatten Häute geladen, und da war ein Kerl aus Queensland, der verdammt frech war, und Michel kriegte einen Handel mit ihm und gab ihm einen guten Schlag zwischen die Augen.

Und andere Geschichten gab es von Haifischen und von Wallabies und Känguruhs und von Eingeborenen, die den Korroborri tanzen, und zwischenhinein kamen immer Dinge, die nicht hergehörten.

Martin horchte aufmerksam zu, aber viel merkwürdiger als jedes Geschehnis kam ihm der Umstand vor, daß sie sein Bruder erlebt hatte, der aus der Ertlmühle einen Weg in den australischen Busch gefunden hatte.

Immer wieder mußte er ihn anschauen und daran denken, wie leise ihm die Zeit verronnen war, indessen der andere Sohn seiner Mutter, unbehütet auf sich gestellt, in harten Umständen ein Mann geworden war.

Frau Margaret gab lange nach Mitternacht das Zeichen zum Aufbruch, und sie führte den Michel über die Stiege hinauf in ein kleines Zimmer.

Ja, wirklich in das gleiche Zimmer, aus dem er vierzig Jahre vorher als frischer Bub in die Welt hinausgegangen war.

13*

Noch immer senkte sich die Decke schief über das Bett, das sich in die Ecke hineinschmiegte; auf dem Fensterbrette standen noch immer Blumentöpfe, und an der Wand hing das gleiche Bild, die Schlacht bei Wörth. Der Kronprinz Friedrich deutete mit der Tabakpfeife vorwärts, und die bayrischen Soldaten schwenkten die Helme. Etliche Turkos standen links in der Ecke und schauten stumpfsinnig vor sich hin. Wenn Michel als Bub aufgewacht war, hatte er mit verschlafenen Augen zu dem Bild hinübergeblinzelt und die Schrapnells angestaunt, die in der Luft platzten. Alles war, wie vor vielen Jahren. Nichts hatte sich geändert.

Der Kronprinz deutete vorwärts mit der Pfeife, und die Soldaten schwenkten die Helme.

Grüß Gott, Michel!

Aber damals stand kein Koffer mit einer Harpune darauf neben dem Waschtisch, und keine Boxerfäustlinge hingen vom Stuhle herunter.

Es lag doch allerlei zwischen damals und heute.

Alle schüttelten Michel die Hand und wünschten ihm gute Nacht. Er legte sich aber nicht nieder, als er nun allein war.

Er setzte sich auf den Bettrand und rauchte und dachte über viele Dinge nach.

Gerade so wie Martin, dem es auch nicht ums Schlafen war.

Margaret verstand sein Schweigen, und sie sagte zu ihm:

„Wer reist, weiß wohl, wie er ausfahrt, aber nicht, wie er heimkommt. Der Michel ist ehrlich und brav blieben, das kennt man ihm an, und das ist die Hauptsach', und alles andere wird recht wer'n. Ich weiß, was du denkst, Martin. Aber du mußt 's jetzt net anders anschauen. Du hast ihm nix g'nommen und hast ihn nicht vertrieb'n. Er ist gangen, weil er gehen hat wollen. Drum denk nicht, was sein hätt' können, und freu' dich, daß er wieder daheim is ..."

Und dann kam der Morgen nach der unruhigen Nacht.

Ein Sonnenstrahl schlich zwischen den Geranienstöcken durch und huschte dem Michel neugierig übers Gesicht.

Bist du wieder da?

Und drunten krähte ein Hahn; er hielt den Ton genau so wie sein Urahne, der einst den Buben aufgeweckt hatte. Er krähte auf gut Deutsch und ganz anders wie die Gockel in der Fremde.

Grüß Gott, Michel!

Zwölftes Kapitel

„Ich muß mir darüber klar sein," sagte Tobias Bünzli, der in der Unterhose vorm Spiegel stand und sich im Selbstgespräche ernsthaft ins Auge faßte, „es kann eigentlich kein Zweifel darüber obwalten, daß ich bloß als Dichter bei dieser Familie Aussichten habe ..."

— — „wenn von reellen Aussichten überhaupt die Rede sein kann ..." fügte er hinzu und betrachtete etwas mißtrauisch sein Spiegelbild.

Mit raschem Entschlusse ging er zum Waschtische, tauchte ein Handtuch in die Schüssel und fuhr sich mit dem nassen Zipfel übers Gesicht. Das hatte ihm stets genügt; oft hatte er sogar darauf verzichtet. Gleich stellte er sich wieder vor den Spiegel und zog sich einen Scheitel. Eine Haarwelle, mit dem angenetzten Kamme in die Stirne gelegt, wirkte so ansprechend, daß sich Bünzli anlächelte.

... „Warum sollten auch reelle Aussichten gänzlich fehlen?" Man hatte doch schon öfter gehört, daß vermögliche Leute ihre Töchter an geistige Kapazitäten sehr gerne hingegeben hatten. Im Bekanntenkreise der Bünzlis von Winterthur allerdings nicht.

Im Kreise der Bünzlis war man eher geneigt, das Gewerbe der Schriftstellerei für verlumpende Zeitvertuerei zu halten. Aber in Berlin sollte doch

die Dichtkunst im höchsten Ansehen stehen, wie man vernahm. Einige ihrer Jünger sollten sich dort sogar mit sehr reichen Mädchen verheiratet und ihre Existenz auf die allersolideste Basis gestellt haben. Ja, man hörte von Leuten, die es wissen mußten, daß reich gewordene Familien im Westen der Großstadt eine förmliche Jagd auf Berühmtheiten machten.

Und bestätigte nicht das Benehmen dieser Frau eigentlich dieses Gerücht?

Gleich nach der Verkündung seines Ruhmes im Piebinger Blatte überschüttete sie ihn mit Aufmerksamkeiten.

Er mußte an ihrem Tische Platz nehmen und dem lebhaftesten Interesse an seinem Schaffen begegnen.

Sie war ihm beinahe lästig geworden, und er hatte sie für eine entsetzliche Schneegans erkannt, als sie ihm empfohlen hatte, auch einen Roman wie Teddy Nabob zu schreiben.

Aber der Bünzlische Familiensinn für Kapital und Zinsen hielt ihn ab, ungeduldig zu werden, und ließ in ihm den Entschluß reifen, aus den Schwächen dieser dummen Person Vorteile fürs Leben zu ziehen.

Mit dem Mädchen kannte er sich noch nicht so recht aus. Es hatte ein schnippisches Wesen an sich und war mit den gewöhnlichen Mitteln nicht sogleich zu betören.

Tobias strich die Haarwelle etwas tiefer in die Stirne und probierte einen schwermütigen Blick, der zu den gewöhnlichen Mitteln zu gehören schien.

Diese junge Person machte zuweilen vorlaute Bemerkungen, die einen erheblichen Mangel an Ehrerbietung verrieten.

Aber sie hatte auch wieder andere Zustände.

Sie war doch verändert, seit er ihr die Seufzer des Entzündeten geschickt hatte, und sie lächelte manchmal herausfordernd, wenn er ihr seine Blicke ins Gesicht pflanzte.

Wer weiß?

„Jedenfalls ist es klar," wiederholte Bünzli im Selbstgespräche, „jedenfalls kann kein Zweifel darüber obwalten, daß ich den Versuch machen muß, solange ich noch ... hm ..."

„Solange ich noch Dichter bin," wollte er sagen.

Der letzte Bericht der Handelsbank, bei der er sein kleines Erbteil hinterlegt hatte, war betrübend gewesen und hatte ihm die Rückkehr in die Gemischtwarenbranche vor Augen gestellt.

„Jetzt wäre der Zeitpunkt ..." sagte Bünzli nachdenklich und schaute in den Spiegel.

Er zog die Mundwinkel abwärts und ließ die halbgeschlossenen Augen in die Ferne schweifen, — Träumerei.

Er kniff die Lippen zusammen und öffnete die Augen sehr weit, — Sehnsucht.

Er spitzte den Mund und setzte zu einem lieblichen Lächeln an ... da klopfte es zweimal ziemlich laut.

Herein!

Die Türe wurde beinahe ungestüm aufgerissen, und da — als hätten ihn die so stark auf seine Familie gerichteten Gedanken hergezogen — stand Herr Schnaase im Zimmer.

Mit einem raschen Blicke umfaßte er die Gestalt und Erscheinung des Dichters. Unterhose von vorvoriger Woche, Hemd ähnlichen Datums, außerdem ohne Manschetten. Mit einem zweiten Blicke überflog er die kleine Stube, Waschschüssel, nasses Handtuch, verknüllten Anzug auf dem Sofa, Bücher auf einem Stuhl, Papier auf dem andern, Hemdkragen und Krawatte auf dem Tisch, daneben ein Kamm.

„Schmierfinke," dachte sich Schnaase und sagte zugleich herzlich und wohlwollend: „Lassen Se sich ja nich stören und machen Se sich unscheniert fertig. Ich bin etwas zu früh gekommen, wie ich sehe ..."

„Mit was kann ich dienen?" fragte Bünzli etwas beklommen, denn auch die freie Dichterseele fühlt sich befangen in einer alten Unterhose vor

einem Manne, der als Schwiegervater ins Auge gefaßt ist.

„Mit was Sie mir dienen können?" fragte Schnaase zurück. „Tja . . . das läßt sich nich so einfach sagen. Das müssen wir schon eingehender besprechen. Aber wie gesagt, erst ziehen Se sich mal in Gemütsruhe an."

„Darf ich Sie einladen, Platz zu nehmen?"

„Gerne, aber wo?"

Bünzli stürzte sich auf einen Stuhl, warf die Papiere herunter und bot ihn Herrn Schnaase an, der nun mitten in der Stube saß und mit Neugierde allerlei Intimes beobachtete.

„Es tut mir leid, daß ich mich in diesem Aufzug vor Ihnen präsentiere."

„Präsentieren Se sich ruhig, junger Mann. Ich bin nich schenierlich."

Bünzli schloff in die Hose und knöpfte hastig die Hosenträger ein; der rechte war sehr schadhaft und ausgefranst. Den Hemdkragen, der auch nicht mehr blühweiß war, hatte er bald an, und die Krawatte schlang er lieblos, wie einen Strick, zu.

Nanu?

Bünzli nahm Weste und Rock, aber er war immer noch barfuß.

Und richtig, da lief er zur Türe und holte von draußen Stiefeletten mit Gummizügen und steckte die Pedale hinein, wie sie Gott geschaffen hatte.

„Hören Se mal und nehmen Se mir die Frage nicht übel. Is das so 'ne Art Naturmethode von Ihnen?"

„Wie meinen Sie?"

„Ich meine, weil Sie Ihre Gebrüder Beeneke so ohne Strümpe lassen?"

„Es ist bedeutend kühler so . . ."

„Sehen Se mal, — kühler. Ich dachte gleich, es is so was wie Kneippkur . . . natürlich, Jeschmäcker sind verschieden . . . und nu zu meinem Anliejen. Aber nich wahr, selbstmurmelnd bleibt die Sache in de Familie?"

„Es liegt nicht in meiner Natur, ein Vertrauen zu mißbrauchen ..."

„Bong! Denn lobe ich die Natur. Aber wenn ich sage, in de Familie, so meine ich unter uns zwei beide. Meine Frau bringt Ihnen als Dichter das gewohnte grenzenlose Interesse entgegen, und da könnten Se ganz zufällig in den vielen Gesprächen über Poesie auf mein Anliegen zu sprechen kommen. Das darf natürlich nich passieren ..."

„Ihr Vertrauen ist mir heilig," sagte Bünzli.

„Heilig is jut. Die Sache is ja harmlos, aber jeder Mensch hat nu mal seine Geheimnisse und muß se haben, denn wenn allens rauskommt, wird die Ehe verrungeniert. Das können Se sich für Ihr späteres Leben merken, junger Mann, und nu sagen Se mal, Sie machen so hübsche Verse, wie ich höre?"

Über Tobias kam eine leichte Verlegenheit.

Sollte der Vater Kenntnis haben von den entzündeten Zeilen?

Er räusperte sich.

„Es ist naturgemäß," sagte er, „daß man für stärkere Empfindungen gewagte Bilder sucht, und das ergibt sich eigentlich von selbst. Man ist gewissermaßen der Vollstrecker einer höheren Gewalt ..."

„Jawollja ... Sie machen also Verse, und zwar so 'n bißchen pikant, was? So fürs Jemüt?"

Schnaase drückte das linke Auge zu und lächelte vielsagend.

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen ..."

„Na, Sie unschuldsvoller Engel ... ich meine so 'n bißchen stark dekolletiert."

„Ich kann mich nicht erinnern, daß ich etwas Derartiges geschrieben habe ..."

„Hören Se mal, Sie sin doch der gewaltige Erotiker!"

Bünzli atmete auf. Er wurde also doch nicht zur Rede gestellt von einem entrüsteten Vater.

Übrigens sah Herr Schnaase auch so vergnügt und lebensfroh aus, daß man ihn nicht für einen strafenden Richter halten konnte.

Und Tobias lächelte geschmeichelt.
„Ich bin allerdings in einem Blatte als Erotiker der Zukunft bezeichnet worden . . .“
„Habe ich gelesen, und ich sagte mir sofort, dann sind Se auch der Erotiker der Gegenwart, und Sie werden sich den ehrenvollen Titel wohl richtig verdient haben . . .“
„Es bezieht sich auf eine größere Dichtung von mir, das violette Chaos . . .“
„Na ebend! Und daneben machen Se wohl so gepfefferte Schansongs? Was?“
„Nicht im entferntesten! Ich bin offenbar bei Ihnen verleumdet worden . . .“
„I wo! Das is doch gerade das, was ich will…“
„Es ist eine böswillige Verleumdung . . .“
„Was heißt Verleumdung? Kein Mensch hat 'n Ton zu mir gesagt. Das is doch nur die einfache, logische Schlußfolgerung aus Ihrer anerkannten Eigenschaft als Erotiker . . .“
„Ich verstehe aber nicht . . .“
„Passen Se mal Obacht! Haben Se schon die kleine Bummsdiva gesehen, die sich hier aufhält?“
„Die Tochter von dem Schlossermeister?“
„Jawollja . . . Sie sind im Bilde. Na also, ich protegiere die Krabbe 'n bißchen. Sie brauchen sich nischt dabei zu denken; in allen Ehren und als der geborene Theateronkel. Nu hört die junge Dame, daß wir nächstens 'n Feez veranstalten, sonne venezianische Nacht am See, und da kam sie auf die Idee, daß sie sich bei der Gelegenheit mal den Altaichern zeigen könnte. Verstehen Se, ne Art Rehabilitation, damit die Banausen, sagt se, doch mal sehen und begreifen, wer und was se is. Na, Sie wissen ja, wenn sich mal 'n Frauenzimmer was in Kopp setzt. Und nu die Hauptsache. Sie will etwas vortragen, verstehen Se, was die Situation beleuchtet, was eigens dafür gedichtet is. Ne Satire auf muffige Spießbürger und 'n Sang an die goldene Freiheit, und das Ganze orntlich gesalzen und gepfeffert. . . Na also, wollen Se das machen?“

„Ich?"

„Jawollja. Ich sagte mir, Sie sind der Mann dazu ..."

„Ich soll ein Gedicht machen ..."

„Das war meine Idee. Ich kann es nich anders leugnen. Ich habe sofort zu dem Mächen gesagt: wissen Se was, hier is zufällig der berühmteste Erotiker als Kurgast anwesend. Das trifft sich ausgezeichnet! Der macht Ihnen das, sagte ich, mit 'n Wuppdich. Wenn Se bereit sind, junger Mann, mein Vertrauen zu rechtfertigen, so sprechen Se: ja! ..."

„Ich bin doch überhaupt nicht in der Lage, eine solche Aufgabe zu übernehmen ..."

„Sie sin nich in der Lage? Erlauben Se mir die Randbemerkung, daß ich mich natürlich erkenntlich zeigen werde ..."

„Ich denke nicht an die pekuniäre Seite der Angelegenheit. Aber es ist nicht mein Genre ..."

„Na, hören Se mal, wenn Se schon Dichter und Erotiker sind, dann kann Ihnen doch so was nich schwer fallen. Das Mächen legt nur Wert darauf, daß der Kontrast rauskommt, verstehen Se, zwischen das Schwerfällige und das Leichtbeschwingte ..."

„Ich kann Ihnen da wirklich nicht dienen ..."

„Machen Se keene Menkenke, Verehrtester! Ich komme ja in die allergrößte Verlegenheit. Ich habe nämlich der jungen Dame die Sache bestimmt versprochen, weil ich mich auf Ihr bewährtes Talent verließ ...".

„Ich kann es nicht übernehmen ..."

„So versuchen Se's wenigstens! Den Gefallen können Se mir tun, und wenn's auch nicht eins a wird, das schadt doch nischt. Für die hiesige Bevölkerung wird's wohl noch langen ..."

„Ich muß Ihnen sagen, Herr Schnaase, daß ich in einer solchen Aufgabe eine Entweihung erblicke ..."

„Is 's de Menschenmöglichkeit! Entweihung! Nu will ich Ihnen aber doch was sagen, Verehrtester! Entweder es is eener 'n Dichter, denn

soll er dichten, oder es is eener keen Dichter, denn soll er sich nich dicke tun als Erotiker ..."

Herr Schnaase sah sehr verärgert aus, als er sich bei den Worten vom Stuhle erhob, und Bünzli verstand, daß man erhoffte Schwiegerväter nicht zu erbitterten Feinden machen dürfe.

„Wenn Sie es absolut wünschen," sagte er, „dann könnte man die Sache noch in Erwägung ziehen."

„Ziehen Se! Was is denn schon dabei? Ich sage Ihnen ja, es braucht nich eins a zu sein, und wenn Se mit Pegasussen nich zurecht kommen, denn rufen Se mich. Ich habe zwar im Leben nich gedichtet und bin keen Erotiker, wenigstens keen schriftlicher, aber 'n paar Ideen können Se immer von mir haben ..."

„Ich will es versuchen ..."

„Wie lange brauchen Se dazu?"

„Ich muß erst abwarten, ob die Stimmung über mich kommt."

„Verdudeln Se nich die Zeit! In acht Tagen is der Feez, und das Mächen muß Ihre Verse erst noch auswendig lernen. Zu was brauchen Se denn Stimmung? Machen Se Hopsassa, Trallala und 'n bißchen was drum rum!"

„Es ist mir so ungewohnt ..."

Schnaase fürchtete neue Bedenken und verabschiedete sich rasch.

Vor dem Hause blieb er stehen und bohrte den Stock in den Boden.

„Haste Worte for sonne Sorte? Entweihung sagt der bocksdemliche Bouillonkopp! Was der macht, das wird Murks. Aber meinswejen, gut oder schlecht, denn hat doch das Mächen seinen Willen ..."

Oben am Fenster stand Tobias Bünzli, in Nachdenken versunken.

„Eigentlich ist er ein frivoler Lumpenhund," sagte er.

Denn die Winterthurer lieben starke Worte.

* * *

Herr von Wlazeck stand vor der verschlossenen Stalltüre und klopfte heftig mit dem Spazierstocke an.

„Sie, ich mach' Sie aufmerksam, daß sich dieser Widerstand gegen Ihren Brotherrn richtet. Wenn Sie nicht sofort öffnen und die Befehle ausführ'n werden, können Sie sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Was fällt Ihnen denn ein? Was erlauben Sie sich denn? Einfach die Stalltüre zu schließen!"

Hansgirgl saß drinnen auf der Haberkiste und ließ den Oberleutnant klopfen und schimpfen.

„Sie, ich mach' Sie aufmerksam, treiben Sie die Sache nicht auf die Spitze! Man wird Sie mit Brachialgewalt deloschieren, wenn Sie die Autorität Ihres Dienstherrn verhöhnen!"

Wlazeck horchte.

Es blieb zuerst still, und dann hörte er die leisen Töne eines Posthorns. Hansgirgl probierte einen Schleifer. Allmählich schwollen die Töne an, und zuletzt schmetterte es lustig und altbayrisch im Stalle, daß die Gäule munter wurden und in ihren Ständen scharrten.

„Also das is der Gipfelpunkt der Unverschämtheit!"

Herr von Wlazeck eilte in grimmiger Entschlossenheit über den Hof, ins Haus, in die Gaststube.

„Wo is der Herr Posthalter?"

Die Kellnerin wußte es nicht.

Er stürzte in die Küche.

„Ich bidde, wo is der Herr Posthalter?"

„Ich weiß wirkli net. Aber was hamm S' denn, Herr Baron?"

„Was ich habe?"

„Sie san so aufg'regt ..."

„Bin ich auch! Ich bin wietend. Ich bin außer mir!"

„Ja, was waar denn net dös? So a gmüatlicher Herr!"

„Es gibt Dinge, liebes Freilein Josefa, die mich in einen wahren Daumel der Wut versetzen; die

ich einfach nicht ertrage. Und dazu gehört die Flegelhaftigkeit eines untergeordneten Subjektes. Aber wo kann ich denn den Posthalter finden? Ich muß ihn sofort sprechen ..."

„Vielleicht is er beim Dings drüben, beim Bader Möhrl ..."

„Das is nebenan? Also ich danke bestens. Ein andersmal komm' ich schon zum Plauschen in Ihre Kuchel ..."

Wlazeck eilte hinaus und prallte im Hausgang auf den Blenninger Michel.

„Herr Posthalter, ich appelliere an Ihre Autorität. Ich lege Beschwerde ein bei Ihnen, und ich verlange die unnachsichtliche Bestrafung dieses Menschen, der Ihren Befehlen Hohn spricht ..."

„O — hö — hö! Was is denn?"

„Was is? Bidde, kommen Sie! Gehen Sie mit zum Stall! Sie werden die Türe versperrt finden trotz Ihrer ausdriecklichen Anweisung, daß ich heute morgen Ihren Gaul ausreiten soll ..."

„Herrschaftseit'n! Hat der Malafiz Hansgirgl...?"

„Zug'sperrt hat er. Posthorn blast er. Pfeif'n tut er. Auf Sie, verehrter Herr Posthalter, und auf Ihre Befehle."

Blenninger schob seine Hauben nach vorne und kratzte sich hinter den Ohren.

„Jetzt, da schau' her! Es is aber scho wirkli a Kreiz mit de bockboanig'n Luada! ... Zuagsperrt hat a? Ja, was tean ma'r jetzt da?"

Die treuherzige Frage erregte bei Wlazeck neue Entrüstung.

„Was wir tun? Bedauere, darüber keine Auskunft geben zu können. Wann Sie überhaupt noch im Zweifel sind, alsdann bin ich nicht in der Lage, Ihnen Direktiven geben zu können. Was ich täte, wenn ich Dienstherr wäre, das weiß ich. Ich möchte diesen obstinaten Flegel mit Brachialgewalt über den Hof herüberbefördern und bei jener Öffnung hinausschmeißen. Sie scheinen aber duldsamer zu sein."

„Ja no, dös san so Sach'n ..."

„Gewiß. Aber jedenfalls darf ich annehmen, daß Sie mir die versprochene Benützung des Pferdes ermöglichen. Was Sie sonst für Maßnahmen gegen die eklatante Verhöhnung Ihrer Autorität ergreifen, und ob Sie überhaupt die Verpflichtung fühlen, in Ihrem Hause die Gesetze der Disziplin aufrechtzuerhalten, das ist Ihre Sache. Mich geht das, Gott sei Dank, nichts an."

„Jessas na! Solchene Zwidrigkeit'n in aller Fruah! Ja, was sagt er denn eigentli, warum er net mag?"

„Nix sagt er. Posthorn blast er. Hohnsprechen tut er Ihnen."

„Passen S' auf. I geh amal num und red damit. Na wer' ma's scho sehg'n ..."

„Ich möchte Sie begleiten. Ich finde, daß Sie ihn in meiner Gegenwart zur Abbitte zwingen müssen."

„Na ... na! Dös is nix. Da machet 'n mir an Krach bloß irga. I geh num dazua, und Sie wart'n daweil. Na wer'n Sie 's Roß scho kriag'n. Gar so pressiert's ja net!"

„Wie Sie meinen. Am Ende haben Sie recht. Es ist wirklich besser, wann ich bei dieser Art von Auseinandersetzung nicht präsent bin. Mir mangelt das Verständnis für diese Art des Umganges mit obstinaten Untergebenen ..."

Wlazeck wollte noch einiges sagen, aber der Blenninger schritt schon gemächlich zum Stalle hinüber.

Vor der Türe pfiff er.

„Hansgirgl!"

„Was is?"

„Mach amal auf! I hätt' mit dir was z'red'n..."

Der Schlüssel kreischte im Schloß, und die Türe ging langsam auf.

Blenninger trat ein und schaute kopfschüttelnd seinen rauhhaarigen Hansgirgl an.

„Was machst d' ma denn da für a Gaudi her?"

„I mach koa Gaudi."

„Net? Wenn ma der ander den größt'n Krach hermacht!"

„Von dem lasset i mir scho nix sag'n . . ."
„Ja no, i hab's eahm halt amal vasprocha, schau! Was liegt denn dro? Laß den spinnat'n Deifi reit'n, wann er scho reit'n muaß."
„Und an Stutz hab i nacha krummb im Stall."
„Von oamal werd a net krumm, und a zwoatsmal kriagt er 'n nimma. Dös vasprich i dir."
Der grimmige Hansgirgl schaute noch immer finster vor sich hin.
„Für mi waar's a Blamaschi . . ." bat der Posthalter.
„Na soll er'n halt nehma, der Hanswurscht, der dappige! Aber dös is ausg'macht. I sattel eahm an Stutz net. Vo mir aus, wer mag!"
„Hast wenigstens 's Sach herg'richt?"
„Da hint' flackt's."
„No also," sagte der Blenninger aufatmend. „Nacha is ja all's recht. Da Polizeideana hat g'sagt, er sattelt 'n scho."
„Da Muckenschnabl? Der werd was vasteh'!"
„No, er war do lang gnua bei de schwar'n Reita."
„M—hm. Weil 's de so guat kinnan! Na . . . da satt'l i an Stutz liaba selm. Aba da herin im Stall, und bal er firti is, führt 'n der Sepp außi. Sehg'n mag i 's net, wia der Gschwollkopf auffitzt."
Der Posthalter lächelte, aber verstohlen.
Denn sehen durfte es der Hansgirgl nicht, sonst hätte er die Haare wieder aufgestellt.
„I woaß ja, du bist ganz recht," lobte ihn der Blenninger. „Mit dir muaß ma bloß richti dischkrier'n. Der ander werd di halt in d' Höh trieb'n hamm?"
„Der? Ja! In da Fruah waar er alle halbe Stund daher kemma, befehl'n hätt' er mög'n, mit 'n Stecka hätt' er an d' Tür hi'g'schlag'n. Schlag no zua, hon a ma denkt, du damischa Ritta, du gschwollkopfata! Moanst d' vielleicht, du bist in da Kasern. Erst recht net, hon a ma denkt . . ."
Der Posthalter nickte beistimmend mit dem Kopfe.
„Was si so a Mensch ei'bild't?" sagte er. „Du

bist do net für eahm do! Waar scho guat! Aba jetza, gel, tuast d' mir den G'fall'n und machst de G'schicht firti ..."

Hansgirgl knurrte was vor sich hin, und der Blenninger ging erleichtert ins Haus zurück und sagte zu dem ungeduldig wartenden Wlazeck:

„No also! Es feit si ja nix! Sie kriag'n an Gaul, und de G'schicht hat si g'hob'n. Wenn i amal was sag, nacha g'schiecht's aa; da hätten S' koan Zweifi net z' hamm braucht ..."

„Wirklich? Da darf man also gratulieren, daß Sie dieses Entgegenkommen doch noch erreicht haben."

„Da hat's gar nix braucht. I kenn an Hansgirgl, und da Hansgirgl kennt mi ..."

„Sehr schön, aber in Ihrem eigenen Interesse wäre es, daß sich dieser unverschämte Kerl bei mir entschuldigen mießte ..."

„Na ... na! De G'schicht'n mag i net. I möcht jetzt mein Ruah, und Sie kriag'n an Gaul ..."

Damit drehte sich der Posthalter gleichmütig um und ging ins Gastzimmer.

* * *

Nach einer Viertelstunde führte der Stallbub den Stutz in den Hof. Hansgirgl ließ sich nicht sehen. Er stand hinter der Türe und schaute durch einen Spalt zu, wie der Gschwollkopfete auffaß, und wie der Stutz unwillig seine Ohrwaschel zurücklegte. Bäumen mochte er sich nicht; dazu war er viel zu faul, aber er wieherte laut und klapperte langsam durch den Torweg.

Draußen blieb er wieder stehen.

Herr von Wlazeck preßte die Oberschenkel an, aber auf solche Geschichten ließ sich der Stutz nicht ein. Erst wie ihm der Posthalter mit der Hand eins hinten hinauf klatschte, ging er weiter.

Der Plan des Herrn Oberleutnants war, bis zur Einmündung der Sassauer Straße zu reiten, dort umzukehren und dann den Platz in vornehmer Haltung zu überqueren. Vor der Post wollte er

die Schnaaseschen Damen ritterlich grüßen und in schlankem Trab nach links abreiten.

Der Plan war gut, und das Geschick war günstig, denn die Schnaaseschen Damen standen oben am offenen Fenster.

Aber am Stutz fehlte es.

Er war als bayrischer Postschimmel rauh und kratzbürstig geworden, und wie alle älteren Staatsdiener beherrschte ihn die Einbildung, daß er übers Gewohnte und Hergebrachte hinaus zu nichts verpflichtet sei.

Als er an die Sassauer Straße kam, auf der er seit sechs Jahren Tag für Tag den Postwagen zog, mußte er glauben, daß er als Reitpferd den gleichen Weg zu gehen habe.

Herr von Wlazeck, der umkehren wollte, faßte die Zügel kürzer und zog.

Es half ihm nichts.

„Dummer Kerl," dachte der Stutz. „Ich muß doch besser wissen, wo es nach Sassau hinausgeht."

„Bästie!" murmelte der Oberleutnant, der ahnte, daß viele Augen auf ihn gerichtet waren. Oben waren die Damen, unterm Tore stand der Blenninger, drüben ließ sich Herr Natterer sehen, an verschiedenen Fenstern zeigten sich Leute.

„Schinderviech!"

Hätte er gewußt, daß hinterm Blenninger der Martl und der Hansgirgl standen und grinsend alles beobachteten, wäre sein Unwille noch gewachsen.

Der Seppl lief herbei.

„An schön' Gruaß vom Posthalter, ob Sie umkehrn möcht'n?"

„Aber ja! Ich wäre schon umgekehrt, wann dieses Viech nicht eine Haut hätte wie ein Rhinozeros ... Dreh den Heiter um!"

Seppl tat es.

„Gegen zwei kann man nix mach'n," dachte der Stutz. „Wenn er net nach Sassau will, was will er dann nachher?"

Quer über den Platz zur Fensterpromenade wollte Herr von Wlazeck; ritterlich grüßen wollte er und links abreiten.

Der Stutz ging mürrisch etliche Schritte vorwärts. Die Geschichte gefiel ihm gar nicht. Was waren denn das für neumodische Sachen? Überhaupt gehörte der Hansgirgl zu ihm. Der verstand ihn und blies ihm auf dem Posthorn schöne Lieder vor, bei denen sich's gemütlich traben ließ.

Und jetzt saß ein fremder Mensch auf ihm, der einmal riß und einmal zog und ihm die Beine an die Rippen preßte, und der in unbekannte Gegenden reiten wollte.

„Das ist nichts," dachte der Stutz, und er versuchte es einmal mit seinem probaten Mittel, das er immer anwandte, wenn der Hansgirgl zu lange Trab haben wollte.

Er blieb stehen und schützte eine Notwendigkeit vor, die man achten muß. Als alter Schimmel hatte er das so los, daß man ihn nicht leicht als Betrüger entlarven konnte.

Der Hansgirgl war dabei immer voller Rücksicht und pfiff für ihn eine anregende Weise.

Herr von Wlazeck pfiff aber nicht, sondern wollte zornig das Geschehnis verhindern.

„Bästie elende!" fluchte er und riß am Zügel und schaute verstohlen zum Fenster hinauf.

Er mußte den Schinder an seinem Vorhaben verhindern.

Aber das gab es beim Stutz nicht.

Erst recht nicht, weil man ihm den Absatz in die Seite stieß.

Er streckte sich in die Länge und auf einmal hörte er die anregende Weise.

Der Hansgirgl pfiff sie unterm Tore.

Martl lachte. Der Posthalter schmunzelte.

Oben am Fenster tauchte Herr Schnaase auf.

„Sieh mal, Karline," sagte er, „was man dir für ne pompöse Fensterpromenade abhält . . ."

„Du bist taktvoll, wie immer," erwiderte sie

und zog sich unmutig zurück. Auch Henny verschwand. Sie warf sich auf einen Stuhl und lachte so laut, daß man sie auf dem Platze unten hören mußte.

Es war eine infame Situation.

Bog nicht der Stutz den Kopf zurück und lächelte zum Hansgirgl hinüber?

Und Herr von Wlazeck saß unbeweglich hoch zu Roß wie ein Denkmal auf dem Altaicher Marktplatze.

Dreizehntes Kapitel

„Es is mir grad recht, daß unser Konrad mit dem Michel fort ist," sagte Frau Margaret, als sie mit ihrem Manne im Gartenhause Kaffee trank. „Denn ich muß dir's endlich sagen, so geht's nicht weiter. Ihr schleicht um die Sach' herum, wie die Katz' um den heißen Brei, und ihn drückt was, und dich drückt was. Und warum? Weil ihr nicht offen miteinander redet, über was geredt sein muß."

„Ich weiß schon, was du meinst..."

„Freilich weißt du's, und der Michel weiß 's auch. Was soll werden? Er ist kein Bub, der in die Vakanz heimgekommen ist, und Gast sein, wo man daheim ist, das tut einem weh. Aber wie kann's anders gelten, und wie soll er bleiben? Darüber müßt ihr ins reine kommen, er, und du erst recht, Martin. Denn dich kenn' ich. Du hast am ersten Tag geglaubt, daß von Rechts wegen der Michel hergehört, und du nicht mehr. Red' net! Ich seh' dir's an. Aber es is net wahr, denn er hat's aufgegeben und hint'lassen, und du hast's übernommen und rechtschaffen geführt. Die Wehleidigkeit hinterdrein hat keinen Wert, und du sollst net mit ihm umgehen, wie mit an g'schürft'n Ei. Offen reden, das muß jetzt sein..."

„Was soll ich denn sagen, Margret? Wenn ich anfang', könnt' er meinen, er wird uns zu viel..."

„Sag' ihm schnurg'rad, daß er dableiben muß. Was soll er denn sonst tun? Daß er nimmer zum Wallubischießen und zum Herumboxen taugt, sieht ma doch. Wenn er auch die größt'n Fäustling dabei hat. Das alte Leb'n kann er nimmer führ'n und in der Welt drauß' was Neu's anfang'n, dazu is er zu alt und zu müd' ..."

„Daß er dableib'n muß, sagst du?"

„Was denn? Oder hast du geglaubt ...? Geh! Ich könnt' doch dir net so weh tun, und ihm gönn' ich 's Ausrast'n. Er hat sich lang g'nug 'rumtrieb'n. Aber einen Sinn muß die Sach' hab'n, und wie und was muß er wiss'n. Sonst kann ihm net wohl sein ..."

Martin streckte ihr die Hand über den Tisch entgegen.

„Wie mich das freut, Margret, daß du so red'st. Freilich hat's mich druckt, wenn ich mir's so vorgestellt hab', daß er wieder gehen müßt', und dann g'wiß zum letztenmal ..."

„O ihr Mannsbilder! Sagt ma immer von de Weiber, aber ihr seid tausendmal zimpferlicher und könnt herumgehen mit euern Kümmernissen. Nur ja net reden und frischweg die Sach' anfass'n ..."

„Recht hast. Wie allaweil, Margret. Und weißt was, das best' is, wenn du mit dem Michel red'st ..."

„Nein ..."

„Schau, dann sieht er gleich ..."

„Nein. Das mußt schon du tun, denn es g'hört sich. Wenn ich red', schaut's so aus, als hätt' ich die Genehmigung hergeb'n. Das paßt sich net für mich und net für dich ..."

„Ja ... ja ... na red' schon ich ..."

„Sagst ihm: Michel, schau, du mußt dei G'wißheit hamm. Fortlass'n tu' ich dich net, sagst, und wo willst auch in dei'm Alter hingehen? Und, sagst, du kannst mir an die Hand geh'n; es gibt allerhand z' tun, wo man Leut' braucht, auf die man sich verlass'n kann ..."

„M ... hm ... ja ... das werd' ich sag'n ..."

„Heut' noch, Martin."

„Heut'? Aber es soll sich halt von selber geb'n. Meinst net?"

„Bei euch zwei gibt sich so was net von selber. Wenn ihr zwei beinand' hockt, verschluckt jeder das Beste, was er sag'n möcht."

„Wenn ich nur wüßt' ..."

„Fang nur an, Martin, hernach gibt ein Wort das andre."

Und dann ging es doch von selber.

Als Michel heim kam, erzählte er, wie ihn das gefreut hätte, etliche Bauernhäuser so wiederzufinden, wie er sie in der Erinnerung gehabt habe. Ganz unverändert, und sogar einen Birnbaum hätte er wiedererkannt, auf den er mehr wie einmal heimlich gestiegen sei. Das Kleinste freue ihn, und er könne sich's kaum mehr vorstellen, wie er das Heimweh ausgehalten habe ..."

„Warum du nie mehr g'schrieb'n hast? Das hab' ich dich schon oft frag'n woll'n," sagte Martin.

„Jo ... g'schrieb'n. I hab' kein Grund g'habt, g'wiß net. Amal übersieht ma's, und nachher kommt harte Zeit, und ma will net, und es kommt bessere Zeit, und ma kann net, und auf amal is 's so lang' her, daß ma g'schrieb'n hat, und da find't ma kein Anfang mehr ..."

„Mir hamm allaweil g'wart' und an dich denkt ..."

„Net öfter, wie ich daher denkt hab'. Amal, da war ich in den Darling downs, und das is der beste Platz für d' Schaf, und der Mac Lachlan hat drei oder vier Paddoks g'habt mit Platz für acht- oder zehntausend Schaf, und sei Schwester, sie hat Ruth g'heiß'n, die war a richtig's Frauenzimmer, nimmer jung oder so, aber dös g'hört net da her. Und da war i a paar Monat beim Mac Lachlan, weil er mi halt'n hat wollen und die Ruth auch, und i war gern dort, und wenn's in der Woch' oana zwanzgmal Schaffleisch geb'n hat, war's mir gleich, aber dös g'hört net da her. Und da is Weihnacht'n g'wes'n, aber net Winter, wie bei uns, sondern verdammt heiß, und ma war froh um an jed'n Schatt'n, und da hat der Mac Lachlan mit

mir g'redt wegen der Ruth, weil sei Frau tot war, und Kinder hat er net g'habt, und da sagt er, es wär' ihm ein Ding, wenn ich die Ruth heirat'n möcht, und ihr wär's auch recht und so. Aber da is mir eing'fall'n, wie's daheim is, wenn überall Schnee liegt und der Christbaum anzündt is, und da hab' i g'wußt, daß i net bleib'n kann, und hab's ihm g'sagt, warum. Der Mac Lachlan hat mich net verstand'n und hat g'meint, wenn ich gute Zeit hab', denk i nimmer dran und so. Aber i hab' net können . . ."

„Und jetzt weiß ich erst recht," sagte Martin, „daß d' nimmer fortdarfst, und daß d' dableib'n mußt."

„Jo . . . dableib'n. I hab' zwoa Meinunga . . ."

„I hab' bloß eine, und mir müssen das tun, was der Mutter und dem Vater recht wär'. Was tät'n die sag'n, wenn i di nochmals geh'n lasset?"

„Aber schau, i kann net da sitz'n . . ."

„Mithelf'n kannst. Da find't sich leicht was; und wie lang' dauert's, dann geh' ich in Austrag, und nachher schau'n wir den Jungen zu . . ."

Michel rieb sich mit dem Handrücken die Stirne, aber Martin war jetzt lebhaft und beredt.

„Du mußt dir die Sach' net lang' überleg'n. Es geht, und i bin froh, daß 's geht. I wär' net da, wenn du net gangen wärst."

„Du bist verheirat und hast Kinder, schau . . ."

„D' Margret war die erst', die g'sagt hat, daß du nimmer weg darfst, und sie hat g'sehn, daß mir die G'schicht' im Kopf 'rumgangen is und dir auch, und sie hat g'sagt, ich müßt' mit dir red'n . . ."

„Wenn ein Frauenzimmer schon amal gescheit is," sagte Michel, „hernach is s' aber g'wiß g'scheiter wie mir."

Er gab dem Bruder die Hand, und dann war's abgemacht, und wie es das gescheite Frauenzimmer vorausgesehen hatte, wurden nun die zwei gesprächig, wie Leute, die was vom Herzen weg haben.

Sie machten Pläne, wo Michel wohnen sollte,

denn im Haus war's doch zu eng, und was Eigenes haben, war besser; auch hatte der Schreiner Harlander ein Zuhäusel, das leer stand und für billiges Geld zu mieten war. In der Mühle war gleich Beschäftigung für Michel zu finden. Getreide abnehmen und Mehl ausliefern und das Lager in Ordnung halten. Dazu gehörte nicht viel Schreiben und Rechnen, aber Ehrlichkeit.

Die Aussicht, daß er arbeiten und nicht unnütz herumhocken werde, stimmte Michel froh, und er malte sich mit dem Bruder eine tätige, schöne Zukunft aus.

Wie Margaret dazu kam, erfuhr sie, daß nun alles in Ordnung sei. Man hätte es ihr nicht zu sagen brauchen, denn wie Michel übers ganze Gesicht lachte und ihr beinahe die Hand zerquetschte, wußte sie's gleich.

„Und denk' dir grad'," erzählte Martin nach einer Weile, „in Australien drüben hätt' der Michel ein nettes Mädel heiraten können, und hätt' eine Farm kriegt mit zehntausend Schaf ..."

„Zwischen acht- und zehntausend," verbesserte Michel. „Amal waren's mehr, amal weniger. Aber nettes Mädel kann ma net sag'n. Die Ruth war schon hoch in die Dreißiger und ziemlich mager und boanig ..."

„Schau! Schau!" dachte Frau Margaret. „So sind die Mannsbilder. Es kann ihnen noch so schlecht gehen, heiklig wären s' doch ..."

* *
*

Der Hallberger hämmerte an einer Eisenstange herum, als ein breiter Schatten über den Boden der Werkstatt fiel und Michel unter der offenen Türe stand.

„Je ... der Michel ..."

„Grüß Gott, Karl. I hab' amal herschauen woll'n zu dir."

„So is recht; geh' no eina ..."

Die zwei begrüßten sich, und Xaver, der hinten an einem Schraubstock stand, stellte sachverständig

und bewundernd fest, daß der Bruder vom Ertlmüller, von dem er schon allerhand gehört hatte, weitaus die größeren Pratzen hatte, wie der Meister, und daß er überhaupts, wie er so dastand, schon ein teuflisches Mannsbild war.

„Dei Haus is no grad' so, wie's war, Karl ...“

„Hab' nix umbaut; bloß der Lad'n hat um a Fensta mehra, aber sunst is 's beim alt'n bleib'n... hätt' aa koan Wert net g'habt ... no ja ... und wie g'fallt's nacha dir dahoam?“

Ein behagliches Lachen ging über Michels Gesicht. „Gut, Karl. So gut, daß ich meiner Lebtag nimmer furtgeh' ...“

„Ja, was sagst da? Dös is amal recht. Werst auf de alte Tag do wieder an Altaicher.“

„I hab' a bissel lang' braucht dazu ...“

„Spat is besser, wie gar net. Aba woaßt was? Auf dös nauf trink' ma 'r a Maß, bal's dir recht is, im Blenninger Keller.“

Der Hallberger band sich die Schürze los.

„Gern,“ sagte Michel. „Aber i hab' dei Frau no net g'sehg'n, und a Tochter hast auch?“

Über den braven Schlossermeister kam eine Verlegenheit, die er nicht recht verbergen konnte.

Er warf einen raschen Blick auf den Gesellen, der unbekümmert drauflos feilte.

Den Lehrbuben ertappte er dabei, wie er neugierig über eine Kiste wegblinzelte.

„Was suachst denn du da?“ fragte er ihn barsch.

„A Ding ... a ... Schraub'nmuatta ...“

„Net so lang suacha, gel! Sunst hülf i dir. Kohl'n san aa wieder koa herob'n ... muaßt du umanandsteh' und faulenz'n?“

Er schloff in seinen Janker und holte eine verrußte Mütze vom Nagel herunter.

„Kumm!“ sagte er zu Michel und ging voran zur Türe hinaus.

Der Seppl schaute ihnen nach.

„Hast'n g'hört?“ fragt er Xaver.

„Nix hab' i g'hört, und Saubuab'n, de gar so

vui hör'n und aufpass'n, nimmt ma bei de Ohr-waschl, bei de windig'n ..."

Zwischen Lehrbub und Gesellen kommt es nie zu netter Vertraulichkeit.

Auf der Straße sagte Hallberger, nachdem er sich nochmal geräuspert hatte:

„Mei Frau ... de siehgst schon an andersmal, und ... ah ... mei Tochta ... de bleibt net lang da, und wenn'st as net siehgst, is aa'r a so."

Michel merkte, daß er eine wunde Stelle berührt hatte, und nichts hätte ihn vermocht, noch eine Frage zu stellen, die dem alten Kameraden weh tun konnte. Er blieb stehen und suchte in seinen Taschen umständlich nach dem Tabakbeutel und fand ihn lange nicht, und dann klopfte er seine Pfeife leer, obwohl sie kaum halb ausgeraucht war, und stopfte sie wieder, denn das gab ihm Zeit, sich auf was anderes zu besinnen.

„Wie geht's eigentli an Blenninger?" fragte er.

„Guat. Wia's eahm allaweil ganga is, plagt und kümmert hat den seiner Lebtag nix."

„I kann mi no gut erinnern, wie er als Bua war. Staad und faul, und wenn mir g'spielt hamm, hat er net mittun mög'n. ‚Es is mir z' fad', hat er allaweil g'sagt."

„So is er blieb'n. D' Lebhaftigkeit mag er heut' no net."

Sie kamen im Sommerkeller an, der noch beinahe leer war.

Nur zwei Leute saßen neben der Schenke; der Martl und der Hansgirgl, die es erfahren hatten, daß frisch angezapft war.

Hallberger und Michel setzten sich unter eine mächtige Linde, und als ihnen die Kellnerin zwei überschäumende Krüge gebracht hatte, stießen sie miteinander an.

„So ... so ... also jetzt bleibst bei uns? I glaab, es hätt' dir nix Bessers eifall'n kinna."

„I bin froh über dös, Karl, daß i richtig dableib'n ko. Denn i hätt' eigentli net g'wußt, wo i sunst was find'n hätt' soll'n."

Und Michel erzählte, wie er wohl vom ersten Tag an den Gedanken und den Wunsch gehabt, aber wie er sich's doch kaum gehofft habe.

Wie dann der Martin so brüderlich gewesen sei und ihm obendrein zu leichtem Verdienst geholfen habe, so daß er seinen Leuten nicht auf der Suppenschüssel hocken müsse.

Der Hallberger hörte ihm zu, und da fiel ihm ein, was er zuerst vom Staudacher als dumme Meinung gehört hatte, und was dann auf einem Umwege durch den ganzen Markt wieder als fest verbürgtes Gerücht zu ihm gedrungen war, daß der Michel Oßwald sich in fernen Weltteilen als Sklavenhändler viel Geld zusammengerafft habe und als steinreicher Mann heimgekehrt sei.

Da saß der schreckhafte Mensch vor ihm und freute sich auf Arbeit und Wochenlohn.

* * *

„Der da drent," sagte Martl, „dös is der Bruada vom Ertlmülla, der wo jetzt auf oamal hoam kemma is."

„Vo dem hört man allerhand," antwortete Hansgirgl. „A Gschlaf'nhandler soll er g'wen sei."

„Ja, und a Kist'n g'häuft voller Goldstückl hat a mitbracht, und an eiserne Lanz'n hat a dabei g'habt auf da Roas, daß eahm koana übers Geld kimmt . . ."

Hansgirgl schaute tiefsinnig vor sich hin.

„Was 's all's gibt auf dera Welt!" sagte er.

Der Martl aber kam ins Erzählen.

„I woaß net, wia de G'schicht' aufkemma is, ob 'n 's G'richt überschrieb'n hat, oda ob er sei früheres G'schäft beim Bürgermoasta o'geb'n hat müass'n, obwohl daß wieder oa sag'n, dös hätt' er g'wiß net to, weil er strafmaßi waar durch dös, aber wiss'n tuat ma's g'nau, und d' Leut' sag'n, daß 's da koan Zweifi überhaupts net gibt. Da Lenzbauer is neiling extra vo Riadering eina g'fahr'n in d' Ertlmühl, g'rad daß a den Gschlaf'nhandler

siecht, hat er g'sagt, weil dös eppas Seltsams is, sagt a, und er hätt'n gern g'fragt, hat er g'sagt, wia's bei dera Handelschaft zuageht, daß ma d' Leut' vakafft als wia's Vieh, und was ma da für Preis' löst und a so, aba, sagt a, traust di halt do net, daß d'n pfeigrad fragst, aber amal werd si scho a G'leg'nheit geb'n ..."

„A Gschlaf'nhandler," sagte Hansgirgl. „Saggera! Dös waar was für mi g'wen!"

„Was sagst d'?"

„Für mi waar dös was g'wen. In früherne Jahr. Da hätt' mi oana glei hamm kinna zu dem G'schäft."

„Ja freili ..."

„Bal a da 's sag'. Was moanst denn, wia so oana lebt, mei Liaba!"

„Bei de Wild'n?"

„Da hätt' i nix danach g'fragt. Bei de Wild'n gibt's aa sauberne Madel. Dös derfst glaab'n. I hon amal z' Minga drin bein Oktobafest so a Negerbandi beinand g'sehg'n ... Da san etla dabei g'wen."

„Sauberne?"

„Ja. Feste Brocka, mei Liaba! G'rad daß s' net extri g'haxt war'n, aber sunst hat sie nix g'feit."

„Ah?"

„Und so a Gschlaf'nhandler, laß da sag'n, der tuat si leicht. Vorgestern is da Staudacher in Sassau drent g'wen. Der hat ma all's g'nau vazählt."

„Woher woaß 's denn nacha der?"

„Aus an Büachi, wo all's beschrieb'n is. Freunderl, so a Gschlaf'nhandler hat a schön's Leb'n! Da ko'st da nix denga ..."

„Geh'?

„Siehgst, da is zum Beispiel a Dorf, wia bei ins, bloß daß Schwarze drin san. Jetzt kimmt da Gschlaf'nhandler mit seina Kumpanie und stellt Post'n auf, daß vo de Schwarz'n koana außa ko. Vastehst? Nacha geht's los. D' Mannsbilda wer'n außa zarrt und auf de oa Seit'n aufg'stellt. Auf

de ander Seit'n kemman d' Weibsbilda. Jetza kimmt da Gschlaf'nhandler und schaugt si 's o. De, wo eahm g'fall'n, de g'hör'n eahm. Da werd überhaupts nix g'red't ..."

„Grad' nehma, sagst d'?"

„Freil. Weil er da Kommandant is, da hat er sei Recht auf dös."

„Herrschaft! Da muaß 's wild zuageh'!"

„Schö geht's zua. Was moanst denn, bal de Weibaleut' aufg'stellt san in Reih und Glied, und koan Schwindel gibt's net, weil s' nix o'hamm, und bal dir oani g'fallt, deut'st drauf hi. Is scho abanniert."

„Da mög'st du dabei sei?"

„Jetza nimmer a so. Aba früherszeit'n waar dös a Post'n g'wen für mi."

„Da bin i scho liaba dahoam g'wen."

„Ah, was hat ma denn gar so Schö's g'habt? Bal s' oan am Kammafensta dawischt hamm, hamm s' oan über d' Loata oba g'schmiss'n oda mit an buachan Prügel übern Kopf übri g'haut ..., und mit de Weibaleut' hast de längst' Zeit dischkrier'n müass'n und schö toa. I hätt' halt paßt für an Gschlaf'nhandler ..."

Hansgirgl trank und wischte sich mit der Hand den nassen Schnurrbart ab. Dann versank er in Schweigen und ließ seine liederliche Phantasie in ferne Länder schweifen.

* * *

Derweil war es dämmerig geworden, und die Altaicher Bürger kamen zum Abendtrunke. Sie setzten sich unweit von Hallberger und Michel an etlichen Tischen zusammen und unterhielten sich geheimnisvoll mit geflüsterten Worten und bedeutsamen Blicken.

Die zwei achteten nicht darauf, denn der Hallberger Karl schüttete vor seinem alten Kameraden sein Herz aus, freilich nicht in langen Sätzen, oft nur mit halben Worten und unwilligen Gebärden, aber doch so gründlich, daß Michel sah, wie sich

auch in einem stillen Winkel Geschehen und Werden zu einem unklaren Knäuel verwirren konnten.

„Es is aa dahoam net all's schö," hatte der Hallberger gesagt. „Oft hab' i mir scho denkt, wia guat 's g'wen waar, wennst mi selbigsmal net aus 'n Bach außazog'n hätt'st ... Waar mir allerhand derspart blieb'n ... wisset i allerhand net, was ma net gern woaß ... na ... na! Brauchst d' nix sag'n ... dös is amal a so. 's Leb'n is g'spassi, mei liaba Michl, und oft geht's dumm und geht verdraht, und kunnt do all's so oafach und richtig geh'. Wenn überall Verstand dabei waar. Aber a so! Ja! 's Leb'n ko g'spassig sei!"

Und dann erzählte er, wie leer ihm das Haus geworden war, und wie unnütz das Leben, die Arbeit, alles. „Für wen plag' i mi? Und für was? Rein für gar nix, umadum gar nix. Da bild't si da Mensch ei, wenn ma sei Sach macht und rechtschaffen is, nacha ko si nix fehl'n. Moant ma. Jawohl! Ah was! Nix is ..."

Da hätte wohl niemand Trost gewußt, und der Michel wußte schon gar keinen. Er streckte nur öfter die Hand über den Tisch.

„... No ... no ... Karl ... schau! Am End' is besser, du denkst net drüber nach."

„Net nachdenk'n? Dös Kunststück wenn mir oana lernt, dem gib i viel. Mitt'n in der Arbet fallt's oan ei, und der Hammer schlagt nimmer auf. Siehgst, von der Alt'n hat sie's. 's Lüag'n is dös schlechtest auf da Welt. Mit dem fangt all's o, all's, was dreckig is. Und de Alt' lüagt und blinzelt net mit de Aug'n dabei. Ko di o'schaug'n, als wenn s' nomal d' Wahrheit saget, und lüagt mit jed'n Wort. Jetzt woaß i 's freili. Aba es hat a Zeit geb'n, da hab' i 's net g'wußt und hätt's aa net glaabt. D' Leut' sag'n, i war z' guat, oder z' dumm, wern s' moana. Du werst as scho no hör'n, wennst länger da bist. Hast as vielleicht scho g'hört ..."

„Koa Wort davo hab' i g'hört, Karl. Schau, sonst hätt' i heut wohl net d' Red' drauf bracht ..."

„No ja ... na werd's net lang hergeh', und es verzählt dir oana de G'schicht vom dumma Hallberger. In Altaich is jeder g'scheit für mi; jeder hätt's besser g'macht und anderst. Koana hätt' si 's g'fall'n lass'n. Aber i war z' guat. Und is do net wahr, Michl. Derfst ma 's glaab'n. Ma schlagt nix nei, ma schlagt nix raus bei an Kind ... is all's net wahr. Dös steckt drin, z' tiafst, wo's d' net hi'kimmst und wannst no so viel Steck'n abschlagst. Es steckt im Bluat. De Alt' lüagt, und vo dem kummt 's ..."

„Bst, Karl! Es sitz'n Leut' hinter uns ..."

„Und spitz'n d' Ohr'n, moanst. Ja ... ja ... sie hamm s' lang gnua, aba sie hör'n nix Neu's. Ah was! De wissen's scho lang und wissen all's besser wia'r i ... Zahl'n ma und genga ma, wenn's dir recht is."

Sie brachen auf, und alle Blicke folgten ihnen oder folgten dem Seeräuber und Sklavenhändler Michel.

Es dunkelte schon, als sie auf den Marktplatz kamen, und von der Wetterseite her schoben sich schwere Wolken über das Vilstal.

Hallberger blieb stehen.

„Geh' ma hint rum; i geh' mit dir über d' Ertlmühl. Hoam mag i jetzt net."

„Is recht, Karl ..."

„An Ekel hab' i, wann i bei da Haustür nei geh' ..."

„Schau, wer woaß? Vielleicht werd no all's besser ..."

„Besser wer'n? Na, Michl, dös is nimmer mögli, net amal, wenn der Will'n dazua da waar. De Alt' lüagt, und de Jung' hat's von ihr. I denk' oft über dös nach, derfst ma 's glaab'n, und i woaß: was hin is, is hin ..."

Sie gingen schweigend zum Orte hinaus und hätten nun sehen können, wie sich die dunkle Wolkenwand immer höher schob und hinterm Sassauer Wald schon von Blitzen zerrissen wurde. Aber Michel achtete nicht darauf in seinem Mitleid mit

dem armen Manne, der neben ihm herging und zuweilen undeutlich vor sich hinmurmelte. Bei einer Bank blieb Hallberger stehen.

„Hock' ma'r uns a weng her! I hab' Jahr und Jahr net g'red't über dös und hab's in mi neig'fress'n. Jetzt tuat's ma schier wohl, daß i amal all's sag', und zu dir is guat g'sagt. Bei an andern bracht i 's net z'samm, weil i mir allaweil denk', der laßt di red'n und hat no sei Untahaltung von dein Lamentier'n. Aber bei dir is anderst, und du glaabst ma 's aa, was i sag' ..."

„Freili glaub' i dir's ..."

„Ja ... Michl ... gel? Hätt'st dir aa net denkt, daß d' heut' no so an Dischkurs z' hörn kriagst? Derf di net vadriaß'n, woaßt. I wollt, i kunnt dir was Schöners verzähl'n ..."

Nach einer Weile sagte er:

„Siehgst, jetzt hab' i dreiviertel Leb'n hinter meiner, und wann i d' Rechnung mach', kimmt a Nuller raus. Es is für nix g'wen. Für gar nix ..."

„Karl, so kunnt i aa denk'n ..."

„Du? Weil's d' ledi bist und in da Welt umanandkugelt bist? Weil's d' koa Hauswes'n hast? O mei Mensch, dös hoaßt gar nix. A Famili hamm, all's drauf setz'n, und nacha ... verlier'n, verschmeiß'n ... so hundsdumm kaput geh' sehg'n ... ah was! Genga ma! I begleit' di hoam, und nacha geh' i zum Schlaf'n. Schlaf'n — arbet'n — arbet'n — schlaf'n ... Amal werd's scho gar wer'n, und jetzt laß ma 's guat sei ... es hat koan Wert net, drüber red'n ... Aber es war halt heut' so a Tag. 's erstmal, daß mir beinand' war'n nach der langa Zeit. Da is mir all's eig'fall'n. 's jung sei', dös lustige jung sei', und 's Glaab'n und 's Hoff'n ... und dös ander."

Sie gingen wieder schweigend nebeneinander her und beeilten sich auch nicht, als ein heftiger Wind auffrischte und schwere Regentropfen fielen.

An der Brücke nahm Hallberger Abschied.

„Also Michl, guat Nacht! Und nix für unguat weg'n der Jammerei! ... Paß auf, no was. Gel?

Wenn dir oana so was vorred't, wia 's er g'macht hätt' statt meiner, glaab's eahm net. Mit 'n Schlag'n is nix g'richt' ... Ma schlagt nix raus aus an Kind, wann's amal tiaf sitzt ... Guat Nacht!"

Michel ging langsam und nachdenklich heim.

Es gab Stunden, in denen er dachte, daß alles sich besser und schöner gestaltet hätte, wenn er nicht in die Welt hinausgegangen wäre.

Aber da konnte nun einer auch daheim die Rechnung so bitter abschließen: dreiviertel Leben vorbei, und war für nichts.

Der Hallberger ging mißmutig weiter.

Die Aussprache hatte ihn doch nicht erleichtert.

„Für was eigentli?" sagte er vor sich hin. „Dös Red'n hat aa koan Wert; nix hat an Wert. Is all's a Schmarr'n ..." Und grimmig wiederholte er lauter: „All's a Schmarr'n!"

Da fiel ihn mit wütendem Bellen ein kleiner Hund an. Er kannte das giftige Gekläff.

Und er kannte auch die Stimme: „Fifi! Viens donc!"

„De? Um de Zeit und da herunt'n?"

Hastig schritt er darauf zu. „Heda!"

„Jessas! Der Vata ...!"

Hallberger sah, wie ein Mann die Böschung hinuntersprang durchs Gesträuch, daß die Zweige krachten.

Dann war's still, und er stand vor seiner Tochter, dem Fräulein Mizzi Spera vom Chat noir.

Vierzehntes Kapitel

Tobias Bünzli ließ den ersten und zweiten Tag nach dem Besuche des Herrn Schnaase seinen Pegasus immer noch ruhig im Stall stehen; er schüttete ihm nicht einmal Haber vor. Als Winterthurer wollte er sein Gewisses haben, bevor er dichtete, denn nur guter Lohn macht hurtige Hände.

Er dachte aber an etwas anderes, als an Honorar und Geld. Es war eine Hoffnung in ihm erwacht; indessen, wie seine Mutter immer gesagt hatte, wer mit der Hoffnung fährt, hat die Armut zum Kutscher, und deswegen beschloß er, geraden Weges auf sein Ziel loszugehen.

Er wollte von Karoline Schnaase, die er für eine genügend dumme Person hielt, erfahren, ob ein in Zeitungen gerühmter Erotiker einer Berliner Familie als Schwiegersohn und sensationeller Zuwachs passen konnte. Am dritten Tage konnte er das, wie er meinte, harmlose Weibsbild zu einem Spaziergange verleiten. Sie gingen den Vilsfluß entlang, und nach den üblichen Seufzerlein über Schönheit, Natur und Frieden war Frau Schnaase dabei, über Literatur zu plaudern.

„Ich stellte es mir wunder-wundervoll vor," sagte sie, „wenn Sie nach Berlin kämen. Wir würden Sie in sehr gute Kreise einführen, und vor allem müßten Sie an meinen Besuchstagen zu uns kommen. Ich habe den Mittwoch."

„Ich danke Ihnen bestens für die freundliche Einladung," erwiderte Bünzli. „Es könnten allerdings Verhältnisse eintreten, die mir eine Übersiedlung nach Berlin als wünschenswert erscheinen ließen ..."

Wenn ein Winterthurer hochdeutsch kommt, spricht er gewählt.

„O bitte! Kommen Sie wirklich! Ja?" flehte Karoline. „Ein Mann, wie Sie, muß ins volle, rastlose Leben ..."

Bünzli war erfreut, daß das Gespräch die gewünschte Richtung nahm. Er verhielt sich aber zurückhaltend und kühl, wie bei einem Handel. „Ich habe mir schon öfter gesagt, daß man eigentlich in Berlin leben sollte. Ich finde dort auch einen Kreis von Gleichgesinnten ..."

„Und Verehrern, zu denen Sie uns zählen müssen. Und bei mir würden Sie die crême de la crême treffen. Auch Lulu Dessauer kommt regelmäßig ..."

Tobias verzog das Gesicht, als wenn er auf

was Hartes gebissen hätte. Immer redete die Person von Dessauer und Teddy Nabob, aber vorerst durfte er selbst als freier Schweizer der Wahrheit nicht die Ehre geben und sagen, daß Karolinens Lieblingsroman ein lausiges Gelump sei.

Sage nicht alles, was du weißt; es ist nötiger, den Mund zu bewahren, denn die Kiste und — Geld vor, Recht hernach.

„Auch Waschkuhn ist immer da, von dem ich Ihnen erzählte, und junge Leute mit literarischen Interessen. An Schriftstellern habe ich, wie gesagt, Dessauer und ..." — Karoline dachte nach — „und Arnemann . . . und Schweckendieck von der Rundschau. Aber ein ganz Moderner fehlt mir noch. Sie sind doch Expressionist, nich? . . ."

„Allerdings, ich bin neo-kosmisch . . ."

„Sehen Sie! Und das wär' nu gerade das! Nein, wirklich, Herr Bünzli, Sie müssen mit dabei sein . . ."

„Wie gesagt, unter Umständen läßt es sich ermöglichen. Ich bin dem Gedanken, nach Berlin zu gehen, bereits näher getreten, aber . . ."

„Was ist dabei zu überlegen? Ist es nicht eigentlich selbstverständlich?"

„Es ist vielleicht ratsam und förderlich," sagte Tobias. „Allein, um es zu ermöglichen, müßte man seine Existenz auf eine solide Basis stellen. Es haben schon manche den Versuch gemacht und sind dabei gescheitert."

„Ihnen kann es doch nich schwer fallen, wenn Sie doch schon 'n Namen haben."

„Die Welt ist oft sonderbar und nimmt keineswegs immer Notiz von unserm Können . . ."

„Wissen Sie was?" rief Karoline. „Schreiben Sie doch 'n gangbares Stück! Das ist immer ein gutes Geschäft."

„Der Begriff gangbar ist sehr unbestimmt. Oft ist der lumpigste Kitsch gangbar, und das Literarische versagt vollständig beim Publikum. Da hat man keine sicheren Chancen . . ."

„Ich kenne doch so viele, die mit einem einzigen

15*

Erfolge berühmt wurden und sehr, sehr viel Geld verdienten. Sie glauben ja nicht, wie dankbar man in Berlin für alles Neue ist!"

„Es mag einigen gelungen sein, aber viele sind unbekannt geblieben und in schlechte Verhältnisse geraten. Das ist keine solide Basis ..."

„Könnten Sie nicht bei einer Zeitung ...?"

„Nein! Das ist die absolute Sklaverei. Man verkauft seine Begabung und seine Phantasie. Oft um einen Hungerlohn ..."

Karoline streifte ihren Begleiter mit einem mißtrauischen Blicke. Wohlhabende Leute sind in einem Punkte sehr feinfühlig und hören einen Pumpversuch nahen, auch wenn er noch so leise auf Socken heranschleicht.

Sollte der junge Mensch — — — —?

Jedenfalls lebte er nicht in Überfluß, und sie wollte auf ihrer Hut sein.

„Es ist ja nicht für immer," sagte sie. „Und ich denke mir, in einem großen Blatte ..."

„Nein! Daran denke ich nicht im entferntesten. Selbst unter den günstigsten Verhältnissen ist es eine Sklaverei. Man wird gezwungen, auf die Instinkte des Publikums zu achten ..."

„Wie schade!"

„Es gäbe wohl auch anderes," sagte nun Bünzli mit alpenländischer Offenheit. „Ein Bekannter von mir ist in die Lage gekommen, sich sorglos seinem dichterischen Berufe hinzugeben. Er hat einem wohlhabenden Mädchen die Hand zum Bunde gereicht und lebt nun als freier Mann ..."

„Die Glückliche!" rief Karoline.

Sie rief es mit wirklicher Empfindung, denn sie atmete auf bei der seltsamen Wendung, die das Gespräch nahm.

Selbst wenn das Schlimmste eintrat, konnte man doch viel leichter einer Werbung als einem Pumpversuche entrinnen.

„Die Glückliche!"

„Ich glaube auch, daß sie die beste Wahl getroffen hat," sagte Tobias. „Sie ist in einen gei-

stig bedeutenden Kreis eingetreten, und auch ihre Familie ist dadurch aus einer gewissen Alltäglichkeit herausgehoben worden ..."

„Das ist es doch!"

Bünzli fuhr im trockenen Tone eines Berichterstatters weiter.

„Wenn der Mann, woran wohl nicht zu zweifeln ist, infolge seiner freien Stellung bedeutende Werke schafft, so partizipieren auch die Eltern der Frau an der allgemeinen Achtung, die ihrem Schwiegersohne entgegengebracht wird. Man wird eben sagen, daß sie die ersten waren, die seine Bedeutung erkannt haben, und man wird ihnen dankbar sein, weil sie den Dichter finanziell unabhängig gestellt haben ..."

„Und dann die junge Frau! Ich denke es mir wunder-wundervoll, wie sie einem Genie die Wege ebnen darf, wie sie der Mann mit fortreißt in die Welt seiner Ideen ..."

„Allerdings. Auch das muß in Betracht gezogen werden ..."

„Denn es ist ja das Schönste!" sagte Karoline, die nach der überwundenen Beklemmung in wortreiche Begeisterung geriet. „Was kann es Herrlicheres geben, als in einer Ehe gemeinsame Ideale pflegen? Und wie anregend das sein muß, am Schaffen des Mannes teilnehmen zu dürfen! Ich denke es mir als das allerallergrößte Glück, das einer Frau widerfahren kann ..."

„Es ist mir sehr sympathisch, daß Sie diese Auffassung vertreten ..."

„Man muß doch eine harmonische Ehe für das größte Erdenglück halten ... Es gibt nichts Schlimmeres, als die Ungleichheit der Seelen ..."

Tobias räusperte sich.

„Würden Sie diese Ansichten auch auf die Praxis übertragen?" fragte er.

„Ob ich was?"

„Ob Sie diese Meinung von dem Glücke eines Bundes mit einem Schriftsteller in die Praxis

übertragen würden, wenn zum Beispiel der Fall einträte, daß man Sie ernstlich fragen würde ..."

„Daß man mich fragen würde, ob ich eine harmonische Ehe ...? Aber Herr Bünzli!"

Karoline warf ihm einen vorwurfsvollen, aber doch auch koketten Blick zu, allein Tobias bemerkte ihn nicht. Er war jetzt im rechten Fahrwasser und steuerte weiter.

„Nehmen wir den Fall an, daß diese Frage allen Ernstes an Sie gestellt würde ..."

„Das alles liegt hinter mir ..."

„Ich meine, insoferne an Sie heranträte, als ..."

Karoline legte die Hand milde auf den Arm ihres Begleiters.

„Herr Bünzli, wenn man mich gefragt hätte, als ..." sie stockte, — „nun ja, als es noch denkbar war, dann hätte manches anders kommen können. Das Leben hat mir gezeigt, was Harmonie bedeuten müßte ..., aber es ist leider nicht von Poesie verklärt worden ... Dort kommt ja Henny mit Herrn von Wlazeck! Wir wollen das Gespräch nicht weiterführen. Man darf so etwas nicht einmal denken. Nein ... nein ..."

Frau Schnaase trippelte rascher, als gereifte Damen sonst auf Stöckelschuhen zu gehen pflegen, auf die Ankommenden zu und schloß sich ihnen mit auffälliger Hast an.

„Herr Bünzli hat mich begleitet," sagte sie zu Henny. „Wir haben uns sehr, sehr interessant über Literatur unterhalten. Aber nun darf ich Ihre kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen ... vielen, vielen Dank!"

Der Sohn der Alpen verstand, daß man ihn entbehren wollte. Er schaute den Enteilenden mit zornigen Gefühlen nach und sagte laut vor sich hin: „Bygott! Ist mir so was schon vorgekommen? Hat man so was schon erlebt? Diese alte Schneegans ..."

Aber es dämmerte in ihm die Ahnung auf, daß die Person nicht ganz so stupid war, wie er als geistig höher Stehender angenommen hatte, und

daß sie ihn, den Überlegenen, aufs Eis geführt hatte.

Er köpfte mit seinem Stocke Grashalme und schimpfte: „Diese infame alte Schachtel! Diese chaibe, alte Schneeganz!“ Er hörte nicht, wie Herr Schnaase herankam, und fuhr erschrocken zusammen, als ihm der joviale Mann die Hand auf die Schulter legte.

„Endlich allein? Nu wird wohl feste drauflos gedichtet?“ fragte Schnaase.

„Was wollen Sie?“ fragte Tobias rauh.

„Bloß mich erkundigen, was unser Schansong macht? Morgen is letzter Termin. Das haben Sie hoffentlich nich vergessen?“

„Machen Sie Ihr Gelump selber!“

„Wie ... was?“

„Ich verbitte mir ein für allemal derartige Zumutungen. Wenden Sie sich gefälligst an andere Leute mit Ihren liederlichen Absichten ...!“

Und damit ging Tobias Bünzli.

Schnaase erholte sich nur langsam von seiner Überraschung. „So 'n Flegel!“

* *
*

Herr von Wlazeck schritt neben den Damen her, und da er zu bemerken glaubte, daß Frau Schnaase erregt war, brachte er seine Ritterlichkeit in empfehlende Erinnerung.

„Darf ich fragen, gnädige Frau, ob Ihnen von Seite dieses Menschen was Unangenehmes widerfahren ist?“

„Wieso Unangenehmes?“

„Ich dachte nur, weil Gnädige verstimmt sind, und offen gestanden, ich traue dem Kerl eine Verletzung der Kavalierspflichten zu.“

„Ich habe mich mit ihm über Theater unterhalten; ich verstehe nich, wie Sie zu der Vermutung kommen ...“

Karoline hatte eine entschiedene Abneigung gegen den diensteifrigen Mann.

„Alsdann pardon! Ich bidde, meine Frage nicht

als indiskret aufzufassen. Sie war vom besten Willen diktiert, weil ich gegebenen Falles den Menschen gezüchtigt haben möchte ..."

„Gott, sind Sie noch temperamentvoll!" rief Henny lachend. Aber Wlazeck war schmerzlich berührt.

„Noch!" rief er. „Aus dem Munde einer jungen Dame ist dieses ‚noch' ein Todesurteil!"

„Ich meinte nur ..."

„Es is ein Todesurteil. Aber gestatten mir Gnädigste, zu versichern, es is auch ein Justizmord. Das Urteil beruht auf falschen Voraussetzungen."

„Ja?"

„Gnädigste verallgemeinern und berücksichtigen das Individuelle nicht. Allerdings, es gibt Menschen, die mit vierzig Jahren alt sind ..."

„Ich dachte wirklich nicht so tief darüber nach..."

„Nicht? Aber ich bin unglücklicherweise in das allgemeine Urteil einbezogen worden ..."

„Ich finde Sie sehr gut konserviert," unterbrach ihn Karoline.

„Ich weiß nicht, is das ein Kompliment oder ...?

„Noch sehr agil ..."

„Ah so! Alsdann besten Dank, gnädige Frau ... obwohl man ja über Konserven nicht immer günstig urteilt. Aber Scherz beiseite, ich gebe sofort zu, daß man mit vierzig Jahren alt sein kann. Es gibt sogar Leute, wie zum Beispiel dieser Inspektor Dierl, die sich vorzeitig alt fühlen. Das ist Faulheit. Aber ich wahre mich leidenschaftlich gegen diese Empfindung."

„Da haben Sie recht. Man ist nie älter, als man sich fühlt," sagte Karoline und hinderte Herrn von Wlazeck grausam daran, sich ausschließlich an Henny zu wenden.

„Man hat nicht bloß das Recht, man hat die Pflicht, sich die Elastizität zu erhalten. Gestatten die Damen, wie könnte man es sonst in einer kleineren Stadt, wie in Salzburg, aushalten?"

„Ich verstehe nicht, was das ..."

„Mit der Größe einer Stadt zu tun hat, wollen Gnädigste sagen. Aber sehr viel! In kleineren Orten wird einem die Energie bedeitend erschwert, weil man immer wieder diesen früh alternden Bürgern begegnet, die dickes Blut haben, weil sie Tag für Tag frühschöppeln und abendschöppeln. Man hat immer das Menetekel vor Augen. Ich bidde, wann ich jeden Tag konstatieren muß, ob ich will oder nicht, daß der Herr Swoboda schon wieder zugenommen hat, oder daß dem Herrn Plachian schon wieder mehr Haar ausgangen sind. Ich hasse diese Feststellungen, und ich hasse diese Menschen ..."

„Könnten Sie nicht auch in Wien leben?" fragte Henny.

„Warum sagen Gnädigste ausgerechnet Wien? Warum nicht Berlin?"

„Ich glaube nicht, daß Ihnen Berlin gefallen würde ..."

„Aber großartig! Ich schwöre ..."

„Sie sagten doch, daß Sie noch nie dort waren ..."

„War ich auch nicht. Aber Berlin besitzt für mich eine unbeschreibliche Anziehungskraft ..."

Er warf einen feurigen Blick auf Henny, der sie belustigte.

Aber Frau Schnaase, die ihn auch bemerkt hatte, lenkte ab. Ihre Klugheit, die sich nun schon zum andern Male bewährte, ließ sie einen Köder finden, auf den der Oberleutnant biß. Sie fragte ihn nach der österreichischen Aristokratie, für die sie sich immer sehr interessiert habe.

Man sah die Herrschaften Sonntags vor der Hedwigskirche, und es waren so schicke Erscheinungen darunter.

Wlazeck antwortete zuerst etwas zögernd, aber bald wurde er wärmer, und er kannte so viele Komtessen Steffi, Mizzi und Vicky, und so viele Grafen Maxl, Franzl und Ferdl, daß er damit noch nicht zu Ende war, als man vor der Post anlangte.

„Der Mensch ist gräßlich," sagte Frau Schnaase, als sie sich in ihrem Zimmer erschöpft niedersetzte. „Das fehlte gerade noch, daß der auch davon anfing."

„Auch? Also war doch was los mit dem Barfüßer? Bitte..."

„Henny, laß doch diese Ausdrücke!"

„Bitte, bitte! Erzähle!"

„Was ist dabei zu erzählen. Der junge Mann dachte sich das wohl so..."

„Nein! Wie süß!" jauchzte Henny, die sich aufs Kanapee warf und mit den Beinen strampelte. „Hat er angehalten? Glatt wie 'n Aal?"

„Nee! Das wußte ich schon zu verhindern; Redensarten hat er natürlich gemacht. Ich muß dir aber sagen, ich finde solche Taktlosigkeiten gar nich amüsant."

„Ich schon. Denk mal: zwei Anträge! Und der dritte kommt nach. Wetten, daß?..."

* *
*

„So 'n Ekel!" sagte Schnaase und sah dem entschwindenden Bünzli nach. „Wie kann sich der Lauselümmel das rausnehmen, daß er mir so grob kommt? Und ich kann ihm nich mal den Kopp waschen vonwejen ... na ja! Machen Sie Ihr Gelump selbst! So 'n Kühjunge! Un liederliche Einfälle, sagt er. Was der bloß hatte? Aufgeregt un grob un flegelhaft. Und nu sitze ich da mit meine Kenntnisse, und mit dem Schansong is es Essig. Selbstgelegte Eier? Nee! Ich werde dem Mächen sagen, der Dichter kann nich. Der Knabe, der das Alphorn bläst, hat Frost im Koppe. Was muß se auch ausgerechnet Gedichte gegen die Altaicher Spießbürger vortragen? Wenn't nich is, denn is 't nich. Ich muß ihr das heute noch schonend beibringen. Liederliche Einfälle, sagt der Lümmel..."

Es ging schon auf den Abend zu, als Herr Schnaase durch die Kirchgasse heimging und einen Blick nach dem Fenster Mizzi Speras warf. Sie

war oben, und nun deutete er unauffällig mit dem Stocke gegen die Kastanien hin. Mizzi nahm einen Blumentopf in die Hand, zum Zeichen, daß sie verstanden hatte.

Die Zeit war immer die gleiche. Nach Dunkelwerden. Ort — der Dammweg.

Aber nun war es nicht so leicht, nach dem Abendessen wegzukommen, denn Frau Karoline wollte mit ihrem Manne über die seltsamen Ereignisse sprechen, die sie doch sehr erregt hatten. Und dann die Hauptsache. Tante Jule hatte geschrieben, daß Gieseckes ernstlich an eine Verlobung ihres Fritz mit Henny dächten. Nelly Giesecke hatte mit Tante Jule gesprochen, und dann war Fritz zu ihr gekommen, und die Sache war eigentlich im reinen, wenn sich Schnaases einverstanden erklärten, und wenn Henny wollte. Frau Karoline sah bloß Vorteile in der Verbindung, und was Henny anlangte, die war nicht gerade in heller Begeisterung, aber warum nicht?

Also stand nur mehr die Entscheidung Papa Schnaases aus, und die mußte gleich erfolgen, denn wenn er einwilligte, sollte sofort ein Telegramm an Tante Jule abgehen.

Karoline sagte zu ihrem Manne, daß sie ihm etwas sehr Wichtiges mitzuteilen habe. Gleich nach Tisch.

„Lieber morgen," meinte Schnaase. „Das muß alles seine gehörige Konfusion haben. Und nach dem Essen, du weißt doch, muß ich nu mal 'n bißchen spazieren gehen. Auch mit Natterer habe ich zu konferieren. Wegen dem Fez. Morjen aber bin ich ausgeschlafen, und denn kannste loslegen."

„Ich sage dir doch, daß es eilt."

„In Altaich eilt nischt."

Karoline bestand unwillig auf der Unterredung.

„Ich verstehe überhaupt nich, warum du dich weigerst."

„Also gut! Heute. Aber nach dem Verdauungsbummel. Den bin ich meiner Gesundheit schuldig."

Einen peinlichen Moment erlebte Schnaase noch,

als Bünzli ins Gastzimmer kam. Wenn sich der Lümmel zu ihnen setzte, und er so tun mußte, als wenn nichts gewesen wäre ... Aber nein, er ging ohne zu grüßen vorüber und setzte sich in die hinterste Ecke.

Und merkwürdig! Karoline schien es gar nicht zu bemerken.

Glück muß der Mensch haben.

Schnaase war rascher wie sonst mit dem Essen fertig, und er nahm sich nicht einmal die Zeit zum zweiten Glase Bier.

„Damit ich nur rasch wieder zurück bin, Karoline."

Im Hausgange sprach ihn der komplizierte Kanzleirat an. „Auch noch ein bissel ins Freie? Wenn 's Ihnen net unangenehm is, schließ ich mich an."

Das ließ sich, weil der Blenninger natürlich wieder unterm Tore stand, nicht ablehnen.

Aber draußen auf dem Marktplatze faßte Schnaase Herrn Schützinger bei der Hand und sagte leise:

„Verehrtester, tun Se mir den einzigsten Gefallen und schließen Se sich nich an. Sie erinnern sich wohl an unsere gemeinsame Expedition von damals, und nu wissen Se alles ..."

„Ah so! Spielt die Sache weiter? Meine Gratulation!"

„Scht!"

Ein bedeutsamer Wink verwies Schützinger zur Ruhe. Er kehrte um und lächelte so geheimnisvoll, daß jeder Menschenkenner auf schlimme Vermutungen gekommen wäre.

Aber der Blenninger Michel faßte keinen Verdacht, denn die Nachdenkerei war eine Arbeit, die sich nicht auszahlte.

* * *

„Kleine Maus, schon da?" sagte Schnaase, als er Mizzi Spera auf dem Dammwege nahe der Ertlmühle traf. Sie war übel gelaunt.

„Ich bin nich gewohnt, daß man mich warten

läßt," sagte sie. „Vorhin ging 'n Angestellter von uns mit Ihrer Zofe vorbei."

„Und sie haben Sie gesehen?"

„Mich nich; ich konnte mich noch verstecken. Aber vielleicht Fifi."

„Deibel noch mal! Die haben vielleicht was gemerkt?"

Mizzi zuckte hochmütig die Achseln.

„Die müssen sich doch was denken," sagte Schnaase ängstlich.

„Was er sich denkt, is mir egal. Aber man will sich doch nicht von 'nem Angestellten überraschen lassen. Wären Sie eben früher gekommen! Haben Sie das Gedicht?"

„Das Gedicht — — Deibel noch mal, wenn ich nur wüßte, ob das Mädel was gemerkt hat —, ja so, das Gedicht. Nee, das hab' ich nich."

„Was soll ich dann hier?"

„Sind Se friedlich, Mizzichen! Eben wegen dem Gedichte mußte ich Sie sprechen. Nämlich mit dem Literaturfatzke is es nischt ..."

„Er will nicht?"

„Er kann nich. Es übersteigt seine Kräfte, un ich habe ihn stark im Verdachte, daß er überhaupt nischt fertig bringt."

„Und deswegen muß ich den Weg herunterlaufen und hier stehen? Obwohl 'n Gewitter kommt?"

„Es wird schon nich kommen."

Ein heftiger Windstoß, der die Erlen schüttelte, gab der kleinen Maus recht.

„Gott, wie dämlich!" rief sie und stampfte mit dem Fuße auf. Schnaase wollte beschwichtigen.

„Ich hab' mich doch gefreut, mit Ihnen so 'n bißchen zu plaudern ..."

„Quatsch!"

„Nich ungerecht sein, Mizzichen! Ich habe alles getan, was ich tun konnte. Glauben Se, es war mir angenehm, dem Schmierfinken auf die Bude zu steigen und so 'n Kerl ins Vertrauen zu ziehen? Nee! Schön is anders. Und denn, was wollen

Sie? Ich habe den Schansong richtig bestellt, er hat zugesagt. Kann ich dafür, daß er 'n Schieber is?"

„Das hilft mir gar nichts. Erst quälen Sie mich, ich soll und muß auftreten und lassen mich nich in Ruhe, und dann sage ich ja, und nun?"

„Hm!" machte Schnaase, der sich erinnerte, daß der Vorschlag von Fräulein Spera ausgegangen war.

„Es ist nur gut, daß ich mir mein grünes Kostüm nich schicken ließ. Ich wollte schon depeschieren. Aber nu tret' ich überhaupt nich auf!"

„Mizzichen!"

„Nein! Fällt mir nich ein. Ich pfeife auf das ganze Fest."

Schnaase machte ein sehr betrübtes Gesicht, obwohl ihm ein Stein vom Herzen fiel.

Es war ihm schon lange nicht wohl gewesen bei dem Gedanken an das Auftreten des heimatlichen Talentes.

„Aber das is ja unmöglich!" sagte er und griff nach seinem Hute, den ihm ein neuer Windstoß beinahe entführt hätte. „Unser Fest is gefährdet, wenn Se nich auftreten."

„Was kümmert das mich? Überhaupt will ich jetzt heimgehen."

„Aber kleine Maus!"

Schnaase wollte seinen Arm um die Taille der Erzürnten legen, aber sie machte sich unwillig los.

„Hören Sie nich, daß es donnert? Ich will nicht ins Unwetter kommen."

Sie ging ein paar Schritte vorwärts. Da sprang ihr Hund mit wütendem Gekläffe einem Manne entgegen, der in der Dunkelheit nicht zu erkennen war.

„Fifi! Viens donc!"

Eine rauhe Stimme rief zurück: „Heda! Was is?"

Und Mizzi Spera erschrak so heftig, daß sie die Sprache ihrer Jugend wiederfand.

„Jessas! Der Vata!"

Schnaase sprang ohne Besinnen die Böschung hinunter; brechende Zweige knackten, und Steine kollerten hinter ihm drein.

Er machte ein paar Sprünge bachabwärts und geriet mit einem Fuße bis über den Knöchel in Schlamm. Dann blieb er regungslos stehen und horchte.

„Du bist's? Treibst di scho bei da Nacht umanand?"

„Aber hör doch! Ich war doch ..."

„Wer bei dir war?"

„Niemand."

„Lüag du Herrgott ..."

„Laß mich doch reden und faß mich nich so an! Niemand von hier. Ein Herr, mit dem ich sprechen mußte wegen dem Fest, weil ich doch was vortragen sollte ..."

Hallberger schaute seiner Tochter ins Gesicht.

Der Wind hatte ihre Haare zerzaust, und die Angst eines ertappten Mädels paßte schlecht zu den verlebten Zügen.

Angeekelt ließ er sie los.

„Geh zua und lüag, soviel als d' magst! Is ja do all's gleich!"

Er ging und achtete nicht darauf, daß sie hinter ihm drein lief und redete von einem Gedicht und einem Herrn, und daß sie sich zuerst erregt und dann weinerlich gegen einen solchen Verdacht und gegen jeden Verdacht verwahrte.

Der Hallberger ging seinen Weg weiter.

Mizzi Speras Klagen verwehte der Wind und übertönte der Donner, und ein prasselnder Regen zerstörte ihre mit Pudermehl hergestellte Schönheit so gründlich, daß sie häßlich und verwaschen vor der entsetzten Mutter stand.

„Um Gottes will'n, wie schaust denn du aus?"

Aber die Tochter gab ihr keine Antwort. Sie eilte die Stiege hinauf und schlug wütend die Türe hinter sich zu.

„Was is denn mit 'n Madl?" fragte die Hall-

bergerin ihren Mann, der schweigend seinen nassen Rock über eine Stuhllehne hing.

„Laß di selber von ihr o'lüag'n!" sagte er. „Von dir hat sie 's ja g'lernt."

Er ging aus dem Schlafzimmer und legte sich in der Wohnstube aufs Kanapee. Auf alles Klagen und Fragen erhielt die Alte wochenlang keine Antwort mehr.

Und wenn sie zu wortreichen Gesprächen ansetzte, ging er und sagte nur grimmig:

„Red zua! Is ja do alles g'log'n ..."

* *
*

Schnaase stand am Bachrande und horchte ängstlich.

Der Sturmwind rauschte so stark in den Baumkronen, daß er nicht merken konnte, wie sich die Stimmen entfernten, und er blieb lange in seinem Versteck, und wenn sich die Zweige heftiger bewegten, fuhr er erschrocken zusammen und glaubte, der zornige Vater breche durchs Gebüsch, um ihn zu suchen. Seinen Hut hatte er beim Sprunge verloren, und der Platzregen peitschte sein kahles Haupt.

In den rechten Schuh war schlammiges Wasser eingedrungen; bald klebten ihm Rock und Hose patschnaß am Körper, und dabei wagte er es noch immer nicht, sich zu rühren. Endlich kletterte er vorsichtig die Böschung hinauf, glitt aus, hielt sich am Gesträuch fest und zwängte sich durch. Wieder horchte er und überzeugte sich, daß der Dammweg frei war. Zurückgehen hieß dem Feinde in die Hände laufen; er mußte an der Mühle vorbei, um den Ort herum einen großen Umweg machen.

Bei dem Wetter!

Seufzend tappte er vorwärts. Es war so finster, daß man die Hand nicht vor den Augen sah, und der Regen fiel ihn wütend von hinten an und weichte ihm den Hemdkragen durch.

Hoppla! Ein Ast fuhr ihm unsanft über die Glatze.

Und immer so weiter in die dustre Nacht hinein, und nich Weg und Steg wissen?

Nee! Da war's am Ende doch klüger, umzukehren und sich am Hause des Schlossermeisters vorbeizudrücken.

Er blieb aufatmend stehen. Das Regenwasser lief ihm unterm Kragen den Rücken hinunter, und dabei schwitzte er vor Aufregung.

Ein Blitzstrahl beleuchtete taghell den Weg.

Da war ja ne Brücke! Und von drüben her blinkte Licht hinter ein paar Fenstern.

Das war doch die Mühle, wo er damals war; wo er die Eltern von dem jungen Menschen besucht hatte.

Gott sei's getrommelt und gepfiffen! Dort konnte er unterstehen. Die Leute waren doch nett gewesen, und man hatte sich gut verstanden.

Schnaase tastete sich am Geländer über den Steg, ging auf das Licht zu, stolperte über Baumscheiben und stand endlich vor der Haustüre, die verschlossen war.

Er klopfte.

Frau Margaret kam gerade aus der Küche und hörte es.

„Wer is da?"

„Ich bin's."

„Wer?"

„Rentier Schnaase aus Berlin. Bitte, lassen Sie mich nur 'n Momang unterstehen!"

Margaret öffnete und sah mit schmerzlichem Mitleid den barhäuptigen, ganz aus dem Leim gegangenen Mann vor sich stehen.

Das Wasser lief an ihm herunter und rann über den Fußboden.

„Mahlzeit, verehrte Frau Oßwald! Sie wer'n sich denken . . ."

„Is Ihnen was passiert?"

„Nee, das heißt: ja. Ich bin so 'n bißchen aus der Fassong geraten, wie Sie sehen. Ich wollte meinen gewohnten Abendbummel machen, und denn

kam das heillose Wetter ... hören Se nur, wie's plantscht!"

„Aber so können S' doch net bleib'n in die nass'n Kleider! Martin!"

Die Türe der Wohnstube ging auf, und Konrad kam heraus. Die Mutter ließ ihm keine Zeit zum Fragen.

„Führ' an Herrn Schnaase zu dir nauf und gib ihm was zum Anzieh'n. So dürfen S' net bleib'n, da müßten S' ja krank wer'n!"

„Sie sind zu liebenswürdig, aber das kann ich doch nich annehmen ..."

„Na ... na ... gehen S' no gleich nauf und ziehen S' was Trockens an!"

Im Zimmer oben erzählte Schnaase dem teilnehmenden jungen Manne, wie er nach seiner Gewohnheit abends noch 'n bißchen ins Freie ging, und wie er das drohende Gewitter nich weiter beachtete, und plötzlich, wie er schon weit außen in den Feldern war, ging's los, aber nich zu knapp! Und denn Nacht un Dunkelheit, da kam er vom Wege ab. „'n wahres Glück, daß es nich hagelte. Denken Se sich, ohne Hut! Den hatte der Wind genommen, bei dem Feldkreuz in der Nähe, und denn ging's druff, Donnerkiel! Na, weil ich nur unter Dach un Fach bin. Hören Se mal, Ihre Mutter is aber wirklich ne famose Frau! So was Liebenswürdiges! Und daß Sie mir nun trockne Kleider geben, das is alles mögliche ... so ... na, die Hose is 'n bißchen knapp. Mit den Jahren kommt das Ambopoäng ... Wie ich so alt war wie Sie, war ich schlank wie ne Tanne ... ah! Und frische Socken! Das is 'n großartiges Gefühl ... das kennt nu allerdings der große Erotiker nich ... Verkehren Se übrigens viel mit dem Schenie?"

„Mit wem?"

„Na, mit dem Menschen mit den Kulleroogen, der sich hier fälschlicherweise als Dichter ausgibt. Is nämlich gar keener, kann ich Ihnen nur sagen. Meine Frau hat ihn protegiert, weil se alles, was

nach Literatur riecht, protegieren muß ... aber ich wer' den Schieber rausschmeißen ... Sind Se froh, wenn Se ihn nich kennen ... So ... Nu den Rock. Zuknöppen kann ich 'n nich ... meine Frau wird kieken, wenn ich in den Kledaschen ankomme ..."

„Sie müss'n noch wart'n, Herr Schnaase, bis der Regen aufhört."

„Ja? Karline wird sich allerdings ängstigen ... aber es gießt immer noch wie mit Kannen."

Sie gingen in die Wohnstube, wo Herr Schnaase seine Erlebnisse auf freiem Felde mitten im entfesselten Sturme schilderte, mit stärkeren Worten, als sie Michel, der rauchend in einer Ecke saß und zuhörte, all sein Lebtag für die grimmigsten Taifuns gefunden hatte.

Der Regen ließ nach, und Konrad erbot sich, den Gast auf dem kürzesten Wege über die Sattlerstiege heimzuführen.

Schnaase nahm die Freundlichkeit gerne an und verabschiedete sich wortreich von den braven Leuten.

„Da wären wir nu glücklich," sagte er aufatmend zu Konrad, als sie auf den Marktplatz kamen und die gastfreundliche Laterne der Post sahen.

„Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, nee wirklich! Und so was vergesse ich nich, und wenn Se mal nach Berlin kommen und irgendwie, es kann ja mal vorkommen, in ne Situation geraten, dann wenden Se sich vertrauensvoll an mich! Das verlange ich ganz einfach von Ihnen."

Er schüttelte dem jungen Manne väterlich die Hand und schritt, aus so dringenden Gefahren gerettet, sehr erleichtert, sehr gehoben, dem Eingange der Post zu.

Freilich, oben im Schlafzimmer brannte Licht, und das bewies, daß man ihn erwartete; vermutlich mit einer Mischung von Angst und Empörung, und er sah ein strenges Examen voraus.

Aber das konnte Gustav Schnaase nicht erschrecken. Was Examina anlangte und forschende Fragen,

da konnte ihm nichts Schlimmes passieren. Da war er gefeit, denn im Schildern, Ausmalen und Erfinden tat es ihm keiner zuvor.

Von Stine erfuhr er schon an der Türe, daß seine Frau Herzkrämpfe habe.

Das Mädchen sah ihn seltsam an. War's wegen des Anzugs — — oder?

Na, wenn Stine schon was wußte, würde sie nicht petzen. Dagegen gab's Mittel.

„So ... so ... Herzkrämpfe?"

Das war das stärkste Hausmittel, um ihn zu zerschmettern, aber es war nicht mehr neu.

Er schlich sich auf den Zehenspitzen ans Bett.

Karoline sah starr zur Decke empor und stöhnte; eine Hand hatte sie an die Herzgrube gepreßt, mit der andern krallte sie über die Decke, um ihre Schmerzen anzudeuten.

„Karlineken!" flüsterte Schnaase.

Die Kranke verriet durch keine Bewegung, daß sie sein Kommen bemerkt hatte.

„Warum haste keinen heißen Umschlag? Das ist doch immer das Beste! Henny könnte es wirklich wissen. Stine!"

„Laß das!" sagte Frau Schnaase knapp und bestimmt.

„Na, wenn du nich willst, aber du weißt doch, der Arzt hat dir heiße Umschläge empfohlen. Ist dir schon etwas besser?"

Keine Antwort.

Er setzte sich auf einen Stuhl ans Bettende und drehte die Daumen übereinander. Mal vorwärts, mal rückwärts.

„Tja ... ja ..." sagte er.

Ein starkes Verlangen nach einem Glase Bier und einer Zigarre überfiel ihn.

„Hör mal, Karline, es is doch besser, ich schicke dir Stine mit 'n heißen Umschlag ..."

Keine Antwort.

„Außerdem," sagte Schnaase, „muß ich was zu mir nehmen. Ich bin total erschöpft ..."

Die Kranke wandte sich fast ungestüm gegen ihn.

„Das sähe dir ja ähnlich, diese Rücksichtslosigkeit. Nicht genug, daß du mich in die tödlichste Angst versetzt hast, willst du nu wieder gehen und kneipen ..."

„Na! Denn nich ..."

Er fiel auf seinen Stuhl zurück und mußte ein paarmal heftig niesen.

„Da haben wir die Bescherung. Ich krieg 'n Schnuppen."

Karoline fühlte kein Mitleid. Sie sagte ohne krankhafte Schwäche im Tone:

„Ich reise morgen ab."

„Wie meinste?"

„Ich reise morgen ab."

„Schön. Ich habe doch nischt dagegen. Reisen wir eben. Hoffentlich hast du dich bis morgen so weit erholt ..."

„Auf meine Gesundheit hast du wohl noch nie Rücksicht genommen. Aber ... wie siehst du denn aus?"

Sie musterte mit entsetzten Blicken den fremden Anzug, der die Fülle ihres Mannes zusammengepreßt hielt.

„Wie man eben aussieht, wenn man auf freiem Felde vom Gewitter überrascht wird, und wenn die Blitze rechts und links einschlagen, daß man betäubt is un sich gerade noch in ein fremdes Haus flüchtet und von mitleidigen Menschen 'n trockenen Anzug bekömmt. Es waren übrigens die Eltern von dem jungen Maler, und ich muß sagen, sie haben sich tadellos benommen und waren von einer Nettigkeit ... Tja ... Karline ... ich hätte den Tod davon haben können, aber du bist ja nich in der Laune oder nich in der Lage, mich anzuhören, und wenn ich dir sage, daß ich erschöpft bin und was zu mir nehmen muß, denn findest du mich rücksichtslos ..."

„Du kannst dir von Stine etwas heraufbringen lassen, denn wieder warten, bis es dir gefällig ist, endlich zu kommen, das fällt mir nich ein. Vielleicht erinnerst du dich, daß ich dir schon beim

Abendessen sagte, ich habe mit dir über eine sehr wichtige Angelegenheit zu sprechen?"

„Also, dann rasch 'n Glas Bier und kalte Platte, und ich hätte zu gerne ... aber Rauchen kannste wohl nich vertragen?"

„Wie du nur fragen magst! Im Schlafzimmer und wenn ich Herzkrämpfe habe!"

„Immer noch?"

„Du weißt, daß es nich so schnell vorübergeht... ich sollte überhaupt nicht sprechen ... aber die Angelegenheit ist so dringend..."

Nachdem Stine Bier und geräucherte Zunge gebracht hatte, erzählte Karoline, daß Tante Jule geschrieben habe, daß Fritz Giesecke um Henny anhalten wolle, und daß Gieseckes einverstanden seien, und daß man sich also entscheiden müsse...

Sie trug das meiste lebhaft und wie eine gesunde Frau vor; nur manchmal dämpfte sie die Stimme und griff sich mit einer schmerzlichen Gebärde ans Herz, um Schnaase nicht ganz von dem Bewußtsein der Schuld abzubringen.

Das war ratsam, denn er aß mit sichtlichem Wohlbehagen.

„Ich bin ganz mit einverstanden," sagte sie. „Henny auch, und ich denke, du wirst nichts dagegen haben, denn die Partie ist gut, und was noch mehr ist, sie ist passend. Die jungen Leute harmonieren in ihren Neigungen, was ja doch die einzige Gewähr für eine glückliche Ehe bietet..."

Karoline seufzte bei diesen Worten.

„Er hat jedenfalls Pinke," sagte Schnaase mit vollem Munde. „Un Pinke gibt die richtige Harmonie."

„Also, wenn du keine Bedenken hast..."

„Nee, hab' ich nich. Im Gegenteil. Fritz is 'n tüchtiger Bengel, un Gieseckes Häuser in der Jakobstraße unterstützen den Antrag. Ich finde auch, es is höchste Zeit, daß mal Ernst wird, denn die zärtlichen Blicke von dem James Dessauer und den andern Ballschmeißern sin mir schon lange über..."

„Es kann noch Schlimmeres an einen herantreten," sagte Karoline. „Also, dann schicke ich morgen früh 'n Telegramm an Tante Jule, und morgen mittag reisen wir ab ..."

„Morgen?"

„Ja. Ich finde, die Sache muß sofort ins reine kommen, und dann — ich habe auch sonst meine Gründe. Abgesehen von deiner Rücksichtslosigkeit ..."

„Na, Karlineken, als angehende Schwiegereltern könnten wir ja in dem Punkt mal Frieden schließen. Du hast keine Ahnung, was ich bei dem schauderhaften Wetter zu leiden hatte, sonst wärste froh, daß ich überhaupt noch heimgekommen bin. Und was die Abreise betrifft, — meinswejen. Sie kommt zwar etwas plötzlich, und ich hätte eigentlich Verpflichtungen wegen dem Feez, den wir doch vorhatten ..."

„Das kommt wohl nich in Betracht ..."

„Lassen wir's schießen und fahren morgen. Wir sind hierhergekommen, weil du es wolltest, und wir gehen, weil du es willst. Und ich muß sagen, der Abschied fällt mir nich schwer ..."

Er hatte auch seine besonderen Gründe, aber er erwähnte nichts davon.

„Du sprichst so, als wäre das eine Laune von mir," sagte Karoline. „Und doch bist du schuld, daß sich die Leute das herausnehmen ..."

„Wer — was — herausnehmen?"

„Wenn du immer den Ernst wahren würdest, käme keiner auf die Idee, daß er sich auf Henny Hoffnungen machen darf ..."

„Wer macht se?"

„Das ist es ja, daß du's nicht mal siehst! Herr Bünzli hat mir heute ganz unverblümt zu verstehen gegeben ..."

„Daß er Henny zu Frau Bünzli machen möchte? Is die Möglichkeit? Und du? Was hast du gesagt?"

„Nichts. So was überhört man ..."

„Ich hätt's nich überhört. Hurrjott, daß mir

das entgehen konnte! Junger Mann, hätt' ich gesagt, Sie sin an die falsche Adresse gekommen. Für Sie gibt's nischt wie die Tochter von 'nem Strumpfwirker oder von 'nem Trikotagengeschäftsinhaber. Was Ihnen fehlt, hätt' ich gesagt, sind Socken ... Und wann, Karoline, hat er den Überfall gemacht?"

„Heute nachmittag ... er begleitete mich doch ..."

Schnaase pfiff leise durch die Zähne. 'n Seifensieder ging ihm auf.

Also deswegen hatte der Lümmel seine Einfälle liederlich gefunden, weil es ihm mit den soliden Einfällen nich geglückt war?

„So 'n Flegel!" sagte er laut.

„Reg dich nich weiter auf!" sagte Karoline.

„Übrigens hat auch dein Oberleutnant Andeutungen gemacht ..."

„Mein is er nich. Und bei dem is es nich Ernst; da is er nur die angeborene österreichische Liebenswürdigkeit."

„Na ... ich weiß nich. Wenn wir noch länger hier wären. Und dann glaubt Henny, daß auch der dritte noch kommen würde, der junge Maler ..."

„Das glaub' ich nich. Ich muß sagen, er is 'n netter Mensch, und er hat sich heute famos benommen ..."

Karoline zuckte die Achseln.

„Kann man's wissen?"

„Merkwürdig!" sagte Schnaase, als er schon im Bette lag. „Wie Henny auf die Süddeutschen wirkt. Ausgerechnet in dem Nest müssen wir die Flucht ergreifen vor Heiratsanträgen. In Zoppot, wo doch Betrieb war, hab' ich nie was gemerkt. Oder du?"

„Geflirtet hat man doch auch ..."

„Eben. Das is es ja! Dort flirten se, und hier gehen se aufs Ganze. Is das nu ernstere Lebensauffassung oder Mangel an Kleingeld? Aber du willst wohl schlafen? Gute Nacht, Karline!"

Fünfzehntes Kapitel

Das Gewitter hatte schwere Wolken zusammengeschoben, die sich am andern Morgen träge über Altaich hinwälzten.

Flatternde Fetzen hingen von ihnen herunter, streiften den Knauf des Kirchturms und die Wipfel der Tannen im Sassauer Walde.

Wenn der Regen kurze Zeit aussetzte, fiel er gleich wieder mit verstärkter Wut über den Ort her.

„Brav! So mag i 's . . ." sagte Dierl, der griesgrämig zusah, wie es von oben goß, von unten spritzte, aus Dachrinnen gurgelte und in vielgeteilten Bächen den Marktplatz hinunterfloß.

„Bravo! Aber dös Wetter kann mi net lang tratzen. Wenn's net bald aufhört, fahr' i in d' Stadt und spiel' mein Tertl."

Der Kanzleirat, der neben ihm stand, gähnte. Das trübselige Wetter zeigte ihm wieder einmal, daß Landaufenthalt und Ruhe recht eingebildete Werte waren. Man lügt sich selber an mit diesem Aufatmen nach der Last des Dienstes. In Wirklichkeit bildet eine geregelte Beschäftigung den Inhalt des Lebens, und wo sie fehlt, tritt peinliche Leere ein.

Wäre der Urlaub nicht eine staatliche Einrichtung gewesen, von der man Gebrauch machen mußte, um den Schein der Übermüdung zu wahren, dann hätte sich Herr Schützinger nie von seiner Kanzlei, seinen Akten und dem anheimelnden Geruche des handgeschöpften Papiers getrennt.

Jedes Jahr hatte er das gleiche Gefühl, als stände er im Urlaub außerhalb der kreisenden Staatsmaschine und entbehre die gewohnte rotierende Bewegung.

Und immer wieder verlockte ihn das Beispiel der Vorgesetzten, sich von seinem Behagen loszureißen, um einige Wochen Strafhaft auf dem Lande auszuhalten.

Er war gerade dabei, von seiner Rückkehr in die Kanzlei zu träumen, und er hörte im Geiste

den alten Oberschreiber Schmiedinger sagen: „Gott sei Dank, daß S' wieder da san, Herr Rat!" als ihn ein seltsames Ereignis in lebhafte Unruhe versetzte.

Fanny kam mit einem umfangreichen Pack die Stiege herunter und hielt verdrossen Ausschau nach dem Wetter. Dabei murrte sie darüber, daß man sie und nicht die preußische Hopfenstange bei dem Regen in die Ertlmühle hinunterschicke. Dierl, der immer und überall für unterdrückte Dienstmädchen Partei ergriff, stellte Fragen an sie, und da hörte nun der Kanzleirat, daß Herr Schnaase spät in der Nacht heimgekehrt war, und daß es was gegeben haben müsse, denn die Berliner hätten ihre Rechnung verlangt und wollten auf Schnall und Fall abreisen.

Schützinger wurde von einem heftigen Schrecken ergriffen.

Schnaase war von ihm weg zum Stelldichein gegangen. Das stand fest, denn er hatte das eigene Geständnis des Mannes gehört. Ein Stelldichein hält man während eines scharfen Gewitters nicht im Freien ab; man läßt sich dabei nicht bis auf die Haut durchnässen, so daß man bei fremden Leuten einen Anzug borgen muß. Da lag etwas vor. Da war etwas Peinliches geschehen.

Hatte Schnaase fliehen müssen? War er entdeckt worden?

Die schnelle Abreise sprach dafür. Hatte ihn am Ende der wütende Schlosser in den Bach geworfen?

Die Angst, daß er als Mitschuldiger in die Geschichte verwickelt werden könnte, stieg riesengroß im Kanzleirat empor.

Es gab einen Skandal. Es hatte wahrscheinlich schon einen gegeben, denn Schnaase floh.

Noch gestern hatte er kein Wort vom Abreisen verlauten lassen, noch gestern hatte er — ja, das fiel ihm siedheiß ein — noch gestern hatte Schnaase von dem Sommerfeste gesprochen, das er arrangieren wollte — und heute reiste er ab!

Wenn es einen Skandal gab, kam alles an den

Tag, auch der Besuch bei dem zweifelhaften Frauenzimmer, und es wurde publik, daß ein höherer Beamter mit dabei gewesen war.

Schützinger wollte Fanny ausfragen und ganz unbefangen ein Gespräch beginnen.

Aber er schnitt bloß eine Grimasse und brachte keinen Ton aus der vertrockneten Kehle hervor.

Da hatte er es jetzt!

Seit jenem Besuche war er eine innerliche Unruhe nie mehr losgeworden. Er hatte sich's immer wieder gesagt, daß es töricht und verwegen gewesen war.

Er hatte sich auch vorgenommen, unter keinen Umständen die kompromittierende Bekanntschaft fortzusetzen.

Jetzt war es ohne sein Zutun doch noch zum Krach gekommen.

Die Haut prickelte ihm, aber er zwang sich zur Ruhe, um noch mehr zu erfahren.

Dierl machte ihn nervös mit seinen grobschlächtigen Vermutungen über die Ursachen des Kleiderwechsels. Er konnte das nicht mehr mit anhören. Nach einem flüchtigen Gruße schlich er die Treppe hinauf und schloß sich in sein Zimmer ein. Niedergeschlagen setzte er sich ans Fenster und versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

War es nicht das richtigste, Herrn Schnaase zu bitten, daß er, komme was wolle, keinesfalls von jenem Besuche etwas sage?

Er verließ sein Zimmer und kämpfte noch mit seinem Entschlusse, bei Schnaase anzuklopfen, als der Ersehnte auf den Gang heraustrat.

„'n Morgen, Herr Rat! Haben Se schon gehört, daß wir reisen ..." Er unterbrach sich, weil ihn Schützinger erschrocken anstarrte und ihm sonderbare Zeichen machte.

„Nanu, was is?"

„Ich weiß alles ..." flüsterte der Herr Rat.

In diesem Augenblicke öffnete Frau Karoline die Türe und rief erregt:

„Gustav! Henny weiß bestimmt, daß du die Schlüssel gehabt hast ...“

„Denn sind se im Nachttisch,“ erwiderte er.

Er war etwas verwirrt.

Karoline konnte doch was merken, wenn sie den Knautschenberger so geheimnisvoll tun sah.

Was wollte denn der? Ihn ausfragen?

„Entschuldigen Sie,“ sagte er kurz. „Sie sehen, ich habe wirklich keine Zeit, 'n Morgen!“

Damit drehte er ihm unwillig den Rücken.

Schützinger sah betrübt, daß er auf eine Aussprache mit dem begreiflicherweise erregten und verstörten Manne nicht rechnen konnte.

Er faßte einen raschen Entschluß, ging in sein Zimmer und packte. Nur fort von hier! So schnell als möglich!

* * *

Bei Hobbes machte sich reges Treiben bemerkbar.

Natterer, der im Laden stand, hörte über der Decke schwere, gleichmäßige und eilende, leichte Tritte. Die schweren rührten vom Professor her, der in seiner Studierstube auf und ab schritt, und das Werk der letzten Wochen überdachte.

Es war gut, und mußte so, wie es war, stehen bleiben und in die fernste Zukunft wirken.

Die eilenden Schritte machte Frau Mathilde, die alles Mitgebrachte in zwei große Koffer packte.

Eine lederne Handtasche stand auf dem Tische; sie gehörte für das Manuskript, das für sich allein und ja nicht mit anderen Dingen vermengt nach Göttingen geschafft werden mußte. Es ging auf die elfte Stunde.

Man mußte noch die Miete bezahlen, dann in der Post zu Mittag essen, und kurz nach zwölf ging der Zug.

Mathilde schloß die Koffer ab und kam in den Laden herunter, wo sie die Rechnung prüfte und die Miete, wie den ausstehenden Betrag für Kieler Sprotten beglich.

„Es is wirklich schad',“ sagte Natterer, „daß

die Herrschaften wegfahren und unser schönes Fest net mitmachen."

„Zu schade," erwiderte die Frau Professor. „Aber Horstmar drängt, denn Sie vers . stehen, nachdem nun doch sein Werk fertigges . . . stellt ist . . ."

„Gel'n S' das Werk! I hab' zu meiner Wally g'sagt — Wally, geh außa, d' Frau Professa is da! —, i hab' zu ihr g'sagt, da wer'n mir no öfta dran denk'n, daß da Herr Professa bei uns a Werk g'schrieb'n hat."

Mathilde lächelte.

Der gute Mann sagte in seiner naiven Art eine Wahrheit, die größer war, als er sich's wohl träumen ließ.

Was er heute so nebenher und zufällig wußte, erfuhr morgen die ganze gebildete Welt, und die vergaß es nie mehr, daß in einem bescheidenen Hinterstübchen zu Altaich an der Vils die „Phantasie als das an sich Irrationale" beendet worden war.

Aber wer konnte die Bedeutung dieses Geschehens den Leutchen klarmachen?

Mathilde schwieg und lächelte.

„O mei!" rief die eintretende Wally. „Is 's wirkli wahr? Gengan S' heut scho? No natürli, bei dem Weda . . ."

„I sag' grad' der Frau Professa, wie schad' 's is, daß de Herrschaft'n unser Fest net mitmach'n."

„Freili, enker Fest . . . Hätt' 's as denn net früher halt'n kinna? Na hätt' da Herr Professa no was g'habt davo . . ."

„Ich hätt's ja auf 'n Samstag scho ang'setzt, aba da Herr Schnaase hat's net zulass'n. Er hat drauf bestand'n, daß 's um acht Tag verschob'n werd, weil er a b'sonderne Nummer fürs Programm hätt', hat er g'sagt . . ."

„Daweil gengan de Herrschaft'n," jammerte Wally. „Aba natürli, da Herr Professa werd halt Schul' halt'n müass'n . . ."

„Sei Werk hat er aa firti," sagte Natterer.

„Ahan . . . 's Werk. No ja, da werd er froh

sei, daß er dös weg hat. Dös laßt sie denga. Er is ja so fleißi g'wen, und oft hab' i zu mein Mann g'sagt, wenn's Liacht brennt hat bis zwölfi, wia 's eahm no net z' fad werd, de lange Schreiberei, hab' i g'sagt ... no ja ... jetz is er Gott sei Dank firti, und Sie möcht'n hoam und Eahna Ordnung hamm, und da Herr Professa werd Schul' halt'n müass'n ... dös laßt si denga ..."

Mathilde lächelte wieder.

Es ließ sich noch anderes denken. Unendlich Höheres, aber es ließ sich nicht darüber s .. sprechen.

„Also nich wahr, Sie sorgen dafür, daß Ihr Mädchen die Koffer pünktlich an die Bahn bringt? Wir sehen uns noch, bevor wir zur Post hinübergehen ..."

Mathilde nickte freundlich und ging hinauf in die Studierstube.

Der feierliche Augenblick war gekommen, da man das Manuskript einpacken mußte. Horstmar nahm es aus der Kommode und wog es beglückt in den Händen.

Die Frau Professor schlug es in starkes Papier ein und wickelte eine Schnur darum.

Tildchen hielt die Ledertasche geöffnet, und dann wurde das Manuskript langsam und sorgfältig versenkt. Mathilde klappte zu und reichte dem Gatten die Hand.

Er stand mitten im Zimmer und blickte ängstlich auf den ledernen Schrein, der sein Köstlichstes barg.

„Nu wollen wir aber gehen," drängte Mathilde.

Sie steckte ihren versonnenen Horstmar in einen Mantel, drückte ihm einen Regenschirm in die Hand, und indes sie die Ledertasche in die Linke nahm, hing sie sich mit der Rechten in seinen Arm ein. Sie gingen.

Aber unter der Türe wandten sich Herr und Frau Hobbe und Tildchen noch einmal um und umfaßten mit einem Blicke den stillen Raum, der die Wiege einer neuen kunstgeschichtlichen Epoche geworden war. Dann erst schritten sie die Treppen

hinunter. An der Haustüre standen Natterer und seine Wally.

„Glückliche Reise!" sagte der Hausherr. „Schad, schad, Herr Professa, daß Sie unsa Fest nimmer mitmach'n ... Vielleicht kommen S' im nächst'n Jahr wieda und schreib'n a neu's Werk ..."

„Eahna Ruah hamm S' ja bei uns, und dös Zimma hint naus lass'n ma tapezier'n," sagte Frau Wally.

„Wir werden ja sehen," erwiderte Mathilde.

Hobbe aber hörte nicht, was die Leute sprachen.

Unruhig fragte er seine Frau: „Hast du es?"

„Ja, Horstmar," sagte sie und hob die Ledertasche in die Höhe.

„Und nun Adieu!"

„Adjö! Adjö!" jauchzte Tildchen.

Natterer verbeugte sich, Wally nickte freundlich, und beide blickten der Familie Hobbe nach.

Von drüben kam Fanny mit hochgehobenen Röcken herüber.

Sie trat in den Laden ein und legte ein Paket auf die Buddel.

„An schön Gruaß von Herrn Schnaase, und da schickt er Eahna de Programm und de Schreibereien ..."

Natterer öffnete die blauen Aktendeckel und sah erstaunt die Protokolle, Entwürfe und Festprogramme des Altaicher Fremdenkomitees.

„Zu was bringen S' denn dös?" fragte er.

„Da Herr Schnaase schickt's Eahna, weil er heut abreist ..."

„Wer reist ab?"

„De Berliner Herrschaft ..."

„Der Herr Schnaase?"

„Ja. Heut z' Mittag."

„Das is ja der höhere Blödsinn!" rief Natterer. „Wenn mir 's Fest am Samstag hamm!"

„Frag'n S' 'n halt selber, wenn S' as net glaab'n. Für was san nacha d' Koffa packt, und z'weg'n was muaß i den ganz'n Vormittag umanandlaffa? Ja ... also ... Eahnere Papier' hamm

S' . . . b'hüad Good! I hab' koa Zeit net zum Hersteh' . . ."

Sie eilte hinaus.

„Das is ja der höhere Blödsinn!" wiederholte Natterer. „Wally! Geh in Lad'n rei! I muaß zum Blenninger nüber . . . das is ja der höhere . . ."

„Was hast denn?"

„Nix hab' i. Laß ma do du mein Ruah!" Er stülpte seinen Hut auf und lief ohne Schirm im strömenden Regen zur Post hinüber.

Er traf den Blenninger Michel in der Küche, wohin er sich vor dem Lärm der Berliner geflüchtet hatte.

„Was hat denn da enker Fanny für an Unsinn daher bracht?" fragte Natterer ungestüm. „Daß da Herr Schnaase heut furtfahrt?"

„Ja."

„Was ja?"

„Furt fahrt er."

„Das is ja a Mist! Das is der reinste Blödsinn. Gestern war er bei mir, und mir hamm mitanand beschloss'n, daß unser Fest am Samstag stattfind'n soll. Da werd er heut wegfahr'n."

Der Blenninger zerlegte ruhig seinen Leberknödel.

„Red' do! Woher habt's denn ös den Schmarrn, den einfältig'n? Wer sagt denn dös überhaupts?"

„Er."

„Wer er?"

„Da Schnaase."

Natterer sah, daß er von dem phlegmatischen Menschen nichts Rechtes erfahren konnte.

„Wo is der Herr Schnaase?"

„Drin."

„In der Gaststub'n?"

„Ja."

„Nacha geh' i nei . . . oder na, geh' du nei und sag' eahm . . ."

„I geh' net nei."

„Den G'fall'n, moan i, kunntst d' mir erweis'n, für dös, daß i dir 's Haus voll Fremde herbracht hab' . . ."

„I mag dös G'surrm net," sagte der Posthalter und blieb sitzen. Die Kellnerin kam gerade ans Fenster, und Natterer wandte sich an sie.

„Passen S' auf ... sagen S' dem Herrn Schnaase, er möcht' an Aug'nblick in Gang raus kommen ... ich muß'n dringend sprechen, sagen S' ihm ..."

Die Kellnerin richtete es aus, und Schnaase folgte etwas unwillig dem Ersuchen.

Er kam mit vollen Backen kauend, die Serviette vorgebunden, in den Hausgang.

„Brr! Donnerwetter, das zieht abscheulich! Mit was kann ich dienen, Herr Präsident?"

„Sie entschuldingen, Herr Schnaase, daß ich Sie da belästigen muß. Aber die Fanny, 's Zimmermädel, bringt so a dumms G'red daher, daß Herr Schnaase heut abreisen ..."

„Stimmt."

„Ja ... i ..."

„Das dumme Gerede stimmt, verehrter Herr Präsident. In ner Stunde fahren wir ab."

„Ja, jetzt weiß i net, was i sag'n soll ... Was is denn nacha mit unsern Fest?"

„Mit unserm Fest — nischt. Soweit ich in Betracht komme. Aber Ihr Fest können Se ruhig abhalten."

„Aber Sie hamm 's doch selber verschob'n! Weg'n der besondern Nummer, die wo Sie in petto hamm."

„Hatte, müssen Se sagen, Herr Natterer. Die Nummer liegt nu wirklich im betto. Die Primadonna is unpäßlich. Tut mir leid, aber das kommt bei den besten Ensembles vor ... Es is nu mal nich zu ändern."

„Jetzt weiß i nimmer, was i sag'n soll. Es war do all's ausg'macht ..."

„Und wär' auch fein geworden, lieber Natterer. Wir hätten das schon gedeichselt. Aber die Pflicht ruft, und da is nischt gegen zu machen. Auf jeden Fall wünsche ich Ihnen viel Vergnügen un besten Erfolg ... Nu entschuldigen Se mich aber, es zieht verdeibelt, un ich habe so wie so 'n Schnuppen,

un meine Leute warten. Also auf Wiedersehen! Meine Stimme im Affo trete ich hiemit feierlich an Sie ab. Mahlzeit!..."

Natterer sah dem freundlichen Manne ingrimmig nach.

Mit Wut im Herzen ging er aus der Post.

„Sprecher, miserabliger! Spruchbeutel, nixnutziger!" murmelte er vor sich hin.

Daheim packte er die Statuten, Gründungsprotokolle, Sitzungsprotokolle, die Programmentwürfe und Briefe samt dem blauen Aktendeckel, der die Inschrift Affo trug, zusammen und eilte in die Küche.

Er drängte Wally vom Herde weg und warf die Arbeit vieler Stunden, die Beweise seiner Mühen ums öffentliche Wohl, zornig ins Feuer.

„Was tuast denn?" rief die erschrockene Frau.

„Aus is und gar is, und g'redt werd gar nix..."

„San dös de Papiera von..."

„Aus is, hab' i g'sagt, und koa Frag' gibt's net."

Er ging hinaus und warf die Türe schmetternd hinter sich zu.

* * *

„Siehste," sagte Schnaase, als er sich wieder neben Karoline setzte, „nu hätten wir doch noch ne Woche hier bleiben sollen. Die italienische Nacht kann ohne uns nich stattfinden..."

„Hat man dich deshalb hinausgerufen? So ne Zumutung!"

„Rege dich nich unnütz uff! Ich habe natürlich abgewunken. Und ich muß sagen, wie der Mann klein wurde, das hat mir ne gewisse Befriedigung verschafft. Denn nu biste gerächt, Karline. Weil er dich doch wirklich unerhört betimpelt hat mit seine Voralpen und Höhenluft. Nu wollen wir zahlen..."

Die Familie brach geräuschvoll auf. Fanny mußte kommen, und Stine wurde noch mal hinaufgeschickt, um die kleine Tasche zu holen, und die Handschuhe und... „Stine! Stine! Fräulein Henny

hat ihren Schleier auf dem Sofa liegen …“ Was die Person bloß hatte?

Den ganzen Morgen ging sie mürrisch herum, und rot geweinte Augen hatte sie, und als man so und so oft nach ihr gerufen hatte, fand man sie in ihrem Zimmer weinend beim Briefschreiben.

Ach ja! Was wußte die Familie Schnaase von einem gebrochenen Herzen oder von dem Liebreiz eines altbayrischen Schlossers und Piganiers, den Stine Jeep aus Kleinkummerfelde — ochott! — nu so ganz ohne Abschied und letzte Zärtlichkeit verlassen mußte, und den sie nur mehr brieflich ermahnen konnte, treu zu bleiben und jeden Tag eine Postkarte zu schreiben?

Die Familie Schnaase wußte nicht, wie Scheiden und Meiden der armen Stine so weh tat.

Doch hörten auch Karoline und Henny schwere Abschiedsseufzer.

Herr von Wlazeck sagte ihnen, daß er fassungslos sei.

„Ich bidde, meine Damen, das is doch ein Schlag aus heiterm Himmel! Wie ich heite herunter gekommen bin und diese schlimme Nachricht erfahren habe, war ich färmlich beteibt. Man fühlt die Greße des Glickes erst, wenn es entschwindet. Ich kann jetzt mit dem bekannten Dichter sagen, daß die schönen Tage von Aranjuez vorieber sind. Sie gehen und ieberlassen den Armen der Pein, das heißt der Gesöllschaft des Herrn Dierl. Das ist grausam! Gestatten wenigstens diese Blumen. Es war alles, was hier aufzutreiben war …“

Schnaase suchte derweilen den Posthalter Blenninger, von dem er noch nicht Abschied genommen hatte. Aber er war nirgends zu finden, und als Fanny zuletzt den Hansgirgl fragte, wo denn der Herr bloß sein könne, wurde sie mit auserlesener Grobheit abgewiesen.

Der Blenninger saß aber im Stalle auf der Futterkiste, und er hatte dem Hansgirgl befohlen, das Geheimnis zu wahren, weil er verborgen

bleiben wollte, denn das Gesurrm konnte er nicht anhören.

„Das is wieder mal echt!“ sagte Schnaase, der selbst im Hofe Umschau hielt.

Da trat der Kanzleirat heimlich und rasch an ihn heran und drückte ihm einen Zettel in die Hand. Bevor sich Schnaase von der Überraschung erholt hatte, war Schützinger weggeeilt.

Er schlich auf Seitenwegen zum Bahnhofe. Seinen Koffer hatte er dem Martl gegeben.

Schnaase öffnete den Zettel und las: „Schonen Sie mich!“

„Nanu! Verrückt un drei macht neine. Der hat 'n Triller.“

* * *

„Nischt zu machen. Der Posthalter bleibt unsichtbar,“ sagte Schnaase. „Dieses Gegenteil von einem Europäer is wenigstens konsequent.“

„Mach' endlich zu!“ rief Karoline ungeduldig. „Hobbes sind schon an die Bahn, und du stehst noch hier und wartest.“

„Also los! So leb denn wohl, du stilles Haus, un Fräulein Fanny, sagen Sie dem Posthalter, ich hätte mir zu gerne noch mal seine ansprechenden Züge ins Gedächtnis geprägt, aber es hat nicht sollen sein. Und sagen Se ihm, ich werde ihn rekommandieren als Gasthof zum bair'schen Hiesel oder zum Kanadier ohne übertünchte Höflichkeit, und paßt mal Obacht, denn fängt's erst an mit de Fremden aus preußisch Berlin! Au reservoir! Adchees, Kinner! . . .“

Er winkte fröhlich mit der Hand und eilte seinen Damen nach, die mit Herrn von Wlazeck schon vorausgegangen waren.

Am Bahnhofe kam noch ein herzlicher Abschied vom Martl, der die Koffer hingefahren hatte.

Zuerst erhielt er ein Trinkgeld, und es fiel so aus, daß er zufrieden brummte und die Haube rückte.

Und dann sagte Schnaase:

„Sehen Se, verehrtester Herr Urbaier, das mit 'm Gepäck haben Se nu schon raus, daß man's bringt un holt. Mit der Zeit werden Se auch noch begreifen, daß man für schwarze Stiebel schwarze Wichse un für gelbe Stiebel gelbe Wichse nimmt, und wenn Se das erst richtig intus haben und von Ihrem Herrn Posthalter noch 'n Happen Liebenswürdigkeit abkriegen, denn werden Se 'n großartiger Hotelportier, und wenn der Posten bei Adlong frei wird, will ich Sie gerne empfehlen. Leben Se wohl und grüßen Se die andern Indianer!"

Martl zog die Oberlippe in die Höhe und sein Schnurrbart sträubte sich. Aber er fand keine rasche Antwort, und zum Überlegen ließ ihm der damische Hund keine Zeit, denn er stieg gleich ein.

Kurz bevor der Zug abfuhr, schlich der Kanzleirat heran, nahm seinen Koffer von Martl in Empfang und setzte sich abseits in den zweiten Wagen.

Ängstlich spähte er durchs Fenster, ob nicht doch noch der wütende Schlosser herbeieilte und auch von ihm Rechenschaft verlangte.

Er atmete auf, als sich der Zug in Bewegung setzte, und als sich Täler und Hügel zwischen ihn und die Stätte seiner Verfehlung legten.

Es war eben doch etwas anderes, einem Ministerialrat frivole Geschichten nachzuerzählen, als sie selbst zu erleben. Indessen Martl seinen Karren mißmutig heimschob und darüber nachdachte, was er den Berliner alles heißen hätte müssen, und indessen Herr von Wlazeck sich über die entsetzliche Leere klar wurde, die ihn angähnte und die einem Manne, der die Venus zum Leitstern erkoren hatte, so fühlbar sein mußte, indessen Stine mit umflorten Augen den Kirchturm, der so nahe bei einer gewissen Schlosserei stand, verschwinden, noch einmal auftauchen und wieder verschwinden sah, faßte Herr Schnaase das Gesamtergebnis zusammen.

„Und nu gib mal zu, Karline, eigentlich war's doch 'n Reinfall. Ich habe ja dir zuliebe geschwiegen, aber wenn ich an allens denke, dann

frage ich mich, wie konnten wir auf das Schwindelinserat fliegen, und wie sind wir uns in diesem hinterbaierschen Neste vorgekommen?"

„Du hast mir zuliebe noch nie geschwiegen," erwiderte Karoline. „Und wenn du schon nich imstande bist, den Zauber der Einsamkeit und des tiefen Friedens zu empfinden, so mußt du doch nich bei andern die gleiche Gefühllosigkeit suchen."

„Aber nu biste doch gründlich entzaubert?" fragte Schnaase.

Da wandte sich Karoline von ihm ab und seufzte.

Denn schon auf der Fahrt nach Berlin war sie dabei, die Altaicher Tage zu einem entschwundenen Märchen zu gestalten und sich in Sehnsucht nach dem fernen Glücke einzuleben.

In der andern Ecke des Wagens saßen Horstmar und Mathilde Hobbe; Tildchen ihnen gegenüber.

Sie sahen zum Fenster hinaus.

Äcker, Wiesen, Wälder huschten vorüber. Braune Flächen, grüne Flächen, Bäume.

Hier hausten Menschen im trostlosen Einerlei, gingen hinterm Pfluge, trieben Tiere, gingen zum Essen, gingen zum Trinken, Tag um Tag, Woche um Woche. Einmal in ihrem Leben fiel Helligkeit in dieses Dunkel.

Ein hoher Geist war unter sie getreten, aber sie wußten es nicht. Sie ahnten es nicht.

Horstmar fuhr aus tiefem Sinnen auf.

„Hast du es?" fragte er ängstlich.

„Ja, Liebster," antwortete Mathilde und deutete auf die Ledertasche an ihrer Seite.

Und dann blickte sie mißbilligend auf das große, hübsche Mädchen, das an einem Fenster stand und unweiblich vor sich hin pfiff.

An was Henny dachte?

An Altaich oder an Berlin?

An stilwidrige Beinkleider oder an Breeches?

Oder an einen Bräutigam und an eine große Wohnung in Charlottenburg, die man modern möblieren konnte?

Übrigens war es sonderbar, daß der dritte doch nicht gekommen war, nicht mal zum Abschiednehmen.

Und der Zug rollte weiter.

* * *

In Altaich aber kamen nach einer Regenwoche stille Spätsommertage. Es lag wie Feierabend über den abgeräumten Feldern, und was geblüht und Früchte getragen hatte, schien sich behaglich auszuruhen.

Wer es recht verstand, für den war's eine schöne Zeit.

Und Konrad verstand es und gewann die Heimat von einem Tag zum andern lieber.

Daheim aber, wo sich's an den langen Abenden noch behaglicher saß, war ihm Michel ein guter Kamerad.

Der ging nach und nach aus sich heraus und erzählte bessere Geschichten als die vom Patrik Sgean, der am Kaninchenbau dem George Downie eins über den Kopf gegeben hatte. Und erzählte Geschichten von drangvollen Tagen, in denen es sich so nebenher zeigte, was er für ein furchtloser deutscher Mann gewesen war.

Aber das gehörte nicht hierher.

Er fühlte sich glücklich bei der Arbeit und lachte fröhlich, wenn zuweilen ein Bauer kam, der einen leibhaftigen Gschlafenhandler sehen wollte.

In der Post war es wie vor dem Gesurrme der Fremdenzeit.

Laut und geschäftig am Schrannentag, schläfrig an den andern.

Alle Kurgäste und merkwürdigen Erscheinungen waren fortgezogen. Der Dichter Bünzli schied einen Tag nach der Familie Schnaase; er fuhr mit dem gleichen Zuge wie Mizzi Spera, die sich auf dem Bahnhofe recht kurz von der weinenden Hallbergerin verabschiedete.

Bünzli soll in Winterthur wieder Gerstenschleim und Bärenzucker verkaufen und als ehemals lüderlicher Dichter in einem anreizenden Rufe bei den

Mädchen stehen. Herr von Wlazeck kehrte tief verwundet nach Salzburg zurück, wo er an Swoboda und Plachian immer unangenehmere Feststellungen zu machen hat.

Als letzter zog Herr Inspektor Dierl von Altaich ab. Auch als der einzige, der wiederkommen wollte. Der Blenninger Michel steht an guten und schlechten Tagen unterm Haustor mit den Händen in den Hosentaschen, und wenn ihm Natterer unterkommt, verfehlt er nie, zu fragen:

„Was is na g'wen mit dein Summafest?"

Und jedesmal gibt es dem rührigen Manne einen Stich und erinnert ihn an die schlimmste Enttäuschung seines Lebens.

Für die Hebung des Fremdenverkehrs wollte er nie mehr einen Finger rühren.

Was hatte ihm seine Mühe eingebracht?

Spott und Undank.

Und dazu den unausrottbaren Haß des Hausknechts Martl. Der vergaß es dem hundshäuternen Kramer nie, was der ihm hatte antun wollen, und er sah nie ohne Ingrimm die damische Mütze am Nagel hängen mit der Aufschrift: „Hotel Post". In ungetrübter Freundschaft aber lebte er mit Hansgirgl, der von Altaich nach Sassau und von Sassau nach Altaich fuhr und seinem Stutz zuweilen eins aufblies. Bald ein trauriges, bald ein lustiges Lied. Am liebsten einen Landlerischen:

„Zum Deandl bin i ganga
De ganze Wocha,
Am Samstag auf d' Nacht
Is ma d' Loata brocha.
Dudel-dudel-dudel-duduliäh
Dudel-dudel-duliäh!"

Und dann ereignete sich noch was Merkwürdiges.

Am Kirchweihmontag saß in Niedering draußen beim Wirt der Xaver einträchtig mit der Fanny beisammen.

Es ist was Spaßiges um ein Mädel und seinen ewigen Zorn. Aber es ist auch was Spaßiges um einen Piganier und seine ewige Treue.

Der Jagerloisl

Eine Tegernseer Geschichte

„Was gibt's, Loisl?"

„Im Zwergelgraben treibt a mordalischer Bock; koan bessern hamm S' no net g'schossen, Herr Baron. Es is der vom Buacher Schlag, den ma vorigs Jahr amal g'sehg'n hamm, wissen Sie's nimmer?"

„Kann mich schon erinnern; ein guter Bock."

„Guat ... A mordalischer Sechser. Den schiaßen S' heut auf'n Abend ganz g'wiß. Er ko net aus. Der Bock treibt erscht seit gestern. Wenn ma um halbi fünfi furt gengan, san ma um sechsi am Platz."

Herr von Fries, ein etwas beleibter, gutmütig aussehender Vierziger, klopfte die Asche von der Zigarette und sah fast verlegen auf den Jäger.

„Heute? Heut kann ich nicht, Loisl."

„Aba ..."

„Ausgeschlossen. Ich habe dringende Briefe zu schreiben. Morgen ... Das heißt, übermorgen können wir's probieren."

„Jessas — Jessas!"

Der hochgewachsene Bursche verzog mißmutig sein Gesicht. „Es geht wieder akrat a so ..." sagte er.

„Wie akrat?"

„Wia 's letzte Jahr. Da hamm si da Herr Baron aa koa Zeit net gnumma und hamm g'wart' und g'wart', und z'letzt san ma Schneider wor'n."

„Ja no ... wenn es nicht geht. Also übermorgen."

„Aba g'wiß!"

„Ganz bestimmt."

„Na schaug i no mal in Zwergelgraben ummi. Werd wohl da Bock aushalt'n, und übermorg'n um vieri Namittag kimm i her."

„Schön, und schau nur nicht so verzweifelt drein! Ich gehet doch selber viel lieber ins Revier, als daß ich mich da abplag mit der Briefschreiberei, mit der faden."

„Na gilt's auf übermorg'n. Pfüa Good!"

Loisl steckte den Kopf zwischen die Schultern, als beugte ihn der Gram über die Saumseligkeit seines Herrn nieder, und schritt zögernd aus dem Zimmer.

Fries sah ihm nach.

„Ein Prachtkerl. So was von Knochen! Und Augen wie ein Habicht ... wie er mich durchdringend angeschaut hat! Als hätte er gemerkt ..."

Das Tischtelephon läutete.

„Halloh! Hier ... Ah Mucki! Gut Morgen! Gut geschlafen? ... Von mir? Geträumt? So ... so ... Du, beinah hätte mich der Loisl fortgeschleppt auf die Jagd ... Gräßlich? Na, so schlimm ist es ja nicht ... Ich hab mich schon losgeschwindelt ... Ja ... ja ... Nachmittag? Natürlich! Nach Kreuth ... schön. Ich hol dich mit Wagen ab ... Du, sag mal ..."

* * *

Loisl Heiß brummte etwas vor sich hin, als er aus der Villa Bergfried herauskam. Er hatte Gewehr, Bergstock und Rucksack auf eine Bank davor gelegt; ein rotgelber Schweißhund saß als Wächter daneben. Loisl streichelte ihm freundlich den Kopf und ging heimzu auf einem Wiesenwege hinterm Dorfe. Es paßte ihm nicht, wenn er von den Leuten gesehen wurde. Ein Jäger sollte unsichtig bleiben, sagte der alte Rauchenberger. Von zwei, die einem begegnen, sei einer ein Lump und der andere sein Helfer. Vor Tag ins Revier, bei der Nacht heim oder in die Hütte, so wär's recht.

Aber er war voll Eifer und Freude heimgelaufen, um seinen Jagdherrn auf den Bock zu führen. Es war ein Kreuz mit dem! Allemal hatte er eine Ausrede, wenn er auf den Berg mitgehen sollte. Immer hieß es: heute geht's nicht, heute

ist's unmöglich. Und von Rechts wegen hatte er von der lieben Welt nichts zu tun.

„Herein, Hirschmann! Geh z'ruck, sag' i."

Der Schweißhund war voraus gelaufen und schnupperte einen Bullterrier an, der ihn mit vorquellenden Augen anglotzte.

„Laß dös Verreckerl steh!"

Hinter dem Zaune stand ein dicker, kahlköpfiger Herr, der sich ein Monokel einklemmte und dem Jäger nachschaute.

„Donnerwetter!" sagte er ungeniert laut. „Das ist mal ein strammer Bengel! Nelly, schade, daß du den Kerl nich gesehen hast ..." wandte er sich an seine Gattin, die auf einem Gartenstuhle lag und las.

Frau Kommerzienrätin Fehse sah gelangweilt auf.

„Was hätte ich sehen sollen?"

„Den Jäger, der eben vorbeiging. Ich sage dir, Schultern und Kopfhaltung wie der Dingsda in Rom ... na! Die Namen merke ich mir ja doch nich ... aber so was von Kraft und Derbheit, und dabei so was Nobles ... wo die Kerle das herhaben?"

„Ich glaube, du siehst wieder mal, was du sehen willst."

„Ich sehe ganz nüchtern, aber ich freue mich über die Leute hier. Die haben das, was uns fehlt, — Rasse."

„Uns?"

„Uns Stadtmenschen ... natürlich masculini generis. Uns Berlinern."

„Na, hör mal, von den Vorzügen der Münchner habe ich wirklich nichts bemerken können."

„Also Stadtmenschen überhaupt."

„Das ist hier so deine Stimmung; wird auch wieder vorübergehen."

„Geht nich vorüber, weil es absolut begründet ist. Natürlich sieht man bei uns elegante Bengels, will ich nich bestreiten. Aber das hier ist etwas ganz anderes; es ist unbewußt, ist einfach da, ist

angeboren. So selbstverständliche Kraft und in der Derbheit doch die Grazie. Erinnere dich an den Tanz neulich in Kreuth."

Ein fröhliches Lachen unterbrach ihn.

Fehse wandte sich um und sah sein Töchterchen Henny in der Ortstracht vor sich stehen. Das hübsche Mädel sah in dem Kostüm, das ihre schlanke, kräftige Figur zur Geltung brachte, verführerisch aus.

Zu ihrem kecken Gesichte, dem lebhafte Augen und etwas aufgeworfene Lippen einen besonderen Reiz verliehen, paßte der grüne Hut. In dem prall anliegenden Jäckchen mit den kurzen Ärmeln sah sie voller aus, stämmiger.

„Nanu!" rief der Papa bewundernd. „'n richtig-gehendes Bauernmädel!"

„Da siehst du's," sagte seine Frau. „Wenn dir ein hiesiges Mädchen begegnen würde und nur entfernt so frisch und hübsch aussähe, ich möchte mal deinen Vortrag über die Vorzüge der Gebirgsrasse hören. Woran liegt's? Am Kostüm und an der Stimmung. Du bist hier so 'n bißchen im Holdrio-juhu ... wie auf dem Alpenvereinsball."

* *
*

Das Anwesen, auf dem Loisls Mutter hauste, lag außerhalb des Dorfes an einer Berglehne. Einen Büchsenschuß davon entfernt wohnte der pensionierte Jagdgehilfe Sylvester Rauchenberger, der den Siebziger schon hinter sich hatte. Er saß vor seinem aus Holzbalken gefügten Hause, das nur zwei Fenster und die Haustüre in der Front hatte. Die Altane, die sich um den obern Stock zog, konnte ein Mann von mittlerem Wuchse mit der Hand erreichen; sie war braun gebrannt von der Sonne, und Blumenkästen standen darauf, aus denen Nelken und Geranien herunterhingen.

Eine anheimelnde Ruhe war um das Häuschen; es schien behaglich zu rasten, wie der Alte, der seine Pfeife rauchte und den blauen Kringeln nachsah.

Loisl trat an den Gartenzaun.

„Grüaß di Good, Festl! Derf i a weng in Hoangart kemma?"

„Geh no eina und hock di zuawa! Kimmst vom Berg owa?"

„Ja. I bin beim Baron ent'n g'wen. Wia geht's oiwei?"

„Wia 's oan halt geht. D' Aug'n lassen aus, d' Füaß lassen aus."

„Aba 's Ausschaug'n is frisch."

„Sagt ma, und da Loder taugt do nimma viel. Was mach'n d' Rehböck? Treiben s' guat?"

„Feit si nix. Heut han i an ganz an deiflischen Bock im Zwergelgrab'n g'sehg'n."

„Da san de guat'n dahoam."

„Den hättst sehg'n soll'n; dicke Stanga, perlt bis aufi, stark, und zwoa zwerchte Händ über d' Luser."

„Oho!"

„Nix g'log'n. I bin auf achtz'g Schritt dabei g'wen. Mi hat's ja glei g'rissen, wia'r i dös Gwichtl g'sehg'n hab."

„Den werst d' scho kriag'n."

„Ja, — kriag'n! Mei Baron geht ja wieda net außi. Heut net, morg'n net. Wer woaß, wann?"

„Hat a koa Freud mit da Jagd?"

„Net recht. Was muaß i bitt'n, bis er amal mitgeht, und bal er draußd is, verpatzt er des mehra."

Festl lachte lautlos vor sich hin und strich sich mit der Pfeifenspitze über den weißen Schnurrbart.

„Ja ... ja, de Gawalier'! Da derlebst no allerhand, bis d' älter werst. Da hab i amal" — Festl stopfte sich eine neue Pfeife und zündete sie gemächlich an — „da hab i amal in der Hirschbrunft an Münchner Herrn g'führt ... waar sunst koa unrechter Mo g'wen. No, mir san beizeit'n von dahoam weg, lang vor Tagwer'n gegen 's Waxelmoos. Er hat scho a weng g'mamst, daß er mitt'n

bei da Nacht furt hat müaſſ'n, aber i hab's eahm ausdeutſcht, daß mir ganz fruah am Platz ſei müaßt'n und wart'n. Wia ma drob'n war'n, is no dunkel g'wen und a weng friſch. A Käuzl hat g'ſchriean, dös hat eahm net paßt, und na hamm ma a paar junge Hirſchl g'hört, de hamm mit anand tandelt. Dös Kleppern von de G'weih hat ma deutli g'hört. Scheinbar hat er ſi g'forcht'n und rutſcht näher zu mir her. ‚Was habts denn ihr für Viecher da herob'n?' fragt er. ‚Hirſch,' ſag i, ‚de ſcherz'n a weng. San S' no ſtaad, wenn's hell werd, kimmt ſcho da beſſer.' Er brummelt no a biſſel und wickelt ſi in ſein Wedamantel ei. Auf oamal ſchallt zwoa Schritt hinter uns a Reh. Bäh ... bäh! Es is ganz zuawa kemma und hat uns jetzt erſt in Wind kriagt. ‚Ja, was is denn das?' ſchreit mei Cawalier. ‚Was habts denn ihr für Viecher da herob'n? Da mag ich nimmer bleib'n. Gehen wir nunter, ich fahr in d' Stadt nei, ins Oktoberfeſt.' ‚Da hamm S' recht,' ſag i, ‚am Oktoberfeſt is luſti.' Und z'ſammpackt hamm ma und ſan hoam."

Feſtl lachte in der Erinnerung an ſeinen Jagdkavalier. „‚Was habts denn ihr für Viecher da herob'n?' ſchreit er. ‚Ich fahr ins Oktoberfeſt.' Ja ... ja ... i hab ziemli oa kenna g'lernt, hamm ſi Jaga g'hoaß'n und ſan koa g'wen."

„I ko den mein' aa net lob'n," ſagte Loisl. „Woaß da Deifi, an was der oiwei denkt, wenn er hinter mir drei'tappt. Siecht nix, hört nix, ſpannt nix. Amal, im Rießergrab'n is g'wen, ſteht a Hirſch da, auf koane hundert Schritt. ‚Sſſt!' ... mach i ... ‚da drent,' ſag i, ‚ſehg'n S'n denn net?' ‚Wo?' plärrt er ganz laut und wiſcht ſi mit an weiß'n Sacktüachi an Kopf ab. Dös laßt ſi denk'n, wia da Hirſch z'ſammpackt hat."

„Müaß'n halt viel ſchwitzen," ſagte Feſtl lachend. „De Herrn eſſ'n guat. Und heut geht er net außi? I moan oiwei, der treibt ſelm a weng. Geſtern is er vorbeikemma; hat a ſauberne G'ſellin bei eahm g'habt."

„Dös werd scho de vom Theata g'wen sei; de waar aa auf da Hütt'n drob'n mit eahm. Wia ma no zweg'n an Weibsbild d' Jagd versamma mag?"

„Sag dös net, Loisl! Dös ko sogar unseroan passier'n."

„Mir net."

Festl schaute den stattlichen Burschen lächelnd an. „No ja," sagte er, „du werst net lang betteln braucha bei de Weibaleut, und mit dem versammt ma oft de längst' Zeit. Aba nur nix bered'n! Mi hat amal auf da Kothalm a Sennerin um mein best'n Hirsch bracht."

„Dös hätt i net glaabt vo dir."

„Jetza passieret's mir aa nimma, aba selbigsmal bin i jünga g'wen und hab etla Falzplätz ei'ghalt'n, und dös selbige Weibsbild hätt ma guat paßt. Leider, sie hat si ei'g'spreizt, da hat's red'n braucht und oft zuakehr'n und schö toa, und derweil hat mir a Lump mein Hirsch'n g'stohl'n. Ja, d' Weiberleut hamm an Deifi; de kinnan viel ausricht'n, mei liaba Mensch!"

„Bloß nix g'scheidt's."

„Net viel. Aba jetza geh i eini, de Alt hat mir an Schmarrn g'macht."

„Na pfüad di Good, Festl!"

„Pfüad di und Weidmanns Heil auf den Bock!"

„Weidmanns Dank!"

* *
*

Die Familie Fehse saß in einem Wirtsgarten, von dem aus man einen schönen Blick über den See und die Berge hatte.

Henny stand auf und ging zum Ufer hinunter, wo sie Bekannte traf.

Eine zahlreiche, bunte Gesellschaft bummelte hier auf und ab, stand in Gruppen beisammen, schwätzte, lachte, machte Bemerkungen über bekannte Persönlichkeiten oder auffallende Erscheinungen. An diesen fehlte es nicht.

Damen jeden Alters zeigten sich in Dirndlge-

wändern, manche in echten, die meisten in Kostümen, die aus Maskenverleihanstalten entnommen schienen.

Börsianer stolzierten in kurzen Lederhosen herum; daß sie es nicht zu arg mit dem Bergkraxeln vorhatten, zeigten ihre Bäuche und die dünnsohligen Schuhe.

Herr Fehse sah seine Tochter bei einer stattlichen Dame stehen; ein wohlgenährter, junger Herr gesellte sich zu ihnen. Er trug auch eine gemslederne Hose, und seine Knie quollen rund und rosig über grasgrünen Wadenstrümpfen hervor.

„Wer ist der Fatzke?“ fragte Herr Fehse.

„Aber ich bitte dich ...“

„Sieh dir doch den Salontiroler an! Wenn der nich Karikatur ist ...“

„Es ist der junge Stresow.“

„Stresow und Lademann, Spreewerke?“

„Ja. Die Dame ist die Geheimrätin Calmon, verwandt mit ihm, ich glaube, seine Tante. Nu sehen sie zu uns herauf.“

Frau Fehse verbeugte sich lächelnd, als die Geheimrätin grüßend den Schirm schwenkte.

Gleich darauf kam Henny mit Herrn Stresow in den Wirtsgarten.

Der gewandte junge Herr stellte sich vor und bat die Herrschaften, sich einem Ausfluge zum Bauern in der Au anzuschließen.

„Meine Tante würde sich sehr freuen.“

„Gerne,“ sagte Frau Fehse.

„Wie weit is es?“ fragte ihr Mann.

„Ne leichte Stunde, aber schattiger Spazierweg am Bache, oben famoser Aufenthalt, und der Heimweg ganz herrlich über Bergwiesen.“

Papa sagte zu, da sich seine Tochter für den Plan begeistert einsetzte.

„Bankier Redantz mit Frau wird mitkommen. Vielleicht kennen Sie die Herrschaften?“

„Redantz in der Behrenstraße?“

„Ja.“

„Kenn ich. Na, hier trifft man ja das halbe Berlin."
„Sie sind Münchner geworden?"
„Seit letzten Oktober, ja."
„Leider," sagte Mama Fehse.
„Sie sind nicht zufrieden mit dem Tausch?"
„Ich gewiß nicht. Mein Mann hat sich etwas ganz anderes versprochen."
„Nu soll ich wieder das Karnickel sein."
„Du hast uns doch so viel erzählt von der Gemütlichkeit."
„Wir haben Papa noch einen Winter Gnadenfrist gegeben," fiel Henny lachend ein. „Wird es wieder so gräßlich langweilig, dann ..."
„Ich muß sagen, für langweilig habe ich München nicht gehalten," erwiderte Stresow.
„Huh! ... Vielleicht nicht für Herren am Stammtische, aber für uns ..." Mama Fehse zog die Achseln hoch. „Gesellschaft fast gar nicht, und wenn, dann ganz anders, als wir es gewohnt sind. Ich glaube, eine echte Münchnerin empfindet ihre Anwesenheit selbst als störend für die Herren, die sich ohne Damen besser unterhalten."
„So schlimm is es ja nich," sagte Herr Fehse, „aber schön is anders."
„Daß du das endlich zugibst ..."
„Endlich! Da haben wir wieder mal ein Beispiel echt weiblicher Ungerechtigkeit und Inkonsequenz ... jawohl, Inkonsequenz. Ich mußte es zuerst büßen, daß sich eine mir sehr nahestehende Dame alles mögliche versprach von der künstlerischen Geselligkeit, dem heiteren Leben, der Ungezwungenheit et cetera. Natürlich war es nicht so, wie man sich's ausgemalt hatte. Und wer is der Schuldige? Ich ..."
„Wir wollen das Thema nicht weiter ausspinnen," sagte Frau Fehse. „Es hat uns diesen Winter lebhaft genug beschäftigt. Sie kennen Tegernsee schon lange, Herr Stresow?"
„Erst seit vorigem Sommer, aber meine Tante Calmon ist hier eingebürgert. Wie gefällt es Ihnen, gnädige Frau?"

18*

„Gut. Wir wohnen allerdings etwas abseits auf dem anderen Ufer ..."

„Man muß sich hier zusammenschließen, Partien machen. Vielleicht sagt Ihnen heute der Anfang zu ..."

„Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar ..."

„Wenn Sie mir gestatten ... ich bin allerdings nur mehr kurze Zeit hier."

„Schon wieder fort?"

„Ich muß beim Regiment einrücken, zur Herbstübung."

„Sagen Sie mal, Herr Stresow, der Bankier Redantz, hat der nich erst vor kurzem geheiratet?" fragte Papa Fehse. „Eine Dame vom mecklenburgischen Adel?"

„Das ist sein Bruder."

„Richtig ja ... Der die Kabelwerke hat ..."

* *
*

Loisl saß unter einer Fichte, wo er gute Deckung und freien Überblick über etliche Schläge und Waldwiesen hatte. Vom Wege, der zum Bauern in der Au führte, tönte Geschrei und Jauchzen zu ihm herauf. Er sah helle Kleider, bunte Sonnenschirme. „Plärrete Luada!" brummte er vor sich hin. „Staad geh' kunnten de Leut net."

Plötzlich gab es ihm einen Riß; drüben am Waldrand war ein roter Fleck aufgetaucht und wieder verschwunden.

Er zog schnell sein Perspektiv aus dem Futteral, stellte es ein und wartete. Da kam es wieder rot unter den Boschen, und dann ins Freie heraus.

„Deifi! Is scho ... Herrgott, bis da umma blitzt dös Gwichtl ... er is scho, der guate Bock. Wia leicht kunnt man sie zuawi pürsch'n! Waar dös net was anders, als wia dahoam hocka und poussier'n? Jetzt wirft er auf ... aha, de Goas ..."

Loisl steckte ärgerlich das Perspektiv zusammen und sah mit freiem Auge, wie der Bock hinter der Gais herjagte, bergauf, bergab, hinter den Bäumen verschwand und wieder herauskam.

„Da is er. Aber ob si mei Baron net wieder anderst b'sinnt ..."

Er stand auf und pürschte von dem Platze weg, langsam aufwärts.

Er war noch nicht weit gekommen, als der Hund die Leine straff anzog.

„Was hast denn, Lalli?"

Loisl blieb vorsichtig stehen und horchte nach dem Dickicht hinüber, das durch ein trockenes Bachbett von ihm getrennt war.

Es war wie leises Fiepen gewesen ... da! nochmal und lauter.

Gleich darauf brach ein Schmalreh in voller Flucht aus dem Dickicht heraus, die Rinne hinauf, daß die Steine rappelten.

Ein starker Bock hinterdrein, brunftend mit keuchenden Lauten.

„Jetza!" sagte Loisl, und ein frohes Lachen ging über sein gebräuntes Gesicht.

„Der waar glei no der besser ... 's Gwichtl is vielleicht net ganz so hoch, aber no stärker und ganz dunkel ... Herrgottsakra! Kannt dös a Freud sei ... den schiaß'n und nacha den andern o'pürschen. Aber na ... bei de Weibsbilda muaß er hocka ... Brav! Hirschmanndl, brav!"

Der Hund zitterte vor Aufregung, blieb aber unbeweglich stehen.

Loisl wartete. Als sich nichts mehr hören ließ, ging er vorsichtig zurück und kam auf den Weg hinunter, der zum Bauern in der Au führte.

„Was tua'r i jetzt? I muaß 's an Baron z'wissen macha, daß er ma morg'n net wieder umsteht ... Hoam geh? Na ... I schreib eahm an Zettl, den muaß ma da Hansgirgl abi trag'n. So mach i's. Kaff ma'r ins a Maß Bier, schadt aa net, und na schreib i eahm ..."

Er schritt besser aus und war bald beim Bauern in der Au.

Im Garten saßen Sommergäste, viele Damen darunter. Alle wandten sich nach dem reckenhaften

Burschen um, der es nicht zu beachten schien und doch beachtete.

Seine Haltung straffte sich, und in seinem Gange lag noch mehr geschmeidige Kraft.

„Nelly, das ist er!" sagte Herr Fehse laut.

„Wer?"

„Der Jäger, der mir gestern auffiel. Ein Prachtskerl ..."

Frau Fehse musterte ihn durchs Lorgnon.

„Ein strammer Bauernbursche," sagte sie nicht ohne Anerkennung.

„'n bißchen mehr sogar. Noble Rasse ..."

„Was heißt nobel?"

„Herr Stresow, Ihr unparteiisches Urteil."

Der junge Herr sah dem Jäger gleichgültig nach.

„Nich übel. Man sieht hier überhaupt ab und zu gute Figuren. Macht auch die Tracht."

Er trug sie selbst, und da er ein Bein übers andere gelegt hatte, quetschte sich das Fleisch in die Breite.

„Der würde im Frack erst recht Aufsehen erregen," opponierte Fehse.

„Weiß ich nicht," erwiderte Stresow höflich, aber mit betontem Zweifel. „In der Uniform, das ist wenigstens meine Erfahrung, sehen die Kerls alle plump aus."

Henny schwieg.

Junge Damen können sich nicht sachverständig zeigen, aber junge Damen haben flinke Augen, und Henny hatte bemerkt, daß der bildschöne Bursche sie mit einem bewundernden Blick gestreift hatte.

Und sie hatte ihn erwidert, deutlich, mit einem fröhlichen Aufleuchten.

Loisl ging ins Haus; an der Türe wandte er sich um, und ihre Blicke kreuzten sich wieder.

Da wurde ihm eigen zumut.

Schon oft hatte ihn ein Stadtkind lustig und keck angesehen, aber die da kam ihm anders vor.

Viel hübscher, viel ... ja, was denn gleich?

Jedenfalls dachte er darüber nach, und das hatte er sonst nie getan.

Er stand in der Küche vor der Hauserin und wußte beinahe nicht mehr, warum er gekommen war.

„Loisl, was geit's?" fragte die behäbige Frau.

„Ah so ... ja ... kunnt ma net da Hansgirgl a Botschaft an mein Baron abi bringa? I muaß auf d' Hütt'n und sollt eahm aba was z'wissen macha."

„Warum net? Da Bua hat leicht Zeit."

„Da Baron werd eahm scho a Trinkgeld geb'n."

„Braucht's net; der lafft leicht abi und versammt nix. Hast d' ebbas Schriftlichs?"

„I schreib's glei, wann'st mir a Babier gibst und a Dint'n."

Die Hauserin kramte in einem Kasten herum und fand bloß einen Briefbogen, der mit schnäbelnden Tauben und Blumen verziert war.

„Er is no von da Leni," sagte sie. „De sell hat oiwei was zu'n schreib'n g'habt. Tuat's der?"

„Leicht. I dank dir schö."

Loisl setzte sich an den Tisch und schrieb langsam und mit Bedacht.

„Werther Herr Barahn!

Heite in Namittag habe in einer Reißen vorn Zwergelgraben noch einen andernen Bock gesehen und ist selbiger gleich noch der besserne, wie der anderne vom Zwergelgraben, wo aber auch noch da ist und fleißig trieben hat. Und kennte der Herr Barahn die zwei Böcke leicht schießen. Bitte daher instendig, das Sie ja gewiß kohmen. Ich warthe um drei Uhr beim Moarstadei, wo Herr Barahn schon wissen. Mit heflichster Bitte nochmals Loisl Heiß.

Bald Herr Barahn bis um vieri nicht da sind, weis ich, das Sie nicht komen und wäre aber sehr draurig darieber. Wann Sie dem Bothen etwas geben möchten. Er ist ekstra deßweng hinunter."

Loisl steckte den Brief in ein kleines Kuvert, das etliche Fettflecken hatte, und gab ihn dem Hansgirgl, einem vierzehnjährigen Buben, dessen sommersprossiges Gesicht durchtriebene Schlauheit verriet.

„Da ... schaugst d', daß d' an Herrn selber

triffst, und gibst eahm dös Briafei. Sag no, es hätt pressiert, und es waar dringend. Er gibt dir scho a Trinkgeld."

Hansgirgl schlug von der Küche weg einen guten Trab an und verfiel erst, als er außer Sicht war, in ein gemächliches Schlendern.

„Trinkst a Maß, Loisl?" fragte die Hauserin.

„Kannt net schad'n."

„Bleibst d' bei mir herin?"

„Na, i bin liaba draußd; heut is mir z'hoaß in da Kuchl . . ."

Er ging hinaus und setzte sich an einen Tisch vor die Küche. Man übersah von da aus den Garten und konnte auch die Familie Fehse im Auge behalten.

Aber so hin und her mit Blicken ging es nicht; das hübsche Mädel redete mit ihrem Tischnachbar und sah nicht herüber.

Loisl ärgerte sich, daß er so vor allen Leuten da saß, und trank seinen Krug ziemlich rasch aus.

Als er aufstand und sich auf den Weg machte, traf ihn doch noch ein ausgiebiger Blick, an den er lange denken mußte.

Und wie er am Abend vor der Jagdhütte saß und sah, wie die Dämmerung vom See herauf über die Berge bis zur letzten verglühenden Spitze kletterte, fielen ihm wieder die fröhlichen Mädchenaugen ein.

Die Weiberleut können viel ausrichten, hatte der alte Festl gesagt.

* * *

Herr von Fries ließ sich durch Loisls Brief erweichen und nahm sich vor, den armen Kerl nicht vergeblich warten zu lassen.

Allerdings mußte er noch Muckis Einwilligung erhalten.

Da sie ihren Besuch auf vormittag angesagt hatte, konnte er sie ja mündlich umstimmen und ihr begreiflich machen, daß er auf die Jagd gehen müsse, daß er nicht immer absagen könne.

Eigentlich komisch, daß man sich ein Vergnügen als Pflicht gefallen ließ.

Er liebte diese anstrengenden Reviergänge nicht, und er unterzog sich ihnen bloß, weil es ihm ein gewisses Ansehen gab, oder weil er sich nun einmal darauf eingelassen hatte, die Jagd zu pachten.

Dabei hatte er aber stets das Gefühl, unter einem Zwange zu handeln.

Warum lief er sich müde, übernachtete in schlechten Betten, stand vor Tag auf?

Sicherlich hätte er das alles bleiben lassen, wenn nicht der Loisl gewesen wäre.

Der junge Kerl war von ihm abhängig und war sein Angestellter, aber er setzte seinen stärkeren Willen durch und zog ihn, den Herrn von Fries, mit.

Er mußte sich Seitenstechen herlaufen, in verrußten Hütten übernachten, oft in Nässe und Kälte aushalten.

Warum eigentlich? Weil er sich scheute, die Wahrheit zu sagen, daß er viel lieber in seinem komfortablen Hause bleiben wolle.

Schon oft hatte er sich darüber Vorwürfe gemacht, wenn er schwitzend hinter seinem Jäger herlief, und manchmal war er zornig über sich selber und über Loisl geworden, und war sich als willenloses Opfer vorgekommen.

Er konnte sich darüber ertappen, daß er erlöst aufatmete, wenn ihm ein aufsteigendes Gewitter eine gute Ausrede vor dem Jäger bot. Und alles das hieß man dann Vergnügen.

Herr von Fries sog den Rauch seiner Zigarette ein und stieß ihn durch die Nasenlöcher aus, indes er sich diesen tiefen Gedanken hingab.

Trotzdem wollte er, nein, mußte er Loisl wieder einmal nachgeben, denn der Brief hatte etwas so Eindringliches.

Er wäre viel lieber in angenehmer Gesellschaft spazieren gefahren, als bei der Hitze herumgeklettert.

Eine helle Stimme vor dem Gartentore.

„Schnucki!"

„Mucki! Du da?"

Sie war es. Fräulein Mia Albo, ehedem Poldi Weiß genannt als Tochter eines k. k. Finanzwachrespizienten in Salzburg, nunmehr Star an einem münchner Theater.

Aber sie kam nicht allein.

Ein Herr mit aufleuchtenden, bedeutend blickenden Augen, mit glattrasiertem Gesichte, mit zurückgeworfenem Haupte war bei ihr.

Schauspieler und Regisseur Morton, ehedem — ja wie hatte er ehedem geheißen? Er hatte irgendeinen Namen geführt, den ein boshafter Feldwebel und Steuerbeamter seinem galizischen Großvater aufgehängt hatte, und der Geheimnis bleiben mußte.

Fräulein Mia hüpfte wie ein Kind, das Reifen springt, auf Fries los.

Sie fiel stets ins kindlich Naive, wenn sie ein schlechtes Gewissen hatte, aber der gutmütige Fries merkte es nicht.

Das Kindliche entzückte ihn.

„Schnucki — Bucki!"

„Na, du Wildfang?"

„Hier stell ich dir meinen bitterbösen Regisseur vor ... Herr Morton."

Der Schauspieler lächelte herablassend. So als wollte er sagen: „Ja, ich bin es. Nun haben Sie den berühmten Gegenstand Ihrer Bewunderung vor sich ..."

Er kam dem ehrerbietigen Baron entgegen und gab sich menschlich jovial.

„Aber Sie wohnen hier ganz reizend. Dieser Goarten, diese Fontäne, diese Blumenbeete, dieses Haus, ein Schlupfwinkel des Glückes, ein Idille ..."

Er schüttelte ihm aufmunternd die Hand.

„Denk dir nur, Schnucki," erzählte Mia, „wie ich heute frühstücke und ein bißchen an dich denke, läutet es. Wer kommt? Mein gestrenger Regisseur. Ich erschreck förmlich. Was ist los? Hat es im Theater was gegeben?"

„Bin ich denn ein solcher Wauwau?"

„Aber ja! Wann man an gar nichts denkt, bloß im Genusse der Natur schwelgt, und dann stehen Sie, wie eine Mahnung, plötzlich vor mir..."

„Das ist schmärzlich, so als Tyrann zu erscheinen. Ich wollte auch einmal die freie Luft der Berge atmen..."

Nun kam Herr von Fries zum Worte.

Er lud seine Gäste ein, Platz zu nehmen, doch Morton bat, vorher telephonieren zu dürfen.

Fries wollte ihn führen.

„Nein, bidde, keine Störung! Das Mädchen wird mir zeigen... bidde, zu bleiben..."

„Schnucki," sagte Mia, als sie mit dem Freunde allein war, „Schnucki, es ist schauderhaft! Dieser gräßliche Mensch verdirbt uns ein paar Tage..."

„Wenn er nicht länger bleibt... das ist nicht so schlimm."

„Wie gleichgültig du bist! Zwei reizende Tage mit dir allein, ist das nichts? Aber weißt du was, ich versetz' ihn einfach..."

„Fahren wir weg!"

„Himmlisch!" Mia jauchzte auf, doch gleich versank sie wieder in ernste Stimmung.

„Er wird mir dann allerdings die Rhodope nehmen, weißt du, im Gyges..."

„Mach dir keine Unannehmlichkeiten, Mucki. Die paar Tage sind bald vorbei..."

Mia seufzte.

„So gefreut habe ich mich, mit dir allein zu sein, und da kommt der gräßliche Mensch daher! Mir is er zuwider, ich kann dir gar nicht sagen, wie..."

Er tätschelte ihre Wange.

„Armes Hascherl..."

„Mir is es auch wegen dir. Ich weiß, du hast die Art Leute nicht gern..."

„Ich will dir was sagen, Mucki, es trifft sich zufällig ganz gut. Ich muß wohl oder über einmal auf die Jagd."

„Dann strengst du dich wieder so an..."

„Ich kann's dem Loisl nicht abschlagen …"
„Ich werd ihm sagen, er soll ja auf dich acht geben …"
„So schlimm wird's nicht. Ich gehe heut nachmittag mit ihm …"
„Aber abends bist du zurück?"
„Wahrscheinlich …"
„Nein … sicher! Bitte, bitte! Sonst darfst du nicht weg."
„Schön … Ich komm bestimmt heim …"
„Dann fahre ich Nachmittag mit dem gräßlichen Menschen nach Kaltenbrunn …"
Der gräßliche Mensch kam eben eilig aus dem Hause.
„Ich war in Ihrem Studio, Herr Baron. Ein Kleinod! Ich bewundere Ihren Geschmack. Alles ist hier entziggend … dieser Goarten, diese Fontäne, diese himmlische Ruhe!"
Fries machte im Laufe des Gespräches den Vorschlag, nach Tegernsee überzusetzen, im Hotelgarten zu essen und …
„Und dann," fiel Mia ein, „muß mein armer Schnucki auf die Jagd gehen. Aber nicht wahr, du wirst dich nicht echauffieren?"
„Ich werde mich meiner Familie zu erhalten suchen."
Ein frischer Wind kräuselte kleine Wellen auf, als sie über den See fuhren.
Alle Bergwiesen leuchteten im hellen Grün; manchmal zogen Wolkenschatten darüber weg.
„Es ist zauberhaft. Es ist … es ist über alle Beschreibung härrlich!" schluchzte Morton. „Hier versteht man den Segen, den die reine Natua auf ein menschliches Gemieth ausiebt …"
Er riß seine Augen überweit auf, um all die Schönheit zu trinken.
„Sie sind ein beneidenswerter Sterblicher," wandte er sich an Fries. „In einem solchen Paradiese leben zu dierfen. Mit Engeln …" setzte er schelmisch lächelnd hinzu.
Man aß im Hotelgarten.

Nach dem Kaffee wollte sich Fries verabschieden.
„Ich begleite dich," sagte Mia. „Herr Morton bleibt hier und inspiziert die Damenwelt. Ich hole Sie dann zum Motor ab."
Sie ging mit Fries zum See hinunter.
„Warum fahren wir jetzt nicht zusammen zu dir hinüber? In Ruhe und Schönheit?"
Sie seufzte.
Er dachte an Hitze und Klettern und seufzte auch.
Ja, warum machte man sich selber Ungelegenheiten?
Am Ufer nahmen sie herzlichen Abschied voneinander.
Mia stand lange auf dem Landungsstege und winkte mit dem Taschentuche.
„Adiõ! Adiõ! Heute abend!"
Sie ging wieder zurück zu Morton, der sie lächelnd empfing.
„Hast du deine Wurzen glücklich an'bracht?" fragte er.

* * *

Beim Moarstadel wartete Loisl schon über eine halbe Stunde.
Der Stadel lag abseits, durch einen Waldstreifen vom Wege getrennt, auf einer leicht ansteigenden Wiese; die Sonne brannte auf das frisch gemähte Heu herunter, das kräftig roch; Bienen und Fliegen summten, und Loisl wurde beinah so schläfrig wie sein Hirschmann, der neben ihm lag und zuweilen unwillig nach einer störender Fliege schnappte.
Nun nahten sich Stimmen.
Loisl bog sich vor und sah um die Ecke des Stadels herum.
„Da schau her!" brummte er. „'s Pointner Nannei und ... der Bazi, der Kreillinger ..."
Aus dem Walde traten ein Bauernmädel und ein Bursche auf die Wiese heraus und kamen näher.
Das Mädel hatte ein gewöhnliches Gesicht; eine

auffallend niedere Stirne gab ihm ein dummes Aussehen; der Bursche war klein und untersetzt; seine Miene hatte etwas Freches und Lauerndes. Die Haare waren in der Mitte gescheitelt und vorne zu Simpelfransen geschnitten.

Er sah aus wie ein Volkssänger aus einer münchner Vorstadt; die Lederhose war mit grünen Arabesken überladen, an der Uhrkette schepperte ein Charivari von Klauen, Zähnen, Münzen; im Ausschnitte der Weste zeigte sich ein gestickter Hosenträger, der in der Mitte das Bild des Königs Ludwig trug.

„I hab aba koa Zeit ...“ sagte das Mädel.

„Du werst scho Zeit hamm ...“

Da schlug Hirschmann an, und die Pointner Nannei stieß einen leichten Schrei aus.

„Jessas, — der Jaga!“

Loisl war vorgetreten.

„Grüaß di Good!“ sagte Nannei mit einem verlegenen Lächeln. „Bist du da herob'n? I muaß nachschaug'n z'weng an Heu, ob no Platz is für 's Groamet ...“

„Is scho Platz, wann du 's Heu a weng z'sammdruckst.“

„Ah du!“ Sie lachte dumm. „Du hast mi fei schö daschreckt.“

„Weg'n mir brauchst d' net daschrecka.“

„Dös tean ma scho net,“ sagte der Bursche feindselig.

Loisl schaute ihn verächtlich an, ohne ihm zu antworten.

„Muaßt du da herob'n de Böck hüat'n?“ fragte der andere und verzog den Mund zu einem höhnischen Lachen. „Zu was hast denn da a Büchs? Zu'n Bockhüat'n brauchet'st du ehnder a Goaßel.“

„Di treibet i leicht mit an Steckerl hoam,“ antwortete Loisl.

„Du mi? Dös müaßt ma erst sehg'n ...“

„I hab di scho davo laff'n sehg'n.“

„Allemal geht's net a so.“

Loisl lehnte sich auf seinen Bergstock und lachte.

„Bist d' so stark wor'n beim Wollzupfa?" fragte er.

„Herrgottsackerament, derfst ma du dös fürhalt'n?"

„I frag di net, ob i derf."

Nannei mischte sich ein.

„Geh, teat's do net a so schiach! I geh jetzt wieda."

Sie wandte sich um und zog ihren Begleiter an der Joppe fort.

„Geh weida! Mach do koane G'schicht'n!"

Der Bursche sah den Jäger drohend an. „Auf 's Wiederschaug'n!" rief er.

„Hoffatli bald!"

„Werd da früah gnua sei."

„Wia's d' moanst! I bin alle Tage zum o'treffa. Und glei aa, wenn'st d' gar so viel Schneid hast!"

Loisl machte einen Schritt vorwärts. Aber Nannei zerrte den Kreillinger weg.

„Hör do auf! Geh ma do weida! . . ."

Sie kamen an den Wald. Da pfiff Loisl.

„Nannei! 's Heu hast d' gar net z'sammdruckt."

„Ah du!" Sie wandte sich nicht um, aber der Kreillinger schrie zurück:

„Greana Hund! Mit dir wachs' i z'samm."

Dann verschwanden sie hinter den Bäumen.

Loisl schaute auf die Uhr.

„Dreiviertel auf vieri. Kimmt da Baron halt wieda net . . ."

Er tat seinem Herrn unrecht. Der stieg gerade den Weg herauf, sehr echauffiert, Joppe und Weste offen, den Hut in der Hand. Er blieb stehen und trocknete sich mit dem Taschentuche das Gesicht ab.

Die Pointner Nannei kam mit ihrem Burschen vorbei, und der musterte den schwitzenden Herrn mit einem frechen Lachen.

Fries sah ihm ärgerlich und erstaunt nach; dann ging er weiter, und die eiserne Spitze seines Bergstockes klapperte auf den Steinen.

Daran erkannte ihn Loisl, vor er ihn sah, und er kam ihm entgegen.

„Aaah!" schnaufte Fries. „Eine Hitze hat's aber heut!"

„Weil S' no kemma san, Herr Baron . . . jetzt tean ma ganz langsam und gemüatli; mir könna uns Zeit lass'n."

Loisl ging voran und blieb immer wieder stehen, damit sich sein Herr verschnaufen konnte.

„Da is mir gerade ein Bursch begegnet mit seinem Mädel, ein unangenehmer, frecher Kerl."

„Der werd wohl frech sei!"

„Hast du ihn auch g'sehen?"

„Ja. Mir hamm a weng g'wartelt mit anand . . ."

„Kennst du ihn?"

„Und er mi. Mir mög'n anand net."

„Das versteh' ich. Mir war der Kerl sofort unsympathisch. Ist er von hier?"

„Seine Leut hamm a kloans Anwesen bei Wiessee drent, aba bis er's kriagt, hat er's lang verlumpt. Er is erst von Laufen außa kemma."

„Im Gefängnis war er? So . . . so . . ."

„In der Glashütt'n hamm s'n dawischt, jetzt werd's bald a Jahr sei . . ."

„Beim Wildern?"

„Ja . . . Er hat's frech gnua trieb'n . . ."

„Bei uns auch?"

„Warum net, wenn's leicht gang. Aber i glaub, er hat amal a Malör g'habt. Vor zwoa Jahr in da Gambsbrunft is mir oaner unterkemma, der hätt an Kreillinger schier gar gleich g'sehg'n in da Figur. 's G'sicht hat er g'schwärzt g'habt. I hab mi net lang erkundigt und hab eahm a Handvoll Schröt auf d' Haxen auffi g'schossen. G'hört hab i weiter nix, aber so a sechs Woch'n an acht is da Kreillinger verschwunden g'wen. Seine Leut hamm g'sagt, er hätt a Bluatvergiftung; daß er si an Nagel in Fuaß einitret'n hätt, hamm s' g'sagt. I woaß aa net, is 's wahr oder net, aber wia'r a wieder g'sund war, hat er mi

grimmi o'g'schaugt. De Bluatvergiftung hat si eahm auf 's Gmüat g'schlag'n."

„Eigentlich sonderbar, diese Leidenschaft," sagte Fries. „Daß einer wegen der Jagd sein Leben riskiert ..."

„Z'weg'n der Leidenschaft is net. Aber a Geld braucht ma, und stehl'n is lustiger wia arbet'n. I woaß g'wiß, der Bazi, der nixnutzete, legt Schlinga ..."

„Das ist allerdings das Gemeinste ..."

„Und sunst is aa nix, als wia'r a Lumperei. Wenn so a Kerl de Goaß wegschiaßt von de Kitz ..."

„Ja ... ja," sagte Fries ziemlich gleichgültig. „So romantisch ist es nicht, wie man es oft liest."

„Dös is überhaupts a großer Fehler, daß ma so a Heldenstückl draus macht. Derfen S' as g'wiß glaab'n, Herr Baron, dös bringt de Leut dazua, daß sie si no was ei'bild'n drauf. Aba jetzt müass' ma staad sei. Mir san nimma gar so weit weg. Beim Hallberger Mösl probier'n ma's mit'n Blatt'n."

Sie gingen auf einem schattenlosen Steig aufwärts, und die Sonne brannte heiß herunter.

In immer kürzeren Abständen blieb Fries stehen, um Atem zu schöpfen und sich den Schweiß abzutrocknen.

„Haben wir es bald?"

„Sssst ... staader!"

Sie kamen auf einen Höhenrücken, über den ein kühlender Luftzug strich.

Loisl blieb stehen und prüfte den Wind.

„Werd scho g'recht ..."

Sie schritten im Walde eben fort, bis sie an das ausgetrocknete Bachbett kamen.

Der Jäger blieb stehen, schnitt etliche Fichtenzweige ab und richtete einen Sitz her.

Er winkte Fries mit den Augen, der sich's gleich bequem machte, sich wieder und wieder das Gesicht abwischte, seinen Zwicker abnahm, eine Brille aufsetzte und mit der Zeit und endlich fertig war.

„Jetzt rasten S' no a bissel, es pressiert nix ... da drunt, sehg'n S', is a Dicket neben dem Mösl, schaugen S' aber aa rechts ummi, wenn eppa da Bock durchs Hochholz aufa schliafet."

Fries nickte.

„Schon gut ..."

Er legte seinen Büchszwilling übers Knie und zog den Hahn des Kugellaufes über.

Loisl beugte sich zu ihm und flüsterte:

„Tean S' d' Schrot aa übaziahg'n!"

Sein Herr nickte und spannte den zweiten Hahn.

Nun holte der Jäger ein Papier aus der Brusttasche und nahm daraus etliche Buchenblätter, die er sich hergerichtet hatte. Er setzte eines an die Lippen und fiepte.

Fries sah aufmerksam abwärts, wo sich ein Dickicht bis zu einer kleinen, von Gesträuch umgrenzten Wiese vorschob.

Es rührte sich nichts.

Loisl fiepte wieder, machte das Geschrei.

Nichts.

Die Spannung ließ bei Herrn von Fries nach. Seine Gedanken wanderten ab nach einer hübschen Vorstellung im Theater, nach einem gemütlichen Souper, nach Mucki.

An Mucki blieben sie eigentlich gar nicht lange hängen.

Immer wieder machte Loisl das Geschrei, aber es rührte sich nichts.

An Mucki blieben die Gedanken des Jagdherrn verwunderlich kurz hängen.

Sie huschten ab zu einer eleganten, jungen Frau, die er eine Woche vorher in einer Bar kennen gelernt hatte. Ungemein elegant und rassig.

Sie lebte in Scheidung; ihr Mann hatte eine Fabrik in Köln. Sie war Elsässerin, hatte was Französisches, etwas ausgesprochen Französisches in ihrem Wesen, in der ganzen Art, sich zu ...

Herr von Fries verspürte einen unsanften Stoß in den Rippen.

Er fuhr auf.

Loisl zeigte ihm ein verzerrtes Gesicht; seine Augen zeigten drohend, aufgeregt, dringend nach rechts.

Da stand im Hochholz, kaum sechzig Schritte entfernt ein Reh.

Der Bock, der Prügelbock mit einem wuchtigen, dunklen Gewichtl zwischen den Lusern.

Fries schaute hin, der Bock schaute her; seine Lichter waren starr auf die verdächtige Erscheinung gerichtet.

„Bäh ... bäh ... bääh!"

Er schallte und sprang weg.

Fries fuhr mit der Büchse auf.

Wumm — bumm!

Die zwei Schüsse krachten, und das Echo rollte das Tal entlang. Aus dem Hochwald kam die Antwort: Bäh — bäh — bääh!

Immer noch einmal und immer weiter weg.

„Jessas — Jessas! Ja, hamm S' denn den Bock net g'sehg'n?"

„Ich hab doch das Dickicht beobachtet!"

„Rechts hätten S' schaug'n soll'n ... i hab do g'sagt ... rechts ... so a Trumm Bock! Jessas — Jessas — Jessas!"

„Sei nur nicht so aufgeregt! Ich glaub, ich hab ihn."

„Was hamm S'?"

„Getroffen hab ich ihn. Ich bin sehr gut abgekommen."

„Ah!"

„Ich hab auch gesehen, daß er zusammengezuckt ist ..."

„Ah!"

„Ganz deutlich ..."

„Ah! Nix hamm ma. An Dreck hamm ma."

Loisls Gesicht war von Schmerz und Kummer entstellt.

Der gutmütige Herr von Fries versuchte ihm Hoffnung einzuflößen.

„Wirklich, ich bin gut abgekommen."

„Ah was! Dreißg Meta hinterm Bock hamm S' in d' Bamm eini g'schossen."

„Aber Loisl ..."

„Oder drei Meta. G'feit is er amal. Hamm S'n denn net schall'n hör'n? Jessas — Jessas! So a Fetzenbock!"

„Jetzt gehen wir einmal auf den Anschuß hinüber."

„Ja ... Anschuß! Hamm S'n denn net schall'n hör'n?"

„Vielleicht gerade ..."

„A Bock, der troffen is, schallt net. Und wia'r a übern Berg aufi groast is! Dem feit koa Haar ... Aba no, wenn S' moana, schaug'n ma ummi."

Sie gingen zu der Stelle, wo der Bock gestanden hatte.

„Da!" sagte Loisl und zeigte auf einen Fichtenboschen, von dem Splitter und Fetzen weg standen.

„Da hamm ma den ersten Treffa mit die Schröt. D' Kugel werd am Hirschberg ani prellt sei."

Fries wurde ärgerlich.

„Also schön! Dann haben wir ihn halt nicht. Das ist auch kein Unglück."

Loisl sagte nichts und stieg aufwärts; Fries hinterdrein, gereizt, verdrießlich. Eine Weile gingen sie so, dann blieb der Baron stehen und zog seine Zigarrentasche aus der Joppe.

„Loisl!"

„Ja?"

„Bleib einmal stehen und steck dir eine an! So, und jetzt schließen wir wieder Frieden. Der Ärger hat keinen Wert."

„Aba so a Bock!"

„Den kriegen wir ein anderes mal."

„Wenn da Herr Baron fleißiger gehat, na glaab i selm, daß ma scho nomal zum Schuß kamet'n."

„Ich versprech dir, auf den gehen wir. Ich bin jetzt heiß auf den Kerl."

Loisl rauchte die vortreffliche Zigarre und versuchte, zu lächeln. Es ging noch nicht recht, aber der Anfang war gemacht.

„Was tun wir jetzt?"

„In Zwergelgrab'n geh ma ummi. Der Bock hat den Schuß net g'hört."

„Schön ... Wenn ich nur Zeit habe zum Zielen. Diesmal war's zu schnell."

„Schaug'n muaß ma halt bei'n Blatt'n, schaug'n."

„Ich hab zu viel geschaut, zu angestrengt. Immer auf das Dickicht hinunter. Ich traute mich nicht zu rühren ..."

„Woll'n ma's hoffen, Herr Baron, daß 's ins besser g'rat."

Sie kamen nach einer halben Stunde an den Graben und fanden in guter Deckung einen Platz, von dem aus das ganze Terrain zu übersehen war. Auf der andern Seite war ein langes Dickicht, in dem nahe aneinander mehrere mit Farrenkraut bewachsene Blößen waren.

Fries hatte sich eben niedergesetzt, als Loisl ihn langsam, aber sehr fühlbar an der Joppe zog; dabei wies er mit den Augen nach links hinüber.

Ein roter Fleck im Buschwerk.

Fries beugte sich zurück und pisperte:

„Ich hab noch nicht geladen."

Da hob Loisl seine Augen in Grimm und Schmerz zum Himmel und verdrehte sie so, daß man das Weiße sah. Beinahe weinend flüsterte er zurück:

„Laden S' halt! Aber staad!"

Es gelang.

Der rote Fleck war wieder verschwunden.

Fries gab seinen Feldstecher dem Jäger hinüber, der ihn einstellte.

Nun zeigte sich wieder was Rotes.

Loisl schüttelte langsam den Kopf.

„A Goaß," flüsterte er.

Das Reh kam mehr ins Freie heraus und äste.

Da tauchte am Rand des Buschwerkes ein zweites auf.

„Er is scho. Nur staad! Zeit lass'n, bis er broat steht! Sehg'n S'n guat?"

Fries nickte bejahend.

Er lag im Anschlag und zielte.

Der Bock wandte sich, warf auf und äste wieder.

Angstvoll starrte Loisl hinüber.

Der Schuß krachte. Der Bock machte einen Satz und flüchtete hinter der Geiß ins Dickicht.

Fries schaute ihm betroffen nach, aber Loisls Gesicht verzog sich zu einem freundlichen Lachen.

„Den hat's ..."

„Glaubst du?"

„Er hat a guats Zeich'n geb'n."

Nun kam gleich Vertrauen über den Schützen.

„Ich bin prachtvoll abgekommen ... mitten auf dem Blatt ... sollen wir ...?"

„Na ... jetzt raach'n mir z'erscht a Pfeif. Dem lass' ma Zeit ..."

Loisl riß den Feldstecher an die Augen.

Oben flüchtete ein Reh aus dem Dickicht ins Hochholz. Es war die Geiß.

Da lachte er nochmal und nickte zufrieden.

„Feit si nix. Da Bock liegt, sunst waar a nachi."

Fries machte etliche Male den Vorschlag, hinüber zu gehen; der Bock sei sicherlich verendet, aber der Jäger blieb fest.

Endlich stand er auf, und sie stiegen über den Graben zum Anschuß hin.

Auf den Farrenkräutern fanden sie bald Schweißtropfen. Hirschmann zog ungestüm an der Leine.

„Hö ... hö! Laß da Zeit! Bleiben S' da, Herr Baron, i geh mit'n Hund nachi."

Er schloff ins Dickicht, und nicht lange darauf tönte sein heller Juhschrei heraus, und dann kam er und zog den Bock am Gewichtl hinter sich her.

„Weidmanns Heil! Koan bessern hamm S' no net g'schossen."

„Weidmanns Dank!"

Fries freute sich nun doch über das schöne Gewichtl und gab Loisl, der ihm den Bruch überreichte, ein Goldstück.

„Dös brauchet's aba net, Herr Baron."

„Nimm's nur. Als Pflaster auf deinen Ärger vorhin ..."

„Weil's halt oamal z'schö g'wesen waar, wann mir jetzt den andern aa no hätt'n."

„Dann hätt ich vielleicht den nicht geschossen…"

Loisl brach den Bock auf, verpackte ihn im Rucksack, und Fries bewunderte ihn heimlich, wie er die schwere Last beinahe mühelos trug.

Auf dem Heimwege war er sehr aufgeräumt und gesprächig und erzählte seinem Jäger allerlei von seiner Treffsicherheit, die er bei großen Jagden im Flachland bewiesen hatte.

Sie kamen vor Dämmerung ins Dorf, und Loisl hatte diesmal nichts dagegen, daß er von den Leuten gesehen wurde.

* *
*

Fehses hatten nachmittags Gäste gehabt, Frau Geheimrätin Calmon, Herrn Stresow, Bankier Redantz und seine Frau und einen alten Freund der Familie, Justizrat Friedmann aus Köln.

Man blieb nach dem Kaffee im Garten sitzen, da die Gäste erst mit dem letzten Motorboote nach Tegernsee übersetzen wollten. Stresow saß abseits bei Henny, die in einer Hängematte lag, und übte sich im Flirten. Er schien darin einige Gewandtheit zu haben, denn häufig tönte fröhliches Lachen zu der übrigen Gesellschaft herüber, die unter breitästigen Linden saß, und Frau Calmon schickte wohlwollende Blicke zu den jungen Leuten hin, wobei sie sagte: „Man unterhält sich ja vortrefflich…"

„Sagen Sie mal," wande sich Redantz an Fehse… „wohnt nicht hier in der Nähe ein Baron Fries?"

„Kenn ich nich…"

„Doch, Heinrich, das ist der Herr, dem die hübsche Villa gehört."

„So? Was ist mit dem? Sind Sie bekannt mit ihm?"

„Nee," antwortete Redantz. „Er fiel mir nur auf, gestern in Tegernsee. Das heißt, nicht er, sondern die Dame, die bei ihm war. Theater, — was?"

„Ich bin nich im Bilde…"

„Mia Albo aus München," berichtete Justizrat Friedmann. „Müßten Sie eigentlich kennen, Fehse."

„Albo?" antwortete Frau Fehse. „Natürlich, die sahen wir doch im Traumulus. Erinnerst du dich nicht, Heinrich?"

„Ach, die mit dem bewegten Leben? Die auf der Polizei vernommen wird? Machte sie übrigens famos. So, die is hier? Muß ich mir mal auf ihre Rolle hin ansehen. Die Echtheit war Natur."

„Sie hat so was," pflichtete Redantz bei. „In dem Milieu fiel es natürlich besonders auf."

„Na, so ungewöhnlich ist die Erscheinung nicht," sagte Friedmann. „Nach keiner Richtung hin. Das Mimenreich ist hier sehr zahlreich vertreten. Das bayrische Ischl ..."

„Hoffentlich entwickelt sich hier nicht der richtige Betrieb," erwiderte Fehse. „Wär eigentlich schade."

„Dem kann man ja aus dem Wege gehen."

„Ich meine, wegen der Bevölkerung. Die verliert doch das Unberührte ..."

„Das sie jetzt hat, glauben Sie?" fragte Redantz. „Ich weiß nich, ich bin mißtrauisch."

„Wie alle Berliner."

„Rechnen Sie sich nicht mehr dazu?"

„Also wie wir Berliner. Wir haben uns das ein bißchen sehr angewöhnt."

„Was ich immer sage," rief Friedmann. „Ihr seid eine zufällig zusammengewürfelte Gesellschaft, traut euch nicht, beriecht euch ..."

„Daß wir nicht, wie ihr Kleinstädter, einer den andern kennen ..."

„Falsch, lieber Redantz! Sie können meinetwegen Köln für ne Kleinstadt nehmen, aber im ganzen falsch! Darum handelt's sich nich. In Wien zum Beispiel haben wir das Zusammengewohnte, Zusammengewachsene, mit der bestimmten Tradition."

„Nu schon wieder Tradition ..."

„Jawoll ja," unterbrach ihn Fehse. „Davon kommt es, von dem Mangel an Tradition. Aber nich bloß davon. Es liegt schon so in unserer

Natur, das Skeptische. Wir lassen Eigenart nich gelten, glauben nicht daran, nehmen sie für Absicht, für 'n Trick, oder das abschließende Urteil ist: der Mensch is nich normal ..."

„Normal sein ist alles ..." zitierte Friedmann.

„Wenn wir skeptisch sind," unterbrach ihn Redantz, „so sind wir's ganz gewiß am meisten gegen uns selbst. Was uns fehlt, ist die Zufriedenheit mit uns selbst ..."

„Ganz natürlich!"

„Wieso natürlich, bester Justizrat? Bei den andern is auch nich alles Gold. Aber jeder Münchner spricht von seiner Gemütlichkeit, jeder Wiener von seiner alten Kultur, jeder Hamburger von seiner guten Küche, bloß wir werfen uns immer Mängel vor ..."

„Diesmal waren Sie skeptisch gegen diese bescheidenen Dorfbewohner."

„Ich sage nur, was so mein Eindruck ist. Die Leute haben so 'n Unterton, als wollten sie das unterstreichen: ‚Du, ich bin fein ungemoan treuherzi ...'"

Herr Redantz ahmte den komischen Dialekt nach.

„Ich will Ihnen was sagen," entgegnete Friedmann. „Sie sind durchs Bauerntheater beinflußt."

„Wieso bin ich beeinflußt?"

„Die Stimmung klingt nach. Ich weiß das von mir selbst. Wenn man so 'n verlogenes Zeug sieht, und es gerade von solchen Leuten dargestellt sieht, die dabei so reden und sich so bewegen, wie eben die Leute hier auch, dann bleibt das Mißfallen an einem hängen. Man hört zu leicht 'n falschen Ton heraus, den man noch im Ohr hat."

„Möglich, aber vielleicht werden umgekehrt die Leute durch das Theater beeinflußt. Sie sehen sich so gespielt und spielen es nach. Es ist doch auffallend, daß die Leute hier herum alle so 'n bißchen Talent zum Schauspielern haben, und daß sie sich mit einer merkwürdigen Fixigkeit in den falschen Ton finden ..."

Herr Fehse sog an seiner Zigarre.

„Zunächst haben sie mal Talent," sagte er.

„Das sagen sie ja selbst, und das ist 'n Vorwurf, den sich die Leute gefallen lassen können. Wahrscheinlich finden sie sich eben in den Ton, den das Stück hat. Auch in den schlichten, und in den vielleicht noch besser. Wenn sie verlogenes Zeug reden müssen, na ja ..."

„Aber die Anpassungsfähigkeit ist mal da, und der Brustton, und der macht mich mißtrauisch ..."

„Eines müssen Sie gelten lassen. Das ist das Aussehen von den Kerls."

„Mein Mann sieht in jedem Bauernburschen einen Adonis ..." sagte Frau Fehse.

„Seh ich eben nich ... Adonis is gar nicht mein Fall. Ist mir viel zu geschleckt. Was mir an den Kerls gefällt, ist gerade die derbe Kraft, die sich mit einer eigenartigen Grazie verbindet ..."

„Grazie?"

„Doch!" sagte die Geheimrätin Calmon. „Das ist nicht zu viel gesagt, Herr Redantz, und wenn Sie sich davon überzeugen wollen, kommen Sie Sonntag mit zum Enterrottacher Fest."

„Ich bin ein bißchen gegen das Juhu ..."

„Nein! Nein! Kommen Sie nur, es wird Sie nicht reuen. Ich war noch jedes Jahr dort und freue mich immer wieder."

„Ausgemacht!" rief Fehse. „Wir werden alle hinkommen, und Herr Redantz soll uns das erste Mal in seinem Leben rechtgeben ..."

„Schön. Jedenfalls ist es ein Ausflug in angenehmster Gesellschaft ..."

„Darf ich die Herrschaften zum Aufbruch mahnen? Es ist höchste Zeit zum Motor."

Stresow war herangetreten, und es war ein schönes Zeichen militärischer Zucht, daß er beim Flirt pflichtbewußter geblieben war als die älteren Herren bei ihren Streitfragen.

Fehses begleiteten die Gäste ein Stück Weg.

„Da! Nu geben Sie mal acht!" Fehse stieß Redantz an.

Fries und Loisl mit dem Rehbock im Rucksack kamen ihnen entgegen.

Loisl trat auf die Seite und blieb stehen, um die Gesellschaft vorüber zu lassen.

„Ein Reh!“ rief Henny. „Wie hübsch!“

„Ein kapitaler Sechser,“ sagte Stresow. „Allerdings, in Schlesien habe ich ...“

„Darf man sehen?“ Henny lächelte süß, als sie es fragte.

„Warum net?“

Loisl stand mit abgezogenem Hute vor ihr, und sie streichelte den Rehgrind, der aus dem Rucksacke hing.

Durch den Äser waren ein paar kleine Fichtenzweige gesteckt.

„Hat er das eben noch gefressen?“ fragte Redantz.

Stresow belehrte ihn, daß es Weidmannsbrauch sei, den Bock so zu schmücken.

„Selbst geschossen?“ fragte Fehse.

„Na. Da Herr Baron ...“

Der freundliche Kommerzienrat wollte Loisl ein Geldstück in die Hand drücken.

„Na ... Dank schö ...“

„Nehmen Sie nur!“

„I dank schö. I nimm's net.“

„Aber ne Zigarre? Was?“

„Dös ehnder.“

Loisl nahm aus dem vorgehaltenen Etui eine Zigarre.

„I sag gelts Gott ...“

„Sie sind von hier?“

„Ja.“

„Wahrscheinlich alte Jägerrasse? War Ihr Vater auch dabei?“

„Na. Der hat a kloans Sachl g'habt.“

„Sachl?“

„A kloans Anwesen ... am Berg vorn ...“

„Wir müssen eilen,“ mahnte Stresow, und die Gesellschaft trennte sich von Loisl, der seinem Herrn nachging.

Unter den fremden Leuten hatte er sich nicht getraut, das hübsche Mädel richtig anzuschauen.

Aber ihr Lächeln hatte er nicht übersehen.

* * *

In Enterrottach war fröhliches Leben.

Von weitem hörte man die hellen Klänge einer Trompete, die sich verloren, um gleich darauf wieder jubelnd in die Höhe zu klettern.

Kam man näher, so mischte sich das tiefe Brummen der Baßgeige darein, und dann übertönte ein wütendes Stampfen die Musik. Von der Brücke aus bot sich ein Bild bewegten Treibens. Über dicht gedrängten Menschenhaufen wehten Adlerflaume auf den Hüten der Mädel; die weißen Hemdärmel der Burschen leuchteten heraus, und das lachte und lärmte durcheinander und drängte sich zu den Tanzbühnen, die im Freien aufgeschlagen waren. Zwischen ihnen schoben sich die zahlreichen Sommergäste durch. Alle Plätze im Wirtsgarten waren besetzt; der Schlegel donnerte auf den Zapfen im Bierfaß, Kellnerinnen liefen durch die Reihen und konnten kaum auf alle Rufe hören, immer wieder kamen Leute, suchten nach Plätzen und schleppten Stühle herbei.

Ein Wagen nach dem andern fuhr vor, Herrschaftsequipagen, Lohnfuhrwerke; elegante Damen stiegen ab und mischten sich fröhlich ins Gewühl, dicke Herren, die im Geschäftsleben etwas bedeuteten, gingen in Joppen und Lederhosen herum, Scharen von Burschen und Mädeln radelten über die Brücke heran und liefen zur Tanzbühne, kaum daß sie abgestiegen waren.

„Is das nich ächt?" fragte Herr Fehse. „Sehen Sie mal die zwei Burschen dort; was das für baumstarke Kerls sind!"

„Es gibt so ne und so ne ..." antwortete Redantz und wies auf einen kleinen, unangenehm aussehenden Burschen hin.

Er hatte den Hut ins Genick geschoben und in die Stirne hinein Simpelfransen gestrichen.

Es war der Kreillinger Hans. Er merkte, daß ihn die beiden Herren betrachteten, und redete sie an.

„Zahlt's a Maß, ös Stadtfrack!"

„Was sagt er?"

„Bier möchte er haben. Nee, Verehrtester, Ihnen nich ..."

„Habt's koa Geld? Na' leich i enk oans!"

Da sich Fehse unwillig abwandte, ging er lachend weg.

„Wir wollen dorthin sehen," schlug Frau Geheimrat Salmon vor und deutete mit dem Sonnenschirm nach der nächsten Tanzbühne.

Eine Schar trat gerade an; jeder Bursche führte sein Mädel an der Hand.

„Sehen Sie die zweite, da vorne! Ist sie nicht reizend? Und der Bursche, jetzt dort, der eben an der Ecke ist ..."

Die Paare tanzten einen langsamen Landler, und wie die Klarinette gellend einfiel, ließen die Burschen ihre Tänzerinnen los und stampften im Takte auf die Bretter. Dann plattelten sie, patschten sich auf Schenkel und Knie, schmissen die Haxen in die Höhe, und jeder zeigte seine Gelenkigkeit.

„Famos!" rief Fehse. „Der große Bengel dort macht's am besten. Donnerwetter ja! ... Nu mal los! ..."

Kaum war der Tanz beendet, begann gleich wieder ein neuer.

„Was die Kerls für Lungen haben!"

„Sie müssen auch die Mädchen beobachten," belehrte ihn Frau Salmon, die eine langjährige Erfahrung voraus hatte. „Wie sich jede zierlich dreht und den Burschen zu fliehen scheint. Das ist der Sinn des Tanzes, dieses Liebeswerben des Burschen, der immer stürmischer wird, und das schamhafte Widerstreben des Mädchens."

Der Kreillinger Hans schlug gerade mit dem Fuße seiner Tänzerin die Röcke in die Höhe. Man sah ein paar sehr tüchtige Waden und rote Strumpfbänder.

„Zum Schlusse ... sehen Sie ... kommt dann die Erhörung, die Vereinigung," erklärte Frau Salmon.

Sie bemerkte etwas indigniert, daß Fehse ihr nicht aufmerksam zuhörte.

Die Musik verstummte.

„Dort steht ja Ihr Jäger von neulich," sagte Redantz und wies auf Loisl, der nur etliche Schritte entfernt war.

„Richtig ja ... Ich werde ihn mal ansprechen."

Loisl hatte seine Bekannten schon längst gesehen, und es war kein Zufall, daß er so nahe bei ihnen stand.

Henny wandte sich nach ihm um und lächelte; sie kam mit ihrem Papa auf ihn zu.

„Tanzen Sie nich?" fragte Fehse. „Sie verstehen sich doch sicher gut darauf."

„Wenn 's Fräulein erlaubt ..."

Henny lachte.

„Ich hab das noch nie ..."

„Dös geht von selm. Sie brauchen Eahna bloß a bissel drah'n."

„Nu mal los!" drängte der Papa, da eben die Trompete ein Zeichen gab.

Alle sahen dem Paare nach. Frau Salmon führte ihr Lorgnon ans Auge, Frau Redantz klatschte Beifall, und Mama Fehse lächelte vergnügt.

„Wenn i Eahna los lass'," erklärte Loisl, „nacha machen Sie's, wia de andern; tanzen S' grad a bissel rum, bis i wieda kimm ..."

„Ich werde mich sicher blamieren."

„Dös sell glaab i net."

Er lachte und hielt ihre Hand fest in der seinigen.

Es war ihr ein sonderbares, aber gar nicht unangenehmes Gefühl, ihre zarten Finger so derb umspannt zu fühlen.

Und als nun der Landler anfing, wunderte sie sich, wie leicht und eigentlich elegant er sich mit ihr drehte.

Sie errötete vor Vergnügen.

Und dann plattelte Loisl, immer noch um eins schneidiger wie die andern, schnackelte, pfiff, schlug die Haxen nach hinten aus und sprang in die Höhe, daß Papa Fehse in Beifallsstürme ausbrach.

„Ich wußte es ja! Sagt ich es nich? Das is 'n Kerl! Hurrjeh, wie er die Beine schmeißt! Das is 'n Staat!"

Als der Tanz aus war, wollte Henny gehen.

„Setz ma no oan drauf!" bat Loisl, und sie war gleich dazu bereit.

Frau Fehse, neben der Stresow stand, hob ihren Sonnenschirm in die Höhe, um Schluß zu signalisieren.

Aber da quiekte schon die Klarinette und brummte der Baß, und das Paar drehte sich mit den andern im Kreise herum.

Das nächste Mal bat Loisl nicht mehr um Fortsetzung, sondern führte Henny zu ihren Leuten zurück.

Sie wurde mit Beifall empfangen.

Frau Calmon versicherte ihr, sie wären das schönste Paar gewesen, und Frau Redantz sagte, sie hätte nie so was Ächtes gesehen.

Fehse hielt Loisl fest.

„Sagen Sie mal, das muß doch kolossal anstrengend sein! Tut denn das nich weh? Sie schlagen sich ja mit einer Vehemenz auf die Beine, daß es nur so knallt!"

„Wenn ma's g'wohnt is, g'spürt ma's net. De erst Zeit brennen oan d' Händ ..."

„Die Hände brennen? Donnerwetter ja, das will ich wohl glauben."

„Jetzt schmeckt aber a Moßl?" fragte Redantz, der den Dialekt nicht lassen konnte.

„Vo dem bissel tanzen kriagt mo koan Durscht."

„Ah, da kommt der Justizrat! Schade, daß Sie das versäumt haben; Henny hat eben mit unserm Freunde hier getanzt ... geschuhplättelt ... un so was Ächtes! Das hätten Sie sehen müssen!"

„Läßt sich das nicht wiederholen?"

„Wollen mal sehen ... vielleicht später. Rau-

chen wir eine?" wandte er sich an Loisl, der sich bescheiden dankend eine Zigarre nahm.

„Also auf Wiedersehen!"

Der Jäger grüßte höflich und ging in den Wirtsgarten. Bei einem der ersten Tische wurde er angerufen.

„No net gar a so stolz!"

Er wandte sich um und grüßte das Mädel, eine Bauerntochter von Reitrain.

„Ah ... grüaß di Gott, Sephi! Bist d' aa herin?"

„I scho. Was is denn? Tanz'st du heut grad mit die Herrischen? Oda san ma dir aa no guat gnua?"

„Geh zua, was redst denn? I bin ja grad kemma."

„Hab di scho tanz'n sehg'n. Du, i kimm fei auf die Kothalm."

„Wia dös? Was tuast denn du drob'n?"

„'s Miadei is krank wor'n, jetzt muaß i auffi. Kehrst d' bald amal zua?"

„Wann i auf'n Weg bi, warum net?"

„Koan Umweg is dir net wert?"

„I hab weng Zeit."

„O Jessas! Bei dir müasset ma gar no bitt schö sag'n ..."

„Helfat aa net allemal."

„Na laß halt bleib'n! Du bild'st da scho a bissel gar viel ei ..."

Sephi wandte sich schmollend ab.

Da schrie eine rohe Stimme vom Tischende herüber: „Dem greana Hund muaßt guate Brocka geb'n, na lafft er dir scho zua ..."

Es war der Kreillinger.

Ein paar Burschen, die bei ihm saßen, lachten höhnisch, aber da hatte Loisl den frechen Kerl schon am Halsband gefaßt, riß ihn aus der Bank heraus und warf ihn gegen das Tischeck.

Die Burschen sprangen auf und schrien wütend durcheinander.

„Schlagt's 'n nieder, den Herrgottsackerament!"

„No zua!" rief Loisl.

Von allen Tischen liefen Leute heran; schnell bildete sich ein Kreis um die Streitenden.

Loisl stand ruhig, die andern schrien auf ihn ein. Ein behäbiger Mann, den die blau und weiße Schleife an der Achsel als Festordner bezeichnete, drängte sich durch die Leute.

„Was gibt's denn da? Bei uns werd net grafft."

Er kannte den Jäger.

„Heiß, was is denn mit Ihnen?"

„Der Kerl da hoaßt mi an greana Hund."

„O'packt hat da Jaga," schrie einer von den Burschen. „Der hat o'gfangt."

„Is net wahr. Der ander hat'n g'schimpft," sagte ein älterer Mann.

„Also, i bitt mir a Ruah aus ..." entschied der Festordner. „Heiß, san S' g'scheidt und lassen S' de G'schicht geh', und ös da, gel, wann's ös an Krach macha wollt's, lass'n mir enk außi toa."

„Hamm mir was to? Der hat an Hans'n o'packt. Hat der 's Recht?"

„No staad sei! I kenn an Kreillinger scho länger. Mir lass'n de Gäst net schimpfen, und an Spetakl leid'n mir net."

Loisl ging mit dem Manne weg, und die Zuschauer verliefen sich.

Fries, der mit Mucki und Morton an einem Tische saß, eilte auf seinen Jäger zu. „Was hat's denn gegeben?"

„Nix B'sonders, is scho wieder vorbei. Der Bazi, den S' neuli g'sehg'n hamm, hat mi g'schimpft, und i hab'n a weng g'faßt."

„So ein Frechje!"

„Ja, das is kein guter," sagte der Festordner, ein Rottacher Bürger. „An Ihrer Stell, Heiß, tät ich mich mit dem Kerl net abgeb'n. Dem trau ich alles zu."

„Der kannt lang wart'n, bis i mi abgab damit, aber vor de Leut an grean Hund hoaß'n lassen, dös sell gibt's na do net."

„Verklagen Sie den Kerl!"

„Na, Herr Baron. Aufs G'richt lassen, dös

mag i net. Heut hat er seine Schmiergel, und vielleicht hab i drauß'd im Revier amal die Ehr unter vier Aug'n. Na zoag i eahm, wia'r a greana Hund beißt."

„Aber heut nimmer, bei uns da!" sagte der Bürger.

„Na . . . na!"

„Kommen Sie an unsern Tisch!"

„Herr Baron, entschuldigen S', Sie wern ma's net übel nehma, aber i gang jetzt liaba."

Loisl war zorniger, als er zeigte.

Was mochten die Herrschaften, die vorhin so freundlich gewesen waren, von ihm denken? Und das Fräulein?

„Warum wollen Sie gehen? Sie waren in Ihrem Recht!" sagte Fries.

„Scho, aber i kenn's, i derleid heut nix mehr, und de Burschen san wepsig. Kannt mi oana dumm o'schaug'n, und na gang's dahi . . ."

„Wie Sie meinen. Ich will Sie nicht aufhalten."

Loisl ging aus dem Garten und stellte sich vor die Tanzbühne, als wollte er zuschauen; dabei sah er sich unauffällig nach den Herrschaften um. Er konnte sie nirgends entdecken. Endlich sah er sie von weitem auf der Valepper Straße herankommen; sie hatten offenbar einen kleinen Spaziergang gemacht und von dem Vorfalle nichts bemerkt.

Da war es ihm leichter zumut, und er ging unauffällig weg.

Fries war zu seiner Gesellschaft zurückgekehrt.

„Was hast du, Schnucki? Du bist so aufgeregt."

„Nicht im mindesten. Wieso?"

„Ich seh's dir doch an . . ."

Mia war zärtlich besorgt.

Aber es waren in den letzten Tagen ein paar Fäden zerrissen, oder die Sinne des gutmütigen Fries waren schärfer geworden. Er hörte deutlich den falschen Ton heraus. Eine Falte zeigte sich zwischen seinen Augenbrauen.

„Schade, daß es nicht zu einer solennen Keilerei

gekommen ist," sagte Morton. „Zu einem bayrischen Volksfeste gehört das als notwendiges Appendix."

Er erhielt keine Antwort.

„Hoffentlich is doch nix vorgekommen, was Sie persönlich gekränkt hat?" fügte er hinzu.

„Nicht fragen!" mahnte Mia. „Wenn er verstimmt ist, reizt ihn alles. Man muß ihn allmählich zur Ruhe kommen lassen ..."

Sie sprach vor Dritten oft so von ihm. Wie von einem Bubi, oder von einem Hunderl, das sie dressierte.

Früher hatte er das überhört, jetzt ging es ihm durch und durch.

Kam es daher, daß Mucki dem gräßlichen Menschen mit so viel Selbstverleugnung ihre Zeit opferte?

Nicht bloß daher.

* *
*

Loisl war heim geradelt und wollte noch einen Gang ins Revier machen; als er beim Rauchenberger vorbeikam, sah er den Alten vor seinem Hause sitzen und kehrte bei ihm ein.

Er erzählte ihm sein Erlebnis mit dem Kreillinger Hans.

„I kenn de Rass' guat," sagte Festl. „Der Vater waar so unrecht net g'wen, aber de Alt! Neun Teufi hat dös Luada im Leib. No, ma woaß ja, wo s' her is. Ihre Leut war'n de Grandlumpen da herin, hamm all's verspielt, all's verlumpt, und der Kreillinger g'rat' eahna nach, was ma so hört. Auf den derfst Obacht geb'n ..."

„I scheuch'n net."

„Hab aa koan g'schiecha, aba schlau muaß ma sei; über'n Weg pass'n muaß ma solchane. Es is leicht was übersehg'n. Nix g'ring nehma, bal ma'r amal an Feind hat!"

„Dös waar aa no a Feind!"

„Vo hint kann oan a jeda o. Da Stärkst' und

20*

da Wildest' is lang net so g'fahrli wia so a Kalta, so oana, der koa G'wiss'n hat. Und de Rass', lass' dir sag'n, de hat koans."

„Du red'st di ja ganz in Zorn eini."

„Ah na ... Der schlaft oan ei, bal ma so alt is, aber ei'g'fall'n is ma, daß heut schier a b'sunderner Jahrtag waar. Gestern vor zwanz'g Jahr, da hätt'n i und mei Alte beinah a g'spaßige Himmifahrt g'macht. Weil i z'weni aufpaßt hab oder soll i sag'n, weil i do no z'weni vastand'n hab von da Schlechtigkeit."

„War's mit an Lumpen?"

Festl lachte vor sich hin.

„Lump is z'weni g'sagt ... No, i verzähl da's, wenn'st d' derweil hast ..."

„Gnua. I z'reiß heut nix mehr."

„Wart a weng, da kent i mir z'erscht d' Pfeif o."

Es dauerte eine Weile, dann konnte Festl erzählen.

„I hab oan g'habt, da herin, von dem hab i's g'wißt, daß er der Schlechtest is und a eiskalta Tropf. I hab sei Fährt'n kennt wia de von mein best'n Hirsch, und wo i s' g'spürt hab, da hab i Obacht geb'n. Bin viel g'laffen, bin viel g'schloffen, hab oft paßt und lang paßt, und is ma'r aa etla mal g'rat'n, daß i'n dawischt hab. Leider, daß i nia g'schossen hab, jed'smal o'zoagt, und dös war dumm. Beim dritten Mal hat da Hundling a Jahr kriagt, is wieda raus kemma und hat im Wirtshaus de größten Sprüch aba g'haut. Daß er mi durchi tuat ohne Gnad und Barmherzigkeit. Is ma natürli wieder hinterbracht wor'n, und mei Alte hat in der größten Angst g'lebt. I hab s' tröst und hab s' ausg'lacht. De sell'n Hund, de bell'n, beißen net, hab i g'sagt, aba wann i aufrichti sei will, i hab dem Kerl selm all's zuatraut. I hab meiner Lebtag mit etla Lumpen z'toa g'habt, aber dös war a b'sunderner. A G'schaug hat er g'habt, falsch ... und ja ... wia'r a Raubfisch, kalt ... No, daß i weida verzähl, amal kimm i ziemli fruah hoam ... es is net lang vor da Hirsch-

brunft g'wen ... mir is a bissel surrmi g'wen, so damisch, da Kopf hat ma weh to, leg i mi also bald ins Bett, de Alt aa. I hab aba net schlafa kinna, so a Gliedaschwer'n hab i g'habt, und da sinnier i a so in da Dunkelheit. Auf oamal is mir g'wen, als hätt i was g'hört auf'n Kiesweg im Garten drauß'd. I denk ma no: steh auf und schaug! Aba na! Weil i so müad war, bleib i halt do lieg'n. Jetzt schebbert 's Fensta und fallt was eina am Bod'n, als hätt oana an Stoa eina g'schmissen. Himmisackera! I raus aus 'n Bett, mei Büchs aba g'rissen vom Nagel, 's Fensta auf und horch. G'sehg'n hab i nix, weil's stockfinsta war, aba es is mir g'wesen, als wann am Zaun eppas waar ... i schiaß aufs Gradwohl hi ... hör nix mehr. Mei Alte wacht auf und schreit: Um Gott's willen ... was is? Nix, sag i ... und zünd 's Licht o ... Liegt a Dynamitpatron mitten im Zimma. D' Zündschnur war abg'rissen, de hat sie in der z'brochana Fenstascheib'n g'fangt und ei'zwickt ... und dös war unser Rettung. Sunst waar nix mehr da g'wen, vom Häusl net und von ins zwoa net ..."

„Hat ma'n dawischt?" fragte Loisl aufgeregt.

Festl rauchte und schwieg eine Zeitlang.

„Na," sagte er dann. „I hab wohl etla Tritt im Gart'n g'spürt, da Schuß is net weit weg davo in d' Latt'n eini ... aba der Kerl is strumpfsöcklat g'wen, Schuach hat er koa o'g'habt. I hab den Tritt scho kennt und hab für mi scho g'wißt, wer alloa zu dem feigen Mord paßt hat. Aber no, der Oberamtsrichter hat aa g'sagt, es langt net amal zur Anklag. Hat's aa nimma braucht. Drei Woch'n danach war der Hund, der eiskalte, aus da Gegend verschwund'n. Und woaßt, wer dös g'wesen is? Da Bruada vom Kreillinger seiner Muatta. Da Sagschneider Korbi ..."

„Der? Vo dem hoaßt's do, er waar daschossen wor'n?"

„So? Hoaßt's dös? Wern's d' Leut scho wissen. I woaß nix. Aba so a bissel a G'wißheit hab i,

so a innerliche, daß da Mordbrenner koa Dynamitpatron mehr in a Fensta nei g'schmissen hat ..."

In den Augen des Alten blitzte es auf, als er das sagte.

„So, dös hab i dir verzähl'n woll'n, damit daß di in acht nimmst. Der Kreillinger hat's in der Nass'. So was laßt net aus. Aba no was möcht i dir sag'n, derfst ma's net übi nehma, du bist bei mir in d' Lehr ganga, und desweg'n red i mit dir. A Jaga sollt nia unter Tags im Wirtshaus sei, und am Sunntag scho gar net."

Loisl wurde verlegen.

„I waar wohl net eini auf Enterrottach, aba da Baron ..."

„Der versteht's z'weng, aba du verstehst mi. Net sehg'n lass'n, nacha ko ma oan net abpass'n. I hab Jaga kennt, de san ins Revier ganga wie d' Maurer zu der Arwat. Punktum so viel außi ... Punktum so viel hoam. Mit solchane tuat si a Lump leicht, da braucht a ja bloß auf d' Uhr schaug'n."

„Mi hat's a so g'reut, daß i eini bin auf Enterrottach ..."

„G'hörst aa net hi so wo. Bleib im Revier, hock di auf an Platz, wo's d' weit umanand siechst und selm vasteckt bist, laß di koa Zeit net reu'n und bleib hocka! Ma siecht allerhand, und i hab scho mehra wia'r oan abg'lurt. Wo i a Haus g'wißt hab, dös net sauber war, hab i's stundenlang mit'n Spektivi beobacht, hab oft was g'spannt, hab oft was entdeckt. Derselbige Korbi zum Beischpiel, der is nach dera Dynamitg'schicht nimma vom Haus voni ganga, daß i'n net g'sehg'n hätt ..."

„Und nacha is er dir do verschwunden?" lachte Loisl.

„Nacha is er mir do vaschwund'n. Mir und de andern Leut. Woaß neamd, wo der brave Mensch blieben is."

Und Festls Augen blitzten wieder auf.

„Ja ... jetzt wer' i geh ..."

„Na pfüad di Good ... und nix für unguat, weil i dös g'sagt hab!"

„G'wiß net, Festl, i woaß, wia's g'moant is ... und gel, net daß d' glaabst, i waar z'weng da Gaudi eini ... i hab halt müass'n ... leida ... da Baron ..."

„Dem muaßt da's ausdeutschen, daß er di nimma in 's Wirtshaus b'stellt."

„I laß mi nimma drauf ei, und jetzt pfüad di!"

„Weidmanns Heil! Und d' Aug'n aufmacha!"

Loisl hatte kein gutes Gewissen, als er draußen auf einem Stock saß und vor sich hin sinnierte.

Der Alte hatte recht. Am Sonntag zur Tanzmusik laufen, Händel kriegen ... Es hatte ihm auch nicht recht gepaßt.

Das heißt ... gar so zuwider war's doch nicht gewesen.

* *
*

„Mir paßt die Einladung nicht," sagte Frau Fehse zu ihrem Manne.

„Was ist das nu wieder? Paßt nicht?"

„Weil ich absolut nicht einsehe, warum ich mich hier über Dinge wegsetzen soll, die ich nie geduldet habe ..."

„Du hast mal wieder die strengen Grundsätze ..."

„Ich habe sie nicht ‚wieder', sondern ..."

„Immer. Weiß schon. Sag mal, Nelly, wie ist das nu? Habt ihr wirklich die höhere Moral, oder ..."

„Ach bitte, keine Witze!"

„Nee, gar nich. Ich denke sehr ernsthaft darüber nach. Warum siehst du das Unschickliche, wo ich es noch lange nich sehe? Was soll es uns verschlagen, wenn wir bei diesem Herrn Fries einer Dame vom Theater begegnen? Vorausgesetzt, daß sie wirklich da ist?"

„Natürlich ist sie da. Und du weißt recht gut, daß es sich nicht um Antipathie gegen das Theater handelt ..."

„Sondern et cetera. Ich finde aber, dieses et cetera ist ausschließlich Sache des Gastgebers.

Der muß am Ende wissen, wen er uns präsentieren darf."

„Er weiß es offenbar nicht; er behandelt diese Dinge nach Junggesellenmanier. Ich habe als Dame und als Mutter Rücksichten zu nehmen..."

„Glaubst du, daß Henny an ihrer Seele Schaden leidet, wenn..."

„In dem Ton mag ich nicht darüber sprechen. Ich weiß auch, daß Henny klug genug ist, über gewisse Peinlichkeiten wegzusehen..."

„Ich traue ihr sogar zu, daß sie diese Peinlichkeiten neugierig beobachtet."

„Sie soll damit nicht in Berührung kommen; du kannst das leichter nehmen, aber ich denke anders."

„Und warum anders? Ich mache mir über diese Strenge zuweilen ketzerische Gedanken."

„Schlimm genug."

„Bloß am höheren Moralstandpunkte kann's nicht liegen. Ich sah dich schon sehr herzlich mit Damen aus der Gesellschaft verkehren, die ... na ja..."

„Dann war es eben nicht offenkundig, und so lange es das nicht war, hatte ich mich nicht darum zu kümmern."

„Eben. Da haben wir's ja. Also die Sache an sich is es nich, sondern das offenkundig werden, das Malör..."

„Kurz und gut, du hättest mir das ersparen können."

„Erlaub mal, warum hat uns Friedmann mit dem Herrn bekannt gemacht? Weil dein Protegee Stresow happig darauf war. Vermutlich hoffte er auf eine Jagdeinladung. Übrigens, ich lege keinen Wert darauf, und wenn du nicht hin willst, sage ich ab."

„Das geht nicht mehr."

„Dann finde dich mit Fassung drein und salviere dein Gewissen, indem du einfach annimmst, daß wir bei Fries niemand treffen..."

Man traf aber jemand.

Außer Stresow, Redantz mit Frau und Friedmann auch einen bedeutend dareinschauenden Bühnenhelden, der sich Morton nannte und eine pikante Dame, die sehr auffällig die Honneurs machte.

„Sie wohnen sehr hübsch," sagte Fehse zu Fries. „Haben Sie selbst gebaut?"

„Ja, vor drei Jahren."

„Ganz reizend. Ländlich und doch mit allem Komfort ..."

„Man muß das haben, wenn man länger hier lebt. Der Baron ..." es klang so, als sagte Mia „mein Mann" ... „der Baron bleibt auch im Herbst zur Hirschbrunft ..."

„Was ist das eigentlich?" fragte Frau Redantz, die im leichten Dirndlkostüm von der Hitze zu leiden hatte und sich häufig mit Puderpapier die Nase abwischte. „Hirschbrunft ... ich habe das nu schon ein paarmal gehört ..."

Fries und Stresow lachten; Mia stimmte in die Heiterkeit ein.

„Die Paarungszeit," erklärte Fries.

„Eine Art Flitterwochen, und sehr lebhafte!" rief Mia. „Sie sollten das hören, wie die Hirsche brüllen!"

„Brüllen?"

„Ganz furchtbar. Mir ist es auf der Hütte jedesmal ängstlich gewesen; diese geheimnisvollen, wilden Töne aus dem Walde ..."

„Warum machen die Hirschen das eigentlich?" fragte Morton.

„Weil eben Flitterwochen sin ..."

„Ah so ... gewissermaßen aus ihrem Glücksgefühl heraus. Eine Ekstase sozusagen ... ich finde es wunderbar, daß so ein Tier keine Hemmungen kennt, sondern ganz einfach seine Liebessehnsucht in die Wölt hinausschreit. Unsereinem würde man das allerdings kaum gestatten ..."

Morton wollte seinen Witz belachen, wurde aber davon abgehalten, da sich Frau Redantz an ihn wandte.

„Waren Sie nich im Deutschen Theater?"

„Aber ja ... unter Brahm gedient. Man sagt das mit dem Stolze eines alten Soldaten ..."

„Sie haben in Rosmersholm den Mortensgaard ..."

„Gewiß, und Hjalmar, und Krogstad in Nora. Ich habe in mancher Schlacht mitgeschlagen für des Nordlands Geisteskönig."

Morton sagte es reckenhaft.

„Es war eine große Zeit," himmelte Frau Redantz.

„Es war die ganz große, mit den sieghaften Namen. Ich habe doch manches erlebt, Enttäuschungen, Freuden, Begeisterungen, aber ich muß sagen: das alles verblaßt, wann ich an jene Tage zurückdenke, an jene schmetternden Fanfaren, mit denen wir eingestürmt sind in die Breschen der veralteten Kunst und die Fahne einer neuen aufpflanzten ..."

„Haben Sie gute Hirsche im Revier?" wandte sich Stresow an Fries, und ein Lächeln der Frau Fehse belohnte ihn für dieses Attentat gegen die Vorherrschaft des Theaters.

„Es tut sich. Voriges Jahr hab ich einen kapitalen Zwölfer geschossen. Wenn Sie das Geweih sehen wollen ..."

„Interessiert mich immer. Ich habe vor zwei Jahren im Mecklenburgischen ..."

„Ich war dabei, wie er ihn schoß," rief Mia. „Es war zu traurig, wie dieses herrliche Geschöpf da lag. Ich sehe noch immer seine Augen. Es lag ein Vorwurf darin, eine Frage. Warum — — ?"

„Ich könnte das nicht übers Herz bringen," sagte Morton. „Die Vorstellung, den Tod in diesen Frieden der Natur zu tragen ... nein! Ich glaube, man muß dazu die ganz besondere Jagdleidenschaft ..."

„Und es war so etwas Hoheitsvolles um das Geschöpf. Auch im Tode noch, so etwas Majestätisches ..."

Das Theater riß wieder die Alleinherrschaft an sich.

Aber da ereignete sich etwas Aufregendes.

Der Hansgirgl vom Bauern in der Au lief in den Garten herein und schrie von weitem:

„Da Loisl is g'schossen ..."

Alle fuhren erschrocken auf. Fries fragte mit heiserer Stimme: „Erschossen?"

„Na ... net daschossen ... leb'n tuat a scho no ... aba ..."

Hansgirgl berichtete keuchend und in schreiendem Tone.

„D' Mahm hat mi owag'schickt, und ös sollt's an Dokta hol'n lassen. Da Loisl is am Luchseck g'schoss'n wor'n, und ös sollt's glei an Dokta telefaniern ..."

„Liegt er oben bei euch?"

„Na, lieg'n tuat a net. Bei'n Herd hibei hockt a, und d' Mahm hat g'sagt, daß da Dokta da is, bal er hoamkimmt ..."

„Ja, kann er denn herunter gehen?"

„D' Mahm hat g'sagt, ös sollt's telefanieren, daß da Dokta zu eahm kimmt, bal er dahoam is ..."

„Also kann er noch gehen?"

„I glaab scho. Am Kopf hat a an Stroafschuß. Mit'n Sacktüachi hat er'n eibund'n, und 's Sacktüachi is ganz voll Blüat g'wen, und d' Mahm hat g'sagt, ös sollt's glei telefaniern ..."

„Es scheint nicht so weit zu fehlen! Da hast du was für deinen Gang ... Entschuldigen die Herrschaften, ich will rasch den Arzt anrufen..."

„Laß mich telefonieren, Adolf! Du regst dich zu sehr auf ..." flehte Mia, die in diesem furchtbaren Augenblicke alle ängstlichen Rücksichten beiseite setzte.

Fries runzelte die Stirne; nur einen Augenblick, aber er runzelte sie.

„Ach was ... aufregen! Ich werde den Arzt ersuchen, daß er herüberkommt."

Er ging rasch ins Haus.

Die Gesellschaft drängte sich um den erhitzten Buben.

„Sag mal, wann ist denn das passiert?“ fragte Fehse.

„Wird er mit dem Leben davon kommen?“

„Hat man den Ärmsten im Walde gefunden?“

„War's 'n Wilderer?“

Die Damen, Redantz, Stresow, alle fragten durcheinander.

Hansgirgl sah sie ratlos an; dann bellte er wieder:

„I bi daußd g'wen beim Groamet, und auf oamal hat ma d' Mahm g'schriean, und na bin i eina in d' Kuchei, und da is da Loisl bein Herd hibei g'hockt, und da Kopf is eahm ei'bund'n g'wen, und 's Sacktüachi is volla Bluat g'wen, und d' Mahm hat g'sagt, i soll laffa, was i ko, und na bin i owa ...“

„Ich verstehe kein Wort,“ sagte Redantz. „Für mich ist das chinesisch.“

„Offenbar is es nich so schlimm. Ich schicke heute noch hinüber oder sehe selbst nach. Es handelt sich um den netten Burschen, der neulich mit Henny tanzte,“ erklärte Fehse.

„Gott, der Ärmste! Nun muß ihm das passieren.“

Stresow tröstete Henny.

„Der Junge sagte was von Streifschuß. Das is weiter nicht gefährlich ...“

„Nein! Daß der gemütliche Nachmittag so gestört werden muß! Immer diese gräßlichen Jagdgeschichten! Ich bin außer mir. Und ich weiß doch, wie so was den Baron mitnimmt ... Wollen die Herrschaften nicht wieder Platz nehmen?“

„Danke ... ich bin dafür, daß wir uns verabschieden. Herr von Fries hat zu tun ...“

Frau Fehse sagte es sehr bestimmt, die Gesellschaft brach auf und verabschiedete sich mit einigen Worten des Bedauerns von dem Hausherrn, der eben zurückkam.

Als sich die Gäste mit Ausnahme Mortons entfernt hatten, brach bei Mia ein tiefes Mitleid durch.

„Schnucki! Du Armer! Nimm dir's nicht so zu Herzen! Nimm's nicht so schwer!"

„Ich glaube ja gar nicht, daß es schlimm ist."

„Aber du bist furchtbar verstimmt. Ich seh's doch. Denk nicht gleich an das Ärgste!"

„Vorläufig denke ich gar nichts, sondern warte ab."

„Was hast du denn? Du bist so gereizt, schon seit ein paar Tagen ..."

„Es dierfte sich vermutlich um ein Drama in den Bergen handeln ..." lenkte Morton ab.

* * *

Loisl hatte Glück gehabt. Der Schuß hatte ihn an der rechten Stirnseite gestreift, ohne den Knochen zu verletzen.

Er saß daheim auf der Ofenbank und versuchte seine Mutter, eine kleine hagere Frau, zu beschwichtigen.

„Jetzt hast as," rief sie, „von deina Jagerei! Mir is 's gar nia recht g'wen. Was brauchst du Jaga wer'n? Hätt'st d' ma dahoam g'holfa, na hätt i weniger Arbet und Vadruß, und du hocket'st net da mit'n ei'bundna Kopf."

„Is anderne aa scho was passiert, und hamm si d' Leut scho auf da ebna Straß'n d' Hax'n brocha."

„Ja, sagt ma. Dös san so Ausred'n ..."

„Vielleicht net? Und was is scho mit'n Fuhrwerk passiert? Schaug an Koch Anderl o. Is er net a Krüppi wor'n und is g'rad auf Gmund außi g'fahr'n."

„Dös is eppas Seltsam's und is halt an Unglück, aba dös woaß ma, wia's mit die Jaga geht. Os habt's amal d' Feindschaft mit de Burschen, und na rumpelt's z'samm, und na geht Feuer auf, und bal dir nix g'schiecht, na g'schiecht dem andern was, und na is 's Malör da, und ma kimmt nimmer aus der Angst. Bal ma'r a Anwes'n hat, is ma ausg'liefert ..."

„Geh, Muatta, mach's net irger, wia 's is."

„Irger, sagst d'? Is vielleicht dir net arg gnua

ganga? Um wia viel hat's denn g'feit, na waarst d' nimma hoam kemma?"

„I bin aba da und bei'n Leb'n, und an andersmal gib i bessa Obacht."

„Da werst du Obacht geb'n, wann oana hinterm Baam füra schiaßt! Und i hab amal koa ruhige Stund nimma, wann du bei da Jagerei bleibst. I sag g'rad, wia schö kunnt'n mir's hamm, wann mir a Roß ei'stellet'n, und du tatst fuhrwerka ..."

„Höllsakra!" rief jemand von der Türe her. „Muaß i do nachschaug'n, ob 's d' no lebst. D' Leut hamm di scho sterb'n lassen."

„Grüaß di Good, Festl!"

Der Alte gab ihm die Hand. „Gar so weit feit's net, dös siech i ..."

„Weit gnua," zankte die Mutter. „Um an Finga broat feit's, na waar er derschossen ..."

„Is er aba net. Schaug, Heißin, da waar de Mei' scho lang Wittiberin, wann's net um den Finga broat fehlat."

„Ah ... du! Du kimmst ma g'rad recht. Du hast mir den Buab'n verleit' zu da Jagerei. Hast'n scho als a kloana mitzog'n ..."

„Und er macht mir koa Schand," lachte Festl. „Aber dei G'sangl kenn i guat, Heißin; dös hab i an öften hör'n müaſſ'n von meiner Alt'n. Is aa net zum wundern. Ös Weibaleut hockt's dahoam mit'n Kumma, und der sammelt si o und muaß außa. Jetzt sollt'st aber froh sei, daß 's guat nausganga is."

„Und wia geht's an andersmal aussi?"

„No bessa."

Loisl lachte.

„Dös hab i der Muatta aa g'sagt, aba sie moant, sie muaß mi von der Jagerei wegbringa."

„Dös sell war nix." Festl setzte sich auf die Ofenbank. „Dös waar verkehrt. I sag net, daß 's Jager sei für an jeden dös schönste is, und i hab mir scho oft denkt, ob i mir auf an anderne Weis' d' Suppen net besser aufg'schmalzen hätt. De paar Markeln am ersten hamm mi öfta auf

sellane Gedanken bracht. Aber g'reut hat's mi do nia, daß i oana wor'n bi. Hat mi net reu'n kinna, denn d' Jagerei is in oan drin. Du bringst as koan eini, der wo 's net hat, und bringst as net außa, bal oan de G'schicht im Bluat liegt. Es derf di net vadriaß'n, Heißin. Es is g'scheiter a so, als wia Bauer sei und hoamli außi geh'. Es kimmt nia was G'scheidts raus dabei. Und da Loisl hat's amal ei'wendi drinna."

„Is scho recht. Du woaßt oiwei was, und is koan anderner net schuld als wia du."

„Glaab dös net! I hätt'n wohl net dazua bracht, wann er's net in eahm drin g'habt hätt. Daß d' jetzt daschrocka bist, wia'r a so hoam kemma is, dös is amal klar, aba du muaßt net denk'n, es is all's aus..."

„Amal kimmt er halt nimma hoam."

„I bin Ausgang April dreiasiewaz'g Jahr alt wor'n."

„Na hast d' halt mehra Glück als wia Verstand g'habt."

„Na, Heißin. Glück han i wohl a diam g'habt, aba da Verstand hat ma no öfter helfen müass'n. Dös hoaßt, da Jagaverstand, koa Professa bin i net g'wen."

„Mit dir werd ma net firti," brummte die Alte und ging aus der Stube.

Festl schwieg.

Als aus der Küche ein ziemlich heftiges Klappern von Geschirr vernehmbar wurde, fragte er ruhig:

„Hat's bei dir aa g'schnallt?"

„Na. I bin an Augenblick ganz damisch g'wen; es hat mi glei draht..."

„Glaab's wohl, daß dir der Kopf bremselt hat. Hast was g'sehg'n von dem freundlinga Herrn?"

„G'sehg'n? Na, aba i woaß g'wiß, es is koan anderner net g'wes'n wia der Bazi."

Festl nickte, und Loisl erzählte.

„Wahr is. Z'weng Obacht geben hab i. Danach is ma wohl ei'g'fallen, was du scho öfter g'sagt hast. Ma soll nix g'ring nehma und alla-

weil staad toa. Aba no, i hab's dös Mal übersehg'n. Wia'r i auf 's Luchseck auffi bi, siech i über a Wies'n a Stuck flüchtig umma springa. Es is mir aufg'fall'n und wieda net. Freili bin i langsam auffi pürscht, aba am Schlag drob'n muaß mi da Deifi verführ'n, und i geh aus da Deckung außa. G'rad a weng, g'rad an Augenblick. Hat's scho g'schnallt aa, und mir reißt's an Huat weg und draht mi. Na war i wohl glei g'faßt, laß mi fall'n und bleib lieg'n und schaug. G'hört hab i nix, weil's mir in die Ohren g'saust hat, und 's Bluat is ma owa g'laffen ..."

Festl schwieg und rauchte. Dann fragte er: „Wia lang moant denn da Dokta, daß d' z'toa hast mit dera G'schicht?"

„Ah wa ... an etla Tag."

„Laß di net sehg'n, und wenn g'rad wer kam, mach 's irger, wia 's is. Und i wers aa unter d' Leut bringa, daß du a drei, a vier Wocha lieg'n muaßt."

Loisl lachte. „Gehst du bei de Leut umanand?"

„I net, mir glaabet'n s' nix. Aber i sag's meiner Alt'n, daß du schlecht beinand bist. Da kimmt de G'schicht scho rum. Es kannt sei, vastehst d', daß si oana drauf verlassat ..."

„Es werd scho in dena paar Tag gnua passier'n."

„Na, Loisl. In de nächsten Tag halt si der Betreffende staad. Er woaß ja net, ob net a bissel a Verdacht vorhanden is, ob net a Schandarm nachfragt, und da bleibt er dahoam, daß er recht unschuldi ausschaugt ..."

„Da magst d' scho recht hamm."

„Es is an alte Erfahrung. I hab amal oan kennt, an Holzknecht, an recht an versuffana Kerl, an Blaumacher. In da Hirschbrunft, i hab an Gawalier g'führt, kimm i ganz zuafälli auf an Lumpen, der mi aba z'fruah g'spannt hat und ausg'rissen is. An falschen Bart hat er g'habt, g'schwärzt is er aa g'wen, kennt hab i gar nix, aba aufg'fall'n is ma was. Der sell Blasi, der Holzknecht is am Tag drauf, an a'n Montag in aller Fruah, glei vor de andern bei der Arwat

g'wen. Jetzt hab i mi auskennt; den hat dös schlechte G'wissen fleißi g'macht. So ... so ... Manndei, hab i mir denkt, warst as du? No, i hab'n nacha scho außakitzelt, den Lalli, den dappigen. An Vorarbeita hab i verzählt, daß i auf München eini roas' zum Schiaß'n, daß mi der Gawalier eig'laden hat. Er werd's seine Holzer glei verzählt hamm, und zwoa Tag drauf hab i'n g'habt, an Herrn Blasi. So kimmt da Mensch mit'n Bravsei auf ...

„Herrgott, wann's nur mir aa g'lingat!"

„Heb di staad und laß di net sehg'n! Wer woaß, ob's net schneller geht, als ma moant. Und jetza verzähl i meiner Alt'n a richtige Leidensg'schicht. Daß mi fei dei Muatta net aufbringt!"

„Na ... na! De macht's a so irger, wia's is, und i jammer ihr scho a weng was für."

„Nacha pfüad di!"

* *
*

Liebe Jula!

Du kannst meine Schreibfaulheit nur deshalb so unbegreiflich finden, weil Du nicht weißt, was dazu gehört, hier in unserm niedlichen Bauernhäuschen einen Brief zu schreiben.

Es gibt nur ein Tintenfaß, das natürlich Mama belegt hat. Erhalte ich es auf kurze Zeit, dann beginnt die Jagd nach Briefpapier, und dann fehlen Löschblatt, Kuvert, Briefmarke.

Es gehört viel Energie dazu, das alles zusammen zu holen, und sitze ich endlich an meinem Tische, so macht mich das Wackeln nervös.

Wie es uns hier gefällt? Mir sehr gut; Mama hat ihre Sonderstellung, wie du weißt.

Anfangs wollt ich fast verzagen ...

Stelle Dir vor. Andauernd Regen, Aufenthalt in einer niedern Bauernstube, stundenlange Ausführungen Papas, der die Manie hat, begeistern zu wollen, wenn es ihm selbst recht mies ist.

Und die Klagen Mamas über die unbegreifliche Torheit, hieher zu gehen, statt an die See!

Das Wetter besserte sich, unsere Laune auch.

Es ist wirklich hübsch hier, ländlich, frisch — ich hätte mit Papa beinahe gesagt „unberührt“, wenn nicht vor einer halben Stunde Bankier Redantz aus Berlin mit Frau zu Besuch dagewesen wäre. Sie geht hier, wie sehr viele ihresgleichen, im Dirndelkostüm.

Gegen das Kostüm ist nichts zu sagen, wenn es ächt ist; kleidsam, sehr bequem. Aber die hundert Kilo Redantz in einem Phantasiekostüm, — nee, danke!

Wir schwelgen hier überhaupt etwas sehr in Berlinerei.

Eine Frau Geheimrat Salmon, — Deine Mama wird sie kennen. Ihr Neffe, ein Herr Stresow, ganz Reserveleutnant. Ein Justizrat Friedmann aus Köln. Das ist unsere Gesellschaft.

Für mich?

Eigentlich nischt, denn Stresow, der den Liebenswürdigen ein bißchen offiziell und selbstverständlich spielte, mußte einrücken.

Und doch, Ju — Jula, es gibt so was, wie Flirt.

Stelle Dir einen Bauernburschen vor, sehr groß, so wie Fritze Growald, elegante Figur — bitte nicht zu lächeln! —, nämlich elegant ins Derbe übersetzt, was sich sehr gut macht, bildhübsch, — aber nicht, was wir auf dem Tennisplatz so heißen. Etwas Kühnes, sehr Männliches, ein Gesicht, zu dem wirklich einmal ein Vollbart paßt.

Ich glaube, er ist in mich verliebt. Er zeigt es auf eine scheue, zurückhaltende Art, die einen neugierig macht. Er ist Jäger, wurde von einem Wilderer verwundet, — Du siehst, es ist alles romantisch genug.

Papa, der ihn schon vorher protegierte, wollte das Jagdabenteuer von dem Helden selbst erzählen hören. Er wollte das, wie er sagte, mal ganz ächt aus erster Hand haben.

Er bat den Jäger zu einem Glas Bier, und nun stell Dir die Abendunterhaltung vor — Mama,

Papa, ich, der Jäger — er hat den gräßlichen Namen Alois —! — Loisl sagt man hier, und das geht noch eher.

Aber Du kannst Dir das nicht vorstellen. Wir haben alle den gewissen Hochmut der „geistig höher Stehenden", und selbst wenn uns Selbstüberhebung fehlt, glauben wir, daß diese Leute anders veranlagt und etliche Stufen unter uns sind.

Auch im Begönnern liegt der Hochmut, und der Irrtum.

O ja, ein recht großer Irrtum.

Ich will nicht pietätlos sein, aber ich kann es doch nicht anders sagen: im Gespräche zwischen Papa und Loisl war das Feingefühl nicht auf unserer Seite.

Ich bin überzeugt, daß Papa eine haarsträubende Unkenntnis an den Tag legte; kein Berliner Sportsmann wäre so taktvoll darüber weggegangen wie dieser Bauernbursche.

Kaum, daß er ein leichtes Lächeln zeigte, und wenn er korrigierte, lag nie was Überhebliches darin. Sag nicht, er war so, weil ich daneben saß!

So was ist angeboren, man kann es nicht lernen.

Der gute Loisl, der unser geläufigstes Berliner Wort „Kultur" vermutlich nicht kennt, hat mehr davon, als viele Herren aus unsern Kreisen. Ich habe gut acht gegeben. Auch wie er aß und trank, wie er annahm und ablehnte, war ganz anders, als man sich's vorstellt.

„Man" — ich früher, Du noch jetzt.

Wir glauben immer an die Welt, die zwischen uns und solchen Leuten liegt, und wenn ich an Redantz denke, dann gibt es auch den großen Unterschied, aber die Kultur — da hast Du das Wort — ist bei Loisl. Als er gegangen war, sagte Papa, es sei merkwürdig, wie viel Anstand in so einem Menschen stecke.

Wenn ich bedenke, daß wir ihn wie was Exotisches in einer Menagerie begafft hatten, könnte ich es merkwürdig finden, wie wenig Anstand in uns steckt.

Am Ende, wie hatte sich Papa sein Benehmen vorgestellt? Daß er sich betragen würde wie Waßmann als Rüpel?

Mach keine erstaunten Augen!

Ich fand es nett, wie er rot wurde, als er mir zum Abschied die Hand reichte.

Soll ich etwas so Natürliches mit Wenn und Aber verunzieren und Betrachtungen anstellen, wie es wäre, wenn er aus einem andern Milieu stammte, unsern Kreisen angehörte usw.?

Dann wäre er eben nicht so, und alles andere wäre nicht so hübsch gewesen.

Aber nun ist es Zeit, daß ich damit aufhöre. Dieser lange Brief muß mich für die lange Pause absolvieren.

Laß was hören von Dir!

Sind Menhards in Binz? Und Growalds und Rilkes?

Nach dem unvermeidlichen Doktor Szmula frage ich nicht erst.

Papa würde reimen: Wo die Jula, — da der Szmula.

Gibt es Tennisturniere?

Darin seid Ihr uns über; wir haben nur das reifere Berlin.

Skatspielende Kommerzienräte in Lederhosen mit nackten Knien. Und ihre Gattinnen in Dirndelkostümen.

Aber nun Schluß!

Viele Grüße an Deine Mama, an Mister Fred, an alle Bekannten, die nach mir fragen, und Dir innige Küsse.

Deine Henny.

* * *

Herrn Fehses Wißbegierde war kaum zu stillen. Dieser junge Mensch, der einer andern Welt, Klasse und Rasse angehörte, war ja eine wahre Fundgrube!

Man begegnete da den seltsamsten Erscheinungen.

In vielen Dingen gab es eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der höhern Berliner Gattung, fast eine Gleichheit der Gefühle, Ansichten, Empfindungen, in sehr vielen gab es wieder merkwürdige Unterschiede.

Herr Fehse stieß auf unverkümmerte Natürlichkeit, auf Naivität, auf alles mögliche, ja auf so vieles, daß er anfangs mißtrauisch war, bis er sich davon überzeugte, daß ihm der junge Mann nichts vorspielte.

Dann aber gab er sich rückhaltlos seinem Wissenstriebe hin, richtete ungezählte Fragen an Loisl, und je mehr Seltsames und Komisches er aus ihm herausholte, desto eifriger war er bemüht, der Sache auf den Grund zu gehen.

Aber das Sonderbarste war, mit welcher Geduld sich Loisl beschnüffeln ließ.

„Gehst d' heut scho wieda zu da Gneidlin ummi?" fragte ihn seine Mutter, als er seine gute Joppe anzog.

„G'rad a wengl; allaweil dahoam hocka is net lusti."

„Daß du's auf oamal mit die Summafrischla so hast? Früher hast s' nia mög'n."

„Was hab i?"

„Weil 's d' allaweil ummi lafst; kannt'st d' ja aa zum Festl übri schaug'n."

„Da sehg'n mi d' Leut geh'."

„Was de Gneidlin woaß, kimmt aa'r umanand."

Loisl wußte keine Ausrede mehr und holte seinen Hut vom Nagel herunter.

„D' Gneidlin hat ma vazählt, daß ihre Summafrischla gar a so umtean mit dir. De Jung' hockt allaweil hiebei, hat s' g'sagt, und es kam ihr bald a so für, sagt s', als wann dir de Junge g'fallat."

„Geh zua! Den alten Weibatratsch!"

„Und de Jung', hat s' g'sagt, lafft über d' Stiag'n owa, als wann's brennat, sagt s', wenn du kimmst, hat s' g'sagt."

„Laß 's guat sei, Muatta, dös san ja Dummheit'n."

„Und an Sessel, sagt s', schiabt de Jung' allaweil neben deina hi, und g'rad lus'n tuat s', wann du redst, hat s' g'sagt."

„Ah wa ... Daß i halt dem Herrn an Auskunft gib, wann er mi was fragt. Weil er so freundli is."

„Eahm?"

„Ja, — eahm. Und jetzt guat Nacht, geh no ins Bett, i bleib net lang aus."

Loisl schlich auf einem Wiesenwege zum Gneidlanwesen. Er hatte das Gefühl, daß er sich versteckt halten müsse, einmal wegen des Rates, den ihm der Festl gegeben hatte, und dann überhaupt.

Warum ging er hin? Hatte das einen Zweck?

Er wußte, daß es keinen hatte, aber da wäre für Herrn Fehse gleich wieder eine Ähnlichkeit zwischen niederer und höherer Gattung festzustellen gewesen: daß es einen jungen Kerl treibt, Sinnloses zu tun.

Loisl kam nicht unbemerkt ins Haus.

Die Gneidlin hatte Besuch gehabt von der Leitnerin, und an der Gartentüre traf diese mit dem Jäger zusammen.

„Guat'n Abend! Bist du um an Weg, und d' Leut hamm g'sagt ...?"

Sie schaute Loisl, der einen Gruß vor sich hin gebrummt hatte, kopfschüttelnd nach und kehrte wieder um.

Sie mußte die Gneidlin fragen und ging in die Küche.

„Da is g'rad da Jagerloisl zu enk eina?"

„Der kimmt oft gnua," antwortete die Gneidlin. „Hab i dir dös net vazählt?"

„Na, du hast ma nix g'sagt. Aba wia is denn dös? D' Rauchenbergerin hat mir erscht gestern vazählt, daß da Loisl auf Minka einikimmt, daß er opariert wer'n muaß.

„Ja freili! Der is scho den zwoat'n Tag herent g'wen bei inserne Summafrischla."

„Jetza so was! Und i hab no dös größte Dabarmnis g'habt und hab's da Pletschacherin va-

zählt, daß 's mit'n Loisl Matthäi am letzt'n is. Derweil siech i'n lebfrisch beim Gart'n eina roas'n, und du sagst aa, es feit eahm nix."

„Der is g'sünda wia'r i, und g'rad kreuznotwendi hat er's mit insern Stadtfräulein."

„Ah geh! Was d' ma jetzt du sagst! Is dös de lang g'stackelte? Mit da Brüll'n?"

„Na! Du moanst ja de sell, wo beim Gerold loschiert. De inser is jung und sauber."

„Sauber, sagst d'?"

„Und a geldige. Die oanzi Tochta, und de Leut hamm a Haus z' Berlin drob'n, und z' Minka drin hamm s' aa oans."

„Ja, was sagst d' ma net da? Und da Loisl hat's mit ihr?"

„Dös sell woaß i net. So g'schwind werd 's net geh. Aba daß sie's guat ko mit eahm, dös hab i g'sehg'n."

„Guat ko, sagst d'?"

„Dumm waar a net, mei Liabi."

„Aba selle Leut, dös is do koa Z'sammpass'n."

„Woaßt d' scho, wann si a sellane was ei'bild't..."

„Jetza da schau her! Und i hab no dös größte Dabarmnis g'habt und sag no zu da Pletschacherin, Pletschacherin, hab i g'sagt, was werd ge de Heißin macha, bal ihr da Loisl z'Minka drin stirbt, hab i g'sagt, und dös alte Leut, sag i, hat aba scho gar koa Glück net auf dera Welt. Is ihra Mo so fruah wegg'stor'm, hab i g'sagt, und jetza, sag i, muaß sie ihran Buab'n aa no valiern... Dawei...!"

*   *
*

„Das hört sich ja an wie Vendetta," sagte Fehse und streifte die Asche von der Zigarre ab. „Also wenn so 'n Kerl auf 'n Jäger geschossen hat, dann is es gewissermaßen Ehrenpflicht, ihm wieder eins aufzubrennen?"

„Wann si's leicht macht..."

„Wenn sü's leicht mocht," ahmte Fehse nach. „Das ist großartig. Hörst du, Nelly? Wenn sich's

leicht macht, sagt er. Und denn schießen Sie einfach? Aber da kann er auch tot sein?"

„Kimmt aa vor."

„Kimmt, — wie? Ach so, kommt vor. Na, — und die Polizei?"

„De braucht's net z'wissen."

„Natürlich, hoch oben in der Einsamkeit. Aber so sang- und klanglos kann doch auch hierzulande 'n Mensch nich verschwinden. Man wird doch suchen?"

„Is net leicht suach'n, wenn er guat verramt is ..."

„Der Kerl liegt in 'ner Felsschlucht, was?"

„Da find'n an d' Aasraben. Ei'graben ..."

„Hörst du, Nelly? Ich glaube, in der Wirklichkeit spielen sich Dinge ab, die noch romantischer sind, als was man so liest."

„Ich finde es bloß entsetzlich," sagte Frau Fehse. „Das ist ja wie bei den Wilden."

„Es is Urzustand. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Entsetzlich kann ich das nicht heißen, und ich muß sagen, mir gefällt so 'n Leben, in dem der Schutzmann so gar keine Rolle spielt."

„Ich möchte dich sehen ..."

„Mich! Wer spricht von mir? Ich klettere natürlich nicht als Schmuggler oder Wilderer in den Felsen herum. Dazu bin ich zu lange auf 'm Kurfürstendamm herumspaziert. Aber das hier ist eben ne andere Sorte Menschen. Das hat andere Nerven."

„Und ich finde es falsch, so was zu bewundern," sagte Frau Fehse. „Zuletzt ist es nur Mangel an geordneten Zuständen."

„Es is Natur."

„Nee, dafür danke ich. Ich lebe mal lieber unter Europäern."

Henny lachte herzhaft.

„Was machst du aus dem armen Loisl? Und er hat doch sicher niemand erschossen. Oder?"

Loisl schüttelte lächelnd den Kopf.

„Aber er spricht seelenruhig von der Möglichkeit."

„Wenn Papa immer frägt und immer bis auf's äußerste geht."

„Weil es interessant ist, Kinder! Gebt doch zu, das is mal was anders."

„Aber Hypothese . . ."

„Na hör mal! Da sitzt unser Freund Loisl vor uns, mit 'n Verband an der Stirne, und darunter is ne Schußwunde. Gerade noch dem Tode entronnen. Wo ist da die Hypothese? Ich denke, das ist grimmige Wirklichkeit, und, wie ich sage, es ist Kampf, es ist Gesetzlosigkeit, aber darum eben Natur."

„Aber wie du's ausspinnst, Papa . . ."

„Ich will die Motive wissen, die Empfindungen kennen lernen. Das ist doch der Witz von der Sache! Ich und du und Mama und unsere Bekannten, wir würden nur das Schreckliche darin sehen, wenn es uns passierte. Der erste Gedanke wäre Anzeige und Staatsanwalt, und wir würden sagen: Gott sei Dank, daß es nich schlimmer ausgefallen ist! Aber der Mann denkt anders. Der brennt förmlich darauf, den Kerl persönlich vorzukriegen. Is es nich so?"

Loisl lächelte.

„Na also!" sagte Papa Fehse. „Was Redantz empfindet, wenn ihm vielleicht mal in der Friedrichstraße der Hut eingetrieben wird, daß weiß ich, und das interessiert mich nicht. Aber das hier, so was Echtes und Starkes und zugleich Fremdes, das will ich kennen lernen."

„Und ich glaube," opponierte seine Frau, „daß gewisse Empfindungen überall gleich sind, wenn die Leute auch stärkere Nerven haben, als wir. Ihre Mutter — sie wandte sich an Loisl — war sicher sehr bestürzt über Ihren Unfall, und ich bin überzeugt, sie wird Todesängste ausstehen, wenn Sie wieder auf die Jagd gehen."

„A weng an Jammer hat s' scho g'habt."

„Siehst du, Heinrich?"

„'n wenig," sagt er. „'n wenig is nich viel. Und nu stell dir mal Frau Salmon vor oder eine

von deinen Berliner Freundinnen! Weinkrämpfe, Migräne, Unglück ... Sagen Sie mal, Loisl, so ungefähr, was sagte Ihre Mutter, als Sie heimkamen mit dem Dings da um den Kopf?"

„Ja mei, g'masselt hat s' scho ..."

„Gmosselt ...?"

„G'schimpft, daß i Jager wor'n bin."

„Aber geweint hat se nich?"

„Na, dös net ..."

„Also, Nelly, siehste? Es gibt eben doch diese Unterschiede. Auch die weibliche Psyche is hier anders konstruiert. Und was sagte denn Ihr Schatz?"

„Er wird rot!" rief Henny. „Du bringst ihn aber auch zu sehr in Verlegenheit, Papa!"

„I wo, Verlegenheit! Uns können Sie das doch ruhig sagen ..."

Loisl lachte gutmütig.

„I hab koan Schatz."

„So 'n strammer Bursche, wie Sie! Hören Sie mal, das glaube ich Ihnen nicht!"

„Wirkli net."

„Na ..."

„Heinrich, nu frag aber wirklich nich so eindringlich! Man könnte meinen ..."

„Wenn ich denke, was es hier für hübsche Mädels gibt ..."

„Vielleicht kommt das nur dir so vor, und vielleicht verlieren sie bei näherer Bekanntschaft. Jedenfalls kann es dich doch nicht so interessieren."

„Ich werde Sie darüber noch mal fragen, Loisl, wenn wir unter uns sind. Ich glaube, Sie genieren sich bloß vor den Damen. Was?"

„Ich finde, es wird kühl," sagte die Mama und stand auf.

Der Bergwind hatte stärker eingesetzt, und die Lichter flackerten in den Glaskugeln.

Loisl nahm Abschied, und Henny, die die wundervolle Nacht noch genießen wollte, begleitete ihn bis ans Gartentor.

Als er ihr schüchtern die Hand reichte, sagte

sie lachend: „Mir müssen Sie noch mal die Wahrheit sagen."
„D' Wahrheit?"
„Wie Ihr Schatz heißt . . ."
„Aber wenn i koan hab!"
„Glaub ich nicht . . ."
„Wann i's amal sag, und i möcht aa koan . . ."
„Oh!"
„G'wiß is 's wahr . . ."
„Wenn ich ein Mädel von hier wäre, das wollten wir mal sehen!"
„Ja . . . wenn . . ."
Sie lachte lustig und drehte sich rasch um.
„Gute Nacht, Loisl!" rief sie zurück.
Er stand am Zaun.
„Gut Nacht!" sagte er leise. Und dann ging er langsam heim.

* *
*

„Verreist?"
Fräulein Albo sah die Wirtschafterin des Herrn von Fries verständnislos an.
„Er ist vielleicht nach Tegernsee hinüber?"
„Nein . . . der Herr Baron sind auf längere Zeit verreist," wiederholte die unausstehliche Person, und es schien fast, als ob ein boshaftes Lächeln um ihre Mundwinkel spielte.
„Ich glaub, er hat dem Gärtner einen Brief fürs gnä Fräulein geben . . . Josef!"
„Was is?"
„Hast du net an Brief vom gnä Herrn?"
„Jessas ja!" rief der Gärtner, stellte die Gießkanne nieder und kam ohne große Eile heran.
„Da Herr Baron hat mir an Briaf geb'n; i waar nach Feierabend auf Tegernsee ummi . . ."
„Wo haben Sie den Brief?"
Mucki war ungeduldig.
Der Gärtner nahm seine Joppe, die am Zaune hing, holte ein dickes Notizbuch hervor und endlich auch den etwas zerknitterten Brief an Ihre Hochwohlgeboren Fräulein Albo.

Sie riß den Brief auf und wandte sich beim Lesen von der Wirtschafterin ab, die ihre lauernden Blicke auf sie gerichtet hatte.

Aber beim Theater lernt man Selbstbeherrschung.

Mucki sagte mit gleichgültiger Miene zu ihrem Begleiter Morton:

„Der Baron will, daß ich ihn morgen mittag in der Odeon-Bar treffe. Aber bei dem schönen Wetter in die Stadt?"

„Unmöglich! Ein zu hartes Verlangen!"

„Ich werde auch nicht fahren ..."

Mucki gab dem Gärtner ein Trinkgeld, nickte der Wirtschafterin herablassend zu und ging hoheitsvoll ab.

Morton brannte vor Neugierde.

„Wieso is der Trottel abgereist?"

„Sprich nicht, solang uns die Person nachschaut!"

Als sie außer Sehweite waren, gab sie ihm den Brief.

„Da, — lies!"

„Liebe Mia! Ich ziehe es vor, abzureisen, da mich dringende Geschäfte abrufen, und da mir aufrichtig gestanden Verschiedenes nicht mehr zusagt. Du wirst mich kaum vermissen, da Du ja in Gesellschaft bist. Freundliche Grüße

v. F."

„Das sieht einem definitiven Abschied sehr ähnlich," sagte Morton. „Von der Sprache eines Verliebten ist nichts zu bemerken ..."

„Du kannst noch darüber spotten!"

„Ich konstatiere bloß die Tatsache. Deine Gesöllschaft, das dierfte vermutlich meine Wenigkeit sein ..."

„Ja, du bist schuld ..."

„Schuld! ... Das ist wieder echt weiblich ..."

„Ich hab dir immer gesagt, mach es nicht so auffällig!"

„Und ich hab dir geschrieben, es ist Blödsinn, wann ich hieher komme. Aber du hast darauf bestanden und hast mich beruhigt. Du hast ihn als kompletten Trottel geschildert. Also wer ist schuld?"

„Man kann sich auch anständig benehmen."

„Das werde ich von dir kaum lernen müssen; das verbitte ich mir."

„Verbitte es dir! Erst kompromittierst du mich, dann bist du noch ordinär."

„Ich finde deine Vorwürfe dumm ... Natürlich, jetzt kommen die Tränen!"

Mucki klappte den Sonnenschirm zusammen und lief weg; Morton hinterdrein.

Ein paar Sommergäste, die ihnen begegneten, sahen verwundert nach.

„Du willst wohl, daß sich ganz Tegernsee über uns mokiert?" fragte er, als er sie einholte.

„Das ist mir egal ..."

„Du kannst dich ja gleich als verlass'ne Ariadne präsentieren ..."

„Ich pfeif darauf ..."

„Gut. Ich werde einfach abreisen."

Die beiden stritten sich noch eine Weile, und da Muckis Tränen immer reichlicher flossen, führte Morton sie zu einer Bank, wo sie sich allmählich beruhigte.

„Es handelt sich ja bloß um eine eifersüchtige Verstimmung," beschwichtigte er. „Und wann er schon eifersüchtig is, so hast du ja den Beweis, daß er verliebt is. Ich wette mit dir, in drei Tagen hast du den reumütigsten Brief in Händen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Aber ja, Mucki! Verlaß dich darauf! Derartige Naturen haben das an sich, daß sie schmollen und desto abhängiger werden."

Sie blieb dabei, den Kopf zu schütteln.

„Ich hab doch den Mann genau beobachtet, Mucki. Ich schwöre dir, er i s ein Trottel. Der reißt sich nicht los."

„Losreißen nicht, aber heimlich weglaufen, das liegt ihm."

„Um zurückzukehren."

„Nein; er ist hinterhältig, aber nicht hitzig. Er hat das sicher schon lang im Sinn gehabt; ich hab das so aus seinen versteckten Worten gemerkt. Er

hat sich ja nie offen ausgesprochen. Nie! Anspielungen machen und sich sofort zurückziehen, wenn man ihn zur Rede stellte. Das machte er."

„Eigentlich ein gemeiner Charakter!"

„Gestern war er übertrieben liebenswürdig. Im Hotel, beim Abendessen. Es fiel mir auf, wie er von der Partie nach Innsbruck redete, die er mit uns machen wollte. Wie er das ausmalte! Ich dachte mir noch: Was hat er denn?"

„Und zu mir sagte er: Herr Morton, ich verspreche Ihnen herrliche Überraschungen. Ah soo! Das woar ja eine versteckte Perfidie! Ein solcher Intrigant!"

„Du siehst doch, wie er das vorbereitet hat. Es ist nicht das erstemal ..."

„Wieso?"

„Er is auch damals geflohen, wie er das Verhältnis mit der Baronin aufgab. Es ist das Bequemste. Zu einer offenen Aussprache fehlt ihm der Mut."

Morton und Mia wurden sich darüber einig, daß noch nie ein argloses Weib das Opfer eines so gemeinen Menschen geworden, daß noch nie ein zärtliches Vertrauen so niedrig mißbraucht worden sei.

Ihre edlen Auffassungen von Ehre und Pflicht flossen harmonisch ineinander, und sie kehrten als vornehm denkende Opfer eines vollendeten Betrügers zum Landungsstege zurück.

* *
*

Henny wollte eine Kahnfahrt bei Mondschein machen; Mama lehnte für sich ab, weil sie die Nachtluft scheute, und Papa war zu bequem; er fand es hübscher, bei einem Glase Bier vor dem Hause zu sitzen.

„Dann fahre ich allein ..."

„Nein; ich will hier nicht in Unruhe sein," widersprach die Mama.

„Loisl soll rudern, dann brauchst du keine Angst zu haben."

„Ich weiß doch nicht, ob sich das schickt?"
„Nanu! Was soll dabei sein?" fragte Papa Fehse.
„Er ist mal 'n junger Mann ..."
„Das sind Leute, die rudern, sehr häufig. Oder denkst du ...?"
„Ich denke, man tut, was sich schickt, und gibt keinen Anlaß zu Klatschereien."
„Die Welt, die klatscht, ist nicht hier, und wenn sie hier wäre, möchte ich wissen, was sie dahinter finden könnte."
„Mama, du kannst einem wirklich jede Freude verderben," schmollte Henny; „ich lasse mich doch lieber von Loisl rudern, als von dem alten Kaspar, der seinen gräßlichen Tabak raucht und mich nicht versteht, wenn ich ihm sage, wo ich hinfahren will."
„Der Ansicht bin ich auch."
„Schön. Wenn ihr alles besser versteht ..."
Mama Fehse gab ihren Widerstand mit einem unwilligen Achselzucken auf und vertiefte sich wieder in ihren Detektivroman.

* * *

Eine stille, klare Nacht.
Der Mond schob sich langsam über die Bodenschneid herauf, sein Licht floß über die Schroffen und Wälder ins Tal herunter und erfüllte es mit sanfter Helligkeit. Ein glitzernder Streifen legte sich über den See und wurde breiter und breiter.
Loisl tauchte die Ruder leise ins Wasser, und Henny zog ihr Tuch fester um die Schultern, als der Bergwind kam.
„Jetzt müssen Sie mir von Ihrem Schatz erzählen ..."
Loisl schwieg.
„Ist sie hübsch? Eine Sennerin, wie man's im Bauerntheater sieht, die jodelt, wenn Sie kommen?"
„Da kann i nix verzähl'n, weil i koan Schatz net hab."
„Seien Sie doch nicht so furchtbar diskret! Papa sagt, jeder Bursche hat einen."

„Auf'm Theata scho. Da g'hört's wahrscheinli dazua."
„In der Wirklichkeit doch auch."
„Kunnt's net sag'n; mi hat mei ledig's Leb'n g'freut."
„Das glaub ich nicht ..."
„I hätt scho koa Zeit ..."
„Oh!"
„Sunntag und Werktag am Berg droben ..."
„Aber da sind doch die Sennerinnen?"
Loisl lachte.
„Selt'n amal; auf de meist'n Alma san Stotzen, Mannsbilder, de de Arwat versehg'n. Und wenn wo a'n Almerin is, de schaugt net so aus, wia si's de Herrschaft'n denk'n."
„Ich habe schon sehr hübsche Mädchen gesehen ..."
„Herunt'n vielleicht, aber dös helft mir nix, wenn i drob'n bi ..."
„Wie treuherzig Sie das sagen, aber es stimmt nicht."
„I woaß net, warum S' mir nix glauben. Es tat si do net passen für mi, daß i so umanander laffet, wia de Burschen im Dorf. De hamm leicht Zeit, wenn s' d' Heugabel weglegen ..."
„Sie wollen es einfach nicht sagen ..."
„Woll'n ... no ja ... woll'n ..."
„Wenn Sie einen Schatz hätten, würden Sie es eingestehen? Ehrlich?"
„N ... vielleicht aa net."
„Aber warum? Weil ich eine Dame bin?"
Loisl zögerte.
„Desweg'n aa ..."
„Auch? Und außerdem?"
„Weil Sie's san ..."
„Weil ich es bin? Das versteh ich nicht."
Aber sie verstand es gut, und der lustige Blick, den sie auf Loisl richtete, zeigte es deutlich.
Sie fuhren am Ufer entlang.
„Musik?" fragte Henny.
„Beim Koanzen Hans werd da Seppl spiel'n."

Sie horchten auf die feinen Klänge einer Zither, die wieder vom Plätschern der Wellen übertönt wurden.

„Können Sie jodeln?"

„A weng scho, wenn's g'rad amal is, zwoastimmig."

„Bitte ..."

„Es werd net recht geh', alloa und ohne Begleitung ..."

Es ging aber sehr gut; wundervoll, wie Henny sagte, die immer noch mal um Wiederholung bat. Auch am Ufer klatschten Leute Beifall.

„Nun haben Sie mir auch einmal eine Bitte erfüllt ..."

„Gern. A jede ..."

„Na ... zum Beispiel erzählen?"

„Weil i nix zum verzähl'n hab."

„Und wenn Sie was hätten, würden Sie's auch nicht tun. Das haben Sie selbst gesagt ..."

„Ja ... halt ... weil ... no ja ... weil ..."

„Wie heißt man das, wenn hier Burschen am Fenster stehen ...?"

„Zum Kammafensta geh' ... fensterln ..."

„Waren Sie nie? Doch das müssen Sie mir sagen ..."

Loisl lachte.

„Dös kann i net laugna."

„Also haben Sie einen Schatz ..."

„G'wiß net ..."

„Oder gehabt?"

„Zum Fensterln ... no ja ... dös muaß net glei so ernst sei ..."

„Loisl! Das hätte ich nicht von Ihnen gedacht!"

„So is net g'moant ... aba ... i sag g'rad, daß ma net glei ..."

„Es wird immer schlimmer ..."

„Und nacha is dös scho woaß Good wia lang her ..." sagte er resolut.

„So alt?"

„Net alt, aba es hat si halt nimma geb'n, und

überhaupts hätt i koa Zeit net g'habt ... und ..."
Er stockte.
„Und?"
„Jetza denkat i scho gar nimma dro ..."
„Warum?"
„A so halt."
„Das müssen Sie mir sagen, sonst werd' ich böse."
„Es laßt si net sag'n ..."
„Weil ich es bin?"
„Ja."
Sie lehnte sich zurück und warf ihm wieder einen lachenden Blick zu, bei dem es ihm heiß wurde.
„Wissen Sie, wo ich Sie das erstemal gesehen habe?"
„Beim Bauern in da Au ..."
„Sie machten ein bärbeißiges Gesicht, als wenn es Ihnen nicht recht gewesen wäre, daß Fremde oben waren."
„I?"
„Doch! Herr Stresow sagte, Jäger seien immer auf dem Kriegsfuß mit Sommergästen, weil sie das Wild verscheuchen."
„War dös der Herr, der neben Ihnen g'sessen is?"
„Neben mir ... das weiß ich nicht mehr."
„A bissel a dicker ..."
„Haben Sie sich das gemerkt?"
„Ja ... Is dös ...?"
„Was?"
„I hab ma denkt, ob dös am End Eahna Bräutigam is."
Henny lachte lustig.
„Ich hab keinen Bräutigam."
„Dös kimmt mir g'spaßig vor ..."
„Wieso?"
„Ja no ... a Fräulein, wie Sie ..."
„Es hat sich nicht gegeben, wie Sie sagen."
„I glaab's net."
„Retourkutsche! Das gilt nicht."
Henny rief es sehr fröhlich.

„Weil er selbigs Mal aa dabei war, wia'r i den Bock hoam trag'n hab."
„Darauf haben Sie acht gegeben? Oder sagen Sie das nur so?"
„I hab'n halt g'sehg'n, und da is mir der Gedank'n kumma."
„Damals schon?"
„Ja."
„Da haben Sie ganz falsch gesehen ..."
„No ... na is 's halt an anderner ..."
Er sagte das mehr vor sich hin; Henny fand es zu nett, und ganz plötzlich kam ihr ein Einfall, dem sie sofort nachgab.
„Loisl, ich will wissen, wie das ist, das Fensterln ..."
„Ja, mei ..."
„Nein, horchen Sie nur, Sie müssen mir das zeigen und müssen kommen ..."
„Zu Eahna?"
„Ja, und müssen ganz so reden, als wenn ich ein Bauernmädchen wäre ..."
„Aber ..."
„Nicht so schwerfällig! Wenn ich einen Scherz machen will, sollen Sie nicht immer mit aber kommen ..."
Wenn Henny die dunkle Röte gesehen hätte, die sein Gesicht überzog, hätte sie vielleicht eingesehen, daß ihr Einfall nicht ganz so harmlos war. Aber sie sprach munter darauf los.
„Man liest immer davon und hört davon, und wenn ich doch schon in der Gegend bin, will ich es ganz echt kennen lernen. Denken Sie einfach, ich wäre ein Bauernmädel, und sprechen Sie mit mir genau so ..."
Nun mußte er lachen.
„Da werd net gar soviel g'redt ..."
„Sondern?"
„Daß ma halt 's Deandl beim Kopf nimmt und abbusselt ..."
„Das natürlich nicht, Loisl!"
„Na is 's scho nimma echt ..."

22*

„Es wird auch hier De—andel geben, die es nicht so stürmisch haben wollen."

„Net leicht."

„Dann bin ich eine Ausnahme. Außerdem sind Eisenstangen am Fenster."

„Da schiabt ma'r an Kopf durchi."

„Nein — nein! Aber sehen Sie, jetzt sind Sie schon viel kecker, weil nur davon die Rede ist. So wie jetzt müssen Sie mit mir sprechen."

„Aber ... wenn's die Gneidlin spannt?"

„Spannt?"

„Wenn s' was merkt?"

„Das darf sie eben nicht. Heimlichkeit gehört doch dazu, denke ich."

„Alte Weiba schlaf'n wia de Katzen."

„Aha! Nun kommt Ihre Erfahrung, die Sie immer leugnen wollen. Aber, wenn sie es hört, sage ich eben Papa, wie die Sache war. Daß ich das kennen lernen wollte. Er wird die Frau dann schon aufklären ... Wann werden Sie kommen?"

Wieder wurde er rot bis unter die Haarwurzeln.

„Jetzt waar's z' hell," sagte er. „A Woch'n müaßt i allaweil wart'n weg'n an Mond."

Henny klatschte in die Hände.

„Wie das klingt! Auf den Mond acht geben ... ganz räubermäßig. Ich glaube, es wird echt ..."

Auf dem Heimwege mußte Loisl noch einmal fest versprechen, zu kommen. Man wollte den Abend bestimmen, und dann mußte er beschreiben, wie er bei der Gneidlin eine Leiter nehmen und auf die Altane steigen und ans Fenster klopfen werde.

„Und dann ganz so reden, wie man eben hier bei so was spricht, Loisl!"

Ob Henny wußte, wie es dem armen Kerl heiß und kalt wurde?

Aber natürlich wußte sie es, das war ja gerade das Reizende daran.

* *
*

Loisl war auf dem Berg und schaute ein Kar ab. Ein Rudel Gemsen äste darin. Er zählte,

zehn, zwölf, fünfzehn Gams; einen Büchsenschuß davon entfernt stand noch eines unter der Wand; wahrscheinlich ein Bock, und der Figur nach kein schlechter; die Krucken konnte er nicht sehen, da sie ihm Latschenzweige verdeckten; endlich trat der Bock vor, und Loisl nickte zufrieden.

„Der werd recht in der Brunft; aber was mir da Baron wieder für an Patzer außa schickt? Er selm geht do net da rauf, glei gar, wenn's an Schnee hat."

Er rutschte vorsichtig zurück, setzte sich auf seinen Wettermantel und ließ sich von der Morgensonne wärmen.

Tief unter ihm lag der See; das drübere Ufer war im Schatten, herüben aber blinkten die Häuser freundlich und hell herauf.

Er suchte eines und fand es bald.

„Werd' wohl no schlafen und vielleicht allerhand trama. Von mir aber g'wiß net. Herrschaft, Madel, du kunnt'st oan warm macha!"

Er schob den Hut von der kaum vernarbten Wunde zurück und atmete tief auf.

„Fensterln? G'spaß halber wie in der Kumedi. Und reden mit ihr, wia mit an Bauernmadel ... Was denn? Tua net lang um und mach d' Tür auf, oder i schliaf beim Fensta eini? Und betteln, daß sie an Riegel z'ruckschiabt? Nein ... nein! Das natürlich nicht! Was nacha?"

Draußen stehen und etwas Auswendiggelerntes hersagen und doch verraten, daß das Herz mitrede. So wär's ein rechter Spaß.

Tandeln damit und ihn auslachen, weil er zu nah ans Licht hingekommen war ...

Warum war er's? Daß kein Ernst dabei sein konnte, wußte er. Warum gab er sich zu einem Unsinn her?

Aber wie lustig sie lachen konnte, und wie frei sie redete! Ganz anders wie die Mädeln da herum. Die stellten sich geschämig dumm, und jede sagte das nämliche.

„Geh zua ... du bist aber oana! Du bist

fei koa guater ..." und so dummes Zeug übereinander.

Das heißt, jetzt kam es ihm dumm vor ...

Am Fenster stehen bei ihr, und war's bloß zum Spaß, war schöner wie anderswo der Ernst.

„Und is do a Dummheit!"

Er stand auf und rieb sich an der Wunde, die ihn juckte.

„Deifels ... deifel! I moan allaweil, i derf net no näher zuawi kemma zu dem brennat'n Liacht ..."

Er ging weiter, stieg durch ein Latschenfeld und kam auf den Weg, der von der Hirschtalalm heraufführte.

Allerhand Gedanken gingen ihm durch den Kopf, und alle richteten sich auf seine Erlebnisse mit dem feinen Mädel.

Aber was hatte er eigentlich erlebt?

Er hielt sich ihre Worte vor, die er im Gedächtnisse hatte. Sie waren neckisch, freundlich, aber unbefangen und sicher.

Wie sie ihn im Kahn ausgefragt hatte! Neugierig nach Weiberart, aber doch eigentlich nur wie ein Kamerad. Und ihr Vorschlag? Sie mußte den Abstand für sehr groß halten, sonst hätte sie das nicht als harmlosen Scherz betrachtet.

Gefährlich war es bloß für ihn. War es nicht gescheiter, wenn er auch an den Abstand dachte? Herrgott ja, was gescheiter war, wußte er freilich, aber eine Heimlichkeit haben mit ihr, das müßte schon wunderlieb sein, und überall hatte der Verstand nicht recht.

Er horchte.

Von unten herauf klang eine frische Mädelstimme; die sang und jodelte, setzte aus und fing wieder an. Jetzt kam sie näher, und er verstand die Worte.

„Wann'st willst a Gamsei schiaß'n,
Muaßt dir aufi trau'n,
Muaßt di fest anhalt'n,
Derfst net awi schau'n.
Wann der Stutzen knallt
Und das Gamsei fallt,

Da gibt's an Widerhall
Durch Berg und Tal ...
Holiä, holiä huli, holio di hia ho ..."

Loisl summte mit in der zweiten Stimme, und ein freundliches Lachen flog über sein Gesicht.

Das paßte gut her da auf den Berg, ein altes Jägerlied und ein Jodler drauf, der hinunter klang ins Tal, wo die Faulen noch schliefen und sich im Bett herumdrehten.

Er lehnte sich auf den Bergstock und wartete. „Was eppa dös für oane is? I woaß koane da umanand, de so sauber singa ko."

Das Mädel mußte schon ganz nahe sein und gleich ums Eck kommen.

„Aft san d' Jaga kemma,
Hamm mir's Haus durchg'schaut
Auf'n Dachbod'n drob'n
Und ins Sauerkraut,
Awa in's Essigfassl
Hamm s' net eini g'schaut,
Da war mei Stutzen drin
Und no a Haut ..."

„Höhö! Du bist mir de Recht! Dir wer i amal dei Essigfassl a weng g'nauer o'schaug'n ..."

Ein hochgewachsenes Mädel stand überrascht, aber nicht erschrocken vor Loisl.

Ihr lachendes Gesicht war vom Bergsteigen gerötet, zeigte aber mit seiner braunen Farbe, daß ihm Sonne und Wind vertraut waren.

Das helle, lichtblonde Haar war in starke Zöpfe geflochten, die sich wie ein Kranz um den Kopf legten. Den Hut trug das Mädel in der einen Hand; in der anderen hatte sie etliche Blumen.

„So ... so ... du hast as mit die Lumpen? Jetzt wer i di arretier'n ..."

„Dös gang leichter, gel, als wia'r an Wildschützen fanga?"

„Weg'n an leicht geh is mir gar net, aba so was Saubers nimmt ma liaba mit."

„Du brauchst ja grad nehma, und mir muaß 's recht sei ..."

„Beim Arretier'n is amal net anderst."

„Bist du gar a so streng, und gibt's bei dir koa Gnad net?"

„Kimmt drauf o; was tuast denn zu da Buaß?"

„A paar Vaterunser beten für an dalket'n Jaga..."

„De g'hör'n insern Herrgott; was kriag na i?"

„Di müaßt ma'r am End' gar um Verzeihung bitt'n?"

„Glangt net."

„Und alls weg'n dem G'sangl? Da bin i froh, daß mir koan anders ei'g'fallen is..."

„Woaßt d' no mehra solchane?"

„Über d' Jaga grad gnua."

„Saggera, du muaßt uns scho gar net mög'n."

„I kenn di und de andern net; aber jetzt laß mi weiter geh..."

„Na, Madel, dein Nama muaßt d' mir scho sag'n."

„Mög'st mi aufschreib'n?"

„G'schrieben werd nix; i ko mir's leicht mirka."

Sie sah den strammen Burschen lachend an und er schien ihr zu gefallen.

„Wia hoaßt d' nacha?"

„Theresia Mayr, g'strenger Herr Jaga."

„Resei... Hört si guat o... und woher?"

„Jessas na! A Schandarm is scho gar nix gegen deiner. Vo Lenggrias, wann'st as scho wissen muaßt."

„Is a g'fährlicher Platz; de hamm's mit'n Gradschaug'n, d' Lenggriaser."

„Scheuchst da's?"

„Scheuch'n g'wiß net, aber mögen aa net."

„Auweh, da hab' i koa Glück."

„Vielleicht mach i mit dir an Ausnahm."

„Waar mir scho wirkli recht, wann'st du de Gnad hättst."

„Du hast as beinah gwunna bei mir."

„Beinah? Bitt di gar schö, laß 's ganz wer'n. Aba jetzt han i koa Zeit mehr. Bfüad di Good!"

„Bfüad di Good, Resei! Sing uns net gar a so aus!"

„I lern vielleicht a paar Lobg'sangl auf d' Jaga . . ."

Sie wandte sich zum Gehen, blieb aber wieder stehen und fragte:

„Wia hoaßt na' du?"

„Loisl."

„Bist vo Tegernsee?"

„Von A'winkel."

Sie stutzte etwas.

„Bist du am End' gar der Heiß?"

„Von Anfang o; na bin i 's aa 'r am End'. Was woaßt denn du von mir?"

„Net viel, grad daß mir verwandt san."

„Kreuzsakra! A Basei und so a saubers, und net kenna! Jetza muaßt mir scho mehra sag'n."

„Is glei g'sagt. D' Urtlmüllerin is a meinigs Basei. Von dera muaßt do was wissen?"

„Freili; sie is ja a Stiafschwesta zu meiner Muatta."

„Und mei Vata, der Grabner, war a Schwager dazua."

„Is a weng weitschichtig, de Verwandtschaft, aber wunderliab. Wachst so was her, und ma derfragt gar nix!"

„I hab von dir allerhand g'hört; erst neuling."

„Ja so, de sell G'schicht."

„Daß s' di aufi g'schossen hamm. 's Basei hat's aus der Zeitung außa g'lesen und hat des größt Mitleid g'habt."

„Du net?"

„A wengei; soviel halt trifft auf an weitschichtigen Vetta."

„I sag' dir vergelts Gott für dös Bissel; wann's wieder amal is, laßt d'as mehra sei."

„Waar ja net aus! A selle Dummheit werd' do scho nimmer passier'n?"

„Lag dir was dro?"

„Is dös net schiach, daß 's so was überhaupt gibt? Da muaß oan do a jeder derbarma."

„Um an jeden brauchst di net kümmern, grad um mi."

„Z'weg'n da Verwandtschaft?"
„Und da Bekanntschaft; de müaß'n mir aber no a weng g'nauer machen. Wo gehst denn hi?"
„Auf d' Rauchalm."
„Bist du den ganzen Summa herob'n?"
„Na ... na ... I muß grad inserner Dirn aushelfa; dera is a Bluat ei'g'schossen."
„De hat amal recht g'habt."
„Ja freili."
„Sinst waar'n mir zwoa vielleicht alt und graab worn und hätt'n nix g'wißt von anand."
„Na waar's aa r'a so ..."
„Woaß i net ... aba wann's dir recht is, geh i mit dir ummi."
„Hast du soviel Zeit?"
„Heut nimm i mir s', aber recht muaß dir sei."
Es war ihr schon recht, und nun gingen die beiden plaudernd und lachend der Rauchalm zu; wer dem Paar begegnet wäre, hätte seine Freude daran haben müssen.
Loisl war übermütig und gesprächig, er fühlte sich wie von einem Drucke befreit, und die schlagfertigen, neckenden Antworten des Mädels reizten ihn nach der Kopfhängerei der letzten Tage erst recht zu lustigen Reden.
Die Dirn in der Rauchalm, ein altes Leut, ächzte zuerst verdrießlich über ihren Zustand und das lange Ausbleiben der Hilfe, aber Resei gab ihr kaum an und griff überall flink zu, mit einer Gewandtheit, die Loisl bewunderte. Er saß in der rauchgeschwärzten Hütte am Tische und löffelte behaglich einen Weidling Milch aus, den ihm das Basel hingestellt hatte.
Und da er sah, daß er im Weg umging, nahm er Abschied und fragte, ob er am Abend noch einmal zukehren dürfe.
„Zuakehr'n scho, aber dableib'n net. Mir hamm koan Platz, und es passet si net ..."
„Ums Dableib'n hab i net o'g'halten."
„Nacha is dir a Frag derspart; d' Mannsbilder san oft a weng ei'bilderisch."

„Dösmal san's d' Weiberleut g'wen; i bleib liaba auf meiner Hütt'n."

„Da bist du an ausnahmsbraver Jager."

„Und du a wunderseltne Almerin; di müassen aber scho viel g'fragt hamm, weil du mit da Antwort so g'schwind bei da Hand bist."

„Grad soviel, wia abblitzt san."

„Hast d' mi dazua zählt, na hast um oan z'viel g'rech'nt."

„I hab di scho wieder abzog'n; aber jetzt geh zua! I hab net soviel Zeit wia r'a Mannsbild."

„Bfüad di Good, und ziahg deine Krall'n ei, wann i wieder kimm; i tat di gern amal schnurr'n hör'n."

Er ging lachend fort, blieb nach einer Weile stehen, und juchzte zur Hütte hinunter.

Aber da schau her!

Das fleißige Resei, das so gar keine Zeit hatte, stand noch unter der Türe und antwortete mit einem langgezogenen Juhschrei.

Sie hatte ihm nachgeschaut und die Arbeit darüber vergessen.

Es ging sich leicht bergauf mit einem fröhlichen Sinn, und bald hatte er die Hütte aus den Augen verloren und war allein in der Stille, die ihn umfing.

O du kleinwinzige Welt!

Wie sie unten lag, als hätte sie unser Herrgott aus der Spielschachtel zusammengestellt, Häuser und Hütten, die sich um eine Kirche mit spitzigem Turme drängten, Bäume in langen Reihen als Wiesenhage, die das Land in lange und breite Vierecke teilten, Flußläufe wie aus Silberpapier geschnitten, die sich alle hinzogen zu dem tiefblauen See.

So frei war es heroben, so weit weg von den Kümmernissen der Menschen, die sich unten herumtrieben und viel zu klein waren, als daß man sie hätte sehen können.

Einen Augenblick lang fiel ihm ein, was ihm etliche Stunden vorher soviel Nachdenken gemacht

hatte. Wie weit war es auf einmal weg, als wär's vor langer Zeit gewesen!

Was war geschehen?

Nichts. Und doch hatte sich alles geändert; es war ihm zumut, als wäre er erst jetzt wieder richtig daheim und wäre eine Zeitlang fort gewesen.

Die paar frohen Stunden mit dem Mädel hatten ihm gezeigt, wie lustig sein junges Leben war, viel zu schön, als daß man sich dummen Wünschen und einer falschen Trübsal hingeben durfte.

Er dachte nicht darüber nach, er war ohne Besinnen und Grübeln aufs Rechte gekommen; ein junger Stamm ist biegsam und schnellt zurück, wenn er wieder frei wird.

Ein wohlbekanntes Pfeifen erinnerte ihn daran, daß man im Revier nicht in Gedanken verloren herumtappen dürfe. Steine rappelten, und als er sich rasch nach der Richtung umwandte, sah er einen Gamsbock an der Wand aufwärts flüchten.

„Höi ... höi ... Manndei, laß dir Zeit! A'schaug'n werd ma di do no derfen."

Der Bock stand auf dem Kamm und schaute neugierig zurück; er hob sich frei gegen den Himmel ab, und Loisl hatte ihn rasch im Perspektiv.

„Sechsjahrig und am Buckel schwarz; der kannt an guat'n Bart kriag'n ..."

Er legte den Bergstock wie ein Gewehr an und zielte hinüber.

„Bum!" sagte er. „G'höraſt scho mei, wenn's Kathrein waar. Ja ... pfeif no!"

Nun schloff er durch die Latschen, untersuchte die Salzlecken und stieg ab ins Hochholz, überall Fährten prüfend, ganz bei der Sache und voll Freude daran. Als es Abend wurde, pürschte er langsam zurück.

Dunkle Schatten legten sich über die Almwiesen und hüllten tausendfaches Leben in Schlaf; wo noch die letzten Sonnenstrahlen hohe Baumgipfel in Licht tauchten, zwitscherten etliche Singvögel. Bald verstummten auch sie. Da und dort trat Wild aus, sicherte und begann zu äsen.

Überm Kamm tönte das Geläute von Kuhglocken herauf; das Vieh war ausgetrieben und weidete ruhig, da es nicht mehr von den Fliegen geplagt wurde.

Loisl ging der Hütte zu. Ein Licht grüßte ihn wie freundliche Einladung.

War 's Herdfeuer, und wartete Resei auf ihn?

Ein altes Almerlied fiel ihm ein, und er summte die Strophen für sich hir.

‚Mir sitzen ins hi vor die Tür,
Schau, wia schön grasen de Küah!
Die Senndrin, de sitzt si neben mein,
Was kann denn noch fröhlicher sein?
Und sie singt mar a Liadl voll Freud,
Daß 's an Hall übers G'wänd außi keit,
Wo der Guguck schö schreit.'
‚Jetzt geh ma ge eini ins Bett,
Ganz freundli hat d' Sennerin g'redt ...'

„Ja ... oder was! Gar so freundli hat s' net g'redt, wia s' bloß g'moant hat, i kunnt was moana. Passet si net ... A Schneid hat dös Madel, und an Ernst beim G'spaß ..."

‚Auf da Alm is ganz anderst, mei Bua,
Kannst d' Hosen aufhänga mit Ruah ...'

„I moan allaweil, de wer i ang'halten müassen ... hö! ..."

Eine Kuh rumpelte erschrocken von ihm weg und galoppierte mit scheppernder Glocke auf die Hütte zu.

Und dann stand er auch schon vor der Türe und klopfte an.

„Bist as du?"

„Ja ... mach no auf, Resei!"

Sie öffnete und grüßte ihn freundlich, sagte aber: „'s is eigentli koa Zeit mehr."

„Ja mei, i muaß draußd bleib'n, so lang Schußliacht is."

„Mir is weg'n der Wab'n, daß mir de koa G'red hermacht."

„Waar ja net aus, bal der nächste Verwandte nimmer zuawi geh derfat."

Sie lachte.

„Is s' scho soviel näher wor'n in oan Tag? Aber du werst Hunger hamm."

„Jetzt hast amal was G'scheits g'sagt, Deanei."

„Na' koch i dir an Schmarr'n."

„Ganz richtig, schenier di no grad net!"

Sie rührte flink Mehl und Wasser an, warf einen Brocken Schmalz in eine Pfanne und stellte sie ans Feuer, in das sie dürres Holz legte.

Er setzte sich neben sie auf den Herd und sah ihr zu.

„‚Und schlagt mir sechs Oar in a Schmalz . . .'" rezitierte er.

„Da werst di brenna; mit die Oar is nix."

„Braucht's net, aber vielleicht kennst du dös Liadl?"

„I kenn's scho . . ."

„Na woaßt aa, wia's weitergeht? ‚Daß i stark wer zum Falz . . .'"

„Du redtst di ja ganz leicht."

„I net, aber 's Liadl."

Sie schaute ihn an. Aus seinem gebräunten Gesicht blickten ihr gutmütige, lustige Augen entgegen, ein Lachen saß ihm in den Mundwinkeln; er konnte einem Mädel schon sehr gefallen.

Sie stocherte eifriger in der Pfanne herum und wurde rot; aber vielleicht war's nur der Widerschein vom Feuer.

„So . . . jetza," sagte sie und stellte die Pfanne auf den Tisch, nachdem sie ein Holzbrett untergelegt hatte. „Laß dir's schmecken."

Er folgte ihr gerne und löffelte den Schmarren ohne Hast, aber mit gründlicher Sorgfalt heraus.

„Verzähl mir a weng was, Resei."

„I woaß net gar a so viel . . ."

„Von deine Leut, daß i d' Verwandtschaft a bissel kenn."

„Ja mei, mir san grad unserner drei; d' Muatta, mei Bruada und i. Da Vater is scho lang g'storb'n."

„Und jetzt hat d' Muatta 's Anwesen?"

„Bis da Sepp heiret. Er möcht scho lang, aber d' Muatta übergibt net gern. Is ja aa letz, a fremd's Weibets regiern sehg'n ..."

„Des sell braucht freili beißen; wia groß is enker Sach?"

„An achtz'g Tagwerk, ziemli a Holz dabei. Küah fuattern mir zwanzgi."

„Höllsaggera! Da san mir Fretter dagegen mit inserne vier Stuck."

„Bloß du und dei Muatta?"

„Ja ..."

„Na is leicht groß gnua. Hilfst d' mit bei der Arwat?"

„A weng; recht viel Zeit hab' i net."

„De tat i mir halt nehma; dei Muatta muaß do aa scho bei die Jahr sei, und so a Trumm Mannsbild wia du ..."

„I hab' halt mein Jagddeanst ..."

„Ah, dös hoaßt do nix neb'n der richtigen Arwat."

„Jetz is recht. Is d' Jagerei nix richtigs?"

„De is zum Vagnüag'n da ..."

„Für mein Herrn vielleicht, aba net für mi ..."

„Was brauchst du an Herrn, und kunntst dei eigner sei?"

„Jetzt siech i guat, du hast as a weng gegen d' Jaga; is mir scho heut in da Fruah so fürkemma. Aber G'spaß beiseit', glaabst du vielleicht, i geh' grad so spazier'n mit 'n Schiaßprügel?"

„Is 's recht viel anderst?"

„Aba scho ganz anderst. Dös derfst mir glaab'n, i plag mi scho bessa wia 'r a Bauernsohn oder a Knecht. Der Schnapper da mit der Heuarwat, der geht bloß a so drein bei mir, und bal s' vorbei is, was tean denn de andern? Tabak rach'n und d' Ohrwaschel rühr'n, daß s' eahna net ei'schlafen. Oder is dös was, dös bissel Dungert fahr'n und im Winter d' Holzarwat? Geh', hör mir auf! I bin 's ganze Jahr draußd bei an jed'n Weda und steh' jed'n Tag vor der Sunn auf. De Bauern achezen scho, wann s' im Summa vierzehn

Tag hinteranand schö is, und bet'n um an Reg'n, daß s' in Gotts Nam' wieder amal ausschlaf'n kinna. I hab' koa Dahoambleib'n beim Regen. Und bis i oamal in a Wirtshaus kimm, san de andern dreiß'gmal drin g'wen. Ös moants allaweil, dös is so a Sunntagsgaudi und braucht nix, als wia r' an Schneidhacken am Hut hamm und a Bix am Buckel. Mei Liabi, d' Jagerei braucht an Fleiß und an Verstand und an richtigen Menschen, auf den a Verlaß is. Mir schaugt mei Jagdherr net nach, ob ich mei Sach richtig mach, mir muaß dös mei G'wissen o'schaffen ..."

Sie sah lächelnd, wie er in Eifer kam, und hörte ihm gerne zu.

„Jetz iß no wieder!" sagte sie, „finscht werd dir da Schmarr'n kalt."

„Is ja wahr; ma kennt's, daß du von Lenggrias bist, wo s' d' Jaga net mögen."

„I hab' no koan kenna g'lernt. Aba de Bauern, de bei ins viel außi gengan, hört ma net gar so loben."

„Is aa nix; dahoam versamen s' d' Arwat, und draußen san s' für nix."

„Jetzt sagst as selm."

„Ja, Madel, dös is was anders; i red von der richtigen Jagerei, net von Umanandschiaß'n und Schind'n und Umbringa, was Haar und Federn hat."

„Aba wenn's d' dei Sach dahoam hast ... Waar's net do schöner?"

„Da hätt' mir d' Arwat nia g'langt. Was waar's nacha g'wen? Umanandflankeln?"

„Auf de Weis' bist du z'letzt gar zweg'n da Plag Jaga wor'n?"

„G'schiecha hab' i s' net, und dazua ganga bin i, weil i aufg'wachsen bin dabei."

„Aft muaß i gar no mei Meinung umändern?"

„Werd Zeit sei, daß d' amal lernst, was d' Jagerei is ..."

„Is recht. Aber heunt nimma; heunt geh'n i ins Bett ... und du muaßt di jetzt auf'n Weg macha."

„Muaß i?"
„I moan do scho."
„I legat mi aufs Heu ..."
„Na ... na ... mei Liaba! Fang mit dem net o!"
„Bal 's aber so weit is auf mei Hütt'n ..."
„Is de schönste Nacht."
„Geh', Resei! Muaß i no a Stund weit laffa?"
„Hast du mir net verzählt, wia gern du di plagst?"
„Bei'n Tag ..."
„Laß guat sei ... dös is umasunst."
Sie sagte es so ernst, daß er sein Bitten aufgab und nach Büchse und Rucksack langte.
„Vielleicht bin i recht dumm," sagte er.
„Bist no nia g'scheiter g'wen."
„Guat, i geh. Aber oan G'fallen verlang i .."
„Bal 's sei ko ..."
„Leicht. Hock di mit mir a weng vor d' Hütt'n außi ..."
„Aber schau, d' Wab'n ..."
„Hast d' selm g'sagt, daß 's so schö is ..."
„A Viertelstund, aber net länger."
Sie saßen nebeneinander auf der Bank, und unwillkürlich fanden sich ihre Hände, als sie in die Nacht hinaushorchten.
„Wia waar's denn, Resei, wann mir oans singet'n mitanand?"
„Wenn uns de Alt hört ..."
„Na' wacht s' schö auf ..."
„No ja ... nacha ... bring i de Zither außa."
Sie holte sie, und er spielte.

‚Steig i auf die hohe Alm, wo's viele Gamsein geit,
Da han i mit mein Stutzen a saggerische Schneid,
Ja, auf da hohen Alm,
Wohl auf da höchsten Schneid,
Bei meina Sennderin
Han i mei Freid.'

„Siehgst as, Resei, dös muaß wahr sei, daß

ma bei der Sennerin bleiben derf. In an jeden G'sangl geht's auf dös naus."

„Bleib no; Sennderin is d' Wab'n ..."

Sie lachten, und dann sang sie ein paar Lieder, die er nicht kannte, aber beim Jodler tat er mit, immer lauter und schneidiger.

„Jetzt is Schluß," sagte Resei; „der Hoamgart hat si lang gnua außi zog'n ..."

„Oans no! Kennst dös: Über de Alma?"

„Ja, dös kenn i, fang no o!"

Er setzte kräftig ein:

„Über de Alma, über de Alma ...
Wann'st vorbei gehst, nacha schreist ma,
Und wann du glaub'n tuast, daß i schlaf,
Na wirfst a Stoandl auf auf mei Dach.

Und 's Dirndl hat g'schlafen,
Hat dös Stoandl überhört.
Und wia sie munter is wor'n,
Da hat sie bitterli g'röhrt.

Es hat scho oans g'schlag'n, es hat scho zwoa g'schlag'n,
Es schlagt scho drei und vieri,
Sollt i hoamgeh, sollt i dableib'n?
Pfüat di Good, mei Liabi!"

„Jetz geh aba!"

„I geh scho, und kemma tua'r i aa wieda."

„Kimm no, mi g'freut's ..."

„G'freut's di aufrichti, Resei?"

Er hatte sie an beiden Händen gefaßt und schaute ihr in die Augen; in denen las er eine Erlaubnis; er nahm sie herzhaft beim Kopf und busselte sie ab.

„Du!"

„No a paar!"

„Aber jetzt guat Nacht ..."

„Hab i koan Nama?"

„Loisl!"

„Du liabs Madel, pfüad di Good ... 's letzte zum Abschied."

Sie sträubte sich nicht.

Als er ging, war ihm so lustig zumut, als könnte er fliegen; er pfiff und sang vor sich hin und reckte die Arme auseinander in Freude und Kraftgefühl.

Nach einer Weile blieb er stehen und schaute zurück.

In der Hütte war noch ein Licht, jetzt erlosch es.

Guat Nacht, Resei!

Der Mond stand hoch über den Bergen.

„Ja, du g'schwollkopfeter Kerl, du liaber, was sagst d' jetzt da?"

Hatte er nicht auf ihn heruntergesehen vor etlichen Tagen, selbigesmal auf dem See?

Ein paar Worte von damals fielen ihm ein.

Daß er keinen Schatz habe und auch keinen möchte von da herum.

O du Schafhammel!

Und der dicke, gelbkopfete Kürbis da droben hatte es mit angehört. Aber jetzt?

„Hast ma wieda zuag'schaugt und dein G'spaß g'habt, du Spitzbua, du alter!"

„Lustig is schon,
Voraus in Summa,
Meine lustigste Zeit
Geht in Alma uma.
Der oa links und der ander rechts,
Der oa fragt s', und der ander möcht s',
Der oa schickt ihr an Gruaß,
Der ander hat s' scho beim Fuaß ...
Hujuhu hui! Juhu!"

Ja, Loisl, jung sein is was Schönes und was G'spaßiges auch.

* *
*

Frau Geheimrat Calmon war zu Fehses herübergefahren und hatte nur die Mama angetroffen; Herr Fehse war mit Henny nach Kaltenbrunn ausgeflogen; seine Frau hatte es wegen Migräne abgelehnt, die Partie mitzumachen.

Aber so war es der Geheimrätin gerade recht; sie hätte es nicht besser treffen können, denn es gab

23*

etwas zu besprechen, was sich am besten unter Damen abmachen ließ. Vorerst nur eine Idee, ein Wunsch, den die Tante des Herrn Stresow hegte. Henny hatte dem jungen Manne gefallen, die Partie war gut, recht gut sogar; es handelte sich also nur darum, ob man sich auf der anderen Seite über die Vorteile der Verbindung klar war. Ein paar Andeutungen genügten, um Frau Fehse über den eigentlichen Zweck des Besuches aufzuklären, und sie griff das diskret vorgebrachte Anerbieten mit Begeisterung auf.

Stresow & Lademann! Ein Bedenken wäre lächerlich, ja frivol gewesen. Die Spreewerke standen in hohem Ansehen, die Familie nicht minder. Crême de la Crême hatte neulich Redantz von ihr gesagt; sie stand in naher Verbindung mit ersten Familien Berlins, auch mit einigen Größen im Rheinland.

Und der junge Stresow war korrekteste Norm in seinen Ansichten und Manieren. Frau Fehse strömte von Herzlichkeit über, als sie ein wünschenswertes Glück in solche Nähe gerückt sah; sie gab der hochverehrten Geheimrätin zu verstehen, daß sie im Bilde sei, und auch, daß die Wünsche der klugen, erfahrenen Dame mit den ihrigen übereinstimmten.

So konnte Frau Calmon sehr bald ihr Geheimnis enschleiern und offen reden.

„Wir verstehen uns," sagte sie; „vorausgesetzt also, daß Ihr Töchterchen ..."

„Henny ist Gott sei Dank wohlerzogen und ..."

„Man kann nie wissen; im übrigen handelt es sich ja vorerst nur um eine Idee von mir. Wenn sie Ihren Beifall hat, und wenn Ihr Mann ..."

Frau Fehse zog unwillkürlich die Achseln hoch, wie in feindseliger Abwehr einer lächerlichen Möglichkeit.

„Wenn Ihr Mann glaubt, daß sich diese Idee verfolgen ließe ..."

„Glaubt! Er würde zu diesem Glauben rasch und gründlich bekehrt werden!"

„Dann käme es vor allem darauf an, daß die

jungen Leute sich wiedersehen würden. Mein Neffe hat leider einen kleinen Unfall erlitten ..."

„Ach! Doch hoffentlich ..."

„Nein, es ist nicht schlimm; er war eben den ersten Tag beim Regiment, da stürzte er mit dem Pferde. Seine Mama hat mich beruhigt, er hat nur ein paar Quetschungen erlitten."

„Der Ärmste!"

„Er hat die Übung abbrechen müssen und wird nach Baden-Baden kommen."

„Gott, das träfe sich gut! Meine Schwägerin ist dort und dringt darauf, daß wir sie besuchen ..."

„Sie sagten mir das neulich, und ich dachte auch daran; vielleicht reisen Sie hin ..."

„Nein, wirklich! Das trifft sich großartig."

„Ich will etwa in zehn Tagen nach Baden-Baden; wenn Sie auch dort wären ..."

Frau Fehse war sogleich entschlossen und damit von Kostümsorgen bedrängt. War sie genügend versehen, oder sollte sie in München das Fehlende ergänzen? Oder in Baden-Baden?

Sie faßte sich aber wieder und wandte sich der Geheimrätin mit erhöhter Liebenswürdigkeit zu.

Die Damen trennten sich im besten Einvernehmen und wollten zuletzt die Reise gemeinsam machen.

So stand Papa Fehse vor einem fait accompli, als er ahnungslos zurückkehrte.

Er wurde in seiner Schilderung der Reize von Kaltenbrunn jäh unterbrochen, um die Nachricht entgegenzunehmen, daß er sich aus der gepriesenen Ruhe und Behaglichkeit in das rauschende Leben eines Kurortes zu stürzen habe.

„Na, hör mal ..."

„Wie du überhaupt nur einen Moment überlegen kannst ..."

„Kann ich immer und halte mich sogar für verpflichtet, es zu tun. Immer kaltes Blut, Nelly!"

„Es handelt sich um Hennys Lebensglück."

„Wollen mal sehen; vorläufig handelt es sich jedenfalls nur um 'nen Einfall von der alten Schachtel."

„Heinrich!

„Is es anders?"

„Wie du so was sagen kannst! Frau Geheimrat Calmon hat Gefallen an Henny gefunden und gibt sich die Mühe ..."

„Na, so groß is die Mühe nicht, und außerdem ist das ja eine Lieblingsbeschäftigung älterer Damen ..."

„Ich konnte mir denken, daß ich bei dir nur höhnischen Widerspruch finde."

„Wart's mal ab! Ich lasse mit mir reden, aber ein Unangenehmes hat diese Reise."

„Wieso?"

„Es riecht wie Nachlaufen."

„Nicht im mindesten. Wir besuchen Kitty; zufällig ist Herr Stresow als Rekonvaleszent dort ..."

„Und zufällig weiß er ganz genau, daß seine Tante das arrangiert hat ..."

„Tut man das nicht immer in solchen Fällen?"

„Weeß ich nich. Und der zweite Punkt meiner väterlichen Bedenken ist, daß mir der junge Mann nich so kolossal imponiert hat."

„Natürlich nicht! Dazu hat er viel zu gute Manieren ..."

„Danke! ..."

„Aber wenn du glaubst, daß ich Hennys Glück verscherzen lasse mit derartigen lächerlichen Ansichten, so irrst du dich; ich weiß, was ich als Mutter zu tun habe, und ich ..."

„Na ... na ... na ... nur keine Aufregung! Wir wollen mal die Hauptperson hören ... Henny! ... Henny!"

„Papa?"

„Komm mal runter, aber dalli!"

Henny kam in die Stube; sie sah, daß Mama ziemlich aufgeregt war und ihre Neugierde regte sich.

„Was ist los?"

„Wir halten eben hochwichtigen Familienrat und ..."

„Herr Stresow interessiert sich für dich ..." fiel Frau Fehse ein.

„Keine Ausschmückungen, Nelly! Also Frau Calmon war hier und ließ durchblicken ...“

„Bitte, sie hat klipp und klar gesagt ...“

„Schön! Also Frau Calmon hat klipp und klar gesagt, daß vielleicht 'ne Möglichkeit besteht, daß du vielleicht ihrem Reserveonkel gefallen kannst ...“

„Nun rede aber ich! Henny! Die Frau Geheimrat ist eigens herübergekommen, um — natürlich nich plump, sondern diskret — anzufragen, was du und was wir darüber denken, wenn Stresow sich für dich interessierte ...“

„Gott, ich finde ihn nicht unsympathisch ...“

„Du weißt doch, daß er eine glänzende Partie ist? ... Bitte, Heinrich, unterbrich mich nicht — — Du bist dir doch darüber klar, daß du nach jeder Richtung hin ...“

„Respektive, du kannst dir darüber nicht sofort klar sein, sondern du willst vermutlich erst mal darüber nachdenken ...“

„Was gibt es da lange nachzudenken? Frau Calmon will doch nicht, daß wir uns sofort erklären; wir sollen mit dir nach Baden-Baden ...“

„Bald?“ fragte Henny.

„Je eher, desto besser ...“

„O, fein! Da kommen wir ja noch zu den Rennen, und ich las zufällig gestern, daß das große Tennisturnier in der ersten Septemberwoche ist ...“

„Die Gründe sind schlagend,“ sagte Herr Fehse. „Du findest ihn nicht unsympathisch, es sind Rennen, es gibt 'n Tennistournier und so nebenbei vielleicht 'ne Verlobung ...“

„Ich freue mich eben ...“

„Auf was? Auf das Ballschmeißen oder auf den nicht unsympathischen Jüngling oder auf die Rennen oder ...?“

„Nu quäl aber Henny nicht! Sie ist klug genug, um ...“

„Den Ernst des Lebens sofort richtig zu erfassen ...“

„Ach, Papa, nich so tragisch! Ich bin ja noch

nicht verlobt, und was soll ich denn dagegen haben, Herrn Stresow wiederzusehen?"

„Oder ist dir der Gedanke so unerträglich, daß Henny über die Werbung eines hoch angesehenen, glänzend situierten, tadellosen Mannes ernstlich nachdenkt?"

„Ich verstand Tennistournier ..."

„Daß ich mich auf Baden-Baden freue, ist doch klar!"

„Man muß ja nicht immer unter Bauern leben und kann auch Vergnügen an Eleganz haben."

„Geht auf mich ..."

„Henny hat eben meinen Geschmack ..."

„Und die Tiefe der Empfindung. O Weiber!"

„Vielleicht wirst du in Gegenwart deiner Tochter nicht in diesem Tone reden?"

„Gar nischt rede ich. Als Mann habe ich natürlich die ganze Angelegenheit viel oberflächlicher aufgefaßt wie ihr. Vor euren zarteren Gefühlen und eurer Innerlichkeit muß ich kapitulieren."

„Du bist also einverstanden, daß wir ...?"

„Ich sehe bloß ein, daß mir die Opposition nichts hilft ..."

„Papachen! Liebes, gutes Papachen! Wir fahren also wirklich?"

„Komm, Henny. Wir haben noch sehr viel wegen der Toilette zu besprechen."

„Ja, und nimm auf alle Fälle dein Racket mit zur Verlobung!" sagte Papa Fehse.

* * *

Nach heißen Tagen war ein heftiges Gewitter niedergegangen, und nun hingen Wolkenfetzen an den Bergen, Nebel stiegen aus allen Tälern auf und schoben sich zusammen.

Es gab Regen.

Herr Fehse war allein; seine Damen waren nach München gefahren, um nur das Notwendigste an Toilette zu beschaffen. Er langweilte sich, und da der dritte Mann, den Redantz zum Skat bestellt hatte, durch irgend etwas verhindert war, fuhr er

nicht nach Tegernsee hinüber, sondern hockte mißmutig in seiner Stube.

Von den Dachrinnen plätscherte es eintönig herunter, und zuweilen fuhr ein Windstoß in die Bäume vor dem Hause. Dann schauerten sie zusammen und schüttelten das Wasser von ihren Blättern ab.

Eine trübselige Stimmung.

Was ließ sich anfangen?

Herr Fehse beschloß, einen Rundgang durchs Dorf zu machen und sich mal ein bißchen mit den Leuten zu unterhalten.

Zunächst wollte er sehen, was eigentlich mit dem jungen Menschen, mit dem Jäger, los war, der sich eine ganze Woche nicht mehr hatte blicken lassen.

Er ging zur Heißin in die Küche. Die Alte empfing ihn mit freundlicher Ehrerbietung.

„'n Tag! Ihr Sohn zu Hause?"

„Da Loisl? Na, der is auf der Hütt'n drob'n, scho seit a sechs Tag."

„Er ist sehr eifrig ... was?"

„Gar z' fleißig is er. I sag oft, derrenn di no net ganz! De andern lassen si wohl Zeit, aber du moanst scho, sag i, du muaßt dir d' Haxen weglassa. Aba da gibt's gar nix bei eahm ..."

„Das ist doch sehr anerkennenswert!"

„Sagen Sie's aa, gel? Ja, er is scho a ganz a richtiger Mensch, grad brav. I hab nia koan Vadruß mit eahm g'habt. Wia oft de junga Leut san, a weng ausg'lassen. Döß hat's bei eahm gar it geb'n."

„Da haben Sie Ihre Freude an ihm, was?"

„Scho wirkli a Freud und koan Vadruß gar it, aber gengan S' do eina in d' Stub'n! In da Kuchl is Eahna do z'schiach ..."

„Nee, liebe Frau ..."

„Es is ja net amal aufg'rammt. Genga S' a wengl eina, i schinier mi ganz."

„Na ... also ..."

Herr Fehse ließ sich in die Stube führen.

„'n bißchen nieder."

„Ja, geln S'? Is halt an alts G'lump ..."

Er sah prüfend herum. An den Wänden hingen etliche Ölfarbendrucke; der heilige Joseph mit einer Lilie in der Hand, das Herz Jesu mit der Dornenkrone.

Daneben ein Schlachtenbild; die tapfern Bayern im Kampfe mit den Turkos.

Neben dem Ofen hingen Hirschgeweihe, etliche Gamskrucken und Rehgewichtl. Ein paar Bretter, die an die Wand gelehnt waren, erregten Fehses Aufmerksamkeit.

„Zu was gehören die?"

„Da spannt er im Winter seine Fuchsbalg auf. I schimpf oft, weil s' a so an G'stank eina mach'n, aber es is finscht koa Platz net vorhanden, wo s' trucka wern ..."

„So ... so. Er is 'n tüchtiger Jäger."

„I wollt, er waar koana."

„Sagen Sie das nich! Is doch was Schönes, so 'n Leben auf den Bergen."

„I kunnt's net lob'n; er hat Plag grad gnua, und wia oft kimmt er hoam, soachnaß und ausg'froren! I sag's oft. Kannt'st as du net viel schöner hamm, sag i, dahoam ums Haus umanand? Und er hätt no dazua an recht'n G'schick zu der Arwat und kennt si guat aus mit 'n Viech. Glei besser wia de mehrern Bauern."

„Das is eben die Leidenschaft, liebe Frau ..."

„Ja, leider Gott's ..."

„Sind Sie schon lange Witwe?"

„Han?"

„Ob Ihr Mann schon lange tot ist?"

„Da Hansgirgl? An elft'n Jahr is scho; den Hirgscht wern's elf Jahr. Hätt's eahm koa Mensch net denkt bei so an fest'n Loder. Grad broat und g'stand'n is er g'wen, aber auf oamal is eahm 's Bluat abg'stand'n und hat net lang dauert, a so a Woch'n an achti, na is dahi ganga. I woaß no wia heut, wia'r a hoam kemma is vom Holz draußd. Muatta, sagt er, mit mir is nix mehr, hat er g'sagt, i kenn's guat. An sellan Wehdam hat er et'wendi g'habt, und er is 'n aa nimma müassi wor'n ..."

Fehse verstand kaum ein Wort, und er interessierte sich auch nicht weiter für die Schicksale des alten Hansgirgl.

„Sagen Sie mal ..." Er wußte eigentlich nicht, was er fragen wollte. „Tja ... ja ... sagen Sie mal, wann kommt Ihr Sohn heim?"

„Woaß wohl net, aber heut oder morg'n muaß er do kemma bei dem Weda. I glaab a so, daß 's am Berg ommat schneibt. Sollt i eahm was ausricht'n?"

„Er soll wieder vorsprechen, wenn er da ist ... Ich habe mir aus München Rauchtabak schicken lassen, sagen Sie ihm ..."

„I wer's eahm sag'n; aber derf i Eahna net an Kaffee siad'n?"

„Nee, danke; ich muß wieder weg ..."

„Aber a Schnapsei ...?"

„Wirklich nich; adiö, gute Frau!"

„Bfüa Good nacha ... a Glasei Schnaps hätten S' do ..."

Herr Fehse war schon zur Türe hinaus.

Er hatte mancherlei von dem alten Jäger Rauchenberger gehört und hoffte, in ihm ein interessantes Original zu finden.

Er traf Festl nicht allein; ein Nachbar saß bei ihm in der gut durchwärmten Stube; im Herdofen knisterte Feuer.

Die beiden rauchten österreichischen Tabak, den Blauberger, der von Tirol über den Blauberg herüber geschmuggelt wurde, und der einen beizenden Geruch hatte.

Fehse hustete, nachdem er eingetreten war, und erblickte durch den Nebel ein paar Gestalten, die auf dem Kanapee saßen.

„Habe ich den Vorzug, Herrn Rauchenberger ...?"

„Ja ... was is?"

Festl stand auf und sah zu, wie der Herr sein Monokel einklemmte.

„Ich wollte mich mal nach Ihnen umsehen; ich hörte viel von Ihnen erzählen ..."

„Hoffentli nix Schlechts. Nehmen S' a weng

Platz! Sie loschiern bei da Gneidlin . . . net wahr?"

„Ganz richtig. Ich bin 'n Freund von Ihrem Zögling . . ."

„Zögling . . . ah so . . ." Festl schmunzelte. „Vom Loisl? I hab so was g'hört, daß er oft bei Eahna drent is. Hamm S'n heut scho g'sehg'n?"

„Nee, die ganze Woche nich. Er jagt im Gebirge."

„Jagt im Gebirg? So?" Es saß wieder ein Lachen in den hellen Augen des Alten.

„Es muß Sie doch schmerzen, daß Sie selbst nicht mehr hinaufgehen können?"

„Es hat all's sei Zeit. Mei Gicht schmerzt mi scho bessa . . . Aber Sie stengan no allaweil . . . da waar a Sessel."

Fehse setzte sich und rückte den Stuhl vom Kanapee zurück. Der andere Kerl saß unbeweglich in der Ecke und rauchte wie ein Schlot.

„Erzählen Sie mal 'ne hübsche Jagdgeschichte!"

„Ja mei . . ."

„Sie müssen doch viel erlebt haben?"

„Allerhand, aber 's Gedächtnis laßt aus, wenn ma alt werd."

„Na zum Beispiel so'n Renkontre mit Wilderern. Sie haben wahrscheinlich mehr wie einen erschossen?"

„Derschossen? I? Ja, was glaaben S' denn?"

„Als alter Jäger . . ."

„D' Leut derschiaß'n! Wer werd denn so was toa!"

„Das is doch hierzulande gebräuchlich. Nich? Vielleicht hatten Sie bloß keine Gelegenheit?"

„Hab i aa net g'habt. An oanzigs mal hab i oan von da Weit'n g'sehg'n, der a so ausg'schaugt hat, als kunnt's a Wilderer sei. Da hab i mi schleunig druckt."

„Sie haben . . ."

„Druckt hab i mi, ganga bin i. Dena Leut is net z'trau'n; da san oft ganz verwegne Burschen dabei. I hab's wenigstens a so g'lesen in da Zeitung."

Fehse sah den alten Kerl mißtrauisch an, aber der verzog keine Miene und begegnete dem durchbohrenden Blicke mit nicht zu verkennender, aufrichtiger Ehrlichkeit.

„Sonderbar, daß gerade Sie in Ihrer langen Tätigkeit nichts erlebt haben ..."

„Es hamm de andern aa net gar soviel derlebt. In dera Sach werd viel g'log'n ..."

„Aber hören Sie mal, ich bin erst 'n paar Wochen hier und habe selbst schon den Fall mitgemacht. Neulich, mit dem Loisl."

„San Sie dabei g'wes'n?"

„Nee, aber ..."

Fehse schaute dem Alten wieder in die Augen. Diesmal drückte Festl das linke zu; im rechten saß ein schlauer Zweifel.

Sollte? Aber das war doch nicht denkbar!

„Er hatte doch die Schußwunde an der Stirne!" rief er unwillig.

„... Ja ... ja ... bluat' hat er."

„Sie glauben ...?"

„Nix glaab i. 's Glaab'n hab i mir überhaupts abg'wöhnt."

„Hören Sie, nu interessiert mich die Sache aber doch sehr! Ich meine, zur Beurteilung des ganzen Charakters ..."

„I hab nix g'sagt."

„Sie haben nichts gesagt, Verehrtester, aber offenbar glauben Sie nicht an die Schußwunde ..."

„Weil i überhaupts nix glaab."

„Das is 'n Standpunkt. Aber im speziellen Fall haben Sie irgendwelche Gründe zu Ihrem Zweifel. Das lasse ich mir nicht nehmen."

„I bin net dabei g'wen und woaß gar nix."

„Es is doch nicht anzunehmen, daß der junge Mensch einen Roman erfunden hat! Übrigens, da fällt mir ein, damals lief doch der Bengel von dem Bauern in der Au herunter und schrie, daß der Loisl angeschossen wurde."

„Ja ... ja ... ko scho sei, daß er g'schriean hat."

„Der muß es doch gewußt haben!"
„Is er dabei g'wesen?"
„Nu, wissen Sie mit Ihrem ewigen nicht dabei gewesen! Dann kann man überhaupt nur mehr das glauben, was man mit eigenen Augen sieht."
„Is aa g'scheiter; is weitaus dös g'scheitest."
„Der Mann kommt herunter mit der Binde um die Stirne, mit Spuren von Blut ... sagen Sie mir einen vernünftigen Grund: Warum soll er Märchen erzählen?"
„No mei, es passiert allerhand, was ma net gern weitersagt. Es san scho Leut auf an Stoa g'fallen, wenn s' net ganz nüachtern waren ..."
„Hören Sie, da kann ich nich mehr mit. Und dabei glaubt Loisl, daß Sie sein bester Freund sind!"
„Bin i aa."
„Ich merke nischt davon. Sie stempeln ihn förmlich ..."
„Na ... na! I hab nix g'sagt. Fallt mir ja gar net ei, daß i an Loisl was Schlechts nachred. Er is a kreuzbraver Mensch, durchaus brav."
„Bloß glauben Sie ihm nichts ..."
„Eahna net und koan andern aa net."
„Sie scheinen an Ihren Grundsätzen festzuhalten ... na ja ..."
„An alter Mensch hat allerhand derlebt und is oamal z'viel ang'logen wor'n. Dös mit die Wildschützen, schaugen S', dös kenn i scho lang. Dös son so Spaßetteln; de wern de Leut aufbunden, damit daß s' a Freud hamm auf'm Land, und daß s' Büacha schreib'n kinnan ..."
Fehse fand den Alten weder sympathisch noch intelligent; der beizende Rauch kam ihm unerträglich vor, das ganze Milieu unangenehm.
Der andere Kerl machte den Mund nicht auf und rauchte immerzu. Nee, — danke!
Er stand hastig auf und ging nach kurzem Gruße hinaus.
Jetzt öffnete der Pletschacher doch seinen Mund und fragte: „Was hast 'n gegen den?"

„Nix, warum?"
„Weil's d' 'n gar a so dalog'n hast?"
Festl schmunzelte, und dann brachen die zwei Alten in ein schallendes Gelächter aus.
Herr Fehse ging heim. Es war ihm sehr unbehaglich zumute.
„Was war das nu? Bloß 'n dummes Geschwätz von dem offenbar ziemlich verblödeten Kerl oder doch Mumpitz von diesem treuherzigen Loisl?"
Auf alle Fälle, sein Enthusiasmus hatte einen Knacks weg.
Der Alte wußte was Näheres und wollte bloß nicht herausrücken damit.
Na, vielleicht fand sich noch eine Gelegenheit, dem braven Loisl zu zeigen, daß man einen gewitzten Berliner nicht so ganz blau anlaufen lassen konnte.

* * *

Loisl war auf dem Heimweg; auf den Bergen hatte es geschneit, und Resei hatte den Tag vorher von der Rauchalm Abschied genommen.
Sie waren darüber einig geworden, daß er sie in Lenggries besuchen sollte, um die Mutter kennen zu lernen.
„So schnell werd's net geh mit'n Heirat'n," hatte sie gesagt. „Dahoam brauchen s' mi no, aber dageg'n hamm werd d' Muatta nix, dös glaub i g'wiß, und über a Zeit muaß sie ja do übergeb'n. A weng muaßt halt wart'n ..."
„Auf di wart i gern, Resei; i hab dös Beste vor meiner."
„Glaabst d' jetzt ..."
„Glaab i allaweil, und dei Muatta soll sehg'n, daß i a richtiger Mensch bin."
„Ganz der richtig?"
„Dös muaßt ihr du ausdeutschen."
„Ja, Loisl ... und über dös soll ma koan G'spaß net macha. I hab's Vertrauen zu dir."
„All's werd recht, wann's so is, du liabs Madel,

und in a Wochen a drei kimm i nüber zu dir. Herrgott, gibt dös a Freud!"

„Für mi aa, Loisl."

Sie gingen voneinander, blieben stehen und kehrten wieder um, weil sie noch einmal Abschied nehmen wollten.

„Und jetzt muaß 's halt do sei. Bfüad di Good, du liaba Mensch!"

„Bfüad die Good, Resei!"

Den ganzen Weg begleitete ihn ihr letzter Gruß; er hatte den Klang ihrer Stimme in den Ohren, sah ihre Augen freundlich aufleuchten und erwiderte ihre guten Worte.

Er wollte nicht geraden Weges heim gehen, sondern da und dort nachschauen, überquerte das Tal und ging auf der andern Seite wieder aufwärts.

Er bemerkte auf einem Steige viele Fußspuren, derbe Tritte von Holzknechten, die in der Nähe arbeiteten; eine Fährte fiel ihm auf, die sich deutlich von den andern unterschied.

Ein spitz zulaufender Schuh, nicht lang und ziemlich schmal. Links wie rechts fehlten Nägel; es sah sich wie Zahnlücken an. Die Spur war sicher von keinem Holzknechte, sonst wäre sie ihm schon früher aufgefallen.

Er trat in die Fährte und schritt sie ab; der Mensch mußte kurze Beine und einen trippelnden Gang haben und war gewiß ein schlampiger Kerl, der nicht auf seine Schuhe achtete. Die Lücken der Nägel waren an Sohlen und Absätzen. Mit einem Male setzte die Spur aus und Loisl gab nach einiger Zeit das Suchen auf; er ging vom Steig ab über eine Waldwiese und kam in einen Streifen Hochholz, hinter dem sich ein großes Dickicht aufwärts zog.

Es gab ihm einen Ruck. Da war ja wieder die Spur, deutlich und unverkennbar; der spitzige Schuh, die fehlenden Nägel.

Sie führte ein Stück aufwärts, machte einen Bogen nach abwärts und ging geradeaus dem Dickicht zu.

Kreuzteufel! Da war ein Rehwechsel.

Loisl schloff hinein und wurde patschnaß; von den zurückschlagenden Zweigen troff ihm das Wasser in den Kragen. Und da war schon eine Schlinge aus Messingdraht.

Er zog sie zu und kroch weiter. Am Ende des Wechsels, wo das Dickicht an Hochholz stieß, fand er eine zweite Schlinge; wieder zog er sie zu und musterte mit scharfen Blicken den Ausgang.

Ein grimmiges Lächeln. Schlauberger!

Ein unscheinbarer, dürrer Zweig war in halber Mannshöhe quer über den Wechsel gelegt; wer hinein oder heraustrat, mußte ihn abstreifen und dann wußte der Kerl, daß die Luft nicht sauber war.

„Du stimmst mi net, Hundling!" brummte Loisl vor sich hin und kroch zurück; am Eingange des Wechsels lag ein dürrer Zweig, den er vorher abgestreift hatte; er legte ihn querüber und ging auf den Steig, wo er die Fährte zurückverfolgte.

Sie führte gegen den Bach hinunter zu einer Hütte, deren vorspringendes Dach gegen Regen Schutz gewährte; von da ab war sie noch eine kurze Strecke kenntlich, dann hörte sie auf.

Loisl suchte eifrig, aber links und rechts war Grasboden, und es ließ sich nichts mehr finden.

Er ging zur Hütte zurück und prüfte die Fährte noch einmal; wahrscheinlich hatte sich der Kerl beim heftigsten Regen untergestellt; neben der Spur zeigten sich die Abdrücke eines nackten Fußes, der Größe nach von einem halbwüchsigen Buben oder von einem Frauenzimmer.

Unwillkürlich dachte Loisl an Hansgirgl, der immer barfuß herumlief; es war bloß ein Einfall, aber er kam nicht davon los.

Eine Frage war's immerhin wert, und er konnte sie ja unverfänglich stellen.

So ging er zum Bauern in der Au und traf in der Küche die Wirtschafterin.

„Jessas, da Loisl!" rief sie. „Ja mei Mensch, wia geht's denn dir?"

„Geht scho wieder, und guat aa no."

„Gott sei Lob und Dank! Na, wia'r i selbigsmal daschrocka bin, wia du daher kemma bist, 's ganze G'sicht voller Bluat. Und so blaß! Wia leicht hätt's dös größte Unglück geb'n kinna! Na, so was! Und jetzt ko'st scho wieda geh?"

„Geh und steh' und essen aa, wann'st mir a paar Nudeln gibst."

„Nix liaba, wia dös; ja, weil i dir no grad oa geb'n ko!"

Sie legte eilfertig ein paar heiße Küchelη, die sie aus dem zischenden Schmalz zog, auf einen Teller und stellte ihn vor Loisl hin, der sich an den Herd gesetzt hatte.

„O mei Mensch, jetzt sag mir no grad, was hat denn d' Muatta g'sagt?"

„G'jammert hat s' . . ."

„Dös laßt si denk'n; du liabi Zeit, mit enk Jaga is a Kreuz; is ma koa Stund net sicher, daß s' enk net daher bringan . . ."

„Dösmal bin i no selber ganga."

„Wia weit hat's denn g'feit?"

„Um an Finga broat is so guat daneb'n wia'r um a Haus, sagt da Festl."

„Ja, dersell! Was hab i mi um den scho kümmert, früherš Zeiten! Aber woaßt, was mir fürkimmt? Du schaugst glei frischer drein wia davor, und so lustige Aug'n hast, als wann di dei junges Leb'n glei no besser g'freuet . . ."

„G'freut mi aa, Nannei. Es is mir no nia so schö vorkemma wia jetzt."

„Weil'st d'as schier gar lassen hättst müass'n."

„Freili. Von dem kimmt's."

„I sag ja, wia lebfrisch du bist! Und jetzt g'spürst gar nix mehr?"

„Jo. Hunger nach deine Küachl, wann'st d' mir no a paar vergunnst."

„So viel daß d' magst . . ."

Sie legte ihm gleich wieder etliche auf den Teller.

„Daß i net vergiß," sagte Loisl. „An Hans-

girgl bin i a paar Maß schuldi, weil er selbigsmal für mi ins Dorf abi g'loffen is."

„Waar ja net aus! Für dös braucht der Bua nix."

„I hab's eahm versprocha. Is er net dahoam?"

„Ja ... im Goasstall werd er sei. Hansgirgl! ... Da geh eina!"

Der Bub kam und lachte übers ganze Gesicht, als er den Jäger sah.

„Grüaß di Good, Loisl!"

„Grüaß di Good aa! I muaß dir no was geb'n, weil du den Gang für mi g'macht hast."

„Da bin i fei anderst abi g'roast."

„Hat mir's d' Muatta scho g'sagt; säh ... da kaffst dir a paar Maß."

„Na ... na! Dös Geld hebst auf," mahnte die Hauserin. „Du muaßt spar'n. Hast a so koa richtigs Paar Söckl nimma für'n Winta."

„I heb's scho auf," sagte Hansgirgl grinsend und schob das Geldstück in die Hosentasche.

„Bist du am Bach drunt'n g'wen bei dem Holzschupfa?" fragte Loisl.

„Jo, gestern in aller Fruah, weil da Goasbock abi is."

„Ahan ... da Goasbock. I hab dei Spur kennt. Bist d' unterg'standen, gel?"

„Jo, weil 's a so g'schütt hat. Da Kreillinger Hans is aa hibei g'hockt."

Loisl zeigte keine Überraschung; kein Zucken in seinem Gesicht verriet die Freude, die er über die Entdeckung hatte.

Gleichgültig fragte er: „So? Da Kreillinger? Was hat denn der da drunt z'toa?" Er wandte sich an die Hauserin. „Is da Kreillinger neuerszeit bei de Holzknecht?"

„I glaab net; gar so gern arbet der net. Auf den, moan i allaweil, derfst a weng Obacht geb'n."

„Is mir no nix aufg'fall'n; glaab's aa net."

„Von dir hat er g'red't," sagte Hansgirgl.

„Was nacha?"

„Wia's dir geht, und ob du scho wieda bei ins herob'n warst, hat er g'fragt."

„Dank der Nachfrag, sagst d' eahm, bal'st'n wieder siehgst. Es geht mir ganz guat, sagst eahm, und er braucht koan Kummer net hamm. Aber jetzt mach i mi auf'n Weg. Vergelt's Gott für de Küachl, Nannei. Guat san s' g'wen, bloß a weng kloa."

„Magst no oa mitnehma? Geh, Hansgirgl, gib a Papier her!"

Sie wickelte etliche ein und steckte sie dem Jäger in den Rucksack.

„Und an schön Gruaß an d' Muatta. Sag ihr, i hab fleißi bet' für di."

„I wer's ausricht'n, Nannei, und paß auf, bet amal etla Vaterunser, daß i mit dem Bazi z'samm-kimm, der mi aufi g'schossen hat."

„Na ... na! Um dös bet i amal g'wiß net. Da gang wieder Schnellfeuer auf. Mit enk Manns-bilder is ja soviel a Kreuz."

„Nacha muaß 's ohne Bet'n geh' ... also bfüad di Good."

„Kehr fei bal wieda zua!"

Loisl blieb im Holz unter einem Baume stehen.

„Hab i di, du Hundsknochen, du miserabliger! Is mir do glei g'wen, wia'r i de Spur g'sehg'n hab, als waar s' von an ganz an g'lumpeten Kerl ... Aba jetza staad toa ... unter Tags kimmt er net, weil er gestern in da Fruah drob'n war. Is, wia's mag, heut namittag bin i beizeit'n drob'n, und weg geh i nimma, bis i di hab ... und kriag i di, Bürschei, na zahl i di aus ..."

* * *

„Gehst du net ummi zu dera Herrschaft?" fragte die Heißin. „Solltst di do sehg'n lassen dabei. Gestern is der Herr da g'wesen und hat eigens g'sagt, du solltst'n b'suacha, und seine Weiberleut han i heut vormittag g'sehg'n ..."

„Heut geht's net, Muatta," erwiderte Loisl. „I muaß am Berg."

„Bist d' ja erst hoam kemma; was muaßt d' denn glei wieder aufi? Gar so gnädi werd's na do net sei?"
„I hab an guat'n Hirsch g'spürt, den muaß i ausmacha."
„Da Baron is ja gar net da ..."
„Der werd scho wieder kemma."
„Aber ummi schaug'n muaßt dennascht; soviel Zeit hast leicht."
„Na; de kunnt'n mi aufhalt'n, und mir pressiert's."
„Jetzt muaß i dir scho sag'n, mit dir kennt ma si gar it aus. Z'erscht bist selm allbot ummi g'rennt und hast allaweil an Ausred g'habt, und jetza gang's dir auf de Viertelstund z'samm. Hast di z'kriagt damit?"
„Mit wem?"
„Werst as scho wissen ..."
„Nix woaß i."
„Mit dem Fräulein halt."
„Geh, Muatta, was red'st denn allaweil de alt'n Weiber eahna dumm's Zeug nach? So a Stadtfräulein werd si wahrscheinli mit mir z'kriag'n!"
„Wischi — waschi, mei Liaba! I hab aa meine Aug'n, und i hab scho g'sehg'n, wia di de G'schicht umananer trieb'n hat."
„Vielleicht is döś von dem Schuß kemma, daß i a weng hirndappet war."
„Und sie nacha? Von was is denn sie dappet wor'n?"
Loisl lachte.
„Du werst viel wiss'n von dem Fräulein ihran Zuastand!"
„Hat ma's Gneidlin scho g'sagt. Ganz bocknarrisch is sie g'wen, und is vielleicht net wahr, daß sie Schifferl g'fahr'n is mit dir?"
„Herrschaftsakra, ös bringt's oan schö ins G'red. Muaßt du mit dera Ratschen an Dischkurs hamm?"
„Von dera derfragt ma do was; du sagst mir wohl nix."
„Weil nix zum Sag'n is."
„Und z'weng was is nacha der Herr zu ins her

kemma und hat si unser Sach o'g'schaugt? I hab freili net dergleichen to, aber kennt hab i's guat, daß er grad deratwegen dag'wen is. Und die Gneidlin sagt aa, bald da Loisl an Verstand hat, na laßt er dös Madel nimmer aus, und Heißin, hat s' g'sagt, du derfst as g'wiß glaab'n, de Leut hamm narrisch viel Geld ..."

„Geh, dös is do lauter Schmarr'n ..."

„Dös is amal wahr, und dir kannt's gar it fehl'n ... sagt d' Gneidlin, denn de Jung hat dös erst und dös letzt Wort, sagt sie, und de Alt'n müassn tanzen, hat s' g'sagt, wia de Jung pfeift."

„Und mir pfeift sie aa was."

„Geh, g'stell di net a so! Bal ma'r amal mit oan Schifferl fahrt bei da Nacht ..."

„Dös mag i gar nimmer hör'n ..."

„Du werst wohl koa solchane Dummheit net macha, Loisl, und dös geldige Mädel auslassen?"

„Laß 's guat sei, Muatta. I geh ins Revier, und du laß di net so für'n Narr'n halten von de Leut! De hätt'n bloß eahna Freud do."

„De Gneidlin moant's it schlecht, und sie sagt oanmal fürs andermal ..."

„Red'n ma von was andern. I sollt dir an Gruaß ausricht'n."

„Vo wem nacha?"

„Aa von an Madel, von der Grabner Resei ..."

„Da is mir nix bekannt ..."

„Von Lenggrias."

„Grabner? Ah so, de han verwandt mit'n Urtlmüller?"

„Und mit ins."

„Da woaß i nix ... Jetz paß auf, ziahg de guat Jopp'n o und geh ummi ..."

„D' Urtlmüllerin is do a Stiafschwesta von dir ..."

„Ja, aber von seiner Verwandschaft is mir neamd bekannt."

„Vielleicht lernst as amal kenna ..."

„Sei koa sellana Lattierl, Loisl. Geh ummi, sei g'scheit!"

„I bin g'scheit und geh net ummi. Es is a so höchste Zeit, daß i mi auf'n Weg mach . . ."

„Du bist scho so müahsam . . ."

Loisl nahm seinen Rucksack, Gewehr und Wettermantel und hielt lachend der Mutter die Hand zum Abschied hin.

„Muaßt as scho verschmerzen, dös viele Berliner Geld . . ."

„Du brauchst mi no föppeln . . ."

„Bleibe im Land, hoaßt's, und nähre dich redlich . . ."

„Wia ko ma sei Glück so mit Füaß'n treten?"

„Des sell tua i g'wiß net. Hab i dir den Gruaß scho ausg'richt' vom Grabner Resei?"

„Laß mir do mit dera mein Ruah! Was geht mi de o?"

„Ko ma net wissen. Adjes!"

Er ging, und die Alte brummelte ihm ärgerlich nach; dann fiel ihr ein, daß sie selber zur Gneidlin hinübergehen könnte.

„A weng hoamgart'n . . . vielleicht, daß i was derfrag . . ."

* *
*

Loisl saß eingehüllt in seinen Wettermantel unter Fichtenboschen, dicht beim Wechsel; der Kerl sollte ihm nicht auskommen, und wenn es noch so lange dauerte.

Es fröstelte ihn. Der Regen hatte aufgehört, und wo sich der Nebel verzog, schimmerte es weiß von den Bergen herunter.

Der Hirschberg war angeschneit, der Roßstein und der Kampen.

Allerhand Gedanken gingen ihm durch den Kopf, er hatte Zeit dazu.

Resei, die schönen Tage auf der Alm, Freude aufs Wiedersehen. Das andere aber, das lag so weit hinter ihm, daß er das Gerede der Mutter unbegreiflich fand.

Wie sich die alte Frau so was einbilden konnte und die andere dazu, die Gneidlin!

Er streckte sich. Stundenlang so dahocken machte steif.

Er überlegte, ob er sich nicht in einen Rindenkobel legen sollte, der kaum hundert Schritte weit weg war; da konnte er auf Daxen ausrasten und ein wenig schlafen.

Aber so oft er aufstehen wollte, hielt ihn ein ungewisses Gefühl zurück. Wenn der Kerl doch noch kam? Er blieb und horchte in den Wald hinunter; ein Käuzchen schrie in weiter Entfernung; wenn sich der Wind erhob, ging ein Regenschauer von den Bäumen nieder, und dann klatschten die Tropfen wieder einzeln auf.

Er wollte noch bis hundert zählen und dann gehen; je weiter er kam, desto langsamer zählte er.

Nein, das war erst recht langweilig, lieber an was Nettes denken, an eine freundliche Almhütte und an einen Platz am offenen Feuer. Da müßte es jetzt behaglich sein.

Bst!

Es war wie ein Lichtschein gewesen, wie ein leichtes Aufblitzen. Nichts mehr; es war eine Täuschung.

Doch! Wieder; diesmal konnte er sich nicht geirrt haben.

Loisl beugte sich vor und starrte angestrengt in die Dunkelheit hinunter.

Da! Ein Knacken von dürren Zweigen und wieder ein Lichtstrahl, diesmal breiter; er irrte auf dem Boden hin und her.

Der Lump hatte eine Fahrradlaterne bei sich und suchte nach der Eingangstelle des Wechsels.

Immer näher.

Jetzt war er bis auf wenige Schritte heran ...

Wart, Hundling!

Loisl war leise aufgestanden und schlug den Kerl mit dem Bergstock wuchtig über Genick und Schulter, daß er mit einem Schrei niederfiel.

Und schon kniete er auf ihm; der andere wollte sich aufrichten; strampelte mit den Beinen, keuchte, wollte sich mit den Händen einstemmen, aber Loisl

hielt ihn fest und drückte ihm das Knie ins Kreuz.

„Heb di staad, Kerl, oder i druck dir d' Gurgel z'samm ..."

„Auslassen ... Herrgott ... Bluat ... Himmiherrgott ... laß aus, sag i ..."

„I laß di scho aus, di! Jetzt g'hörst mei, Bazi hundshäuterner ..."

Er drückte ihm den Kopf auf den Boden.

„Bild dir no koane Schwachheiten ei!"

„I tua ja nix ... i hab ja nix to ..."

Loisl fuhr ihm in die Joppentaschen und fand einen Revolver.

„Da schau her ... guat hast di herg'richt! ..."

Er nahm ihm seinen Knicker weg und fühlte am Rucksack herum.

„Steh auf, Kerl, aber koan Rührer, sunst ..."

Der Kreillinger erhob sich langsam; er hatte jeden Widerstand aufgegeben.

Loisl riß ihm den Rucksack herunter und untersuchte ihn; ein Abschraubstutzen und Schlingen waren darin.

„Guate Lust hätt' i und hauet den Lauf in Fetzen in deiner Spitzbuab'nvisaschi ... Und jetzt hamm mir no a Rechnung mitanand, für den Schuß neuli ..."

„I hab net g'schossen ..."

„Net?"

Kreillinger taumelte zurück; eine Maulschelle brannte ihm auf dem Backen, ein paar Faustschläge folgten.

„Hör' auf ... sag' i ... hör' auf ... Herrgott ... ich hab do ..."

Noch ein paar Schläge, dann faßte Loisl den feigherzigen Burschen, der die Hand schützend vorhielt, an der Brust und warf ihn zurück.

Er torkelte den steilen Abhang hinunter, fiel, richtete sich auf und sprang in wilden Sätzen abwärts.

Äste knackten, und dann schrie von unten eine wutheisere Stimme herauf: „Dös zahl' ich dir hoam ... du ... du Hund, du greana ...!"

Loisl lachte verächtlich.

„Zahl' no ... Lump ... trauriger!"

Er packte alles zusammen, suchte mit der Laterne, die am Boden lag und weiterbrannte, den Wechsel ab, nahm die Schlingen und steckte sie in seinen Rucksack.

Dann ging er durchs Hochholz zu einer Waldwiese, und auf ihr abwärts bis zum Bauern in der Au.

Eine halbe Stunde später war er daheim und ging leise über die Stiege, um seine Mutter nicht zu wecken.

Die Alte hörte ihn, aber sie rief ihm nicht, wie sonst.

Es hatte sie allerhand verdrossen.

* * *

Am Abend war die Heißin bei der Gneidlin gewesen; als sie hinüberging, nahm sie eine Viehsalbe mit, damit der Besuch nicht nach Neugierde schmeckte.

Die Gneidlin ließ die hilfreiche Nachbarin nicht fortgehen, sondern setzte ihr eine Schale Kaffee vor.

„Mir san heut alloa," sagte sie; „d' Köchin von der Herrschaft hilft droben mit beim Einpacken."

„Gengan de schon furt?"

„Morg'n namittag roasen s' ..."

„So ..."

„Heißin, i sag' dir's, net leicht hat mi was so verdrossen als wia dös, daß dei Loisl auf oamal ausblieben is."

„Ja, schau, er hat halt sein Deanst."

„Den brauchet er wohl nimma, wann er a weng g'scheit g'wen waar. De Jung hat von nix andern mehr g'redt als wia von eahm. Grad Loisl hinum und Lois herum, und i sag' dir's, heut wann er herkam und fraget, Madel, was is mit uns? sie saget ja und Amen ..."

„Woaßt, Gneidlin, selle Leut moanen's oft net a so und san grad freundli am Land herausd ..."

„Hättst d'as nur amal g'sehg'n, wenn s' bei eahm hibei g'hockt is in da Stub'n. Grad g'lan-

zete Aug'n hat s' g'habt und grad g'lacht und g'scherzt ..."

„Geh?"

„Und amal is s' mit eahm bis zu da Gartentür, und da hamm s' g'wischpert mitanand, daß i zu da Leni g'sagt hab ... i moan allaweil, hab i g'sagt, da hat 's was, sag i."

„Ja, warum ..."

„Han?"

„Warum daß nacha dös auf oamal gar g'wen is?"

„Dös wann i wissat! Frag' halt dein Loisl!"

„Von dem derfrag i nix ..."

„Bei dem sell'n Schifferlfahr'n müassen s' no ganz valiabt g'wesen sei, und beim Hoamgeh hat sie si bei eahm ei'g'hackelt g'habt ..."

„Geh?"

„Wann i dir's sag. I hab's wohl g'sehg'n von mein Kammafenschta aus, weil's so mondliacht g'wen is. Jetzt haut er ihr gen a Bussel auffi, han i mir denkt. Aber des sell is nacha do it g'wen; grad, daß s' recht lang von anand Abschied gnumma hamm, und dei Loisl hat si no a zwoa- a dreimal umdraht ..."

„Na kenn i mi net aus, Gneidlin."

„I mi aa net; den andern Tag is er nimma zuawa ganga; i wart und wart, es geht a Woch' umma, und mehra ... und koa Loisl laßt si net sehg'n ..."

„Glaabst du ..."

„Was moanst?"

„Daß de Herrschaft deratwèg'n furt roast?"

„Mir kam's bald a so für. Sie gengan no net hoam, weil mir's d' Köchin b'stand'n hat; sie roasen no in a Bad ..."

„Aus lauter Gift, moanst d'?"

„Dös laßt si leicht denk'n. Bal de Jung vielleicht g'wart' hat, und dei Loisl bleibt aus ..."

„Jessas na!"

„Bscht! Da kimmt s' grad über d' Stiag'n oba ..."

„Aber sie fingt ja ganz luschti ..."

„Sie werd's ihr do net o'kenna lass'n ..."

Die Küchentüre wurde halb geöffnet, und Henny sah herein.

„Frau Gneidel, wir brauchten eine gute Schnur ... ach, das ist ja Frau Heiß ..."

Sie ging auf die Alte zu und gab ihr die Hand.

„Guten Abend, wie geht es Ihnen?"

„Net recht g'machti ... wia's halt alte Leut geht."

„Ihr Sohn ist jetzt immer auf der Jagd?"

„Leider Gott's ..."

„Warum ... leider?"

„Er kunnt ja amal dahoam bleib'n aa; heut is er scho wieder am Berg ..."

„Er wird eben zu tun haben. Grüßen Sie ihn, wenn ich ihn nicht mehr sehen sollte. — Eine Schnur ... Frau Gneidel, nicht wahr?"

Henny ging.

„Hoscht as g'hört?" fragte die Gneidlin eindringlich.

„Was nacha?"

„Wia s' dir dös hi'g'rieb'n hat. Krießen Sie ihn, wann ich ihn nicht mehr sä—he."

„Mir is net fürkemma, als wann s' traurig waar."

„Heißin, de Leut hamm an Stolz, de lassen si nix o'kenna ..."

„I woaß net ..."

Die Türe ging wieder auf, und Herr Fehse kam in die Küche.

„Ich wollte mal fragen, ob Sie nich was Spitziges haben, ich muß 'n Loch in den Lederriemen bohren ... da ist ja die Frau Heiß?"

„Grüaß Good, Herr ..."

„'n Tag! Sagen Sie mal, Verehrteste, hat Ihr Sohn nich schon wieder 'ne Schußwunde erhalten?"

„A ...?"

„Schußwunde ... das kommt doch wohl öfter vor? Gewöhnlich an Feiertagen, was?"

„Er is no nia net aufi g'schossen wor'n ..."

„Überhaupt nich ... das glaube ich Ihnen ..."

Herr Fehse lachte herzhaft.

„Als wia selbigsmal, wo S' ihn g'sehg'n hamm ..."

„Ich habe nischt gesehen, und was ich nich sehe,

glaube ich nicht, genau so wie der alte Gemsenmörder in dem kleinen Hause da drüben ..."

Die Heißin sah ihn verständnislos an.

„Tja — ja, gute Frau, Ihr Sohn versteht die Sache, aber mir kann er nich mehr, sagen Sie ihm, und wenn ich mir mal 'n Loch in den Kopf falle, dann erfinde ich auch 'n Roman. 'n Abend!"

Er nickte herablassend und ging.

„Jetzt werst as selm glaab'n, daß er spinngiftig is."

„Den han i fei gar it verstand'n ... was hat er g'sagt, von an Loch im Kopf ...?"

„Fuchsteufelswild is er ..."

„Und daß da Loisl alle Feiertäg aufi g'schossen werd?"

„Er hat di halt dableckt ..."

„Was braucht mi denn der dablecken? Jetzt mag i scho gar nix mehr hör'n."

Und die Heißin schlug die Küchentüre hinter sich zu.

* *
*

Zwei Gendarmen und ein Jäger gingen auf das Kreillinger Anwesen zu.

„Ahan! Hat's wieder was?" sagten die Nachbarn, die auf den Wiesen arbeiteten.

Der Kommandant Oberzollner rüttelte an der Haustüre; sie war verschlossen. Er versuchte es seitwärts, beim Eingang in die Küche; auch zu.

Er schaute durchs Fenster in die Stube; niemand da.

Jetzt schlürften Tritte oben auf der Altane, und eine schrille Frauenstimme rief herunter: „Was geit's?"

„Staatsbesuch, Frau Kreillinger. Machen S' auf!"

„I brauch koan B'suach!"

„Nicht lang G'schichten machen, gelt! Sie kennen sich schon aus, es ist nicht das erstemal ... Soll ich den Schlosser holen lassen?"

Die Stimme entfernte sich, näherte sich unten

der Haustüre, ein Schlüssel wurde umgedreht, und dann stand unter der offenen Türe ein altes Weib, das bösartige und scheue Blicke auf die Männer warf.

„Was bedeut' nacha dös?"

„Machen S' Platz und sträuben S' Ihnen net lang; wir halten Haussuchung. Wo is Ihr Sohn, der Hans Kreillinger?"

„Der is heut fruah in d' Stadt eini."

„So?"

„Jawohl, in d' Klinik, weil er mißhandelt wor'n is, von so an Lackel, von so an groben ..."

„Tä ... tä ... tä! Lassen S' Ihr Maulwerk net so spazieren gehen!"

„Is vielleicht net wahr? Hinterrucks nieder-g'schlagen hat 'n der ... der ..." Sie schrie Loisl an. „Aber dösmal zahlst dir Kösten gnua; da Hans nimmt si an Advikat'n, und der werd dir's scho zoag'n, ob ma'r an Menschen a so miß-handeln derf, der wo gar nix to hat ..."

Loisl gab keine Antwort.

„Beim Schwammerlbrock'n is er g'wen, und da is er in d' Nacht eini kemma und hat si mit da Latern an Weg g'suacht, und da müaßt er si nieder-schlag'n lassen ..."

„Jetzt schreien S' net so ... gel! Ihren braven Sohn kennen wir, und wenn er d' Steinpilz mit der Rehschling fangt, kommt er halt in Ung'legen-heiten ... so, und g'redet wird nimmer lang ..."

Die Alte gab die Türe frei, aber nur für die Gendarmen; als Loisl eintreten wollte, schrie sie: „Koan Jaga laß i net eina! De Mordbrenna laß i net in mei Haus! De wo an Korbi umbracht hamm ..."

Der Kommandant sagte ruhig: „Wissen S' was, Heiß, bleiben S' heraußen; ich ruf Ihnen, wenn's grad notwendig wär."

Loisl war es recht; er ging hinter das Haus, schon um der Neugierde des Pletschacher Sidi auszuweichen, der am Zaune hinter einer Hasel-nußstaude lauerte.

Vor dem Holzschuppen setzte sich Loisl auf einen Hackklotz, gähnte ein paarmal und wollte auf die Gendarmen warten.

Mit einemmal stieß er einen leisen Pfiff aus.

Er sah im weichen Boden deutlich die Fußspur des Kreillinger; sie führte zum Holzschuppen und wieder zurück; und noch was Auffälliges, Sägkleie war in der Fährte.

Loisl schaute nach. Da stand eine große Kiste, halb mit Sägkleie angefüllt; am Boden lag davon etwas verstreut. Offenbar hatte sich der Kreillinger daran zu schaffen gemacht.

Loisl wollte auf die Gendarmen warten und setzte sich draußen wieder hin.

Der Kommandant hatte inzwischen mit seinem Untergebenen alles durchsucht und nichts gefunden; Betten, Kästen, hatte er durchwühlt, den Boden hatte er abgeklopft, auch in den Kamin hatte er hinein geleuchtet.

Anfangs war die Alte mürrisch und verdrossen hinterdrein gegangen, allmählich taute sie auf.

„Dös woaß ma scho," sagte sie, „daß de Schandarm eahna Pflicht und Schuldigkeit tean, und da sagt ma nix, aber so a greana Spitzbua, so a Leutschinder, der hat koa Recht da herin. Seit i's denk, müassen mir leiden von dera Bande, an Korbi hamm s' umbracht, und jetzt gang's mit'n Hansen auf a neu's o. Der sell da draußden, der hat eahm Rache g'schwor'n und lüagt auf den arma Menschen aufi ..."

Ihre Gesprächigkeit machte sie dem Kommandanten nur verdächtiger.

„Daß der Kreillinger kein G'wehr hat, das gibt's net," sagte er. „Also hat er's versteckt..."

„G'wiß net, Herr Kommandant. Amal hat er oans g'habt, dös hamm s' eahm gnumma, vorigs Jahr in Kreuth drin."

„Der hat schon lang wieder eins ... Aber der Teufel weiß, wo er's hat; wahrscheinlich außerm Haus."

Sie gingen noch mal in die Stube, schauten

unter die Bänke, untersuchten die Deckenbalken, nichts.

Da fiel dem Kommandanten etwas auf. In der Ecke stand eine Wanduhr, ein langer, bemalter Kasten; der Perpendikel tickte nicht.

„Steht die Uhr?"

„Scho lang; dös G'lump hamm mir oft richten lassen, aber sie geht net ..."

Der Schandarm trat hinzu, öffnete den Kasten, griff hinein und langte einen gut gearbeiteten, ziemlich neuen Büchszwilling heraus.

„Ahan!" lachte der Kommandant.

„Ist das kein G'wehr?" fragte er die Alte, die mit vor Wut funkelnden Augen vor ihm stand. „Ich kenn euch ja ... ihr ... na, vorläufig hamm mir amal den Zwilling. Is nix mehr drin?"

„Nein, Herr Kommandant," meldete der Gendarm.

„Jetz gehn wir naus zum Heiß; den wird das G'wehr interessieren; ich glaub, er hat schon amal Bekanntschaft damit g'macht ..."

„De Büchs g'hört gar it an Hansen," kreischte die Alte. „De is no vom Korbi da, und dös kann i mit an Eid beschwör'n ..."

„Dös kommt Ihna net hart an, aber so leicht geht's net, und dös G'wehr is no kein Jahr alt, das seh ich auch. Also, jetzt schauen wir naus."

Loisl erklärte die Büchse für nagelneu und gab die Merkmale an.

„Das haben wir bald; der Tölzer Büchsenmacher wird's schon wissen ... noch was?"

„In der Kisten dort sollt ma nachschauen ..."

Der Gendarm trat hinzu, räumte die Sägkleie weg, und eine Zigarrenschachtel voll Patronen, zwei Rehdecken in Papier eingewickelt und Messingdrähte kamen zum Vorschein.

Loisl zeigte auf der einen Rehdecke die deutlichen Spuren einer Drahtschlinge, das arme Tier hatte sich offenbar verzweifelt dagegen gewehrt.

„Jetzt werden wir den braven Kreillinger in die richtige Klinik liefern ..." sagte der Kommandant.

„Döš hat der Jaga einig'steckt, der Judas!"
„Schon recht; wir sind jetzt fertig."
Die Gendarmen nahmen die gefundenen Gegenstände und gingen mit Loisl weg.
Die Alte schrie ihnen nach, solange sie in Sehweite waren; lauter Freundliches, was die Nachbarn mit Gelächter und Zurufen erwiderten.

* * *

Loisl ging mit den Gendarmen zum Motorsteg.
Auf dem Wege begegnete ihm die Familie Fehse, Papa, Mama und Henny, alle zur Abreise fertig.
Die Köchin und das Dienstmädchen trugen Taschen und Hutschachteln, und der Knecht der Gneiblin fuhr zwei große Koffer auf dem Schubkarren hinterdrein.
„Ach ... Loisl ... sehen wir uns doch noch..." sagte Henny freundlich.
„Fahren Sie heut scho weg?"
„Wußten Sie das nicht?"
„I bin erst gestern auf d' Nacht hoam kemma ... Döš is aber schnell gangen."
„Warum haben Sie sich eigentlich nicht mehr sehen lassen?"
„I hab mir denkt, Sie bleiben no länger, und nacha, i war halt auf der Hütten."
„Wenn ich wiederkomme, das Fensterln ist Ihnen nicht geschenkt."
„De Straf is net so grimmig, Fräulein, aber..."
„Immer noch aber?"
Loisl lachte.
„Ob's no geht. Zu dem G'spaß g'hört a lediger Bursch."
„Ah?"
Sie sah ihn an; es war eine sichtliche Veränderung mit ihm vorgegangen; so viel freier und unbefangener war er.
„Heißt das?"
Er nickte fröhlich.
„Sie waren doch so hartherzig gegen die armen Mädchen hier?"

„Es stimmt nimmer alles, was i selbigsmal g'sagt hab."

„Loisl, das ist aber auch schnell gegangen."

„Wia da Blitz; eing'schlag'n und brennt . . ."

„Das müssen Sie mir erzählen . . ."

„Wenn S' wiederkommen, Fräulein, heut hat de G'schicht no koan Schluß."

„Henny!"

Die Mama rief es ungeduldig.

„Also wenn ich wiederkomme, und dann mit einem sehr hübschen Schlußkapitel. Adiö, Loisl!"

„Bfüad Good, Fräulein, und vergessen S' an Tegernsee net ganz!"

Sie winkte freundlich zurück und eilte dann auf den Motorsteg.

Loisl folgte in einiger Entfernung mit den Gendarmen.

Herr Fehse blickte zu ihm hinüber; er wurde unruhig, wollte noch ein paar Worte mit dem jungen Mann sprechen und wollte wieder nicht.

„Ich möchte eigentlich wissen, warum die Schutzleute hier sind . . ." sagte er.

„Vermutlich wieder so 'n bayrischer Lederstrumpfroman," erwiderte die Mama.

„Ich will mal . . ."

„Geh nich weg! Das Motorboot muß gleich kommen . . ."

„I — ja doch! Das kommt uns nicht aus."

Er eilte auf Loisl zu.

„Sagen Sie mal, hat's da was gegeben?"

„Derwischt hamm ma'r oan."

„Erwischt? 'n — Wilderer?"

„Ja."

„Hm . . . wirklich? Nich wieder Mumpitz?"

„I versteh net . . ."

Fehse sah den jungen Menschen ernst und vorwurfsvoll an.

„Das war nich schön, das hätten Sie nicht machen sollen. Sie merkten natürlich, daß ich Ihnen unbedingt glaubte, und da war's am Ende kein Kunststück. Wirklich nich . . ."

„I woaß net, Herr Fehse ...“
„Wenn Sie 'n Glas über den Durst getrunken hatten, konnten Sie mir das ungeniert sagen und brauchten mir keinen Bären aufzubinden.“
„I versteh koa Wort ...“
„Heinrich!“
Frau Fehse war sehr nervös, denn das Motorboot legte eben an.
„Na also, deswegen keine Feindschaft nich! Es war mal tüchtiges Jägerlatein ... was? Adiö, Loisl!“
Herr Fehse reichte dem Jäger flüchtig die Hand und eilte zu seiner Familie.
Loisl sah ihm erstaunt nach.
„Jetzt woaß i net ...“
Aber er mußte auf den Kommandanten achten, der ihm rasch wiederholte, was er tun werde.
Die Gendarmen stiegen als die letzten ein.
Das Motorboot stieß ab.
Henny winkte lächelnd mit der Hand, Herr Fehse nickte immer noch vorwurfsvoll mit dem Kopfe.
Adiö — Adiö!
Loisl hatte den Hut abgenommen und sah ihnen nach.
Dann wandte er sich um und ging langsam den Steg entlang.
„Jetzt woaß i net, spinn i oder spinnt er ...“

* *
*

„Guat hast dei Sach g'macht,“ sagte der alte Festl zu Loisl. „Is a saubers Jagerstückl, wann ma's so hört. Und der Kerl! No, da bleibt d' Lumperei in der Verwandtschaft. Brav! Schö hast'n abpaßt. Wart, jetzt hab i was für di.“
Er nahm ein Rehgewichtl, das neben dem Bilde des berühmten Jägers Grafen Arco hing, von der Wand herunter.
„Wia g'fallt's dir? Schaug dir amal de Rosenstöck o!“

„Herrgott, is dös was Nobels!" sagte Loisl bewundernd. „So schö perlt, auf und auf."

„Solchene san net viel g'schossen wor'n; i hab den Bock beim Blatten kriagt, auf der Neureuth. Eigentli hätt i 's G'wichtl abliefern müaßen, aber der Prinz Karl hat mir's lassen. Er hat g'merkt, wia hart daß i's hergeben hätt. ‚B'halt's,' hat er g'sagt. ‚Für dich ist es ein Andenken.' Is aa oans blieben an a schöne Pürsch und an den guat'n Herrn. Und jetzt schenk i's dir."

„Geh zua, dös is ja z'viel ..."

„Nimm's, sag i, wann's dir a Freud macht."

„A Freud wohl, aber ..."

„G'hört scho dei; bei dir is guat aufg'hoben. Wer woaß, wo's hi'kam, wann i amal stirb."

„Na sag i vergelts Gott, i halt's in Ehren."

„Dös woaß i; und jetzt will i dir was verrat'n, Loisl: i bin a weng harb g'wen auf di de letzt Zeit ..."

„Waar ja net aus!"

„G'stell di net a so, Manndei! Du hast mi schö aufsitzen lassen mit meiner Lug! Was moanst denn, wia mi mei Alte z'sammbissen hat? I mach di woaß Good wia krank, sie verzählt's ihre Kameradinnen, — und daweil hockt mei Loisl bei de Summafrischla ..."

„Mir is Zeit lang wor'n dahoam."

„Freili. Und da hast du dir um a nette Unterhaltung g'schaugt? D' Leitnerin hat di scho vaheirat mit dem saubern Stadtfräulein."

„A so a Schmarrn!"

„Schmarrn? Aber g'speist hättst'n do gern?"

„Da war gar nix dro ..."

„Dös sell is z'wider. Von de G'spasseteln, de s' oan nachsag'n, ärgern oan bloß de, wo nix dro is ..."

Loisl lachte.

„Du warst koa Guata ..."

„Z'guat ... dös hoaßt, z'dumm, wia'r a jeder. Wann ma alt is, siecht ma erst, was ma versammt

hat. Aber dös da, woaßt, is aa koa Z'sammastand net g'wen ..."

„Bal i dir sag, Festl ..."

„Woaß scho. Is a Tandlerei g'wen, wia's de nobligen Fräulein a diam gern hamm. Is mir aa scho passiert, wia'r i jung g'wes'n bi, daß mir so was g'fall'n hätt. Sie waar'n ja net z'wider, de G'sellinnen, aber so hint nachi schliaf'n als Beihirschl, und z'letzt do vertrieb'n wer'n ... dös is nix."

„I hab aber ..."

„Woaß scho ... Schaug dir nur da um was Saubers, wo du da Platzhirsch bist ..."

„Kannt ja leicht sei, daß i oani aufganga hätt ..."

„Kreuzsakeradi! Was sagst d' jetzt!"

Er schaute den sauberen Burschen prüfend an.

„Is mir scho fürkemma, als wann du was Bsunders hättst, wia's d' bei der Tür eina bist. Hast am Berg a Schmalstückl auftroffa?"

„A ganz a richtigs; und feit si nix mit'n Z'sammastand ..."

„Jetz is recht ... und de hat de ander vertrieben?"

„Dös hat's ja net braucht."

„I woaß net, Manndei ... aber dös is jetzt gleich ... Is s' a Hiesige?"

„Vo Lenggrias; mehra kann i heut no net sag'n."

„Braucht's net aa, und i wünsch dir halt, daß all's guat nausgeht."

„Es geht scho."

Der Alte schmunzelte und sagte dann: „Jetzt muß i dir no was beicht'n. I hab di a weng schlecht g'macht."

„Schlecht g'macht?"

„Ja bei dem sell'n berliner Herrn."

„Jetzt geht mir a Liacht auf; drum hat der so g'spaßig daherg'redt. Was hast denn g'sagt zu dem?"

„Er is zu mir eina kemma und hätt mi gern ausg'fragt; wie viel Wilderer daß i derschossen hab. Wart Manndei! hab i mir denkt, du kimmst

mir grad recht. Und weil er von seiner Freundschaft mit'n Loisl g'redt hat, hab i mir denkt, von dera muaß i'n kurier'n. No ja, nacha hab i's eahm so hi'g'rieb'n, als wann dös a Schwindel g'wesen waar mit dein Schuß. Als wann du im Rausch auf an Stoa hi'g'fall'n waarst. I hab scho mehra Leut ang'log'n, aber so schö hat mir no koana aus der Hand g'fressen. Und dir glaabt der nix mehr."

Loisl brach in ein herzhaftes Gelächter aus.

„Ah so ... jetza ... desweg'n hat er g'sagt, i hätt'n net a so o'lüag'n soll'n ..."

„Nix für unguat, gel?"

„G'wiß net, obwohl daß ..."

„Was?"

„I moan, obwohl daß as nimma braucht hätt; i bin scho kuriert g'wen."

„Von dera Medizin hab i nix g'wißt. Daß du am Berg so a heilsams Trankei kriagt hast, da war mir nix bekannt. Aber jetzt bist d' g'sund, und dös is d' Hauptsach."

„Is aa und i dank dir halt schö, daß di du aa no plagt hast für mi."

„Hat leicht sei kinna."

Festl lachte, daß sein weißer Bart wackelte.

„Gehst scho?" fragte er, da Loisl aufstand und seine Büchse aus der Ecke holte.

„Ja. Heut freu i mi außi ins Revier."

„Na bfüad di!"

„Grüaß di Good, alter Planer, und nomal schön Dank für's Rehg'wichtl!"

Loisl machte sich auf den Weg. Es war ein milder Abend; wie flüssiges Gold lag der Sonnenschein auf den Wiesen und um die Berge war ein feiner Duft.

Der Sommer ging zu Ende.

Marget

Eine Bauerngeschichte

Wenn man von Hirtlbach nach Gramling geht, liegt am Eingang des Dorfes rechter Hand das Matheisanwesen. Ein kleines Wohnhaus mit vier hochgelegenen Fenstern in der Front; zur Haustüre führt die Gred, eine Freitreppe, hinauf. Über der Türe ist in einer blau ausgemalten Nische ein Heiliger aus Sandstein und es wird wohl der Leonhardi sein, weil ein Gaul neben ihm steht.

Der beste Schmuck des Hauses ist aber seine Sauberkeit, die sich auch im geräumten Hofe, um Scheune und Stall bemerklich macht.

Ende der neunziger Jahre regierte beim Matheis eine Wittib, Apollonia Schmauß mit Namen, den aber kaum jemand im Dorfe kannte, denn für die Gramlinger hieß sie die Matheissin.

Ihr Mann war schon in die zehn oder zwölf Jahre tot und sie hatte mit zwei heranwachsenden Buben richtig gehaust.

Das Anwesen, etwa 60 Tagwerk groß, war schuldenfrei, und wenn es der Martin als der Ältere übernahm, konnte er seinem Bruder Hansgirgl ohne viel Beschwerden ein Elterngut von achttausend Mark hinausgeben. Das brachte ihm seine vorhabende Hochzeiterin, eine Tochter vom Sexer in Paindorf, doppelt und dreifach mit.

Und da wären wir schon mitten in den Angelegenheiten, um die es beim Matheis derzeit Kümmernisse und Verdrießlichkeiten gab.

Nämlich die Apollonia Schmauß war noch gut beieinander mit sechsundfünfzig Jahren, und wenn der Martin auf ihre Gebrechlichkeit hätte warten müssen, wär ihm die Zeit lang geworden.

Ein altes Weib und ein steinerner Grand, sagt man in Gramling und da umeinander, ist ein ewiges Werk.

Aber die Matheissin wußte wohl, daß ein Mensch mit nahezu dreißig Jahren zum Heiraten und Übernehmen reif war, und sie hätte sich nicht ungern zur Ruh gesetzt, wenn halt eines nicht gewesen wäre.

Der Martin war eigentlich nicht der Richtige für den Hof. Viel besser hätte der Hansgirgl hingepaßt, der in allem das Gegenteil von seinem Bruder war.

Schon äußerlich; ein bildsauberer, hochgewachsener Bursch, stark, flink, gescheit in der Arbeit und lustig und gutherzig.

Besonders wenn sie das letztere dachte, seufzte die Matheissin, denn vom Martin versah sie sich nicht lauter Schönes.

Der war ein nissiger Kerl, der die Laus um den Balg schinden konnte und sicher einmal alles, was er im Austrag reichen mußte, mit Widerwillen und Zögern gab.

Zur Zeit, wo er noch nicht Herr war, nahm er sich freilich zusammen, aber man sah wohl, wenn er einen Zorn in sich hineinfraß, wie es in seinen Augen stand, daß er jede vermeintliche Kränkung mit Zinsen heimzahlen werde.

Und verdrossen war er von jungauf über die Gunst, die man überall, daheim und im Dorf dem Flachskopfeten, dem Hansgirgl bezeigte.

Die Mädel schauten ihm lieber nach und lachten — saudumm sagte der Martin — wenn er ihnen bloß Grüß Gott zurief, aber auch die Bauern gaben ihm im Wirtshaus Bescheid und redeten gerne mit ihm, denn er verstand was von der Arbeit und vom Vieh und vor allem verstand er es, achtungsvoll zuzuhören und den älteren Leuten recht zu geben.

Und was war das selbigesmal für ein Getue gewesen, wie der Hansgirgl als schwarer Reiter in den ersten Urlaub gekommen war!

Wie die Hennen um einen Gockel waren die Weiberleute um den Flachskopfeten herumgetanzt, sagte der Martin, der mit seinem kurzen Fuß militärfrei geblieben war.

Überall stand ihm der Mensch im Weg, am meisten natürlich daheim.

War es doch, als hätte er anzuschaffen, so mausig machte er sich im Stall, wenn einem Gaul was fehlte oder eine Kuh krank wurde.

Immer redete er drein; das Misten war ihm nicht recht, Kunstdünger bestellte er, beim Anbauen war seine Meinung die richtige und es war sogar vorgekommen, daß er ihm, dem künftigen Herrn, Grobheiten machte, weil er die Ochsen mißhandelt habe.

„Mein Tag kommt noch," dachte der Martin oft. „Wart nur, Bürschei, in der ersten Stund, wo ich den Hof hab, packst dein Glump z'samm und außi, sag i, du Herrgotts . . . du Schleicher, du falscher!"

Denn bei der Mutter verstand es der Flachskopfete, redete ihr nach dem Maul und tat ihr schön, und sie gab's ihm zurück mit Hansgirgl hin und Hansgirgl her. Wär's nicht so gegen Recht und Brauch und Herkommen gewesen, wer weiß, was geschehen wäre?

„Dös is a Kreuz und koa Herrgott dran!" seufzte die Matheissin, die alles voraussah und doch nichts ändern konnte.

Oft ertappte sie sich bei dem Gedanken, wie schön alles hätte sein können, wenn der Martin nicht gewesen wäre.

Aber er war einmal da und war der Ältere und da ließ sich nichts machen. Außer das eine, daß sie die Übergabe hinausschob und selber das Regiment führte.

Vielleicht gelang es ihr, für den Hansgirgl eine gute Heimstatt zu finden und sein Glück zu sichern, so lang sie selber noch Matheissin war.

So hielt sie fleißig Umschau und redete oft mit dem Hansgirgl übers Heiraten.

In Gramling war keine Aussicht. Nirgends ein einschichtiges Mädel auf einem guten Hofe und so mußte sie schon an auswärts denken. Aber was weiß eine Bäuerin, die das ganze Jahr daheim hockt?

Über die nächste Nachbarschaft sah sie nicht hinaus und da wollte sich auch nichts Rechtes zeigen.

Beim Lucas in Weidach war wohl eine Tochter da, die das Sach einmal kriegen sollte, aber der Hof war überschuldet und mit achttausend Mark war da wenig gerichtet.

Auch beim Stadelscheck in Irzenhamm hätte der Hansgirgl einheiraten können, aber ... es war wieder ein Aber da.

Die einzige Tochter hatte ein lediges Kind, und wenn man auch darüber hätte wegsehen können, das Schlimme war, daß sie überhaupt nicht viel taugte und mit den Knechten schon öfter ins Gerede gekommen war.

Der Hansgirgl hatte bloß gelacht, wie sie eine Andeutung gemacht hatte.

Kein geflicktes Gewand kaufe er nicht für neu, hatte er dabei gesagt.

Aber er hatte der Mutter in der Hauptsache recht gegeben, daß es für ihn das Gescheiteste wäre, in einen guten Platz einzuheiraten, und da war sie noch mehr in Eifer gekommen und hatte ihrem Vetter, dem Gerzer in Aufhausen geschrieben. Der trieb Holz- und Viehhandel und kam weit herum, so daß er noch am ehesten was ausfindig machen konnte.

Der Gerzer ließ sich's nicht zweimal sagen und kam bald herüber. Er sah die Sache ganz leicht an, und meinte, er wisse eine Reihe von Anwesen, wo ein richtiger Bursch einheiraten könne, aber, sagte er, umsonst sei der Tod und sogar der koste das Leben.

Er brauche es nicht umsonst zu tun, versicherte die Matheissin, und es solle schon ein richtiger Brocken für ihn abfallen.

Der Gerzer wollte es genauer haben, denn, sagte er, ein Brocken komme dem einen groß und dem andern klein vor. Er verlangte dreihundert Mark und ließ bis auf hundertfünfzig herunterhandeln.

Aber dann blieb er fest und die Matheissin dachte, für eine gute Gelegenheit wär's am Ende

nicht zu viel und eine mitterne brauche man ja nicht anzunehmen.

Wie hernach der Gerzer mit Handschlag sein Sicheres hatte, nannte er fünf oder sechs Anwesen her. Wie man's aber näher besprach, blieben bloß mehr zwei, die gelten konnten.

Das eine hieß beim Beni in Aufhausen und war nur zu loben. An die achtzig Tagwerk guter Boden, fünfzehn Stück Vieh, vier Roß.

Und das Madel?

No ja, schon eine kreuzbrave Person, ein bissel scharf, aber gerade deswegen eine allerbeste Hauserin; nicht übrigs schön, sagte der Gerzer, indessen der Hansgirgl sei doch ein vernünftiger Mensch und wisse, daß man von der Schönheit nichts herunterbeiße.

Nun war der Hansgirl gescheit und bedachtsam und er sagte nicht ja und nicht nein, als ihm der Gerzer die Gelegenheit mit rühmenden Worten pries.

Freilich war ein schönes Anwesen nicht zu verachten und freilich war Schönheit keine Hauptsache, aber so geschwind müsse es ja nicht sein, und schon den Sonntag darauf mit dem Gerzer vorsprechen, das wolle er nicht.

„Warum nacha net?" fragte der Helfer ungeduldig. „Was ma will, muaß ma frisch anpack'n ..."

„Ja, des sell scho ..."

„Und o'g'schaugt is no lang it kafft ..."

„Scho ..."

„Und dös Umanandfrag'n bei die Leut is für gar nix. Der oa sagt so und der ander sagt so, es gibt ao gnua sellane, de wo dir an Hof und ihr an richtig'n Mo net vergunna. Da verstechen s' di nacha bei ihr und vor deiner reden s' schlecht über sie. So was muaß hoamli bleib'n, denn bal's amal in de Leut Mäuler kimmt, is scho dreiviertel nix mehr."

„Scho, aber ..."

„Was aber?"

„Auf Schnall und Fall mag i net."

„Brauchst ja net glei mög'n. Mi redt do grad vom O'schaug'n."

„Bal mir amal trent san, kimmt's umanand und du sagst ja selm, daß dös für nix guat is ..."

„Ah! Dös machen wir schon so, daß koa Mensch was spannt. Du kimmst zu mir ummi und mir gengan beim Beni in Stall eini, sie hamm a so allaweil was zum verkaffa, a Sau oder a Kaibi, und mit dera G'legenheit gengan mir aa ins Haus und du schaugst dir d' Mariann a weng o und dischkrierst mit ihr ..."

„I sag net, daß i net kimm," antwortete Hansgirgl, „aber wia g'sagt, den Sunntag no net; da kunnt i überhaupts net, weil i auf Hirtlbach zum Preiskegeln ummi geh, aber vielleicht über acht Tag ..."

„Ja, vielleicht ... mei Liaba, so g'ring muaßt da's net o'schlag'n; da is leicht was versaamt."

„Is s' bis jetzt ledi blieb'n, werd's a Woch länger a no ledi sei."

„Also na sag'n ma, am Sunntag über acht Tag."

„Gilt scho ... bal'st d' nix mehr hörst, kimm i."

* * *

Altbayerische Bauernbuben wissen schon früh, daß man nicht alles sagen soll, was man sich denkt, und sie halten sich an die Regel, und je älter sie werden, desto hintersinniger werden sie.

Darum ließ auch der Hansgirgl nichts davon merken, daß er gleich den Plan gefaßt hatte, dem Beni die seinige anzuschauen.

Natürlich allein und so, daß sie nichts im voraus wußte, denn wär er mit dem Gerzer hingegangen, so hätte der schon tags zuvor eine Botschaft hingeschickt und die Mariann und die Wirtschaft wären auf den Glanz hergerichtet gewesen.

Der Hansgirgl hatte es anders vor und fuhr zwei Tage später, wie Schranne in Dachau war, bei der der Gerzer nie fehlte, mit dem Rad nach Aufhausen.

Vom Wirtssohn hatte er sich einen karierten

Janker und ein Kappel zu leihen genommen, so daß man ihn leicht für einen Metzgerburschen halten konnte.

Er ging ins erste Anwesen und fragte, ob nicht eine Sau zu kaufen wäre. Und weil die Bäurin ganz gern ein paar halbwüchsige losgeworden wär, fing er zu handeln und zu kritisieren an, wie nochmal ein Viehhändler und unterbot so, daß der Handel nichts wurde.

Er hatte aber zwischen hinein unauffällig, wie er meinte, herausgebracht, wo das Benianwesen war, aber wie er nun unverrichteter Dinge ging, sagte die Bäurin recht spöttisch: „Wenn'st vielleicht glaabst, du kriagst beim Beni was Billigeres, da werst di schö schneid'n."

„Warum moanst d'?"

„Dös werst scho sehg'n ... d' Mariann waar grad de recht."

Hansgirgl fragte noch ein wenig hinum und herum und erfuhr, daß beim Beni keine Bäurin, aber eine haarscharfe Tochter da sei, die das Regiment führe.

„Und mit dera werst d' net firti ..."

„No ja, was ma net kriagt, laßt ma steh," sagte er gleichgültig und ging schnurgerade zum Beni hinüber.

Die Schärfe schreckte ihn nicht ab; im Gegenteil, es klang ihm ehnder wie ein Lob, daß ein lediges Mädel schon als genaue Hauserin galt.

Also ging er in den Hof und stellte das Rad an den Brunnen. Wie sich niemand zeigte, pfiff er grell durch die Finger.

„Höi, was ist denn? Is da gar neamd dahoam?"

Nicht lang, so schrie von der halbgeöffneten Stalltüre her eine messerscharfe Stimme:

„Was willst denn?"

Hansgirgl schaute hin.

Ein Kopf schob sich aus der Türspalte hervor und er sah nicht viel mehr als ein Kopftüchel und ein paar unfreundliche Augen.

„Geh no außa, na sag i dir's scho ..."

„Mi hamm it Zeit für an jeden."

„Brauchst da's grad für mi hamm. A Handel werd na do no geh."

Das Weibsbild trat zögernd in den Hof heraus und war, wie man fürs erste sehen konnte, um und um voll Dreck.

Bei der Stallarbeit kann man nicht aufgeputzt sein, wie bei einer Tanzmusik, aber auch im Kittel kann eine, die auf sich schaut, noch sauber sein.

Die Mariann war schon ausnahmsweis schmierig und sah aus, als hätte sie den Mist nicht mit der Gabel, sondern mit den Händen weggeräumt.

Die Haare hingen ihr aus dem Kopftüchel heraus und ihre Augen verrieten abweisendes Mißtrauen und ätzende Schärfe.

„Was nacha?" fragte sie grob.

„Hast koane Fackein, koa Sau, koa Kaibi? I nimm alls und braucht net amal viel kost'n."

„Für de dumma G'spaß stell i mi net her. Wer bischt denn überhaupts?"

„A Metzger, der bar zahlt. Habt's gar nix zum verkaffa?"

„Wann du was kaffa willst, werst net mit'n Radl kemma."

„Heut will i bloß was o'schaug'n; wann ma was g'fallt, kimm i wieda," sagte Hansgirgl und lachte über den heimlichen Nebensinn, den seine Worte hatten.

Aber das verdroß die Mariann, deren zuwideres Gemüt keine Heiterkeit vertrug.

„Mi laß'n net an jeden in Stall. Zum ausspekulieren hamm mir nix."

Eigentlich hatte sie gar nicht so unrecht. Und wär sie sonst ein Weibsbild gewesen, das ihm gefallen hätte können, so wär der Hansgirgl durch ein bissel Grobheit nicht abgeschreckt worden.

Aber je länger er sie anschaute, desto gräuslicher kam sie ihm vor. An der war schon gar nichts, was einem gefallen konnte. Und außerdem grob sein und grob sein ist ein Unterschied.

Daß man gegen einen fremden Menschen nicht gleich zutatig ist, versteht sich von selber und gehört sich auch.

Die gar zu Freundlichen taugen nichts.

Aber die Mariann war schon so gallbitter, daß man's auf der Stelle kannte, wie das ihr recht eigentlicher Humor war und sie hatte ein schieches Geschau, das sich an keinem Sonntag in ein freundliches verkehren konnte.

Das alles dachte der Hansgirgl in der Geschwindigkeit, und obwohl ihm das Weibsbild nichts sehen lassen wollte, hatte es ihm so viel gezeigt, als er brauchte.

„Na schmeißt mi pfeilgrad außi?" fragte er gleichmütig.

„Geh no amal zua! Du bist scho lang gnua umanand g'stanna . . ."

„Vo mir aus. Aber wissen möcht i na do scho, ob du 's Recht hast. Is denn da Bauer net da? Oder g'hört der Hof dei?"

„Für di werd dös g'langa, daß i de Tochter bin. Und jetzt machst, daß d' weita kimmst!"

„So? De Tochter bist? Dös g'langt mir überalln hi und an Gang hast mir aa derspart."

„Dir an Gang?"

„Ja. 's Wiederkemma. Fragst d' an Gerzer, der ko dir an Auskunft geb'n und sagst eahm, es waar Oana da g'wen von Gramling, der si g'wiß nimma sehg'n laßt. Pfüad di, schöne Mariann!"

Er setzte sich aufs Rad und schaute noch einmal lachend um.

Da stand die Mariann und glotzte ihm nach.

Vielleicht war ihr ein Licht aufgegangen, denn daß der Gerzer schon mit ihr geredet hatte, war sicher.

„Siehgst as, du dappige Loas," sagte der Hansgirgl vor sich hin. „So waar's, wenn ma net a weng hell waar. Wia'r eppa dös gräusliche Weibsbild schö to hätt, wann i mit'n Gerzer am Sunntag kemma waar? O du Kratzbürst'n, du ganz abscheilige! Di wenn's bei da Nacht stehl'n,

bringen s' di beim Tag wieder hoam. Aber mi ko'st du net moana, du ..."

Beim Durl, wo er zuvor gewesen war, stand die Bäurin vor der Türe und schrie ihm höhnisch nach:

„Daß dir gar a so pressiert? Hast recht billig ei'kafft?"

Aber der Hansgirgl gab ihr keine Antwort und sauste den Hohlweg hinunter.

Es war ihm recht frei und ganz ausgelassen zumut, als wär ihm eine Last abgenommen, denn in der letzten Zeit, wie es Ernst wurde mit der Rederei vom Heiraten, war es ihm um sein lediges Leben ganz leid geworden.

* * *

So vergingen etliche Wochen und aus den Wochen wurden Monate.

Die Ernte war herum und in Gramling brummte bald da und bald dort in einem Hofe die Dreschmaschine.

Der Martin hatte ein fuchsteufelwildes Gesicht aufgesetzt, weil die Mutter noch immer nicht dergleichen tat, als wenn sie übergeben wollte.

„Muaß dös sei, daß mir der Sexer auffagt und sei Rosl an andern gibt?" fragte er an einem Sonntag, als er die Mutter allein in der Stube antraf.

„Was du allaweil hast. Der gibt s' scho koan andern."

„Freili net. Der Sexer laßt si wahrscheinli für'n Narren halten."

„Dös will mi net. Amal werd's scho."

„Amal ja; so muaß ma red'n."

„Tua no net gar a so grob! I wer toa, was da Brauch is und zwinga laß i mi durchaus gar it."

„Von zwinga sagt ma net, aber so was muaß ma do richtig ausmacha und bal's amal ausg'macht is, nacha muaß 's aa gelt'n."

„Bis jetzt hamm mir no nix ausg'macht und

des sell sag i dir no amal, wenn i siech, daß du mi grad treib'n und zwinga mögst, na g'freut's mi glei gar it."

„Ja, g'freu'n ... I woaß scho, wer schuld is."

„Neamd is schuld, daß da's woaßt. Gar neamd. Du waarst scho so, daß du dir no a ganze Feindschaft ei'bild'n tatst geg'n an Hansgirgl. Aber da will i nix hör'n ..."

Mürrisch schlich sich Martin aus der Stube und ging ohne Plan und Vorhaben den Hügel hinterm Anwesen hinauf.

Er redete halblaut vor sich hin und ein grimmiger Zorn trieb ihm das Wasser aus den Augen.

„Der Hundsbua! Der Hundsbua ... der scheinheilige!"

Er setzte sich auf einen Zaun und sah ins Dorf hinunter.

Aus den Schornsteinen des Wirtshauses stieg der Rauch kerzengerade in die Höhe und dem Martin fiel ein, daß an diesem Nachmittag vom Burschenverein ein Theaterstück gegeben wurde.

„Genovefa" hieß es und da kamen Besucher aus der ganzen Umgebung.

Die konnten lustig sein und sich unterhalten, bloß er mußte auf der Abseiten allein mit seinem Verdrusse heim.

Unter die Burschen paßte er nicht mehr und zu den Bauern gehörte er nicht.

Die Jungen schauten ihn spöttisch an, die Alten fragten ihn, und aus den Fragen hörte er auch den Hohn heraus.

„Was is denn, Martl? Rührt si no nix? Wann machst denn amal Hozet?"

Er mußte freundlich Antwort geben und womöglich sagen, es pressiere ihm weiter nicht oder die Mutter sei noch gut beim Zeug und da dürfe man's nicht verlangen, daß sie schon einer Jungen Platz mache.

Und er mußte freundlich zahnen oder eine ganz gleichgültige Miene aufsetzen, denn wenn er sich seinen Gram ankennen ließ, hörten sie gar nicht

26*

auf, recht wehleidig und mitfühlend zu fragen, damit sie dann hinter ihm tuscheln konnten.

„Der Matheissin den ihrigen treibt's schiech um, möcht übernehmen und derf net. Vielleicht steht ihm d' Rosl noch um. Ich wann der Gerer wär, ich möcht den ewigen Hochzeiter g'wiß net und schauet mir um oan, der frischweg heiraten ko ..."

Deswegen mochte er nicht mehr unter die Leute gehen, denn die trösten sich mit dem andern sein Elend und wenn's schon wirklich einmal einer ehrlich meinte mit seinem Mitleid, war's ihm erst recht ekelhaft.

Der Gotterbarm schmeckt hantiger, wie der Neid.

Der Rauch quoll dicker aus dem Wirtskamin und zeigte an, wie brav da drunten gesotten und gebraten wurde.

Sie konnten leicht lustig sein, die andern, aber er hatte wieder sein Teil weg durch die Unterredung mit der Mutter.

Warten — pressiert net — amal werst d' scho der Bauer.

Und eigentlich schuld war niemand, wie der flachskopftete Falschhauser, der Heimlichtuer, der — —!

* *
*

„O mei Bua!" seufzte die Matheissin. „Mit dir is aa'r a Kreuz ... Hätt'st d' no an Gerzer net verschmacht, der hätt dir scho lang oani zuabracht ... Aber des sell Stückl in Aufhausen, natürli dös hat'n schiach vadross'n und laßt si aa denk'n."

„Mit dem is zerscht nix," sagte Hansgirgl und lachte in der Erinnerung an seine Gäufahrt. „Der hätt' mi schö ausg'schmiert und i glaab eahm nix mehr. S'gscheitest waar, selm oane find'n."

„Wia willst denn du find'n, bal'st it suachst? Und wia willst denn du suacha, bal'st koa G'leg'nheit it hast? Dös geht do it a so, daß ma umanand lafft und fragt, wo a ledige Tochta steht! Dös hat alls sein Furm. Wia is denn bei mir g'wen? Hat mir halt aa da Zauner Barthl an Matheissen

verrat'n. Und an Schaffler von Weichs hätt i aa heirat'n kinna. Den hätt mir a Basl zuabracht, aber halt, daß er oanauget war und a weng bresthaft, aber in Gotts Nam dreißgi, bal da Matheis it herganga waar, hätt's wohl da Schaffler toa müaß'n. Gar so leicht is it g'schaugt und bei de Mannsbilder aa it. Du muaßt it moan, daß 's so viel Weibsbilder geit, de wo passet san. De oa hat nix, de ander ko nix, de dritt mag it arbet'n, ja, mei liaba Mensch, es braucht scho was. Bäurin sei is net gar so leicht, gar aus mit die Deanschtbot'n, de ma heut kriagt. Ös Mannsbilder schlagt's dös alls z'gring o...

Hansgirl lachte gutmütig.

„I nimm's net g'ring..."

„Jo, jo... Dös is amal net anderst bei enk. Dei Vata war aa net anderst. Was hast denn allaweil für a Lamento! hat er g'sagt. Moanet ma scho, es gang bei ins gar nimmer um, sagt er. Es geht scho um, hab i g'sagt, aber es geht aa dahi. Ös moants allaweil, sag i, a Guld'n, der verdeant is, der is scho derhaust. Und wia oft de Kreuzer ausanand lassen, bis s' wieda zu an Guld'n z'sammkemma, vo dem wißt's ös wohl nix und was ma'r it woaß, des sell acht ma net."

„Aber grad weil dös a rare Kunst is, nimm i 's net leicht mit'n Heiret'n."

„Nimmst as net leicht ... ja, mei Bua, an ung'wisse Sach is dös allaweil und es g'hört a Glück dazua, daß ma de Richtig derrat. Vor da Hozeit weist koane ihre Fehler auf."

„Siehgst, dös hab i mir aa denkt, drum bin i selbigsmal als Metzgerbursch nach Aufhausen ummi."

„No, a weng drecki bei da Stallarwat..."

„Geh weida, Muatta, so sauber muaß oani do scho sei, daß ma damit beieinand sei mag."

„Ma muaß viel g'wohna, und es g'wohnt si alls."

„Na... an de hätt i mi net g'wohnt."

„Sieghst, Hansgirgl, i hab mir scho an öften

denkt, daß du bei da Militari a weng ei'bilderisch worn bist. Du hast dir von de Stadtischen a weng was abg'numma ..."

„Han sauberne Madeln drin, dös muaß wahr sei," sagte Hansgirgl.

„Sieghst as, da hamm ma's ..."

„Na, da hamm mir gar nix, Muatta, dös woaß i gut, zum Hausen auf dem Bauernhof g'hört wieder an anderne, als wia zum spaziern führ'n."

„Sagt ma, aber du denkst mehra dro, als wia 's dir z'kenna gibst. Ja, mei Bua, was waar dös für an Umstand, bal'st di du an a so a Ziefern hi'hänga tatst!"

„Da brauchst koan Angst net hamm. Da war scho ausg'hängt, wia 's Parole Heimat g'hoaß'n hat."

„I moan aber do ..."

„Nixi. Solang i beim Korps war, dös is amal klar, hab i mi scho a weng zuawi g'macht zua r'a Herrschaftsköchin ..."

„Is aa it recht."

„Warum it? Ihr hat's g'fall'n und mir hat's paßt. Aber vo dem braucht ma nix red'n, da han i no nia net dro denkt, de ganz Zeit it."

Die Matheissin schüttelte mißbilligend den Kopf, aber der frische Bursch war doch ihr ganzer Stolz und es ließ sich leicht denken, daß er auch den stadtischen Weibsbildern gefallen hatte.

„Es werd guat sei," sagte sie, „bal dös wahr is, daß du koane Dummheit'n nimmer im Kopf hast. Aber was na dös wer'n soll, da siech i mi gar it außi. Der Martl werd all Tag hantiger und grantiger ..."

„Der werd's derwart'n kinna ..."

„Er werd scho müass'n, aber wann du gar it dergleicha tuast, ja, mein Bua, gar z'lang derheb i 's na do net. Und was is mit dir, wann i übergib?"

„Dahoam bleib i net als Knecht bei dem unguat'n Deifi ..."

„Und in an fremd'n Deantscht? I mag's gar it denk'n, daß du di verdinga sollst da umanand."

„Es gibt anderstwo aa Bauern."

„Na, Bua, dös will mir gar it an Sinn, daß i di als a Knechtl furt geh sehg'n müaßt . . . Werd's do scho inser Herrgott net woll'n . . . i sag's ja, wenn'st no oani aufgangst!"

„Tua di net aba kümmern, Muatta! Wer woaß, wia's geht? I han eppas an Sinn, aber red'n mag i no net drüber."

„Moanst du de Wittiberin, die Ecklin in Albersbach?"

„Na, von dera moan i gar nix . . ."

„Waar aber . . .

„Nix waar's, Muatta. De mit ihre drei Kinder soll sie an Alt'n suacha."

„Was hoscht na in Sinn?"

„Es laßt sie heut no net sag'n. Bal's da überhaupts amal was zum Verzähl'n gibt, nacha bist du de erst, de was erfahrt. Aber jetzt wann i red', is für gar nix."

„Was werd dös eppa sei?"

„Vorläufi gar nix, als wia an Ung'wißheit."

„Sollst ma's do sag'n . . ."

„Na, es tat di grad bekümmern. Laß no guat sei, in a paar Tag oder in a Wocha kann i vielleicht mehra sag'n . . ."

Hansgirgl ging und ließ die Matheissin erst recht in einer argen Kümmernis zurück, denn so ein Geheimnis, dem man nicht ankann und von dem man doch gewiß weiß, daß es um einen herum ist, das drückt schon elendig.

Jeden Tag zupfte die Matheissin den Hansgirgl am Ärmel und winkte ihm in die Stube hinein.

„Was is, Bua, ko'st d' ma's heut no it sag'n?"

„Na, Muatta."

„Mir kannst da's do leicht sag'n. Du woaßt do, daß i nix verred."

„Zweg'n dem is ja net, Muatta, aber es is ja no nix da zum verzähl'n. Es muaß erst was kemma."

„Es muaß was kemma, sagst? A Botschaft?"

„Jawoi, a Botschaft. Aber es kunnt leicht sei, daß s' ausbleibet. Na hättst di umasunst kümmert."

„I kümmer mi a so viel mehra. Wenn ma gar nix woaß. Sag mir wenigstens dös, woher daß kemma soll, die Botschaft?"

„Woher? No, daß de arm Seel an Fried hat, vo Kirchbach."

„Kirch ... bach? Da han i no gar nix vernumma. Ist dös enterhal Dachau?"

„Droberhal ... a ziemlichs Trumm. Aber mehra kann i dir net sag'n."

„Kirchbach ... da is mir gar nix bekannt. Wer kannt dir denn da oani verrat'n hamm? Von der Freundschaft wer?"

„So tatst du allaweil weida frag'n, gel? Wart no a paar Täg, na gib i dir a richtige Auskunft."

Jessas! Jessas! Ist das was, wenn man sich so abmartern muß!

Die Matheissin ging dann tramhappet herum und verbohrte sich in den Namen Kirchbach ... Kirchbach ...

Wia da Bua no grad auf Kirchbach kimmt?

Endlich kam die Erlösung. Ein paar Tage später brachte der Postbote nicht bloß den Glonntaler Boten, sondern auch einen Brief für Hans Georg Schmauß, Bauernssohn in Gramling.

Und eine halbe Stunde später trat der Hansgirgl lachend in die Küche und blinzelte der Mutter zu.

Die Matheissin schickte die Dirn, die den Butter rührte, weg. Sie solle das Geschirr am Brunnen waschen, sagte sie, den Butter mache schon sie fertig.

Und wie sie endlich allein war mit dem Hansgirgl, fragte sie hastig.

„Was geit's ... Hoscht d' jetzt de Botschaft?"

„Jetzt hab i's und jetzt kann i dir's aa verzähl'n."

„Na mach no grad!"

„Zeit lassen, Muatta, es geht it so g'schwind. Da muaß oans nach dem andern kemma. Und dös sag i dir glei, du muaßt net moana, daß de Sach jetzt scho in Richtigkeit is. Eigentli is ja no gar nix, es muaß si erst zoag'n ob's was werd."

„Braucht's ja net, wann ma nur amal woaß, wo aus und wo an," stimmte die Matheissin eifrig zu.

Sie hatte Angst, daß er am Ende wieder umstehen und noch einmal warten wolle.

Aber so grausam war der Hansgirgl nicht und er erzählte.

Die Matheissin drehte den Hebel am Butterfaß, setzte aus und drehte wieder.

* * *

„Also," fing der Hansgirgl gemächlich und lang gedehnt an ... „also ... wia'r i selbigesmal g'sehg'n hab, was mir der Gerzer in Aufhausen für oane vermoant hat, da hab i mir denkt, mei liaba Mensch, da derrat i mir nix G'scheit's. A Zeitlang hab i mir denkt, mir pressiert ja nix ..."

Jessas, Jessas, wenn dem Hansgirgl nur das Erzählen pressiert hätte! Aber jetzt holte er sich aus der obern Gilettasche eine Zigarre heraus, biß die Spitze ab und suchte links und rechts in seinen Taschen nach einem Zündholz. Endlich fand er eins, strich es am Hosenboden an und — Gott sei Dank! weil nur grad die Zigarren einmal brannte! —

„Also i hab mir denkt, pressieren tuat nix, i wart und vielleicht geh i amal was Richtigs auf. Aber nacha hab i do g'sehg'n, wia der ander umtreibt, der Martl und daß er dir gar koan Ruah laßt ..."

„Dös is wohl wahr," seufzte die Matheissin.

„No ja, na hab i mir do wieda denkt, es waar guat, wenn i amal auf a g'wiß kam, aber nomal o'fanga mit'n Gerzer, dös hätt i gar it mög'n. Und wia'r i so hin und her überleg, les' i mal beim Wirt drent'n dös bayrische Bauernblattl. Es war vor a drei Wocha, i bin alloa an an Tisch g'sessen und i woaß selm net, warum, i les halt weida und les aa de Anzeigen, de hint stengan. Und da kimm i auf was, dös is mir glei ganz

g'passi fürkemma, als wann's akrat für mi g'schrieb'n g'wesen waar.

A Bauerntochter auf an netten Sach, net z'groß, aber guat, möcht si vaheirat'n mit an braven, anständigen Menschen, der die Bauernarwat kennt und g'sund und katholisch is.

In da Stadt drin han i wohl scho öfters g'hört, daß so was gibt."

„Geh! Dös is na do scho ausg'schamt, bal si oani in da Zeitung ausschreibt . . ." unterbrach ihn die Matheissin.

„Jetza hast was g'sagt. Siehgst dera Meinung bin i vielleicht aa'r amal g'wen, aber, wia'r i jetzt so viel übers Heiret'n nachdenkt hab, wia's d' ma du zuag'redt hast und wia's d' mir an Gerzer daher bracht hast, da hab i mir denkt, dös mit der Zeitung is des Dümmste no lang net."

„Aber Hansgirgl, schau, wann i mit'n Gerzer red, da woaß ma do wia und was und kennt si anand . . ."

„Was hab i kennt? Gar nix. I hab von der sell'n Mariann net mehra g'wißt, als dös, was der Gerzer daherg'redt hat. Mehra wia lüag'n ko oani in da Zeitung aa net."

„Aber mi derfragt do alls, wann ma'r am Platz is."

„Kam erscht drauf o. Wann i zerscht mit'n Gerzer nüber waar und hätt' darnach g'fragt, wurd i net viel erfahr'n hamm. Was ko denn oana vom andern sag'n, wenn er scho was sag'n will? Daß ma nix Unrechts woaß, daß sie koa Kind hat oda koa Liabschaft, daß sie arwat und dahoam s' Sach z'sammahebt. Mehra hätt i g'wiß net g'hört, weil si d' Nachbarn net gern drei mischen, weil ma koa Feindschaft net will und weil si z'letzt jeder denkt, probier's selm, na werst as scho sehg'n. Ma muaß si do auf seine Aug'n valass'n und auf sein Verstand. Und dös nämli werd sei, wenn ma oani durch de Zeidung kenna lernt."

„Zeidung! Bal ma scho Zeidung sagt!"

„Daß s' halt was Ung'wohntes is, Muatta, gar

aus für an Bauernmenschen. Aber warum is dös schiacha, als wann a Schmuser umanand lafft, und biat a guate Bauerntochta heut dem und morg'n dem o? Und handelt weg'n tausad Mark hinum und herum? Da g'fallt's mir scho besser, wenn oane frischweg sagt, i hab dös und dös und möcht heirat'n und bal a richtiger Bursch dös nämliche will, soll er mir schreib'n. Dös hat eigentli an schönern Furm, als wann oan so a Schmuser lauter guate Eigenschaften hersagt, de er ja do net woaß und net kennt."

„Aber wenn mi halt gar nix woaß von so oaner."

„Dös ko ma derfrag'n."

„Na mach no weida, Hansgirgl, hast scho was dafragt?"

„Ja und na. Von koan Nachbarn no net; von ihr selm han i an Brief kriagt, aber jetzt tua no staad, i muaß oans nach dem andern verzähl'n. Also beim Wirt, dös hab i dir g'sagt, da hab i's g'lesen. Es san mehra sellane Anzeigen in dera Zeidung g'stand'n."

„Ja, wia si no d' Weibsbilder trau'n!"

„Sie unterschreiben si do net!"

„Net? Ja, nacha woaß mi ja gar nix! Net amal an Nam!"

„Da gibt ma a Wort o, oder a Zahl und schickt den Brief an de Zeidung, und de Zeidung, de woaß, wer dös is und schickt na den Brief an die richtig Adreß."

„Da kenn i mit net aus, mei liaba Bua. Da waar i wohl z'dumm dazua."

„Bal'st as no brauchetst, tatst da's scho lerna. D' Weiberleut san gar hell, wenn s' was woll'n. Aber jetzt muaßt d' mi scho verzähl'n lassen, sunst hock'n mir morg'n no beinand und du woaßt nix."

„Ja, tua no grad weida!"

„Also es san mehra sellane Anzeigen drin g'standen, aber de andern han i wohl net g'acht, grad de oa. Da is mir g'wen, als wenn s' mi o'red'n tat. Hansgirgl, nimm mi, i bin de richtig! I ho d' Zeidung wegg'legt und ho mir denkt,

papperlapapp, dös is a Schmarrn, na bin i am andern Tisch ummi und hab eahna Karten spiel'n zuag'schaut, aber net hat's mi derlitt'n, i ho allaweil wieder dro denk'n müaß'n. Hansgirgl, übersiech's net! Grad so is g'wen, als wenn oane hinter meiner stand und saget mir dös ins Ohr..."

„Na, was du allssammete daher bringst!"

„Net mehra, als wahr is. Also wia's mi so druckt hat, hab i mi nomal de Zeidung g'holt und les de Anzeig nomal. Da Wirt fragt mi no aa, möchst du was kaffa, Hansgirgl? fragt er, weil du de hinterst Seit'n so genau schtudierst? Na, sag i, aber i hab grad was g'les'n von a'ra Dreschmaschin, dös hat mi a weng verintressiert. Kaffa will i's wohl it. Und na hab i 'n g'fragt, ob er de Zeidung no braucht und wia'r a mir's lassen hat, hab i's ei'g'schob'n. Dahoam han i mi na hi'g'hockt und hab an Briaf aufg'setzt an dös Madel, und hab'n wieder z'rissen, aber es hat ma koan Ruah net lassen und an etla Tag darnach han i nomal g'schrieb'n, aber glei richtig."

Die Matheissin vergaß das Butterrühren über ihrem Erstaunen; sie setzte sich auf einen Stuhl und legte die Hände im Schoß zusammen.

„Ja Bua, ja Bua, jetz sag mir no grad, was dir du allssammete traust! G'schrieb'n hast?"

„Pfeigrad," sagte Hansgirgl lachend.

„Ja, was ko ma denn schreib'n, bal ma'r oan gar it kennt?"

„Was i g'schrieb'n hab? Daß i a lebfrischer Bursch bin, grad g'wachsen und voller Schneid auf die Arwat. Und daß a Madel wohl z'frieden sei kunnt, bal sie koan schlechtern net kriagt..."

„Ja, so was!"

„Is vielleicht it wahr, Muatta?"

„I moanet scho aa, daß si oane d' Finga o'schlecka derfet," bestätigte die Matheissin, „und gar oane, de wo si in da Zeidung ausschreibt... Und jetzt hast an Antwort kriagt?"

„Ja, und ihra Bild hat s' ma g'schickt."

„'s Bild? Wo hast as denn?" fragte die Matheissin und stand lebhaft auf.

„Bleib no hocka; i zoag dir's scho."

Hansgirgl holte aus seinem Janker den sorgfältig in Zeitungspapier gewickelten Brief und brauchte lang, bis er seiner ungeduldigen Mutter das Bild gab.

Da sah die Matheissin eine Person mit der Bamberger Haube auf dem Kopfe, deren Bänder rückwärts zu zwei mächtigen Maschen verbunden waren; der Oberkörper steckte in einem Wamesle mit enganschließenden Ärmeln.

Die Matheissin schaute beinahe verächtlich auf die fremdländische Tracht und sagte ohne langes Besinnen: „De g'fallt mir scho gar it."

Sie hätte ihr aber wohl gefallen können, wenn sie näher hing'schaut hätte, denn unter dem g'spassigen Bamberger Gupf schaute ein schmales, ernsthaftes Gesicht hervor, in dem zwei klare, ehrliche Augen saßen.

„Laß dir no Zeit, Muatta!" sagte der Hansgirgl, und er wär vielleicht bös geworden, wenn er nicht bedacht hätte, wie eigensinnig die älteren Weiberleut sind.

„Schiach is s' amal g'wiß net," fuhr er fort, „und proper kimmt s' ma für und scho hundertmal säubriger, als wia de sell Loas in Aufhausen."

„Geh zua!" wehrte die Matheissin ab. „Schaug dir nur grad a sellas Trag'n o, dös is ja ganz narrisch!"

„Es werd halt so sei, wia's dort da Brauch is. Es ko net überall'n gleich sei."

„Aba de Haub'n! Na ... na! dös is ja wia'r a Fasinacht!"

Und die Matheissin lachte wegwerfend, als sie das Bild zurückgab.

Hansgirgl wickelte es sauber ein und wollte es in die Tasche stecken.

„Lest mir den Briaf it für?" fragte die Alte. „I möcht na do scho wiss'n, was sie schreibt."

„Bal'st as du grad für a Fasinacht nimmscht,

werd di da Briaf it bekümmern," murrte der Hansgirgl.

„Jetzt bist scho wieder obenaus ..." begütigte sie. „Mi sagt grad, daß oan so was ung'wohnt is."

„No ja ... na les i 'n halt für."

Werter Herr Schmauß!

Ihren Brief habe erhalten und will ich aufrichtig antworten, aber nicht daß Sie glauben, ich schreib halt so an jeden, sondern ich schreib bloß an Ihnen, weil Ihr Brief so ehrlich gewesen ist, daß ich mir gedacht habe, es ist Ihnen gewiß ernst. Denn es haben mehrere geschrieben, aber es hat mir nichts gefallen und habe ich schon gedacht, daß es vielleicht schlecht ausgelegt wird, wenn man in der Zeitung ausschreibt, daß man heiraten möchte.

Ich will Ihnen alles nach der Wahrheit sagen. Ich heiße Margaret Kriegbaum und bin die einzige Tochter. Dadurch, daß mein Vater vor einem halben Jahre gestorben ist, bin ich ganz verwaist, denn meine Mutter ist schon seit zehn Jahr tot. In diesem Sommer bei der Ernte hat ein Vetter von mir ausgeholfen, wir haben auch einen alten Knecht.

Mein Vetter ist im Verdruß fortgegangen, weil er gedacht hat, ich nehme ihn. Er ist aber Witwer und hat zwei Kinder, auch ist er mir zu alt.

Und da habe ich gedacht, wie viele sich schon unglücklich verheiratet haben, weil sie den Verwandten und Nachbarn nachgegeben haben. Deswegen habe ich diese Anzeige in das Blatt gebracht und vielleicht findet sich ein Mann, der der Richtige ist.

Mein elterliches Anwesen ist nicht gar groß, aber der Boden ist gut und es hat alles eine schöne Lage. Es sind 57 Tagwerk, das meiste ist Acker, doch füttern wir 8 Kühe und 4 Ochsen, auch haben wir ein Pferd.

Es ist das Ansehen schon wert und wenn Sie glauben, daß es Ernst werden kann, so ist Ihnen vielleicht der Weg nicht zu weit.

Auch lege ich Ihnen mein Bild dazu und habe die Bitte, daß Sie das Ihrige schicken, wenn Sie meinen, daß es etwas werden kann und sonst bitte ich, daß Sie das meinige zurückschicken.

Ich schicke Ihnen einen Gruß in die Ferne.

Margaret Kriegbaum.

P. S. Sie werden es schon richtig aufnehmen und nicht anderst, als wie es gemeint ist.

Es trat eine Pause ein.

Der Hansgirgl schob den Brief in die Tasche und die Matheissin rührte den Butter, auf den sie ganz vergessen hatte.

„Schreib'n ko si guat, des sell muaß ma ihr lassen," sagte sie nach einer Weile. „I so hätt's i meiner Lebtag it füra bracht."

„Deinerzeit hat ma an so was it denkt, Muatta."

„Da hat ma wohl it dro denkt. Aber was hoscht jetzt an Sinn?"

„Ja . . ." Hansgirgl kratzte sich hinter die Ohren.

„Ich hab de Tag her allerhand an Sinn g'habt. Damal han i mir denkt, geh, laß 's guat sei, de G'schicht hat koa Wert und nacha han i mir's wieder a so fürg'stellt, wia döß waar, wenn i mit an Schmuser umanand ziaget. Woaßt scho, wia's is, Muatta, so oana lobt sei Sach übern Schell'n-kini und d' Wahrheit derfragst do erst darnach, bal's scho z'spaat is. Und jetza, seit i den Briaf kriagt hab, kimmt's ma so vor, als wann döß Madel ganz was Aufrichtigs waar. Aba freili, es is halt in da Fremd und ob ma si ei'g'wöhnt . . ."

„Döß sag i aa," fiel die Matheissin eifrig ein. „In da Fremd hat all's an andern Furm. D' Leut san anderst, d' Arwat is anderst . . ."

„Döß sell scheuch i net. Da Unterschied is gar so groß net und was anderst is, lernt si schnell, aba no ja . . . g'wöhna brauchat's scho . . . g'wöhna . . ."

„Und hoscht nirgends koan Rat und koa Hülf. Schau, bal du da umanand a Heirat machst und es feit eppas . . ."

„Was is nacha, Muatta? Wer ko oder mag

oan in sei Hauswesen drei' reden? Und bei wem findat i a Hülf? Wann scho amal dös o'gang, daß ma si mit'n Geld frett'n müaßt, waar's eh scho g'feit."

„No ja, ma is aber do bekannt und hat sei Freundschaft."

„Sagt ma und do muaß a jeder sei Supp'n alloa auslöffeln und wer tuat denn aa dös, daß er seine Kümmernis aus'n Haus außi tragt?"

„Und vo mir sagst na gar nix?"

„Von dir, Muatta? Wann du amal im Austrag bist, was kunnt'st ma viel helfa? Und s' Gringste machat dir grad an Vadruß her mit dem andern. Und müaßt i mi net schama, wenn i zu dir gang, weil i mir selber nimma z'rat'n wissat?"

„Aba ma siecht si do, ma redt mitanand."

„Sell scho und es kam mir aa it leicht o, wann i so weit furt waar ..."

Die Vorstellung einer langen oder gar dauernden Trennung überkam jetzt die Matheissin mit Macht.

Sie ließ den Butter jählings stehen und hockte sich ganz gebrochen und hilflos auf den Küchenhocker.

Sie fing bitterlich zu weinen an und wenn sie sich mit dem Schürzenzipfel ihre Tränen abgewischt hatte, kamen immer wieder neue.

„Na waar's aa so," schluchzte sie, „daß mi ganz verlassen war ... Du bischt weg und der ander ... Du woaßt ja selm, wia unguat daß er is ..."

„Waar's viel anders, bal i in Aufhausen drent waar?"

„I kann do ummi geh und ..."

„Dös tatst du gar it ... na, Muatta, auf lang kannt'st it ummi und kamst wieda hoam, waar da Vadruß größer, wia z'erscht. Jetz laß no guat sei. De G'schicht braucht überleg'n und no bin i net furt."

„Du gehst ja do! I kenn's guat.

„I woaß it, aber wenn's wirkli so kam, nacha

müaſſat'n mir ſcho ſchau'gn, daß du dei richtige Ordnung hättſt . . .

Die Matheiſſin tröſtete ſich und ſtand langſam vom Hocker auf.

„Döß is a Kreuz," ſeufzte ſie. „Was all's über oan kimmt . . ."

„No is nix kemma und jetzt bfüad di Good, Muatta, i fahr no am Möslacker hintri. Mir hamm g'hoamgart lag gnua . . ."

* * *

In den nächſten Wochen ging es dem Hansgirgl wie allen Leuten, die vor einem wichtigen Entſchluſſe ſtehen, der ſie aus dem gewohnten Geleiſe führen ſoll.

Den einen Tag kam er ihm verlockend vor, den andern gleich gar unſinnig.

Die Mutter zog ihn ſo oft in eine Ecke und wiſperte ſo eifrig mit ihm, daß es dem Martin auffiel und ihn zum ſchwärzeſten Verdacht brachte.

Am Ende wollte die Mutter gegen Herkommen und Sitte und gegen Zuſage und Verſprechen den Hof nicht ihm, ſondern dem flachsköpfigen Duckmäuſer übergeben.

Er wollte ſie geradeheraus fragen, aber dann bedachte er, daß eine ſolche Zwieſprache zu Zorn und Heftigkeit führen und mehr verderben als gut machen könne.

So beſann er ſich auf was anderes und ging eines Sonntags früh zum Sexer nach Paindorf hinüber, heimlich und ohne daheim was von ſeinem Gange zu ſagen.

Der Sexer kam gerade aus der Kirche, als der Martin anlangte.

Er war ſchlecht aufgelegt, denn ſeine Bäuerin hatte ihm den Tag vorher verraten, daß die Rosl vom jungen Matheiſſen in der Hoffnung wäre.

So groß war das Unglück nicht und als eine Schande ſah es wohl niemand an, weil die Rosl mit dem Martin ſo gut wie verſprochen war.

Aber gebraucht hätte es das auch nicht, brummte

der Sexer, daß sich der Martin die Hypothek auf die künftige Heirat genommen hätte.

„Ah, bist da?" knurrte er den Schwieger an. „I woaß scho zweg'n was daß d' kimmst. D' Muatta hat ma's scho g'sagt ..."

„Was hat's g'sagt?"

„G'stell die net ... de Gaudi, dös d' mir da herg'macht hast, de hat s' mir verrat'n."

„Ah so ..."

„Ja ... a so ... Gar so hätt's na wohl it pressiert! In a richtigen Haus hätt's dös wohl it braucht. Jetzt könnt's Tauf und Hozet mitanand hamm."

„Jetz is scho, wia's is ..."

„Freili, und mir muaß recht sei. G'fragt werd ma da it."

„Frag'n ... frag'n ... da wer'n no net leicht amal oa g'fragt wor'n sei."

Das stimmte und wie es der Martin so trocken sagte, mußte der Sexer beinahe lachen. Aber er hielt es zurück und blieb mürrisch.

„Was is na jetzt? Bringst d' vielleicht d' Botschaft, daß dei Muatta endli amal an Ei'sehg'n hat? Zeit waar's."

„Wohl waar's Zeit, aba ..."

Martin schob ingrimmig seinen Hut zurück und schaute fuchsteufelswild auf den Boden.

Dem Sexer schoß ein Verdacht ein.

„Oho! Habt's enk am End gar z'trag'n?"

„Sellt it ... aba ... I kenn mi selm nimmer aus und ... möcht ... paß auf, i brauchat di, daß du mit da Muatta redst ..."

„Du bist do selm a g'wachsenes Mannsbild ..."

„Na ... paß auf ... woaßt, i hab scho oft g'redt und is no gar it lang her und z'viel red'n kannt schad'n und ... paß auf ... laß dir sag'n ... woaßt, i moa net, a so red'n, sondern a weng hint umma frag'n ... woaßt ... paß auf ..."

„Was gackst denn du a so daher? Jetzt muaß i scho nomal frag'n, hat's was geb'n? Waar ja net aus, jetzt weil 's Madl da hockt!"

„Gar nix hat's geben. Mi kimmt grad was dumm für. Da Hansgirgl, der Flachskopfete ... woaßt, der hat's allaweil besser kinna mit da Muatta, i hab da's a so scho gesagt ..."

„Sollt'st d' as halt du a kinna!"

„Es is net oana wia der ander. I tua mei Sach und de Schmeichelei mit dera hab i's net. Und vor an etla Wocha hab i mit da Muatta g'redt über dös, daß de G'schicht amal richtig wer'n muaß und da is si belzi wor'n und dera Zeit, da hat sie Hoamlichkeiten mit dem andern. I woaß wohl net was, aber mir g'fallt gar nix mehr. Allbot stecken s' beinand und grad gnädi hamm s' as. Jetzt hab i mir denkt, dös g'scheitest waar, wann du umma gangst zu uns und tatst amal red'n mit der Muatta. Bei dir is de Sach wieder anderst, als wia bei mir. Dir muaß s' na do scho bessa Red und Antwort geb'n ..."

„Ummi geh? Zu enk? Dös schauget so aus, als wann i enk nachlassen tat ... Dös paßt mir scho gar it."

„Koa Mensch glaabt, daß du wem nachlaffst."

„Dös G'red hat ma glei am Buckel. Überhaupts, wann i g'wißt hätt, daß dös a so a Marterei werd, hätt i z'erscht it mög'n. Übers Jahr geht de Gaudi scho furt. An Kirta übergibt d' Muatta, im Auswarts übergibt's, auf Georgi werd's richti. Und derweil is Jakobi und Micheli kemma und heut is no grad a so wia z'ersch ..."

„Mi werd dös z'widerna sei, als wia dir, Sexer."

„Dös sell ko'st da denk'n ..."

„Vo dem hab i was! Müass'n mir krank sei für di? Und jetzt is der Ramasuri aa no dazua kemma. Hat dös Weibsbild, dös dumm, a Kind aber koan Hochzeita."

Martin zuckte die Achseln. Er gab sich heimlich recht, daß er die Hypothek auf die Sexer Rosl genommen hatte, sonst wäre ihm der Alte am End gar noch umgestanden.

„Was is na dabei, wann'st amal zuakehrst?"

sagte er ruhig. „Dös is bei ander Leuten aa da Brauch.“

„Wann all's sei Richtigkeit hat, scho ... aba ... na also, na geh i in dera Woch amal ummi, aba dös sag i dir glei, um schö Weda halt i net o und bal dei Muatta vielleicht moant, es waar gar no a Gnad, nacha wer'n mir ins net leicht red'n mitanand.“

„Dös sell tuat si net und i moan, wann si dir an Verspruch gibt, und du waarst Zeug'n, na hätt ma was g'wiß und kunnt de Sach advikatisch macha, bal's gar it anderst gang.“

„Freili, an Prozeß führ'n um an Hochzeita, dös gang mir grad no ab ...“

„So weit werd's it geh, aba mi sagt grad. Und nacha kimmst d' in dera Woch?“

„Jetz is 's scho g'sagt.“

„Is d' Rosl drin?“ fragte Martin an der Haustüre.

„Na. Sie und d' Muatta san no unterwegs. Wer'n scho no an Ratsch hamm.“

„Nacha laß i's schö grüaß'n und sag bfüa Good. I tracht hoam.“

„Is g'scheiter aa, sinst gibt's a lang's G'red und i bin froh, wann i heut nix mehr hör davo.“

Dem Martin ging es so wie dem Sexer, daß er den Weiberleuten, die viel fragen und allaweil das nämliche noch einmal hören wollen, gern aus dem Weg ging.

Zwei Tage später fuhr der Sexer auf seinem Berner Wägelchen beim Matheissen in den Hof herein. Er kam aber nicht von der Paindorfer Seite her, denn er hatte einen größeren Umweg gemacht, damit es aussehen konnte, als käme er von Hirtlbach, wo er ein Geschäft gehabt habe. Sagte er zur Matheissin.

„Vorbei fahr'n hab i na do net mög'n.“

„Hast du mit'n Martl was z'red'n?“

„Ja, allerhand und nix Schön's. Vadruß hab i dahoam. Ko'st da's wohl denk'n.“

„I woaß gar nix.“

„Hat dir der Martin nix verzählt?"
„Koa Wort."
„Kindstauf hamm ma aufs neu Jahr. G'freut di wohl aa, daß d' Großmuatta werst?"
Die Matheissin tat nicht erschrocken, aber recht verdrossen schaute sie darein.
„I ho mir's do glei denkt, daß 's nix G'scheit's net is, wia'r i di in Hof hab eina fahr'n sehg'n. Der hat's ja net derwart'n kinna, der Mensch, der unguate. Wart, i hol dir'n, na schimpf'n no richti z'samm!"
„Bleib do; es is g'scheiter, mir red'n z'erscht mitanand; mit'n schimpfen werd jetzt aa nix besser."
„Dem g'hört's amal gesagt . . ."
„I schenk's eahm net, aber mir zwoa sollt'n überleg'n, ob ma de G'schicht net guat mach'n kunnt'n."
„Was ko denn i guat macha dabei?"
„Du vastehst mi scho . . . siehgst, Matheissin, i bin it gern her kemma und i woaß scho, ma laßt si it gern drei'red'n in sei Sach, aber dahoam hab i's G'flenn und wissen möcht i aa, wia mei Rosl dro is."
„Du moanst zweg'n da Heirat?"
„No freili. G'hoaß'n hat er's an Madel scho vor an Jahr. Natürli, daß dös net braucht hätt, aba ma woaß ja, wia's geht, bal ma jung is."
„Da werd's aa nix hamm. So schlecht is er do net, daß er 's Madel sitzen laßt."
„Vo dem sag i nix. Aber wia lang soll's denn no umanand hocka? Schau, Matheissin, i möcht dir nix ei'red'n, aba i muaß di wohl frag'n. Hoscht du was geng an Martin?"
„Hamm? Na . . . Wia kimmst denn auf dös?"
„Ma macht si halt seine Gedank'n, net? Bal's allaweil hoaßt, an Hirgscht, oder auf's Fruhjahr kriagt er an Hof und na is do wieder nix . . ."
„Er is der Älter und kriagt'n. Aba daß i mi treib'n laß, dös sell gibt's net."
„Treib'n . . . treib'n . . . Dös will mi net und es stand mir net o. Aber daß ma si bekümmert, dös sell werst aa vasteh."

„I vasteh di scho. Aber dös sag i dir und sag's an Martin aa, i laß mi net treib'n und laß mi net zwinga."

„Waar aa verkehrt. I machet's ja grad so. Bloß dös sell, Matheissin, net, dös derf mi do scho sag'n, an Unfried'n soll's it geb'n. Ös wollt's do mitanand haus'n und bal dös mit da Zwidernis o'fangt, geh, dös möcht i do net!"

„Vo mir aus gibt's koan Vadruß und i will nix, als was recht is ..."

„Woaß ma und i wer's an Martin aa richtig sag'n, bal mir nacha mitanand dischkrier'n. Mir is ja scho g'holfa, weil i a G'wißheit hab .."

„Aber treib'n laß i mi gar it."

„Und sollst aa gar it. Aba — no ja — dös ander woaßt ja du selm, daß 's koa guat net tuat, wann ma 's gar z'lang außi schiabt."

Die Matheissin hörte den Sexer wohl gehen, aber sie ließ sich nicht darauf ein, die Übergabe auf eine bestimmte Zeit zu versprechen.

„Es geht all's sein Gang," sagte sie. „Und es muaß all's sein Furm hamm."

„Der Furm waar halt, daß s' vaheirat waar'n, vor de Gaudi is."

Die Kindstaufe meinte der Sexer, aber die Matheissin blieb tapfer und sagte, da sei sie nicht schuld und deswegen jetzt rapiti kapiti übergeben falle ihr nicht ein. So groß sei das Unglück nicht und sei auch schon öfter dagewesen und wenn es den Sexer verdrieße, solle er nur dem Martin das Richtige sagen.

Und damit ging sie hinaus, um ihn zu holen. Dabei sein wollte sie bei der Zwiesprache nicht, denn sonst gab es wieder eine Presserei und Drängerei und ihr lag doch auch die Sorge um den Hansgirgl auf.

„Zum Sexer sollst eini geh!" sagte sie, als Martin auf ihr Rufen kam. „Der hat a Neuigkeit für di. Macht's as no aus mitanand!"

Die Zwiesprache wurde nicht so grimmig, wie es der erzürnte Vater der Matheissin versprochen hatte.

Er fragte mit Blinzeln und Augenzwinkern, ob die Alte außer Hörweite sei und sagte dann:

„Es feit so weit it, aba ei'spreiz'n tuat s' a si fest."

„Hat sie si außer lassen gegen deiner, wann i an Hof kriag?"

„Wann, dös sell hat s' it g'sagt, aber daß d'n kriagst, dös hat si schon versproch'n."

„Na kannt'st du allaweil an Zeug'n macha ..."

„Zu dem kimmt's wohl it, aber sie sagt, sie mag sie net treib'n und net press'n lass'n."

„Treib'n! Dös is do scho ausg'schamt, bal ma do no vom Treib'n redt und sie halt mi seit un Jahr für'n Narr'n."

„Dös ko'st ihr danach hi'reib'n, aba net jetzt. Du bist scho a rechter Lapp aa! Bal ma von oan was will, is ma net unguat damit. Staad heb'n und schö toa."

„Dös muaß ma kinna und i ko's amal net."

„Na bist d' schö dumm. Wann ma grad a paar Dezimal von an Nachbarn hamm will, muaß ma süaß toa und di kam's hart o um an ganz'n Hof ..."

Derweil saß die Matheissin in der Kuchl und sinnierte. Freilich hatte sie gesagt, daß ihr die zuwidere Geschichte mit der Sexer Rosl nichts ausmache und daß sie sich deswegen nicht zur Eile antreiben lasse, aber sie sah viele ungute Stunden kommen, nachdem es jetzt einmal so weit war.

Je länger sie die Übergabe hinausschob, desto verdrossener wurde der Martin und die Rosl dazu, und wenn sie dann einmal im Austrag hockte, und einmal kam's ja doch dazu, hernach hatte sie Feindseligkeit und Abscheulichkeit gegen sich.

Und der andere, der Hansgirgl war vielleicht hundert Meilen weit weg und konnte ihr kein Trost und keine Hilfe sein.

Was sie schon seit Wochen mit sich herumtrug, wurde ihr jetzt ein fester Vorsatz.

Sie wollte nicht in Gramling bleiben. In Dachau drin lebte die Schwester vom Matheissen

und hatte ein kleines Häusel, wo sie seit dem Tod von ihrem Bauern in Ruhe hauste.

Vor Jahren hatte sie einmal gesagt, es wäre ihr ganz passend, wenn die Matheissin zu ihr zöge; sie könne ihr ein Zimmer abtreten und die Kuchl hätten sie gemeinschaftlich.

Oft hatte sie daran gedacht und jetzt wollte sie den Hansgirgl darum angehen, daß er der alten Berglbäuerin schreibe, ob sie noch so gesonnen wäre.

Und sagte sie zu, hernach wollte sie übergeben und nach Dachau ziehen, um dort ein christliches und Gott wohlgefälliges Leben zu führen und ihre Ruhe zu haben.

* * *

Der Hansgirgl war in dem Hin und Her und in seiner Unentschlossenheit schlecht aufgelegt und dazu kam jetzt auch eine Zeit, wo die Arbeit weniger und die Gelegenheit zum Nachsinnieren mehr wurde.

Herrschaftsseiten! Wie einem das zuwider werden konnte, sich an einem Tag was fest vornehmen und am andern wieder zweifelhaft werden!

Zuerst hatte er hie und da den Brief noch einmal gelesen und das Bild der Margaret Kriegbaum angeschaut, jetzt wollte er schon gar nichts mehr davon sehen und hatte das Schreibets mitsamt der Photographie zu oberst in seinen Kasten versteckt.

Wie ihm nun die Mutter die Geschichte von der Sexer Rosel erzählte und ihn anging, daß er der Berglbäuerin schreiben solle, gab er sich einen Ruck.

„Woaßt was, Muatta, da schreib'n mir gar it lang, da fahr i auf Dachau eini und red glei richtig damit, d' Arwat is jetzt net viel, weil mir ausdrosch'n hamm und mir paßt's grad. I hab unterderhand in Hirtlbach drent a schöne Gerst'n kafft, de möcht i gern an Ziaglerbräu geb'n ..."

„Da woaß ja i gar nix, daß du Handel treibst?"

„A hundert Markl san schnell vadeant; zweg'n was hätt i dös G'schäft an andern ummi lassen soll'n?"

„Da hoscht wohl recht, Bua ..."

„Da Martin braucht nix z'wissen und bal er fragt, sagst eahm, i hätt zweg'n an Militari eini müass'n ..."

„I sag oafach, i woaß it. Du kimmst ja so auf d' Nacht wieder außa?"

„Bal's geht, scho so Muatta. Kannt aber sei, daß i mit'n Handel aufhalt und an Zug nimma dawisch, na liegt ja aa nix dro. Versaamt is jetzt net viel."

„Na, na, laß do no Zeit, Bua, und sagst zu da Berglbäurin, bal sie no so g'sinnt is, waar's mir scho ganz recht."

„Und wann moanst d' Mutta, daß 's was wer'n kunnt?"

„Ja mei, schau. Am liabern morg'n, wann's no mit dir amal a Richtigkeit hätt! Sieghst, jetzt hamm s' g'sagt, daß da Beni z' Aufhausen so viel Geld vadeant hätt mit'n Holz. Wann'st no selbigsmal ..."

„Vo dem is koa Red nimmer, und is nia oani g'wen. Da hat mir 's O'schaug'n g'langt."

„Und hoscht oiwei no dös an Sinn mit der sell'n da drob'n?"

„I woaß it, Muatta, da fragst mi umasunst. I ho's ja net g'sehg'n und ung'schaugter woaß ma do gar nix."

„Ja no, Bua, schau, deszweg'n muaß ma si oane suacha, de wo nacheter hiebei is. Auf de Weit'n ko'st net amal a Roß kaffa."

„Freili net, Muatta," sagte der Hansgirgl und es kam der Matheissin so vor, als wenn er dabei ein bissel geschmunzelt hätte. „Aber jetzt is d' Hauptsach, daß du mit der Berglbäuerin z'toa kimmst und i fahr glei morg'n auf Dachau eini. Wart'n hat koan Wert it."

Die Alte war es zufrieden. Sie sah halt wieder, wie sich der brave Mensch um sie annahm.

Am andern Tag in aller Frühe war Hansgirgl auf dem Weg zur Station und er sah wirklich sauber aus im kurzen Janker, der nach der guten Art noch silberne Knöpfe hatte, im bunten Gilet und in der ledernen Hose, die vom Knie abwärts in Röhrenstiefeln steckte.

Der Matheissin war es aufgefallen, daß er sich gar so auf den Glanz hergerichtet hatte, aber sie wußte, daß er überhaupt was auf sich hielt und meinte, er wolle vor den Dachauern gut bestehen.

Nach dem Packel, das er in Papier eingewickelt in der Hand hielt, fragte sie schon und der Hansgirgl sagte ihr, es wäre sein zweiter Janker, an dem es was auszubessern gäb und er wolle ihn, weil es sich gut treffe, zu einem Dachauer Schneider bringen.

Es war nicht wahr, denn in dem Packel waren ein paar Socken, ein Hemd und ein frischer Kragen, aber warum er die mitnahm, wollte er der Alten nicht sagen.

Da war es am besten, sie freundlich anzulügen.

So ging er nun bald auf der hart gefrorenen Straße, bald auf Feldwegen der Station zu und war bei einem viel besseren Humor, als die ganzen Tage her.

Denn er hatte jetzt etwas ganz fest vor und er hatte es heimlich vor, ohne daß jemand eine Ahnung davon hatte.

So was macht einen gleich lustig, voraus, wenn es nach Abenteuer und Reisen ins Blaue hinein schmeckt.

Denn wegen der Berglbäuerin hatte der Hansgirgl nicht sein bestes Gewand angelegt und den andern Dachauern zu lieb auch nicht, es sollte schon weiter gehen, über die Donau hinüber bis ins Fränkische hinauf.

Und wenn er daran dachte, schob er den Hut einmal nach links und einmal nach rechts hinüber und pfiff einen Landlerischen vor sich hin.

Es freute ihn, daß er gar so verwegen war und etwas tat, an was sich so leicht keiner hingetraut hätte.

Als er an die kleine Station kam, war es noch dämmerig und der Stationsdiener, der Vorstand und Expeditor und Wagenschieber zugleich war, rieb sich den Schlaf aus den Augen und gähnte, als er ihm das Billett zum Schalter hinaus schob.

Der Hansgirgl stand noch nicht lang auf dem Bahnsteig, da hörte man schon die Lokomotive heran ächzen und schnaufen, als käme sie die Lauferei bei dem kalten Morgennebel besonders hart an.

Sie pfiff auch nicht beim Einfahren, sondern heulte ganz wehleidig und pfauchte und hustete eine lange Zeit, als sie nun still stand.

Im Wagen war es auch noch ziemlich dunkel, und man sah wohl, daß etliche Leute darin saßen, konnte sie aber nicht erkennen.

Die Leute unterhielten sich halblaut miteinander und dem Hansgirgl war es machmal, als käme ihm eine Stimme bekannt vor.

Hinter der Station Arnbach wurde es heller, und nun sah er auf der andern Seite den Gerzer bei ein paar Mannsbildern und Weibsleuten hocken und richtig, die jüngere davon war die Mariann vom Beni in Aufhausen.

Sie schaute bloß einmal zum Hansgirgl hinüber und schien ihn zu erkennen, denn sie wandte sich ab und schob ihr wollenes Kopftuch so weit vor, daß man bloß mehr ihre spitzige Nase sah.

Da der Hansgirgl hörte, daß die Leute hie und da vom Notari redeten, konnte er sich denken, was sie in Dachau wollten.

Der Alte neben dem Gerzer war vermutlich der Vater der Mariann, und der Jüngere, der neben ihr saß und aus seinen hervorquellenden Augen ziemlich dumm darein schaute, konnte ihr Zukünftiger sein.

Sie fuhren vermutlich zum Notar, um die Übergabe und den Ehvertrag zu verbriefen.

„Wia leicht kannt i an den seiner Stell hocken!" dachte der Hansgirgl. „Bfüad di Good, bal's a so außi ganga waar!"

Es war ihm gleich noch freier zumut und es

kam ihm auch wieder seltsam vor, daß ihm ein Zufall gerade jetzt das Geschick vor Augen hielt, dem er entronnen war.

Als er in Dachau hinter den andern ausgestiegen war, kam der Gerzer auf ihn zu.

„Wia geht's dir denn?"

„Mi geht's guat."

„Kennst de?"

Der Gerzer deutete mit dem Kopf nach der Mariann.

„Freili. I ho ja amal Fackein g'handelt mit ihr."

„Ja, Fackein g'handelt. Mei Liaba, mit dem G'spassettl hast as übersehg'n. Jetzt hat s' dir der ander wega g'schnappt."

„Zweg'n meiner hätt er net schnappen braucha ... da hetts net pressiert."

„Da kimmst du nia z'toa, Hansgirgl, bal du koan Ernst net host."

„Ich schnapp halt net so leicht."

„Na, paß auf, sei g'scheit, i wissat dir oane, de waar glei no besser, wia'r an Beni de sei."

„No bessa?"

„Ja. Aba koan Nama sag i dir nimma, mei Liaba. Wann'st d' mit mir gehst, is recht."

„Tuast du heut scho wieda angeln und hast grad an Fisch dro?"

„Heunt ko's freili net sei, aba den Sunntag, wenn'st magst."

„Woaßt was, Gerzer, i wart no a weng. Vielleicht findst no a besserne, wia de besser."

„Mach no deine G'spaß. Werst scho sehg'n, was d' derwartst. Vielleicht kimmst no amal selm."

„Und wann i kimm, host du allaweil an Wurm an der Angel."

„Bal'st di no net täuscht. Jetzt bfüad di!"

„Adjes!"

Hansgirgl lachte hinter dem Gerzer her, der seinen Leuten nacheilte und ging zum oberen Markt hinauf zur Berglbäuerin.

Die Alte freute sich über den Besuch und war

gleich damit einverstanden, daß die Matheissin zu ihr ziehen sollte.

„Sag ihr no grad, es is dös g'scheitest, was sie toa ko. Is ja a Marterei, dahoam hocka und zuaschaug'n, wia'r a Junge auf oamal all's anderst hamm will und wia nix mehr recht waar a so, wia's z'erscht g'wen is. Bal ma nix sagt, muaß ma'r an Verdruß abi schluck'n und bal mi was sagt, hat ma d' Grobheit und d' Feindschaft und mirkt erst recht, daß ma der gar neamd mehr is. Und so was tuat weh, mei Liaba, wann mi z'erscht o'g'schafft hat und moant, mi hat all's aufs Beschte g'richt. Na, da bin i net zum hamm g'wen. I hab ma Sach gnua g'sehg'n bei anderne, wia dös is, bal a Junge regiert. Und ko'st sag'n, was d' magst, sie kriag'n allmal recht und bal's aa der eigne Bua is, er steht do auf der andern Seit'n. Sag nur da Muatta, sie soll si ja it b'sinna und soll si ja it verführ'n lass'n mit guate Wort. De sell'n han billi vor der Übergab, aba danach woaß mi nix mehr davo. Na, na, sie soll no kemma und sagst ihr, es is mir koa Tag it z'fruah. Mir hausen aufs schönste mitanand, sagst ihr, mir gengan mitanand in d' Fruahmeß und in Rosenkranz, mir koch'n mitanand und bal oas amal krank werd, hat ma'r a Hülf und an Beistand. Es is a ganz an anders Macha, sagst ihr, als wia dahoam, wo ma de Leut im Weg umgeht."

Hansgirgl dankte ihr für die Zusage und gab ihr in allem recht. Es sei freilich das beste, was die Mutter tun könne, denn der Martin vertrage sich ohnehin nicht gar so gut mit ihr.

„Siehgst as! No, mei Liaba, wann dös jetza scho is, wia kam dös darnach, wenn a Junge im Haus is, de wo hetzt? Und hetz'n tean s' allsammete, da is oane wia de ander. Und vasteh tean s' all's bessa und wenn s' aa gar nix verstengan. Aber was is denn mit dir? Werst d' halt wo ei'heiret'n gel? Hast dir scho an richtig'n Platz ausfindi g'macht?"

„No net. Dös is ja da Muatta ihr Bekümmernis."

„Sollt'st halt dazua toa, schau! Wann in no mehra tauget, i gang dir scho oana auf, aber a so kimm i ja net weida z'geh als in d' Kircha und wieda hoam. Da derfragt ma natürli nix."

„I dank dir schö, Basel, aber i wer scho oane finden."

„Muaßt d' aber fleißi schaug'n; de Guat'n genga schnell weg."

„I schaug scho ... Aber jetzt muaß i geh, i ho no allerhand G'schäft."

„Na, bfüad di Good und richt's a so aus bei da Muatta. Sagst ihr, sie tuat si ja viel leichter, wia'r i seiners Zeit. I hab mi erst umtoa müassen, daß i dös Häusel kriagt hab, aber sie woaß im voraus, wo sie an Unterschluf hot. Jetzt laß di nimmi aufhalt'n und grüaß ma s' recht schö."

Der Hansgirgl, dem die Unterhaltung schon ein wenig zu lang gedauert hatte, machte sich davon und ging auf die Post, wo er den Expeditor um Auskunft über seine Fahrt nach Kirchbach ersuchte. Der freundliche Herr sah im Fahrplan und im Ortsverzeichnisse nach und gab ihm dann den Rat, mit dem Postzug, der nach zwölf Uhr abgehe, bis Nürnberg zu fahren, dort zu übernachten und am nächsten Morgen wieder einen Postzug bis Hirschaid zu benützen. In Hirschaid müßte er aussteigen und etwa ein Stunde bis Kirchbach zu Fuß gehen.

Hansgirgl schrieb sich alles genau auf, und da er noch zwei Stunden Zeit hatte, kehrte er beim Zieglerbräu ein, nachdem er sich vorher einen Briefbogen und ein Kuvert gekauft hatte.

In der Wirtschaft schrieb er an die Mutter, daß die Berglbäuerin gleich so freundlich gewesen sei und auf ihrem Versprechen fest bestehe und die Mutter solle es nur ja so machen, denn das habe er gesehen, daß sie bei der Base aufs beste aufgehoben sei. Er müßte ihr das schreiben, weil er es nicht gleich mündlich ausrichten könne, indem daß der Bräumeister seine Gersten nicht genommen habe, jedoch ihm einen guten Käufer in der Stadt verraten habe, der wo auch sonst gern Geschäfte

mit ihm machen werde. Und das möchte er nicht hint lassen, weil er doch schon einmal auf dem Weg sei. Die Mutter solle sich nicht ängsten, in ein paar Tagen sei er wieder daheim und habe sich dann wohl einen Batzen Geld verdient.

Den Brief gab der Hansgirgl auf, als er zur Bahn hinunterging, und um die Mittagszeit saß er schon im Zuge, der nach Nürnberg fuhr.

* * *

Es gibt einem nachdenklichen Menschen viel ab, wenn er in der Eisenbahn hockt und draußen zieht die Landschaft an ihm wie ein bunter Bilderbogen vorbei, Äcker, Wiesen, Wälder, kleine Häuseln, wo ein bescheidenes Leben unterm windschiefen Dach haust, stattliche Bauernhöfe, die breitspurig auf den Hügeln liegen und zu denen große, fettglänzende Äcker hinauflaufen, Landstraßen, die bergauf und bergab eilen, um bei dem nassen Herbstwetter heimzukommen in das behagliche Dorf, aus dem der Kirchturm mit seinem altbayrischen Zwiefel emporragt, kleine Feldwege, die vorbeihuschen und sich geschwind in einem schützenden Dickicht verstecken.

Und Leute sieht man auf den Straßen gehen oder fahren und begleitet sie in Gedanken zur Arbeit und Geschäft oder freut sich mit ihnen auf eine warme Wirtsstube, wo sie auf der Ofenbank eine wohl verdiente Maß Bier trinken.

Ein Bauernmensch sieht und denkt aber noch allerhand, was einem Städtischen wenig oder nichts abgibt.

Zuerst ist alles so wie daheim, die Äcker, die Wiesen, die Bauart der Höfe, und man kann Arbeit, die geschieht oder schon geschehen ist, sachkundig beurteilen.

Hinter dem stattlichen Pfaffenhofen, in dem so viele Brauereien mit ihren Schornsteinen genußreiche Gedanken aufwecken, wird es schon anders.

Da reiht sich ein Tagwerk mit gekreuzten Hopfenstangen ans andere, und man sinniert darüber nach,

wie sich hierzuland die Leute mit dem Hopfenbau eingerichtet haben.

Ist man aber bei Ingolstadt über die Donau gefahren, dann wird alles fremd und ungewohnt.

Die Häuser schauen anders aus, sind lang nicht so stattlich, wie die daheim, und die Dächer, wie auch die Wände an der Wetterseite, sind mit Kalkschiefer gedeckt.

Felsen drängen sich an die Bahn her und in Tälern, die ein schlechtes Wachstum zeigen, liegen große Steinbrocken.

Ein ganz großer liegt gleich gar mitten in einem Dorf und kleine Häuser stehen um ihn herum.

Ein klarer, stiller Fluß windet sich durchs Tal und heißt Altmühl, wie dem Hansgirgl sein Gegenüber sagte.

Sie kamen ins Reden, und der Mann, der ein Schuster aus Pappenheim war, erzählte allerhand Seltsames von der Gegend, wie sie in Dörfern auf der Höhe einen argen Wassermangel hätten, weil sich nicht einmal das Regenwasser sammeln ließe, denn es falle förmlich durch den Boden.

Es hätten aber viele Leute guten Verdienst in den Kalksteinbrüchen, die es rundum überall gebe. Mit den Platten würden die Dächer gedeckt.

Wo denn er, der Hansgirgl, her wäre?

Als ihm dieser Auskunft gab, daß er in der Dachauer Gegend daheim sei, meinte der Schuster, da wachse freilich auch nicht viel, weil doch alles Moosgegend sei, und ob es wahr sei, fragte er, daß die Dachauer alle Sonntage rauften.

Der Hansgirgl antwortete ihm bescheiden, das mit dem Moos stimme nicht, es sei im Gegenteil hinterhalb Dachau der beste Getreideboden und mit dem Raufen treibe man es bei ihm daheim nicht ärger, wie anderswo.

Der Schuster tat so, als glaube er dem jungen Menschen, aber sein verschmitztes Lächeln zeigte an, daß er doch auf seiner alten Meinung stehen bleibe. Denn sich bekehren lassen, gilt für dumm.

Der Pappenheimer Handwerksmeister war aber

ein kluger und belesener Mensch, der dem unerfahrenen Bauernburschen gerne was zukommen ließ. Er erzählte ihm, daß sich von der Donau durchs Eichstädtische die Teufelsmauer ziehe, und ungebildete Menschen glaubten heut noch, daß der böse Feind sie aufgerichtet habe, als ihm unser Herrgott versprochen hatte, alles Land, das er in einer Nacht mit einer Mauer umschließe, sollte ihm gehören.

Der Teufel habe aber zuviel gewollt und sei nicht fertig geworden vor Hahnenkrähen. Da habe er zornig die Mauer umgeschmissen, so daß heute noch die Steine davon herumlägen.

So erkläre sich's das ungebildete Volk, wer sich aber aus Büchern mehr Wissen geholt habe, der lache dazu, denn die Mauer sei in alten Römerszeiten als Schutzwall gebaut worden.

Es sei merkwürdig, was noch immer für Märlein umgingen. In seinem Heimatorte Pappenheim hätte man vor langer Zeit einen Daumen des heiligen Georg in der Schloßkapelle verehrt.

Wie nämlich einmal ein deutscher Kaiser gegen die Hunnen gezogen sei, da sei einem edlen Herrn von Pappenheim der heilige Georg erschienen und habe ihm einen schwäbischen Schuster im kaiserlichen Heere genannt, der solle gegen den tapfersten Hunnen im Zweikampf fechten. Und dann brach sich der heilige Georg von der einen Hand den Daumen ab und gab ihn dem Pappenheim, der dem Schuster anderntags seine Rüstung lieh. Und in dieser habe dann auch der Meister Knieriem den Hunnen besiegt. Darauf seien die andern abgezogen; der Daumen aber sei in die Schloßkapelle nach Pappenheim gekommen und dort hoch verehrt worden, bis er eines Tages weg kam.

Das sei vor vielen hundert Jahren gewesen, sagte der Schuster, und da könne man leicht lügen.

Hansgirgl war froh, wie der redselige Mann, den er nur schwer verstand, in Pappenheim ausstieg.

Er schaute wieder zum Fenster hinaus und wie

sich nun ein trübseliger Novemberabend langsam niedersenkte, kam ihn ein starkes Heimweh an.

In der Dämmerung kam ihm alles noch viel fremdartiger vor.

Dies waren doch keine Wälder, wie die daheim! Die langen, beinahe astlosen Föhrenstämme standen einer neben dem andern, und nur ganz oben saßen kümmerliche Wipfel; zwischen den Stämmen aber schimmerte der fahle Abendhimmel durch.

Da war doch gar nichts von dem dichten, dunkelgrünen Geheimnis eines Fichtenwaldes.

Und bald da, bald dort ragten Fabrikschornsteine in die Höhe und hinter den vielen großen Fenstern der langen Gebäude glühte es rot auf.

Das war eine Welt, in der er sich ganz verlassen und einsam vorkam, und wie es nun Nacht wurde und hie und da aus der Ferne ein Lichtlein herüber grüßte, dachte er, wie anders es war, wenn er von Hirtlbach oder Ainhofen heim wanderte und von weitem ein Licht sah.

Da wußte er gleich, das war beim Christl auf der Leiten oder beim Eitel in Happach, und er konnte sich in die Stube hineindenken zu den Leuten, die gemütlich beieinander saßen und er gehörte zu ihnen.

Hier aber wußte man gar nichts und war von fremden Menschen umgeben, die keine Teilnahme für einen hatten.

Ob es nicht doch recht unsinnig war, so ins Dunkel und ins Ungewisse hinein zu fahren zu einem Mädel, das von ihm so wenig wußte wie er von ihm?

Jetzt blitzten immer mehr Lichter auf, und weiter weg hob sich ein heller Schein heraus. Der Wagen rappelte über die Schienen, bald sauste links und bald rechts ein Zug an dem seinigen vorbei, und schon standen einige Leute auf und nahmen ihre Koffer herunter.

Auf seine Frage erfuhr er, daß man in Nürnberg ankomme und gleich darauf fuhren sie auch in eine große, gedeckte Halle ein.

Die Schaffner liefen herbei, rissen die Türen auf und Hansgirgl nahm mit schwerem Herzen sein Packl zur Hand, stieg aus und ging den andern Leuten nach über eine Stiege hinunter und wieder eine Stiege hinauf und stand auch bald auf einem hell beleuchteten, großen Platz.

Ein riesiger Turm ragte finster in die Höhe, und unter ihm weg führte die Straße in die Stadt.

Hansgirgl fragte sich zu einem Wirtshaus durch, in dem er gute Unterkunft fand.

Da saß er nun in einem niedern, engen Gastzimmer am blank gescheuerten Tisch, und obwohl ihm das Schweinefleisch schmeckte, das man ihm vorsetzte, wurde er darum doch nicht fröhlich.

Nebenan saßen Leute, die fleißig Karten spielten, und das hätte ihn anheimeln können.

Denn es war Schafkopf, den in Gramling der Lehrer mit den Gendarmen und dem Wirt auch ein paarmal in der Woche spielte, aber wenn auch der Eichelober in Nürnberg genau so alles stach, wie sonstwo im Vaterlande, so kam beim Hansgirgl kein Verwandtschaftsgefühl auf.

Die Leute, die ziemlich laut und grob redeten und mit den Knöcheln krachend auf die Tischplatte schlugen, hatten eine Sprache, die er kaum verstand und schauten den Bauernburschen in der sonderbaren Tracht beinahe spöttisch oder abweisend an.

Da trank der Hansgirgl sein Bier aus und machte es wie die kleinen Kinder, wenn sie übellaunig oder traurig sind. Er ging ins Bett.

* * *

Wie war aber doch alles anders am nächsten Tag auf dem Weg von Hirschaid nach Kirchbach!

Eine milde Herbstsonne schien auf das fruchtbare Regnitztal herunter und die fette Ackerkrume glänzte, daß es ein Staat war.

Das geübte Auge des Bauern sah gleich, wie alles sauber bearbeitet war, und noch mehr, wie sie hier jeden Fußbreit Boden ausnützten.

In den Wiesen standen in kurzen Abständen voneinander Obstbäume mit glatten, gepflegten Stämmen, die nicht so verwittert und vermoost waren wie die daheim.

Und was war Hirschaid für ein stattlicher Ort!

Ein solches Dorf gab es in der Dachauer Gegend nicht; dafür sah man aber, so weit der Blick reichte, kein Einzelgehöft, keinen Weiler.

Und so fiel unserm Hansgirgl noch allerhand auf, nicht zum wenigsten, daß fast an allen Fuhrwerken Ochsen angespannt waren und am meisten, daß er selber auf der Straße durch dieses fremde Land dahinmarschierte, einem fremden Mädel zuliebe.

Was einem doch alles auftreffen kann!

War's nicht so, als hätt wer das Leitseil in der Hand und trieb einen wohin, darnach einem nie der Willen gestanden hatte!

Ein paarmal juckte es den Hansgirgl, sich gegen den inneren Zwang aufzulehnen.

Wer kann sagen, daß man muß?

Das wollen wir doch sehen!

Ich kann jetzt noch umkehren und mich in den nächsten Zug hinein hocken und heimfahren und kein Mensch weiß, daß ich da heroben gewesen bin.

So dachte der Hansgirgl und blieb stehen und sah hinter sich wieder gegen Hirschaid zu, wo die Eisenbahn war und die Freiheit.

Aber da hockte ihm was auf der Schulter und pisperte ihm in die Ohren.

Sei net so dumm, Hansgirgl, jetzt hast einmal das viele Geld zahlt fürs Billett und bist den weiten Weg herg'fahren. Wirst doch net den Narren machen und vor der Haustür umkehren! Anschau'n mußt das Madel doch schon, und wenn's dir nicht g'fallt, fahrst heim und denkst, es ist nix g'wesen.

Aber auskennen tust dich doch, und g'scheiter bist wor'n und nochmal auf so eine Zeitungsgeschichte was geben, das fällt dir dann auch nicht mehr ein. Aber jetzt gehst hin, verstanden, und wenn's bloß zum Abg'wöhnen wär!

Und siehgst as, da hast as!

Derselbige unsichtbare Kobold rutscht vom Ohrwaschel weg und nimmt den Hansgirgl bei der Nasen und zieht ihn ganz unwiderstehlich fort, gradaus auf Kirchbach zu. Er laßt ihn gleich gar nicht mehr stehen bleiben, sondern reißt ihn buckel buckelab und nicht daß einer glaubt langsam, sondern geschwind.

Da kann er nichts machen und er muß halt doch.

Und dabei versank er so tief in Gedanken über den ganz g'spassigen Zwang, daß er ein Fuhrwerk nicht hörte, das hinter ihm kam. Darauf saß ein junger rotbackiger Bursch und schnalzte jetzt zum zweitenmal mit der Peitsche.

„Höi! Sa sei halt so gut und geh aus'n Waag!"

Der Hansgirgl sprang auf die Seite und grüßte freundlich lachend.

Da zog der Bursch die Zügel an und brachte seinen Gaul zum Stehen und fragte den fremdartig gekleideten Menschen, wo aus und wo an. Denn im Bambergischen sind die Leute neugierig.

„Auf Kirchbach," sagte der Hansgirgl, aber wo er her kam, sagte er nicht.

„Kerigbach? Dott bin i daham. Geh hä und hock di auf!"

Das ließ sich der Hansgirgl nicht zweimal sagen und so saß er auf dem Bock und merkte erst, wie er droben war, daß er jetzt ein scharfes Examen bestehen mußte.

Er sei wohl nicht von hier?

Nein, er komme aus dem Altbayrischen und habe ein Geschäft in Kirchbach.

So, so, ein Geschäft? Vielleicht was kaufen oder handeln?

N ... ja. Eigentlich auch wieder nicht; es liege ihm grad so auf dem Weg, weil er nach Bamberg fahre und bei der Gelegenheit wolle er das abmachen.

So, so ... vielleicht könne er ihm behilflich sein, sagte der Kirchbacher, er kenne Mensch und Vieh

und wolle ihm gerne Auskunft geben. Mit wem er's zu tun habe?

M... ja...

Der Hansgirgl wollte schon sagen, er danke für die Freundlichkeit und er nehm's für geschehen an, aber da bedachte er, daß es nicht schaden könne, wenn er schon ein wenig was wisse, vor er zur Margret ins Haus kam.

Der Bursch gefiel ihm wohl, und wenn er auch ein bissel was merken würde, schadete es nichts, denn zuletzt, er mußte ja doch Nachfrag halten und in Kirchbach würden sie's bald genug heraus haben, wegen was der Fremde hergereist sei.

Also räusperte sich der Hansgirgl einmal und fragte geradeaus, ob sein freundlicher Kamerad auf dem Bock vielleicht die Margret Kriegbaum kenne.

Den Kriegbaum Göig sei Marget? Ob er die kannte! Die war doch weitschichtig verwandt mit ihm und war mit ihm in die Schul gegangen.

„Sagang," sagte der Kirchbacher. Aber was denn die Marget zum Verhandeln hätt? Und gleich gar bis ins Altbayrische?

Es sei auch von keinem Handel die Rede, erwiderte der Hansgirgl. Er wolle ihr nur einen Gruß überbringen von einem Basel in München. Das sei oft in die Gegend gekommen und habe ihm aufgetragen, weil er doch schon nach Bamberg komme, solle er nach Kirchbach hinüber gehen und sich nach dem Mädel umschauen.

So log der Hansgirgl, der es beim Militär gelernt hatte, aber der Hutzen Georg — Göig hieß es im Bambergischen — schaute ihn von der Seite an und musterte ihn heimlich.

Er sagte sich im stillen, daß sein Passagier ein feines Börschla sei und er wollte schon noch dahinter kommen, was ihn aus weiter Ferne hergezogen habe.

Nun lobte er aber die Marget über alle Maßen, wie sie klug und sparsam und ernsthaft sei.

Der Hansgirgl merkte daran, daß ihm der an-

dere in die Karten geschaut habe und wurde um so einsilbiger und stiller, je gesprächiger sein Nachbar war.

Sie fuhren in Kirchbach ein und hielten bei einem ansehnlichen Hause.

Der Göig fragte seinen Fahrgast, ob er nicht eintreten wolle und dem Hansgirgl paßte es gut, denn er wollte sich die Stiefel putzen, vor er seinen Besuch bei der Marget machte.

Dazu half ihm der Göig und forderte ihn hernach auf, in die Stube einzutreten.

Nach einer Weile kam eine Alte zu ihm herein, deren kleine, listige Äuglein vor Neugierde glänzten und hinter ihr drein ging eine Junge, die ein farbiges Kopftüchel umgebunden hatte.

Ob er derselbige sei, der wo zur Marget auf B'süch wolle, fragte die Alte, und als er's bejahte, setzte sie gleich hinzu, sie glaube gar, er sei ein Hochzeiter und wenn's ihm gar so ums Heiraten zu tun sei, sie hätt' auch was Sauberes im Haus.

Der Hansgirgl sah zu der Jungen hinüber, die gleich schamhaft die Schürze vors Gesicht schlug, aber doch freundlich lachte.

Er kam schier in Verlegenheit, denn er wußte nicht, war's Spaß oder Ernst.

Und dabei konnte ihm das stramme Mädel wohl gefallen, aber der Hund, der zwei Hasen fangen will, kriegt keinen, dachte er und sagte lachend, er sei kein Hochzeiter, aber wenn in Kirchbach die bildsaubern Mädeln so leicht hergingen, wolle er eigens deswegen wieder kommen. Jetzt habe er bloß der Margret einen Gruß zu bestellen und müsse schon auf den Abend wieder fort.

Ob sie ihm das Kriegbaumanwesen nicht weisen könnten?

Die Alte winkte ihm, daß er neben sie zum Fenster hintrat und zeigte auf ein Haus, das etwas erhöht über den andern auf einem Hügel stand. Dort oben hause die Marget und wer sich da einmal hinein setze, der sei geborgen.

Und nun lobte auch sie das Mädel und zählte

seine Vorzüge her, wie sie sparsam sei und das heiße mehr und sei noch was anderes, als bloß wenig ausgeben, es sei eine Kunst, die darin bestehe, alles zu übersehen und immer das Richtige zu tun. Und wie sie nicht bloß arbeiten, sondern auch anschaffen könne, trotz ihrer Jugend und das sei das Schwerere, denn es brauche Anstand und Ernst gegen die Dienstboten und es brauche Verstand in allem.

Der Hansgirgl hörte aufmerksam zu und dachte, er wolle trotz allen Lobes die Augen gut aufmachen, denn Verwandte und Nachbarn rühmten auch, was nicht zu rühmen sei.

Er nahm mit freundlichem Danke Abschied und ging zum Hause der Marget Kriegbaum hinauf.

Ein rauhhaariger, alter Schnauz schloff aus seiner Hütte und bellte ein paarmal heiser; er schien aber den Ankömmling für rechtschaffen zu halten, denn er drehte sich gleich wieder langsam um und suchte sein Lager auf.

Es zeigte sich niemand und das war dem Hansgirgl gerade recht, denn nun ließ er seine Blicke umhergehen und musterte alles scharf.

Sauber, sagte er anerkennend zu sich selber. Und das mußte auch wahr sein, es lag und stand nichts im Hofe herum, Stall- und Tennentore waren geschlossen, die Türe der Wagenremise stand offen und man sah darin gute Ordnung gehalten.

Am Wohnhaus entlang lief ein gepflasterter Steig und vor der Haustüre lagen frische Fichtenreiser, die zum Abstreifen der Schuhe gehörten.

Als der Hansgirgl schon die Hand auf der Klinke hatte, trat er nochmal ein paar Schritte zur Seite und schaute durch ein Fenster ins Innere.

Und auch da gefiel ihm alles ausnehmend; der blank gescheuerte Boden der Stube und die Ordnung darin. Weder auf den Bänken, die an zwei Wänden entlang liefen, noch auf dem Lederkanapee neben dem Ofen, lagen Dinge, die ein flüchtiger Sinn liegen läßt.

Und jetzt klinkte der Hansgirgl die Türe auf und trat ein.

Im Flötz war niemand und so ging er noch weiter bis zu einer Glastüre, die in die geräumige Küche führte.

Darin stand ein mittelgroßes Frauenzimmer am Herd und stach Küchel aus dem brodelnden Schmalz.

Das prasselte und nahm die Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß sie den Eintretenden nicht gleich gewahrte und sie fuhr beinahe erschrocken herum, als er ruhig, wie ein alter Bekannter sagte: Grüß Gott, Margret!

Sie sah ihn erstaunt an und strich sich mit dem Handrücken über die erhitzte Stirne.

„Grüß Gott,“ sagte sie. „Ich kenn Euch aber nicht.“

„A weng kenna mir uns do,“ antwortete der Hansgirgl und schmunzelte. Dabei hielt er ihr die Photographie hin, die sie ihm vor Wochen geschickt hatte.

Sie wurde feuerrot.

„Herrjeß, Ihr seid der ...?“

„Hansgeorg Schmauß von Gramling. Jawoll, der sell bin i.“

„Das hätt ich wohl net gedacht, daß Ihr daher kommt.“

„I selber net,“ sagte er und lachte. „Wenn mir's wer g'sagt hätt vor acht Tag, daß i den Mittwoch in Kirchbach herob'n bin, hätt i's net glaabt.“

Sie wurde aufs neue rot, denn unterm Reden hatte sie Zeit gehabt, den stattlichen Menschen anzuschauen und er und sein ganzes Wesen gefielen ihr.

Aber nun müsse er sich an den Tisch setzen, sagte sie, denn sie müsse noch ihre Kücheln herausbacken und die Dienstboten müßten gleich kommen.

Er legte den Hut beiseite und nahm Platz. Beide schwiegen jetzt. Die Marget drehte und wendete ihre Kücheln und sah eifrig in die Pfanne;

der Hansgirgl aber wandte die Augen nicht von ihr ab.

Es war ein guter Anblick, wie sie gewandt und wieder verschämt ihre Arbeit tat, zuweilen einen Blick auf ihn warf und gleich wieder wegsah.

Sie war keine blühende Schönheit und sah bei ihrem ernsthaften Wesen älter aus, als sie war; ihre Gestalt wäre neben den derben Mädeln in Gramling fast zierlich erschienen, zeigte aber doch bei aller Behendigkeit auch wieder Rundung und Fülle.

Was dem Hansgirgl aber am besten gefiel, das war etwas, was er mehr fühlte als sah, ein rechtes Behagen, das von ihr ausging und das sie ihm gleich nicht mehr fremd erscheinen ließ.

Nach den paar Worten war es ihm, als kenne er sie schon lange und stünde auf vertrautem Fuße mit ihr.

Nun drückte sie aber doch das Schweigen und sie fing eine Unterhaltung an.

Wie er denn plötzlich dazu gekommen sei, herzureisen und warum er nicht geschrieben habe.

Ja, schreiben! Er habe es etliche Mal vorgehabt und wieder aufgegeben. Und er habe sich gedacht, wenn's schon dazu käme, müsse er ja doch herfahren und sich umschauen.

Das wohl, das verstehe sie gut, aber wenn er doch vor acht Tagen noch nicht daran gedacht habe.

Es sei auf einmal so über ihn gekommen. Daran gedacht habe er wohl öfter, seit er den Brief gekriegt habe, aber der Entschluß, so weit weg zu gehen, sei ihm nicht leicht angekommen. So oft er's vorgehabt habe, seien wieder Bedenken in ihm aufgestiegen. Er hab' mit niemand darüber geredet, als mit seiner Mutter. Natürlich der habe er's nicht verheimlichen wollen. Und nun wisse sie wohl, wie alte Leute seien. Die meinten, daß schon drei Stunden hinterm Haus eine andere Welt läge und hätten die größte Angst vor allem, was ihnen fremd sei. Aber nun sei ihm auf einmal das Hin und Her zuwider ge-

worden und die Sach' aufgeben, ohne daß er hergekommen wäre, das hätte er nicht wollen. Und hätt's auch nicht können, weil ihn was dazu getrieben hätte.

Wie er das so ehrlich sagte und dabei nachdenklich vor sich hinsah, gefiel er der Marget noch besser.

Über alles das zu reden, meinte sie dann, wäre später Zeit; jetzt vor den Dienstboten müsse er als Bekannter gelten und er solle doch beim Essen mithalten.

Damit war der Hansgirgl wohl einverstanden und er hatte wiederum Gelegenheit seine Betrachtungen anzustellen, als eine Magd und zwei Knechte in die Küche kamen und sich nach einem Vaterunser an den Tisch setzten.

Wenn man wissen will, wie es in einem Hause steht und ob guter Brauch darin herrscht, muß man bloß die Dienstboten ansehen; die zeigen es so gut wie ein Spiegel. Jeder Schlendrian und jede Nachlässigkeit oder auch jede Schwäche macht sich bemerkbar in ihrem Benehmen.

Wie sich ein Knecht hinsetzt und wieder aufsteht, wie er kommt und wie er geht und wie er Auskunft gibt auf Fragen und wie er selber fragt nach der Arbeit, darin zeigt sich auf der Stelle, ob der wirkliche Respekt, den sich bloß die Tüchtigkeit verschafft, vorhanden ist.

Dienstboten haben scharfe Augen und wissen gleich, wo sie über die Schnur hauen können.

Ist aber alles ins rechte Verhältnis gebracht, dann ist ihnen selber wohl dabei und man merkt es nicht bloß an ihrem bescheidenen Auftreten, sondern auch an ihrem frischen und frohen Sinn.

Der Marget ihre waren gut gezogen. Der ältere Knecht machte seinen Bericht, daß er und der Hannes den letzten Dung hinausgefahren hätten und meinte, er solle am Nachmittag Laubstreu holen.

Marget besann sich kurz und wußte ihm dann eine andere Arbeit, die vorginge; es solle erst der Steg über einen Graben gerichtet werden.

Der Knecht redete kein Wort dawider, tat auch nicht mürrisch, wie man es nicht selten findet, sondern er hatte seinen Auftrag und war's zufrieden.

Nichts hätte dem Hansgirgl besser gefallen können, wie dieses bestimmte und ruhige Abmachen, denn er hatte daheim oft genug gesehen, wie in dem Hin und Her zwischen der Mutter und dem Martl die Dienstboten verdorben wurden, wie sie sich bald mit dem einen, bald mit dem anderen ausredeten, und wie alle, wenn sie eine Zeitlang da waren, das Maulen und Kritisieren anfingen.

Auch wie sich der Marget ihre Leute gegen ihn benahmen, tat dem Hansgirgl wohl.

Sie starrten ihn nicht neugierig oder verwundert an und es war, als wenn er schon ein dutzendmal mit ihnen am Tisch gesessen hätte.

Die Marget aber ließ ihnen auch ihr Recht und sagte ihnen, wer der Fremde wäre; ein Besuch, der von weit her, aus dem Altbayrischen gekommen sei.

Da erst meldete sich das ältere Knechtlein mit seinem Wissen und sagte, er habe sich's gleich gedacht, daß der Hansgirgl aus der Gegend um München sein müsse, denn die Tracht habe er gesehen, wie er vor Jahren einmal Triesdorfer Vieh zur Ausstellung beim Oktoberfest habe bringen müssen.

Hansgirgl gab ihm Bescheid, daß er aus dem Dachauer Bezirk sei und fragte nach der Triesdorfer Rasse und ob die in Kirchbach eingeführt sei.

Sie hätten den Heilsbronner Schlag, antwortete Marget, und der Unterschied wär' nicht groß. Dabei warf sie der Magd einen verweisenden Blick zu, denn das junge Weibsbild zog kichernd den Kopf ein, wie sie die spaßige Sprache des Fremden hörte.

Nach dem Essen betete man wieder ein Vaterunser und die Knechte gingen, während die Magd den Tisch abräumte.

Marget aber führte den Hansgirgl in den Stall

und zeigte ihm ihre braunen Heilsbronner Kühe und ihre Vogtländer Ochsen.

Er griff sie an, und zeigte mit Schätzung und Fragen seine Sachkenntnis, auch den Gaul, der im Verschlag nebenan stand, musterte er als alter Kavallerist mit sichtbarem Verständnisse.

Über die Schweine, fünf an der Zahl, wußte er gleichfalls was zu sagen.

Dann gingen sie in die Tenne und in lebhafter Zwiesprache fand eines beim anderen Freude an Arbeit und Wachstum und auch tüchtigen Verstand.

Wie dann aber Marget von ihren reich tragenden Gemüsefeldern und von der Obstbaumzucht sprach, besonders von der Kirschenernte, die in der Gegend viel bedeute, da sagte Hansgirgl geradeaus, daß er davon wenig oder eigentlich nichts verstehe. Sie hätten daheim wohl Obstbäume, aber niemand kümmere sich besonders darum und was sie trügen, das nehme man so als Dreingabe an.

Das ließe sich leicht lernen, wenn man nur guten Willen dazu habe, erwiderte Marget.

Den guten Willen habe er wohl und auch Freude dazu. Wie er von Hirschaid herüber gegangen wäre, hätten ihm die gepflegten Bäume besonders gefallen und er habe bei sich gedacht, wie viel daran in seiner Heimat versäumt werde. Nur freilich sei es auch viel rauher und kälter, wie hier herum. Er meine aber, daß ihm gerade das am meisten abgeben würde, was Neues zu lernen und darin Erfolg zu haben, wenn sie sonst auf gleich kämen.

Da wurde die Marget wiederum rot und wie sich ihre Augen ganz flüchtig begegneten, konnte der Hansgirgl merken, daß auf der andern Seite der Widerstand nicht allzu grimmig sei.

Sie führte ihn zu einem Platze, der etwas erhöht lag und von wo aus sie über das Dorf weg das weite Tal vor sich liegen sahen. Es war ein freundlicher, lachender Anblick und Hansgirgl gestand sich zu, daß es im Frühjahr, wenn die vielen Kirschbäume blühten oder im Sommer,

wenn das Getreide hoch stand, den Vergleich mit seiner Glonntaler Heimat recht wohl aushalten könne.

Marget zeigte ihm die Grenzen ihres Anwesens und sagte ihm alles genau an, wo Wintersaat angebaut sei, wo Sommersaat hinkomme und wo sie Gemüseland habe. Dann gingen sie zurück ins Haus und diesmal nicht in die Küche, sondern in die Stube.

Marget ersuchte aber ihren Gast, daß er die Stiefeln ausziehen solle, denn ihre Sorge um den blanken Boden war doch so groß, daß sie sich auch vom wichtigsten Besuche keinen Schmutz in die Stuben tragen lassen wollte. Sie selber schloff flink in ein Paar Pantoffeln und setzte sich auf die Ofenbank; der Hansgirgl mußte sich's auf dem Lederkanapee bequem machen.

Er war sonst nicht aufs Maul gefallen, wenn er mit einem Gramlinger oder Hirtlbacher Mädel beisammen war und wußte gut, wie man die Dinger mit Necken und versteckten Reden zum Lachen bringt und wenn man sie erst einmal so weit hat auch dazu, daß sie einem zutraulich aus der Hand fressen.

Aber jetzt und hier blieb er schweigsam und dachte darüber nach; was er wohl sagen solle.

Dann ist's aber schon gefehlt, wenn es nicht von selber geht.

Und was hätt er auch sagen sollen?

Zu den Gramlinger Spaffetteln hatte er nicht die Schneid und die streiften ja auch bloß so oben hin drüber weg.

Und da sollte es Ernst sein und außerdem war alles so ganz anders und ungewohnt.

Er sah in der Stube herum und warf auf jedes Blumenstöckl, das im Fenster stand, aufmerksame Blicke, er schaute zur Decke hinauf, als wenn er die Höhe abmessen müßte, aber er redete nicht.

Und je länger er wartete, desto härter war das Anfangen.

Da räusperte sich die Marget und strich ihren Schurz glatt.

Sie sah, das sie die erste sein müsse und fragte, was er sich eigentlich gedacht habe über diese Anzeige. Wahrscheinlich, daß eine, die so was tue, keine Richtige sein könne.

Nein, sagte der Hansgirgl und da war er schon lebhaft, nein, das wär' ihm gar nie in den Sinn gekommen. Überhaupt's sei es das spaßigste Ding von der Welt, daß er die Anzeig' gelesen habe, denn die Zeitung sei ihm noch keine dreimal im ganzen untergekommen und beim Lesen sei ihm noch immer Weillang geworden und noch gar nie, aber auch nicht ein einziges Mal in seinem Leben, habe er eine solche Anzeige gelesen. Das hätt wohl so sein müssen und es könnt' kein Zufall sein.

Aber gerade deswegen, weil es ihm so seltsam und ungewohnt sei, meinte Marget, müsse er sich arge Gedanken gemacht haben.

Nein. Nicht einen einzigen, beteuerte Hansgirgl. Vielleicht, wenn ihm einer früher einmal so eine Anzeig' gezeigt hätte, hernach hätt er vielleicht geglaubt ... no ... ja ...

Was er dann geglaubt hätte?

Der Hansgirgl kam in Verlegenheit. Beinahe hätte er was Dummes gesagt. Zum Beispiel, daß er sich vielleicht gedacht hätte, eine solchene kriege halt auf die reguläre Weis' keinen.

Aber mitten im Reden kam es ihm grob vor und er sagte: „Ja ... no ... so halt ... net ... i hätt g'laubt, dös is jetzt amal ganz was Rars oder Seltsams ..."

Und was Unschickliches, ergänzte Marget, und sie werde ihm schon nicht im besten Licht erschienen sein.

G'wiß net ...

Der Hansgirgl sagte es so aufrichtig, daß man's ihm glauben mußte.

Es wär ihm überhaupt nicht wie eine Anzeig' vorgekommen, die auch andere Leute was anging. Sondern, es hätt sich gelesen, als wär's ein Brief, der bloß für ihn geschrieben wär, denn es hätt sich so aufgetroffen, daß er gerad selbigesmal das gelesen hätt, und es hätt so zu seinem Hamur

paßt, den er gehabt habe, überhaupts zu allem, daß es wirklich gewesen sei, als hätt ihm wer geschrieben, der seine Gedanken erraten hätt und sein Vorhaben.

Und nun erzählte er von seiner Mutter und vom Martl und die Marget konnte gut heraus hören, daß sich die alte Bäurin drunten im Altbayrischen ganz besonders sorge um den netten Burschen, der neben ihr auf dem Kanapee saß und kein Falsch an sich hatte und alles so treuherzig daher brachte.

Aber trotzdem, ein bisserl Falschheit war doch dabei, denn von Aufhausen und der Beni Mariann erzählte der gute, so ganz und gar offene Hansgirgl nichts.

Braucht's nicht, daß so ein junges Frauenzimmer alles weiß und am End hätt es so ausgesehen, als wenn er landauf und ab nach den Weiberleuten ins Gäu fahre.

Aber wenn er schon so gut bei ihr bestehen wollte und auch bei ihr bestand, so hätte es bloß mehr ein Wort gebraucht und der Hansgirgl wollte schon aufstehen und auf der Ofenbank den richtigen Platz für die Entscheidung einnehmen, da klopfte es ans Fenster.

Ein freundlich lächelndes Gesicht schaute in die Stube herein und gehörte dem Schmied Mathes vom untern Dorf, der eine Gabel brachte, an die er einen neuen Zacken geschweißt hatte.

Es war schon sehr lobenswert vom Mathes, daß er den Gang nicht gescheut hatte, sonst hätte sie der Knecht einmal am Feierabend holen müssen. Eine solche Freundlichkeit mußte gut aufgenommen und der Mathes gefragt werden, ob er nicht ein wenig verweilen wolle.

Er sagte, das leide es kaum, war aber schon aus seinen Schuhen geschlüpft und in die Stube eingetreten.

Und kaum hatte man ihm ausgedeutscht, daß der Fremde auf Besuch gekommen sei, da quetschte schon die alte Gretla vom Nachbarn die Nase am

Fenster breit und hatte ein paar Kaszwörgla mitgebracht für die Marget zum Probieren.

Und der Beil Hannes kam und ein Vetter von der Marget, und über ein kurzes saßen acht Nachbarn und Nachbarinnen auf der langen Bank, wie die Vögel auf einer Stange.

Sie hatten gehört, daß aus weiter Fremde ein Hochzeiter für die Marget gekommen wäre und wollten den Ding sehen.

Aber beileibe machte keines eine Andeutung darüber, sondern jedes wußte was zu fragen und zu sagen übers Wetter und die nächsten Aussichten.

Und derweil saß der Hansgirgl wie in einer Glaslaterne und mußte sich von allen Seiten beschauen lassen.

Hie und da stellte eins an ihn eine Frage und die deutschte dann die Marget aus, denn er selber hätte sie kaum verstanden.

Was er aber gut verstand, das war die ruhige und besonnene Art, mit der seine Wirtin das Gespräch an allen Klippen der Neugierde vorbei leitete, bis eins nach dem andern aufstand und indem es sich laut wunderte, daß es so viele Zeit vertragen habe, hinaus ging.

Das alte Gretla aber faßte die Marget am Arm und zog sie mit bis zur Türe, wo sie ihr etwas ins Ohr pisperte, was sie wieder arg erröten machte.

Die Verlegenheit hielt auch noch an, als sie wieder allein auf der Ofenbank saß und sie getraute sich nicht, den Hansgirgl anzuschauen.

Sie verlor aber doch ein Wort über die zudringlichen Leute, die im Dorfe ein großes Gerede machen würden. Wenn sie nur wüßte, sagte sie, wie sie den Besuch so geschwind ausspekuliert hätten.

Da konnte ihr der Hansgirgl drauf helfen und er erzählte ihr, daß er mit einem jungen Menschen ins Dorf eingefahren wäre und sich in seinem Hause eine Weile verhalten hätte.

Marget wußte nach der Beschreibung gleich, daß es der Göig gewesen war und sagte, da

wundere sie freilich nichts mehr, denn was die Hutzin wisse, sei so gut wie ausgetrommelt.

Ob ihr das sehr zuwider sei, fragte der Hansgirgl.

Ach, sie lasse die Leute reden.

„Aber wär's dann nicht gleich g'scheiter, wenn's wahr wär?" fragte er.

Was?

Aber wie der Hansgirgl schon einmal so weit war, kam er nicht mehr vom Weg ab.

Er setzte sich neben die Marget und faßte ihre rechte Hand, fest und derb, und sie legte ihre freie Hand auf seine Achsel.

So war's noch recht steif und fremdtuerisch, bis er sie unterm Kinn faßte und ihr ein herzhaftes Küßla gab.

„Wenn ich dir paß und recht bin," sagte er, „so soll's gelten. Es hat mir glei alles g'fallen bei dir und i hab mi scho ganz ei'g'wöhnt."

Er paßte auch der Marget aufs beste und sie gaben sich den Verspruch, der auf Lebenszeit gelten mußte.

* *
*

Wer aber beschreibt das Erstaunen der Matheissin, als nun ihr Hansgirgl nach vier Tagen heimkam und ihr in die Kuchel die Neuigkeit brachte.

Sie mußte sich hinsetzen und den waghalsigen Buben anschauen und sich darauf besinnen, daß er doch ganz gewiß und wahrhaftig der ihrige sei.

Hernach aber, wie sich das Staunen ein wenig gelegt hatte, ging es an ein Fragen, das kein Ende nehmen wollte, bis ganz zuletzt auch ein kleiner Verdruß durchklang.

„A G'schäft hätt er, sagt er zu mir und a Gerschten müaßt er verhandeln und schreibt no aa, daß er in d' Stadt eini müaßt, weil er da a neue Bekanntschaft aufgeh kunnt z'wegen seiner Gerschten. Warum daß du mi a so a'g'log'n hoscht, des sell möcht i na do schon wiss'n. Daß

d' as an Martl it g'sagt hoscht und sunst aa neamd, dös vasteh i guat, aba mir hätt'st na do scho an Deuta gebn kinna. Was moanst denn, wia mi da Martl plagt hat mit sein G'frag. Wia'st an zwoaten Tag it hoamkemma bischt, is a so ganz ausg'wesen. Glaabt hat er mir nix, no ja, und da hat er ja aa recht g'habt, aba daß mi Hoamlichkeit'n hamm mitanand, hat er g'sagt, und er woaß scho, sagt er, daß dös genga eahm geht und ob du vielleicht z' Dachau zum Notari ganga bischt, hat er g'fragt uud grad umtrieb'n hat's 'n und umtrieb'n. Und den dritten Tag is ma selm scho nix mehr recht g'wen, weil i mir nix denga hab kinna. Und da is nacha dei Briaf daher kemma und no freili, i hab dir's wohl glaabt, weil mir dös gar it ei'g'fall'n waar, daß d' mi du o'bleameln tatst. Aba da Martl hat an Post-bot'n bei'n Hof außi geh sehg'n und na is ganz aus g'wen. Jetzt, sagt a, siecht er's guat, daß mir an abkart'e G'schichte hamm und bal's it a so waar, brauchet i eahm ja bloß an Briaf zoag'n und des sell han i na aa it mög'n und so hat er mi de zwoa Tag hergemartert, daß 's a wahr's Unglück war und geschting is er zum Sexer ummi g'laffn und is fuchsteufelswild hoamkemma ..."

„Und jetzt bin i wieder da ..." sagte der Hans-girgl.

„Ja, jetzt bischt du do und is nix mehr, als wia'r a bissel an Urlaub. Nach heiligen Drei Kini sagst, werst scho bald heiret'n und na wer'n ma wohl nix mehr von anandhamm ..."

„Geh zua, Muatta, dös is amal a so. Kinda wer'n Leut. Und du werst wohl z'frieden sei, bal's ma guat geht."

„Dös woaß ma nia ..."

„Jo, dös woaß i ganz gewiß. Sie is a so, daß ma no grad an Stolz hamm ko und 's Anwesen, da find'st da umanand koa sellas."

„Es kimmt dir halt jetzt a so für ..."

„Na, na, Muatta, dös han i g'nau g'sehg'n. Es feit si nix, aba scho gar nix. Und du, schau,

29*

da gib i net nach, du machst dir was Richtigs aus und gehst auf Dachau."

„Ja, i bleib wohl it da, bal du nimma da bischt."

Und so ging auch alles aufs beste hinaus.

Die Matheissin führte bei der Übergabe ihren Kampf gegen den Martl hartnäckig und siegreich durch und setzte sich bei der Berglbäuerin in die Behaglichkeit hinein.

Die zwei Alten hatten für Lebenszeit Stoff genug zum Dischkurieren, weil jede ein großes Hauswesen geführt hatte unter Sorgen und Ärgernissen mit schändlichen Dienstboten.

Die Bessere beim Erzählen war und blieb aber die Matheissin, denn was sie im Fränkischen bei der Hochzeit ihres Hansgirgl alles erlebt und gesehen hatte, das überstieg bei weitem alles, was man sich so im Dachauerischen vorstellt.

Indessen zeigte der Hansgirgl den Kirchbachern, daß der Unterschied zwischen herunten und droben nicht so groß sei; er wurde und blieb ein tüchtiger Bauer im Regnitzgrund und ein guter Mann zu seiner Marget, die ihm etliche Söhne schenkte. Lauter stramme Börschla.

Der Ruepp

Roman

Erstes Kapitel

Ein Sonntag mitten in der Ernte wäre eigentlich zum Ausruhen gut gewesen, denn es lag viel Arbeit hinter Mensch und Vieh, und nicht weniger stand bevor. Wenn man durch Weidach ging, breitete sich auch diese feiertägliche Rast wohltuend um die Bauernhöfe aus; ein altes Weibl saß auf der Hausbank und stopfte an einem blitzblauen Socken herum, daneben stand die Junge im Putz bei der Nachbarin; sie hatte sich nach dem Rosenkranz noch nicht ausgezogen, weil sie ein langer, ausgiebiger Ratsch aufhielt.

In den Ställen herrschte die friedlichste Stille; wer so einem Ochsen zuschaute, wie er auf dem Stroh lag und nachdenklich wiederkäute, der konnte glauben, daß das Vieh den Genuß des Ausrastens am besten verstand. Jedenfalls viel besser wie die Bauern, die in der rauchigen Wirtsstube hockten und soviel tranken, daß ihnen die Frühstunde am Montag die wehleidigste der ganzen Woche werden mußte.

Die jungen Burschen und Knechte lärmten in der Kegelstatt neben dem Wirtshaus. Vor einer die Kugel auf den Laden setzte, fluchte er; warf er wenig Kegel um, fluchte er, und warf er viele um, fluchte er auch.

Ein paar Mädeln gingen auf der Straße, steckten die Köpfe zusammen und taten so, als bekümmerten sie sich kein bissel um die Burschenschaft, obgleich sie bloß derentwegen vorbeischlichen.

Ein Knechtl tat ihnen den Gefallen und pfiff gellend durch die Finger.

„D' Ecker Zenzi! Und d' Liebhardt Nanni. Da

geht's zuawa! Hergottsaggerament! Wiah, macht's amal, geht's zuawa!"

Ein paar andere pfiffen durch die Zähne und schnackelten.

„Höi! Zuawa da!"

Die Mädeln gingen zögernd hin, nippten an den Bierkrügen, die ihnen zugeschoben wurden, und kicherten über die kecken Reden, die sie hören mußten.

Am lautesten war der Wenger Hartl, ein rothaariger Bursch mit einem blatternarbigen Gesicht, ein schiecher Kerl, aber ein gefürchteter Raufer und das frechste Maul weitum.

Er verstand es am besten mit den Mädeln, und lachte selber am meisten über seine zotigen Sprüche.

„Du spinnst im höchsten Grad," sagte die Liebhardt Nanni zu ihm und wischte sich mit dem Handrücken den Bierschaum ab.

„Laß mi no eini in d' Kamma, na spinn i dir dein Flachs owa . . . was is?"

„Da Seppi hat an Kranz g'schoben."

„Ah Herrgottsaggera, der Bluatshund, der miserablige . . ."

In der Wirtsstube horchten sie hie und da auf, wenn es draußen überlaut wurde, und es schüttelte auch einmal einer den Kopf.

Früher war das anders, meinte er, und sich gar so auslassen durfte man als junger Mensch nicht. Die Alten hätten's nicht gelitten und hätten sich Ruh verschafft. Aber jetzt sollte es einmal einer probieren und den Jungen was sagen; wie sich die aufgemanndelt hätten! Und wie einem jeder Knecht schon das Maul anhing und gleich die Arbeit vor die Füße hin schmiß.

Früher ließ man so einen gehen und stellte einen andern ein, aber die Sache war jetzt so, daß man froh sein mußte um einen schlechten. Wenigstens in der Ernte.

Bald gab man in der Wirtsstube nicht mehr auf den Lärm acht, der von der Kegelstatt hereindrang, da es drinnen selber lebendig wurde.

Der Ruepp von der Leiten hatte sich seinen gewohnten Sonntagsrausch angetrunken und nahm den Stadelscheck, einen kleinen Häuselmann, in die Arbeit.

Wenn der Ruepp einen vor hatte, hörte er nicht mehr auf, bis der andere ging, oder auch, bis er selber hinausgeschmissen wurde.

„Dei Vata hat von dem mein zwoahundert Guld'n z' leicha g'habt."

„Net wahr is."

„Net is wahr? Hat ma's mei Vata net hundertmal g'sagt, der alt Stadelscheck, hat er g'sagt, hat mir zwoahundert Guld'n wega g'schwor'n, aba, hat er g'sagt, dem müaſſ'n seine Schwurgfinga derfäul'n."

„Du lüagst ...

„I? Hat ma's mei Vata net g'sagt?"

„Der ko g'sagt hamm, was er mög'n hat, der Leutbetrüaga!"

„A's Grab eini tatst du mein Vata schimpf'n, du ... du ..."

Der Stadelscheck schlug auf den Tisch, daß die Krüge hoch sprangen.

„Leutbetrüaga ... hab i g'sagt ... Lump hab i g'sagt ..."

„Sagst du?"

„Der nämli, wia du, akkrat als wia du ..."

„Jetza, Manndei, hast was hör'n lassen. Jetza kriag i di ..."

„Hört's amal auf mit enkern G'schroa! Es san ander Leut aa no da," sagte der Lukas, der neben dem Stadelscheck saß.

Der Kleinhäusler ließ sich durch den barschen Ton einschüchtern, denn der Lukas in Buch war der angesehenste Bauer in der Gemeinde.

Aber wie hätte der Ruepp von der Leiten auf seinen heimlichen Feind und Nachbarn was geben sollen?

„Mi bekümmern die andern Leut gar nix," schrie er.

„Dös werd si nacha scho aufweisen. Mir woll'n unsern Ruah hamm."

„Durchaus gar nix bekümmern mi d' Leut. Und du scho gar net."

„Is scho recht."

Der Lukas hatte eine Ruhe, die den andern ganz auseinander brachte.

„Is vielleicht it wahr, daß ma du vor der Arndt an Knecht ausg'spannt hoscht?"

„Geh, red it!"

„Jo, red i. Der Eckl Kaschpar waar zu mir kemma, und er hat ma's scho g'hoaßen, und na hoscht ma'n du wega g'redt, du Falschhauser!"

„Überleg dir's a weng, was d' redtst."

„Wahr is! An Sunntag vor Jakobi bist beim Eckl hiebei g'wen. Hat ma di scho g'sehgn, Manndei, wann'st as aa no so hoamli machst. Di kenn i guat, di!"

„I di aa, Ruepp. Und deswegn gib i mi net ab mit dir. Net amal wann's d' nüachtern bist."

„Du protz di vor de andern, aber net gegen meiner! Von dir woaß i allerhand . . ."

„So viel's d' magst. Kellnerin, zahl'n!"

„Zwegn was hat denn selbigsmal dös Hüatermensch so gschwind furt müassen bei enk? Soll i da's sag'n, was d' Leut g'sagt hamm?"

„Red zua . . ."

„Du Feinspinner, du schlitzohreter! Möcht er oiwei der gar ander sei und 's Muster für de ganz Gmoa, und derweil hat eahm sei Bäurin 's Hüatermensch außi g'haut . . ."

Der Lukas hatte gezahlt und stand auf.

Dabei sagte er mit einer Verachtung, die den Ruepp schmerzhafter traf wie jedes erregte Schimpfwort:

„I kannt di jetzt verklag'n, net? Aber du bist der Letzt, mit dem i mi vor's G'richt hi'stell'n möcht. Und weil's d' scho g'sagt hast, du woaßt allerhand, oans woaßt du do net: Wia's dir selm helfen solltest."

„Brauch i di dazua?"

„I waar net zum brauchen. Pfüad Good beinand!“

Und damit ging der Lukas zur Stube hinaus.

Der Ruepp war einen Augenblick still geworden und schaute stier vor sich hin.

Die paar Worte mußten einen schlimmen Sinn haben, der ihn nachdenklich machte.

„Brauch i den dazua?“ murrte er und schob seinen Bierkrug weg. „Den Falschhauser, den scheinheiligen?“

Nun schrie er schon wieder.

„Überhaupts bin i vielleicht wem was schuldi da hierin? Sollt oana hergeh und sag'n, daß i eahm was schuldi bin. Und dei glumpeter Vata hat si wega g'schwor'n von de zwoahundert Guld'n ...“

„Dös sagst net nomal!“

„Dös sag i tausad mal.“

„Na hascht dös dafür!“

Der Stadelscheck gab dem Ruepp einen Faustschlag ins Gesicht, daß der betrunkene Mensch rücklings vom Stuhl fiel.

Er raffte sich mühselig vom Boden auf und keuchte:

„Jetzt muaßt sterb'n ...“

Ein paar Leute hielten ihn, als er nach einem Bierkrug langen wollte.

Der Wirt kam schnell an den Tisch.

„Werd koa Ruah? Da hätt i ja an jeden Sunntag de b'suffene Gaudi. Du machst, daß d' außi kimmst, Stadelscheck!“

„Was braucht denn er mi ...“

„Is scho ausg'redt. Rafft's draußen, aber net bei mir herin! Außi, sag i!“

Der Metzgerbursch faßte den Kleinhäusler unsanft an und drehte ihn durch die Stube zur Türe hinaus.

Derweil nahm der Wirt den Ruepp beim Arm.

„Außi beim Loch!“

Der Ruepp wollte sich sträuben.

„Dem kimm i g'richtsmaßi ... dem Haderlump ...“ stöhnte er.

„Heut nimmer. Dös ko'st morg'n toa. Und jetzt wasch di am Brunna hint ab ..."

Aus der Nase floß dem Betrunkenen Blut und tropfte auf Janker und Gilet herunter.

Er ging schimpfend neben dem Wirt her, der ihn in den Hof hinaus führte und an den Brunnentrog stellte.

Eine Küchenmagd, die neugierig nachgelaufen war, mußte Wasser pumpen, mit dem sich der Ruepp oberflächlich abwusch.

Etliche Buben standen um ihn herum.

„Ah, der blüat! Dem hat oana d' Nas'n ausanand g'haut. Der bsuffa Ruepp is ..."

„Macht's it, daß weida kimmt's?" schalt der Wirt. „Muaß i d' Goaßel hol'n und enk hoamjag'n?"

Sie wichen ein paar Schritte zurück.

Derweil richtete sich der Ruepp brummend und schimpfend auf und ging hinter den Nachbarhäusern herum einem Feldweg zu, der durch Kornfeldern am Dorfe vorbei führte.

Er war nüchterner geworden und hätte darüber nachdenken können, wie gut es einem verheirateten Manne, der erwachsene Kinder hatte, anstand, wie ein Handwerksbursche verprügelt und aus der Wirtschaft hinausgeschmissen zu werden.

Stellte der Lukas daheim und in der Gemeinde nicht ganz was anderes vor? Bei seiner Bäuerin, bei den Kindern und den Ehhalten galt bloß das, was er sagte. Drunten im Dorf geschah nichts gegen seine Meinung, für die er immer gute Gründe vorbrachte.

Und er, der Ruepp? Seine Afra war ein gutes Leut und hatte es nicht mit Schimpfen und Keifen, so oft er ihr auch Ursache dazu gab. Aber weil sie hinter seinem Rücken oft was gutmachen mußte, merkte er wohl, daß sich die richtigen Dienstboten mit ihr gegen ihn verstanden, und daß er dabei schon lang sein Ansehen verloren hatte.

Die Kinder waren ihm von klein auf aus dem Weg gegangen, wenn er angetrunken heimkam,

und blieben scheu gegen ihn, auch wenn er nüchtern war.

Jetzt, wo sie erwachsen waren, zeigten sie deutlich, daß sie nichts auf ihn hielten, und der Älteste, der Kaspar, hatte ihm geradeheraus gesagt, daß er das gute Sach heruntergebracht habe.

Die Tochter, die Leni, war ja alleweil mit der Mutter zusammen gesteckt und wußte es schon als Schulmädel nicht anders, als daß sie mitjammern mußte über sein Wirtshauslaufen und Geldausgeben. Jetzt, als resches Frauenzimmer, das in Haus und Stall die meiste Arbeit traf, war sie schärfer wie die Alte, und er ging ihr gern aus dem Wege.

Am besten stand der Ruepp noch mit seinem Jüngsten, dem Michel, der in der Studi war, auf dem Freisinger Gymnasium, um geistlich zu werden.

Wenn der Ruepp zuweilen an einem geschmerzten Tag fand, daß man ihn in der Gemeinde nicht genug schätzte, malte er sich aus, wie ihm die Leute einmal doch alle Ehren erweisen mußten, nämlich an dem Tage, wo man die Primiz seines Michel feiern würde. Wenn er als Vater des hochwürdigen jungen Herrn beim Altar hiebei stünde, müßte der Lukas, so geschwollen er sonst tat, neben ihm verschwinden.

Ob der Ruepp jetzt auf dem Heimweg, wo er unsicher bald einmal links und bald einmal rechts in einen Kornacker trat und dann wieder stehen blieb, um sich seine blutende Nase abzuputzen, an das schöne Zukunftsbild dachte?

Jedenfalls erinnerte er sich dunkel daran, daß sein Michel gerade heute in die Vakanz heimkommen sollte, und dabei überkam ihn aufs neue die Wut über den Stadelscheck, der ihn so zugerichtet hatte.

Aber er wollt's ihm schon eintränken, dem Fretter, dem glumpeten!

Gleich den andern Tag, oder nein, den nächsten Mittwoch, wollte er nach Dachau fahren und die Geschichte advokatisch machen.

Und ins Amtsgericht wollte er hineingehen, da-

mit daß der grobe Herr Oberamtsrichter, der ein wenig häßlich auf ihn war und ihn schon einmal eine bsuffene Sau genannt hatte, damit daß er den Schmerzensmann selber anschauen konnte mit seinen Spuren der Mißhandlung. Wann er die Arbeit sah, die wo der hundshäuterne Kleinhäusler verrichtet hatte, mußte er erkennen, auf welcher Seite die Gewalt und auf welcher das Leiden gewesen war.

„Bürschei, zahl'n laß i di, daß d' schwarz werst ..." sagte der Ruepp vor sich hin und stolperte über den Feldrain.

Er fiel mit dem Gesicht ins Kornfeld und wollte sich aufraffen.

Dabei überkam ihn eine große Müdigkeit, und da es ihm in den hochstehenden Ähren kühl und angenehm vorkam, drehte er sich um und wollte schlafen.

Ein paar Grillen zirpten neben ihm, eine Hummel, die er durch seinen groben Fall aufgescheucht hatte, brummte unwillig um ihn herum.

Vom Dorf herauf drang das Donnern der Kegelkugel, die an die Hinterwand der Bahn krachte. Ein paarmal öffnete und schloß der Ruepp seine Augen. Dann schlief er ein.

Zweites Kapitel

Die Eisenbahn macht von Schwabhausen einen langen Umweg, um den altberühmten Markt Indersdorf nicht auf der Seite liegen zu lassen, und die Bedeutung des Ortes kommt jedem Fahrgast zum Bewußtsein, wenn der Zug dort dreimal so lang hält wie auf den kleinen Stationen.

Und ein ungeduldiger Fahrgast, der aufatmet, weil die Lokomotive, die wie eine Straßenwalze ausschaut, endlich anzieht, muß gleich darauf sehen, daß er die Wichtigkeit von Indersdorf alleweil noch unterschätzt hat, denn die Maschine reut es

wieder, daß sie wegfahren soll, und sie pfeift noch einmal einen Willkommgruß und läuft zurück.

Das macht sie zweimal und dreimal, und erst wenn es gar nicht mehr anders geht, nimmt sie Abschied, aber man hört ihr den Zorn darüber an, denn sie pfaucht und schnauft und reißt die Wagen so unwillig nach, daß die Fahrgäste von ihren Sitzen rutschen.

An diesem Sonntag in der Erntezeit konnte sie damit kaum jemand ärgern, denn die alte Puchrainerin von Weidach war eine gottergebene Austraglerin, die man mit einer Grobheit nicht aus der Fassung bringen konnte, weil sie nichts anderes gewohnt war.

Und der Ruepp Michel, oder, um mit mehr Respekt von ihm zu reden, der Studiosus literarum Michael Umbricht, hatte bei dem langen Aufenthalt in Indersdorf noch einen Abschiedstrunk mit seinem Kommilitonen Gregor Finkenzeller gehalten, und war überhaupt so froh über die lange Trennung von der Freisinger Gelehrsamkeit, daß er sich alles gerne gefallen ließ.

Er war ein hoch aufgeschossener Jüngling, dem die Freisinger Schule, wenn sie das überhaupt vermag, nichts von seinem bäuerlichen Wesen abgeschliffen hatte.

Sein rundes, etwas sommersprossiges Gesicht zeigte nichts Vergeistigtes, und der Zwicker mit Fenstergläsern, den der Michel auf die breite Nase klemmte, um sich im Coupéfenster zu bespiegeln, machte nichts besser. Im Gegenteil, er hob zugleich das Bäuerliche stärker hervor und verschandelte es, wenigstens für den feineren Kenner der menschlichen Physiognomie, zu denen der Studiosus literarum noch nicht gehören konnte.

Er hatte eine ungetrübte Freude an seinem forschen Aussehen und zog die Krempe seines Hutes auf der einen Seite möglichst weit herunter, weil das seinem Gesichte einen unternehmenden Ausdruck gab.

Es war eine Mode, die in Altbayern absonder-

lich von Hilfslehrern und anderen geistig höher stehenden Jünglingen pflegt wurde.

Leider war niemand im Wagen, der den Michel in seinem Glanze hätte bewundern können. Die alte Puchrainerin sah ihn nicht, weil sie durch eine Scheidewand von ihm getrennt war, und es ist auch noch die Frage, ob ihr der weltliche Reiz an einem jungen Menschen, der auf geistlich studierte, gefallen hätte.

Die alten Weiber sind mehr für das Heiligmäßige und erbauen ihr Gemüt an den Herren, die im Eisenbahnwagen das Brevier herausziehen und beim Lesen die Lippen deutlich bewegen.

So wäre unser Studiosus gänzlich unbeachtet in der Heimat angelangt, wenn nicht in Arnbach zwei dralle Bauernmädeln eingestiegen wären, von denen ihn die eine mit freundlichem Lachen begrüßte.

„Ah, der Michi! Kimmst in d' Vakanz hoam?"

„Ja, Stasi! Wie geht's allaweil?"

„Guat. Arbet gibt's in der Arndt. Da kunntst mithelfa . . ."

„Recht gern . . ."

„Sagt ma, aber de G'studierten mög'n si net plag'n."

Die Stasi war eine Tochter vom Lukas und eine Schulkameradin vom Michael.

Wenn auch die Alten nicht gut miteinander standen, so hatten doch die Kinder bei dem täglichen Schulgang gute Freundschaft geschlossen.

Der Weg von den beiden Höfen ins Dorf hinunter war weit und im Winter oft mühsam genug. Da stapften sie miteinander durch den Schnee oder standen in einem Holzschuppen unter, wenn es der Wind zu arg trieb. Ging es aber auf Frühjahr und Sommer zu, dann brauchten sie noch länger zum Heimweg, denn es gab unterwegs allerhand zum Sehen und Bewundern.

Keiner von den Buben kletterte flinker auf die Bäume, um Krähennester auszuheben, wie der Michel, keiner sprang lustiger im Mühlbach her-

um, um die Forellen aus ihren Schlupfwinkeln herauszujagen, und die Stasi hielt bei ihm aus, wenn auch die andern ihr Gewissen heimtrieb. So blieben sie ein Jahr ums andere Kameraden, bis der Ruepp auf den Gedanken kam, aus seinem zweiten Buben einen Geistlichen zu machen, obwohl der Herr Pfarrer davon abriet.

Er hatte weder ein hervorragendes Talent noch einen mächtigen Lerntrieb beim Michel bemerken können und sagte, man solle doch nicht glauben, es ließe sich aus jedem Holze was Besonderes schnitzen.

So ein lebfrischer Bub, der es gar nicht mit den Büchern habe, solle wieder ein Bauer werden; dazu brauche es auch einen aufgeweckten Kopf. Das Studium sei ein langer Weg, auf dem schon viele umgekehrt seien, und so was Halbes und Unfertiges lasse sich dann selten noch zu was Ganzem richten.

Der Ruepp ließ ihn reden und glaubte fest, daß ihm der Pfarrer die Ehre, die auch ihm daraus erwachsen werde, nicht gönne.

So mußte der Michel an einem Herbsttag fort, und den Abend zuvor nahm er an der Lukasleiten von der Stasi, die dort die Gänse hüten mußte, Abschied.

Seine treue Kameradin wollte ihn auch wegen seines Aufstiegs zur hohen Gelehrsamkeit bewundern, aber sie kam nicht dazu, denn der Michel fing gottesjämmerlich zu weinen an, und da blieb ihr nichts übrig, als mitzutun.

Er zählte die Freuden auf, die er nun nicht mehr mit erleben durfte, das Nußknacken beim Lukas und beim Schuechl, die Jagd in Weidach, wo er als Treiberbub mitgegangen war, den Kirta mit seinen Genüssen, und bei jedem schmerzlichen Verluste, der ihm vor Augen trat, schluchzte er aufs neue, und nichts konnte ihn trösten, auch nicht das Versprechen der Stasi, daß sie ihm gewiß und wahr ihre Kirtanudeln schicken wolle.

Das gute Mädel vergaß vor lauter Mitleid,

daß es spät wurde, und sie kam ohne ihre Gänse heim, denn die waren nicht so weichherzig, daß sie sich in ihrer Ordnung hätten stören lassen, und waren allein und ziemlich unwillig schnatternd heimgewatschelt.

Aber wenn die beiden Kinder auch den Schmerz so ehrlich teilten wie ehedem Äpfel und Birnen, die der Michel überall gefunden hatte, so war doch jener Abend auch der Abschied von ihrer Kameradschaft.

Die Zeit bringt allerhand, aber nichts, was sie einmal genommen hat, und wie der Lateinschüler zum erstenmal in die Vakanz heimkam, sah er wohl etliche Male die Stasi, aber Gewohnheit, die sie einmal verbunden hatte, trennte sie jetzt.

Sie waren freundlich zueinander, doch der Michel fand auf seinem neuen Wege andere Leute und andere Dinge und verlor die Erinnerung an die Kinderzeit aus dem Sinne.

Jetzt saß er unbeholfen und befangen dem saubern Bauernmädel gegenüber, das mit jedem gleichalterigen Burschen vom Dorf kecker und lustiger gewesen wäre als mit ihrem alten Spielkameraden.

„Die G'studierten mögen si net plagen," sagte sie, aber der Michel gab ihr kein Scherzwort zurück, sondern versicherte beinahe feierlich, daß er die landwirtschaftliche Arbeit für eine Erholung anschaue.

Dadurch verlor auch die Stasi den Faden und redete mit dem andern Mädel.

Die zwei kicherten und lachten, obwohl ihre Unterhaltung gar nicht lustig klang.

Wenn die Stasi sagte: „Der Gidi is beim Kramer hiebei g'stand'n," hielt sich die Mariann ihre große Hand vors Maul und lachte hinein, und wenn die Mariann sagte: „Am End hat er auf wen g'wart'," schüttelte es die Stasi her.

Da überkam den Michel schier ein Mitleid mit der Dummheit dieser Weibsbilder, und er zog den Zwicker aus der Gilettasche, um ihn auf der Nase

festzuklemmen. Er sah jetzt durch die Fenstergläser, was er vorher nicht gleich beachtet hatte, daß seine Schulkameradin ein festes Trumm Frauenzimmer geworden war mit bemerkenswerten Potenzen, wie die Freisinger Studenten zu sagen pflegen, wenn sie sich ahnungsvoll von der Weiblichkeit unterhalten.

Er überlegte, wie er einen verfänglichen Diskurs mit den Mädeln beginnen solle, aber es ging ihm wie jedem, der darüber erst lange nachdenken muß. Es fiel ihm kein rechter Anfang ein, und wenn er schon den Mund öffnete, um was Keckes zu sagen, überkamen ihn wieder Bedenken, ob er damit nicht übel ankomme.

So schwieg er, und die Stasi glaubte, daß er stolz geworden sei, denn sie wußte ja nicht, zu was für einem Lattierl das Seminar einen rüstigen Bauernbuben erzieht.

Der Studiosus nahm sich vor, auf dem Heimweg von der Bahnstation seine Kühnheit zu steigern, und malte sich einige Redensarten aus, mit denen er das Gefecht eröffnen wollte. Aber wie sie alle in Erdweg ausstiegen, faßte die Puchrainerin unsern Michel ins Auge und rief:

„Du bischt ja gar an Ruepp der sei?"

Er mußte ihr Rede und Antwort stehen und mußte es leiden, daß die Alte neben ihm her hatschte, indes die Mädeln frischer vorangingen.

Und dabei wandte die Stasi öfters den Kopf nach ihm um und schien ihn durch ihre lustigen Blicke zum Mitkommen aufzufordern.

„Jetzt ko's na do nimmer lang hergeh, bis du de erschten Weicha kriagst?" fragte die zähe Puchrainerin.

„Z'erscht muaß i mit'n Gymnasium ferti wer'n," antwortete der Michel unwirsch.

„Mit'n Gimnasi? Ja, wia lang hoscht'n da no z' toa?"

„Zwoa Jahr allaweil no . ."

„Zwoa Jahr! Marand Josef, und bischt scho so lang auf da Studi!"

30*

Die Puchrainerin konnte berechnen, wieviel Zeit es brauche, um ein Kalb zur nützlichen Kuh heranzuzügeln, aber sie machte sich keinen richtigen Begriff von der Ewigkeit, die es dauert, bis man aus einem Buben einen Hochwürden schnitzelt.

Auch wußte sie nicht und brauchte es nicht zu wissen, daß dem Knepp der seinige in diesem Jahre zum zweiten Male hocken bleiben mußte und jetzt mit bald einundzwanzig Jahren der würdige Senior der Bildungsanstalt war.

„I woaß no guat," sagte sie, „wia's d' in d' Studi kemma bist. Dös is selbigs Jahr g'wen, wo's beim Langgörgl brennt hat. Ja, mei Gott, wia lang is jetzt dös scho wieda her!"

Es war freilich schon lang her, und die Schindeln auf dem neuen Dach vom Langgörgl hatten mehr Moos wie der Michel Gelehrsamkeit angesetzt.

„Ja, jetzt pfüad di," sagte er und wollte den Mädeln nacheilen.

Aber die Puchrainerin hielt ihn mit einer neuen Frage zurück.

„Es werd na do scho it wahr sei, was d' Pfarraköchin g'sagt hat?"

„Was hat s' g'sagt?"

„Ja, daß du gar it firti machst. Und d' Weibacher, hat s' g'sagt, kinnan auf di länger wart'n wia d' Juden auf'n Messias, sagt s' und hat s' g'sagt, de Kaibin, wo zu dera Primiz g'hör'n soll'n, de wer'n allsammete als Ochsen überstandi ..."

„Sagst ihr an schön Gruaß von mir," erwiderte der Michel.

Das heißt, er sagte es natürlich anders, so wie es in bonis artibus et litteris nicht zu finden ist.

Die Puchrainerin erschrak aber nicht über die gröbliche Redensart; sie hatschte eifriger neben dem jungen Menschen her, dem sie noch einiges zu versetzen hatte.

„Na, paß auf! Sie sagt, dös gibt's ihra Lebtag it, daß du mit dem selln Gimnasi firti werst, und, sagt s', da Hochwürden da Herr Pfarra hat's glei

g'sagt, daß du dös it dermachst, daß du z' schwach bischt für dös, hat s' g'sagt, und sagt s', er hat's dein Vatern scho gnua g'sagt, aber der hat ja it hör'n woll'n, und, sagt s', grad mit Fleiß hat er it nachgeb'n, weil er si eahm dös ei'bild't hat ..."

„Was paß denn i auf enkern Schmarrn auf?" sagte der Michel jetzt grob und ging so schnell voran, daß die Alte nicht mehr mitkommen konnte.

Sie schrie ihm nach: „Moanst do, du werst no?" und dann blieb sie stehen und verschnaufte sich.

Der schwache Student holte die Mädeln ein, aber zu dem Anfang, den er sich ausgedacht hatte, fehlte ihm jetzt wieder die gute Laune, denn was ihm die Austraglerin vielleicht arglos in ihrer Sorge um die Heiligung des Ortes Weidach, vielleicht auch boshaft nach Altweiberart zu hören gegeben hatte, hinterließ einen Stachel in seiner Brust.

„Du hast as aba gnädi g'habt mit der alten Wab'n," sagte Stasi.

„Der ihra dumm's G'red hätt i gern herg'schenkt ..." knurrte Michel.

„Ja, schau, de alt'n Betschwestern hamm's halt mit die geischlinga Herrn ..."

„Na soll s' wart'n, bis i oaner bin."

„Vielleicht g'langen ihr drei Viertel, wann sie's net ganz hamm ko. Über unsern Koprater bist du scho weit außi g'wachsen ..."

„Geh, red'n ma von was andern; i hab mir von dem alt'n Weibsbild scho gnua g'hört."

„Am End g'freut's di gar nimma, 's Geischtli wer'n?"

„Woaßt denn du, ob's mi scho amal g'freut hat?"

„Für was waarst'n nacha furt in d' Studi?"

„I bin net g'fragt wor'n ..."

Michel gab der Stasi mit einem Zeichen zu verstehen, daß er in Gegenwart der Mariann nichts mehr darüber sagen wolle, und sie erzählte nun, daß sie auf Besuch bei einem Basel in Flinsbach gewesen sei, und die Mariann hätte ihr Gesellschaft geleistet.

Die Puchrainerin konnte berechnen, wieviel Zeit es brauche, um ein Kalb zur nützlichen Kuh herzuzügeln, aber sie machte sich keinen richtigen Begriff von der Ewigkeit, die es dauert, bis man aus einem Buben einen Hochwürden schnitzelt.

Auch wußte sie nicht und brauchte es nicht zu wissen, daß dem Ruepp der seinige in diesem Jahre zum zweiten Male hocken bleiben mußte und jetzt mit bald einundzwanzig Jahren der würdige Senior der Bildungsanstalt war.

„I woaß no guat," sagte sie, „wia's d' in d' Studi kemma bist. Dös is selbigs Jahr g'wen, wo's beim Langgörgl brennt hat. Ja, mei Gott, wia lang is jetzt dös scho wieda her!"

Es war freilich schon lang her, und die Schindeln auf dem neuen Dach vom Langgörgl hatten mehr Moos wie der Michel Gelehrsamkeit angesetzt.

„Ja, jetzt pfüad di," sagte er und wollte den Mädeln nacheilen.

Aber die Puchrainerin hielt ihn mit einer neuen Frage zurück.

„Es werd na do scho it wahr sei, was d' Pfarraköchin g'sagt hat?"

„Was hat s' g'sagt?"

„Ja, daß du gar it firti machst. Und d' Weidacher, hat s' g'sagt, kinnan auf di länger wart'n wia d' Juden auf'n Messias, sagt s' und hat s' g'sagt, de Kaibin, wo zu dera Primiz g'hör'n soll'n, de wer'n allsammete als Ochsen überstandi . . ."

„Sagst ihr an schön Gruaß von mir," erwiderte der Michel.

Das heißt, er sagte es natürlich anders, so wie es in bonis artibus et litteris nicht zu finden ist.

Die Puchrainerin erschrak aber nicht über die gröbliche Redensart; sie hatschte eifriger neben dem jungen Menschen her, dem sie noch einiges zu versetzen hatte.

„Na, paß auf! Sie sagt, dös gibt's ihra Lebtag it, daß du mit dem selln Gimnasi firti werst, und, sagt s', da Hochwürden da Herr Pfarra hat's glei

g'sagt, daß du dös it dermachst, daß du z' schwach bischt für dös, hat s' g'sagt, und sagt s', er hat's dein Vatern scho gnua g'sagt, aber der hat ja it hör'n woll'n, und, sagt s', grad mit Fleiß hat er it nachgeb'n, weil er si eahm dös ei'bild't hat ..."

„Was paß denn i auf enkern Schmarrn auf?" sagte der Michel jetzt grob und ging so schnell voran, daß die Alte nicht mehr mitkommen konnte.

Sie schrie ihm nach: „Moanst do, du werst no?" und dann blieb sie stehen und verschnaufte sich.

Der schwache Student holte die Mädeln ein, aber zu dem Anfang, den er sich ausgedacht hatte, fehlte ihm jetzt wieder die gute Laune, denn was ihm die Austraglerin vielleicht arglos in ihrer Sorge um die Heiligung des Ortes Weidach, vielleicht auch boshaft nach Altweiberart zu hören gegeben hatte, hinterließ einen Stachel in seiner Brust.

„Du hast as aba gnädi g'habt mit der alten Wab'n," sagte Stasi.

„Der ihra dumm's G'red hätt i gern herg'schenkt ..." knurrte Michel.

„Ja, schau, de alt'n Betschwestern hamm's halt mit die geischlinga Herrn ..."

„Na soll s' wart'n, bis i oaner bin."

„Vielleicht g'langen ihr drei Viertel, wann sie's net ganz hamm ko. Über unsern Koprater bist du scho weit außi g'wachsen ..."

„Geh, red'n ma von was andern; i hab mir von dem alt'n Weibsbild scho gnua g'hört."

„Am End g'freut's di gar nimma, 's Geischtli wer'n?"

„Woaßt denn du, ob's mi scho amal g'freut hat?"

„Für was waarst'n nacha furt in d' Studi?"

„I bin net g'fragt wor'n ..."

Michel gab der Stasi mit einem Zeichen zu verstehen, daß er in Gegenwart der Mariann nichts mehr darüber sagen wolle, und sie erzählte nun, daß sie auf Besuch bei einem Basel in Flinsbach gewesen sei, und die Mariann hätte ihr Gesellschaft geleistet.

Ob er denn die nicht kenne? Sie sei vom Boz in Schwaigen, aber freilich, er sei in der Studi ein wenig stolz geworden und habe sich ja kaum mehr um die Nachbarschaft bekümmert, da kenne er nicht viel Leute.

Michel wehrte sich dagegen.

Von Stolz könnt man wirklich nicht reden, aber er sei halt wenig herumgekommen in der kurzen Zeit, wo er daheim gewesen sei. Er fragte so nebenher, um das Gespräch in Gang zu halten, wie das Basel in Flinsbach heiße, aber da mußte er unversehens auf etwas ganz Lustiges gestoßen sein.

Die Mädel schauten einander an und brachen in ein schallendes Gelächter aus, und wenn die Stasi zu einer Antwort ansetzte, konnte sie nach den ersten paar Worten nicht mehr weiter reden, weil die Mariann vor Lachen beinah erstickte und sich gar nicht mehr zu helfen wußte.

Es stellte sich nach und nach heraus, daß die Stasi wegen einer Art Brautschau in Flinsbach gewesen war. Die Christlin, ihr Basel, hatte ihr den Scharl Gidi von Kemoden vermeint und hatte ihr eine Botschaft zukommen lassen, sie solle auf einen Sonntag herüberkommen und sich den Gidi einmal anschauen. Der war aber den Weg und das Fahrgeld nicht wert gewesen.

Er hatte einen Wasserkopf und konnte kaum ein paar Worte lallen, und er wär für den schönsten Bauernhof im ganzen Bezirk eine Dreingabe gewesen, die den Handel unmöglich gemacht hätte.

Die Christlin hatte der Stasi schon im voraus zu verstehen gegeben, daß sie ein Aug zudrücken und ein christliches Nachsehen haben müsse, aber wie dann der Gidi in die Stube hereinträppelte und das Maul aufsperrte und für nichts und wieder nichts zu lachen anfing, und wie er hernach sagte: „De dan dauberne Dindel," da war's aus.

Die Christlin übersetzte es und sagte, es heiße: „Dös san saubere Deandel," aber es half nichts

mehr, daß sie der Stasi erklären wollte, was für ein begehrenswerter Brocken der Gidi trotz der paar Fehler sei.

Die Mariann hatte ihre Kameradin mit dem Ellenbogen angestoßen, und wie sie nun alle zwei zu lachen anfingen, da patschte der Scharl wie ein kleiner Bub in die Hände und kreischte vor Freuden mit.

Die Mädel nahmen schneller Abschied, als es der Christlin recht war, und die Stasi dankte ihrem Basel nicht einmal für die gute Meinung.

Als sie zum Hause hinausgingen, lief ihnen der Gidi nach, und wie sie sich umdrehten, sahen sie ihn beim Kramer stehen, in die Hände patschen und Grimassen schneiden.

Sie erzählten jetzt dem Michel ihr Erlebnis, und bald nahm die Mariann und bald die Stasi das Wort.

„Na, so was! Wia'r a bei der Tür eina is! I ho g'moant, mi haut's vom Stuhl owa ..."

„Und woaßt, wia der zahnt hat, und na sagt a: De dan dauberne Dindel ..."

Sie blieben stehen und lachten hell auf.

Bei einem Feldweg, der nach Schwaigen hinüberführte, nahm die Mariann Abschied, und Michel ging nun allein neben seiner alten Schulkameradin her.

„Bist du scho öfter auf solchene B'suach g'wen?" fragte er.

„Ja, was glaabst denn? I laff do de Mannsbilder it nach ..."

„Aber ..."

„Döš is do natürli, bal mir mein Basel schreibt, daß sie mir a guate Heiret wißt, daß ma da amal nachi schaugt. Da plagt oan na do scho d' Neugier ..."

„I hätt mir denkt ..."

Der Herr Studiosus stockte.

„Was nacha?"

„I hätt mir denkt, du hast scho lang an Schatz ..."

„Host dir du döš denkt?"

„Hast koan?"
„Du bist guat, was du allssammete wissen mögst."
„Sag mir's halt!"
„So fragt ma d' Leut aus. Was is denn na mit dir?"
„Ja, mit mir! Dös woaßt ja a so."
„Da woaß i gar nix."
„No, halt, daß i Student bin und in an Seminar."
„Was is nacha dös?"
Michel erzählte, wie sie in Freising unter Aufsicht wären.
„Dös is ja wia in an Zuchthaus!" rief Stasi mitleidig aus. „Da glaub i's freili ..."
„Was glaabst?"
„A so halt ..."
„Na, dös muaßt mir sag'n ..."
„I sag's net."
„Geh, Stasi, jetzt kenna mir uns so lang, und früher hättst mir alls g'sagt ..."
„Ja, früher! ..."
„Dös ko ma do wieda auffrisch'n, wenn's aa scho lang her is. Schau, i hab mir z'erscht aa net richtig red'n traut, und jetzt, weil ma so mit anand dischkriern, geht's ganz leicht, und mir kimmt's a so vor, als wenn's nia anderst g'wesen waar ..."
„Aber in da Eisenboh bist drin g'hockt und hast koa richtig's Wartl füra bracht."
„Grad desweg'n schau, weil i's gar net g'wöhnt bin, und weil i net g'wißt hab, ob's dir recht is."
„Dös is do amal g'wiß, daß ma si gern unterhalt, und i hab mir denkt, mir san dir am End net g'scheidt gnua, daß d' gar it red'n magst mit ins."
„Ja freili, was moanst denn? Für so was muaßt mi scho net o'schaug'n."
„I hab's aa net gern glaabt, weil mir do mit anand in d' Schul ganga san."
„Natürli und überhaupts. Aber woaßt, i hab mir denkt, wia groß du wor'n bist und ... und so sauber ..."
„Geh, du!" Stasi rannte Michel mit dem Ellen-

bogen an. „Jetzt kam er mit dem daher! Dös sagst grad a so ...“

„Na, g'wiß is wahr. Dös hab i mir denkt, und da hat's mir d' Red verschlag'n.“

„Ah, du bist oana! Z'erscht sagt er gar nix, und jetzt kam er a so daher!“

„Und schau, vor der andern hätt i scho gar net red'n kinna ...“

„De hätt di aa it bissen ...“

„Freili net, aber wenn ma's halt net g'wohnt is. Jetzt red i mi viel leichter.“

„Dös scheint si a so.“

„Derf i dös net sagen, daß d' so sauber wor'n bist?“

Das Mädel lachte, und Michel bekam einen roten Kopf. Er sah seine Begleiterin auch nicht herausfordernd an, sondern ganz zaghaft, als fürchtete er, daß sie über seine Verwegenheit entrüstet sein könnte.

Das war aber zum Glück nicht der Fall, im Gegenteil, Stasi drehte neckisch den Oberkörper herum und streifte ihn mit dem Ellenbogen.

„Dös hast g'wiß scho mehra g'sagt?“

„G'wiß net.“

„Daß di nacha gar nia um mi bekümmert hast, wenn'st dahoam g'wen bist?“

„A so halt. Schau, gar so lang war i net dahoam, und es hat si halt net troffa. 's letzt Jahr woaß i gar net, daß i di amal g'sehg'n hätt ...“

„Jo. Amal bist im Berglbauern Holz hinter meiner g'wen, aber na bist steh blieb'n und bist mir nimma nachi kemma ...“

„Dös woaß i scho no, ja. Da is aba da Hülfslehra daher kemma, auf den han i g'wart' ... daß du dös no woaßt?“

„I ho mir's halt g'mirkt, und wia's d' heut in der Eisenboh aa net dergleich'n to hast, han i mir denkt, weil du geischtli werst, am End derfst mit an Madel gar it red'n?“

„Redt do da Pfarra aa mit enk!“

„Vielleicht bal s' älter san, derfan s' wieda.

Aba da Koprata hebt an Kopf aa glei auf d' Seit'n und schaugt weg. Vielleicht daß dös a Vorschrift is?"

Michel wollte der Stasi schon umständlich erklären, daß es auch für die Alumnen keine solchene Vorschrift nicht gebe, und daß er überhaupt noch gar kein Alumne nicht sei, da merkte er aber an ihren lustigen Augen, daß es ihr mit diesen Ansichten nicht so ernst war.

„I glaab, du mögst mi dablecka ..."

„Na. Aber i kenn mi do it aus mit die geischtlinga Herrn ..."

„Geh, hör auf! Du woaßt recht guat, daß i no koana bin ..."

„Aber wer'n tuast oana ..."

„Dös is aa no net g'wiß. Extra g'freu'n tuat's mi net."

„So? Na hamm d' Leut do recht!"

„Mit was?"

„Sie sag'n halt aa, daß di 's G'studieren net g'freut."

Michel sah seine Begleiterin mißtrauisch an. Wollte sie es ihm auch wie die Puchrainerin hinreiben, daß man dem Ruepp den seinigen nicht für gescheit genug halte?

Aber die Stasi schaute viel zu gutmütig aus, als daß man ihr eine versteckte Bosheit hätte zutrauen können.

Sein Blick blieb wohlgefällig an dem stattlichen Mädel hängen, das von Kraft und Gesundheit strotzte.

Er faßte sie am Arm und fühlte, fast erschreckend über seine Kühnheit, ihr pralles Fleisch.

Sie wurde nicht unwillig und ließ sich die Liebkosung gefallen.

Trotzdem wurde der Studiosus nicht kühner, sondern gab ihr schüchtern die Hand, die sie nach einem derben Drucke in der ihren behielt. So gingen sie eine Zeitlang schweigend nebeneinander her, und die Kornähren streiften auf dem schmalen Weg ihre Gesichter.

„Dös sell hast mir no net g'sagt," bat Michel nach einer Weile.

„Was?"

„No voring. Du hast g'sagt, nacha glaabst du's freili, und hast g'lacht. Jetzt muaßt d' ma's sag'n ..."

„Ah, dös woaß i scho nimma ..."

„Du woaßt as recht guat ... geh, sag ma's ..."

„So halt, weil du verzählt hast, daß ös eing'spirrt seid's und überhaupts mit koan Madel it z'red'n kemmt's, und da han i mir denkt, nacha glaab i's scho ... no ja, halt ... daß di du a weng dappi g'stellst ..."

„Glaabst dös jetzt no?"

Wenn Stasi recht ehrlich hätte sein wollen, hätte sie doch ja sagen müssen, denn so keck, wie sich der Michel selber vorkam, konnte er ihr nicht erscheinen.

Aber sie hatte Nachsicht mit ihrem alten Schulkameraden und dachte vielleicht, daß man ihn auf dem Wege zur Besserung nicht entmutigen dürfe.

Deswegen gab sie zu, daß er ihr jetzt lange nicht mehr so dappig vorkomme.

„D' Mariann glaabet's jetzt a nimma," fügte sie hinzu.

„Hat sie g'redt über dös?"

Stasi nickte lustig mit dem Kopfe.

„Sie hat g'sagt, der muaß si scho gar it auskenna, und dös is a rechta Trauminet, hat s' g'sagt."

„Bal ma oane net kennt, woaß ma net glei, was ma red'n soll. Bei dir is dös ganz anders."

„Warum nacha grad bei mir?"

„Weil'st ma du viel besser g'fallst," hätte der Michel sagen sollen, wenn er erfahren gewesen wäre, und er hätte es auch beinah gesagt, aber er schluckte es wieder hinunter, weil er nach seiner Meinung an diesem Tag schon weit genug gegangen war.

„A so halt ... und weil mir do alte Bekannte san ..."

„Denkst no a diam dro, wia mir mitanand in d' Schul ganga san?"

„Freili woaß i's no guat."

„Wia 's du mit'n Zotz'n Peter g'rafft host, weil er mi schier in Bach eini g'rennt hot?"

„Und wia 's d' ma du dei Kletzenbrod g'schenkt hast, weil mi da Lehra so herg'haut hat ..."

„Und wia du den letzten Tag, vor 's d' in d' Studi hast müassen, an der Leit'n bei mir g'wen bist. Woaßt no, wia's d' selbigsmal g'woant host?"

Und so gingen sie nebeneinander her, und die alte Zeit stieg vor ihnen auf; sie hielten sich noch immer bei den Händen, und wenn sie an eine Erinnerung kamen, die ihnen besonders gefiel, schlenkerten sie sie lustig und vertraut.

Mit einemmal blieb Stasi fast erschrocken stehen und rief: „Da liegt wer!"

Zwei Schaftstiefel schauten aus den Halmen hervor, und mit einem scheuen Blick darauf gingen die jungen Leute schneller vorwärts.

Nach etlichen Schritten sagte das Mädel: „Am End feit oan was?"

Da kehrte Michel um und ging ein paar Schritte ins Kornfeld hinein.

Als er die Halme zurückbog, sah er seinen Vater schlafend auf dem Rücken liegen. Das Gesicht war verschwollen und mit Blut beschmiert.

Er bückte sich erschrocken nieder und rüttelte den Schlafenden an der Schulter.

„Vata! Feit dir was?"

Der Ruepp schlug langsam die Augen auf und blinzelte im Halbschlaf. Er konnte sich nicht gleich zurechtfinden.

„Han? Was is? Ah, du bischt's? Wia kimmst denn du daher?"

„Von da Station halt. Aba was is denn mit dir? Du bist ja voller Bluat!"

„Han? I? Ah so ... ja ... Auf d' Nas'n bin i halt g'fallen ..."

Er raffte sich mühsam auf und torkelte noch ein wenig.

„Herrschaftsaggera! Is scho so spat? Jetzt han

i glei gar g'schlafa. Ja, wia kimmst denn du auf amal da her?"

„I bin grad mit'n Zug kemma und bin da aufa ganga. Willst dir net 's G'sicht a weng abputzen?"

„Is ja koa Wassa it da; dös hat Zeit, bis i dahoam bin . . ."

Stasi, die den Ruepp erkannte, wandte sich um und ging allein ihren Weg weiter, indes ihr Michel mit Bedauern über die Störung nachsah.

„Was is denn dös für a Weibsbild da vorn?" fragte der Ruepp mürrisch und verschlafen.

„Dös? D' Lukas-Stasi . . ."

„So? Was tuat denn de da?"

„Sie is aa von da Bahn aufa ganga . . ."

Dem immer noch halb Betrunkenen dämmerte sein Streit mit dem Lukas auf, und er knurrte: „Bist du mit dera ganga?"

„Ja. Mir hamm ins halt troffa."

„Mit de Leut will i überhaupts gar nix z' toa hamm. Durchaus gar it, dös mirkst da . . ."

„Red'n werd ma na do no derfa damit."

„Durchaus gar it, sag i. Von dem g'schwollkopfat'n Lukas will i amal nix hör'n . . ."

Er brummte noch allerhand Unverständliches vor sich hin.

Die allerletzten Beleidigungen tauchten langsam in seiner Erinnerung auf.

Geradeso unlustig wie sein Vater tappte auch der Michel auf dem Feldweg weiter.

Er sah die Stasi sich immer weiter entfernen; ihr Kopftüchel tauchte zwischen den Halmen auf und verschwand wieder, und mit ihr ging die Freude an der Heimkehr fort, und alle Verdrießlichkeiten, die er daheim so oft verlassen und pünktlich wieder gefunden hatte, standen ihm vor Augen. Die Kümmernisse der Mutter, die zornigen Reden der Geschwister, Streitereien mit den Dienstboten, und da torkelte der Vater halb betrunken vor ihm her und brachte wieder neuen Verdruß zum alten ins Haus.

Herrgott, wenn er nicht so angebunden gewesen wäre, sondern auch ein lustiger Bauernbursch wie die andern, da hätte er mit der Stasi heimgehen oder sie wieder einmal treffen können.

Aber so — —

Der Ruepp blieb stehen und wollte seinem innerlichen Zorn ein wenig Luft machen.

„Was is nacha mit dir?" fragte er grob. „Bist jetzt firti wor'n, daß d' do amal d' Weicha kriagst?"

„Firti! Dös woaßt du do, Vater, daß i no net firti sei ko mit'n Gymnasium."

„Nix woaß i, als daß d' ma du 's Geld koscht, und daß mi d' Leut dablecka, weil du so lang brauchscht ..."

„Hättst mi halt net zwunga ..."

„Himmi ... Herrschaftseiten! A so muaß ma red'n. Bal ma's a so guat moant mit an Menschen und möcht'n was wer'n lassen, nacha schmeißast ma's du no für. Hättst mi net zwunga, sagt a, der Lapp, der nixnutzete ..."

„I bin koa Bua nimmer, Vater, daß ma so mit oan redt ..."

„Was bist 'n nacha? Koa geischtlinger Student amal g'wiß net, wia'r oana sei soll. Hat's net da Pfarra zu mir g'sagt?"

„Über dös soll'n mir jetzt net dischkriern ..."

„Net? Warum nacha net? Hat er net g'sagt, Ihner Michel, sagt er, hat nicht das richtinge Zeug zum Schtudieren, hat er g'sagt. Muaß ma'r i dös sag'n lassen und ho neun Jahr zahlt wia 'r a Schmied? Ihnen Ihr Michel, sagt a, Ihnen Ihr Sohn, sagt a, der hat nicht das richtinge Zeug. I gib dir nacha scho 's Zeug! Moanst, i fuatter di umasunst neun Jahr her?"

„Vata, laß's jetzt guat sei! Mir san jetzt glei dahoam, und es waar do besser, du tatst dir z'erscht 's G'sicht o'waschen, sunst derschreckt d' Muatta wieder ..."

„I derschrick, bal i di siech und über dös nachdenk, daß i di am End neun Jahr umasinscht her g'fuattert ho. Aber dös sag i dir, jetzt will i bald

amal was inne wer'n, daß du de erschten Weicha kriagst, sinscht is gar mit'n Zahl'n ..."

Michel antwortete nicht; sie waren bei einem kleinen Stauweiher angelangt, der unter dem Hofe lag, und er tauchte sein Sacktuch ins Wasser und gab es dem Vater, der sich brummend das Gesicht abputzte.

Es blieben aber immer noch Blutspuren zurück, so daß die Rueppin nach der ersten Begrüßung ihren Michel fragte: „Was is denn scho wieder mit'n Vata g'wen?"

„I woaß net. Er sagt, er is auf d' Nas'n g'fall'n. I hab'n in an Kornacker g'fund'n, wia 'ra g'schlafen hat ..."

„O mei Bua, is dös a Kreuz! Bei uns geht da Vadruß net aus ..."

Drittes Kapitel

In dem kleinen Austraghäusel, das vom Vater des Ruepp an den Hof angebaut und ehedem von ihm bewohnt worden war, hauste jetzt eine alte Magd Apollonia Amesreiter.

Sie war vor Jahren aus Orthofen zum Ruepp gekommen, als die erkrankte Bäurin sie um Aushilfe gebeten hatte.

Sie wurde in dieser Zeit der Rueppin so unentbehrlich, daß sie sie nicht mehr ziehen lassen wollte, und weil auch der Bauer zugeben mußte, daß die Loni die brauchbarste und billigste Helferin war, überredete man das brave Frauenzimmer zum Bleiben.

Das war vor mehr als zwanzig Jahren gewesen, und in all der Zeit bewies die Loni, daß man auf dem Rupphofe mit ihr den besten Treffer gemacht hatte.

Den Kindern war sie im Herwachsen eine treue Hüterin gewesen, und sie galt ihnen für eine zweite Mutter. Am stärksten hing der Michel an ihr,

denn er war weichmütiger wie der Kaspar und viel zutulicher wie die Leni, die in den häuslichen Kämpfen gallbitter geworden war.

Seit etlichen Wochen lag die alte Loni krank, und die müden Augen in ihrem magern, gelblichen Gesicht verrieten, daß sie wenig Hoffnung auf Gesundwerden haben durfte.

Sie selber hatte keine, und sie glaubte nicht wehleidig, daß ihr zulieb ein Wunder geschehen müßte.

Sie hatte ihr Bündel geschnürt, und am Ende war es nicht groß ausgefallen, denn was sich in fünfzig Jahren harter und treuer Bauernarbeit an Sünden begehen ließ, war nicht gar soviel.

Wenn die Loni über die schwere, blaukarierte Bettdecke hinweg nachdenklich zum Fenster hinsah, wo ein paar Blumenstöcke standen, die sie immer liebevoll behütet hatte, oder wenn sie stundenlang aufmerksam zur Weißdecke hinaufblickte, und wenn sie dabei in Gedanken ihr Erdenleben vorüber wallen ließ, erinnerte sie sich kaum an was anderes, als ans Frühaufstehen und Arbeiten bis in die sinkende Nacht.

Auch die freundlichen Bilder waren nicht frei von Müh' und Plag'. Kinderwarten. Zwischen aller Arbeit in ein paar gestohlenen Stunden den kleinen Wagen unter den Ahornbaum hinterm Haus schieben, dem Michel den Diezel ins Maul stecken und die Fliegen von ihm abwehren. Und dabei gewann sie den winzigen Kerl lieb, der sie aus seinen dicken Backen heraus vergnügt anlachte und seine Finger um ihre Nase krallte.

Über eine Weile kroch er schon auf allen vieren in der Stube herum, wenn sie die Socken stopfte und die Bauernhemden flickte und daneben acht gab, daß der Michel, der alles ins Maul steckte, was ihm unterkam, nichts Unrechtes verschluckte. Wieder vergingen etliche Jahre mit Schneien, Regnen und Sonnenschein und der kleine Kerl saß auf dem Schemel neben ihr und heftete seine erstaunten Augen auf sie, wenn sie ihm Geschich-

ten erzählte. Bauernmärchen handeln nicht von verwunschenen Prinzen und erlösten Prinzeßlein, sondern von den Wundern, die die Heiligen gewirkt haben und immer noch wirken.

Dabei ergeht es ihnen nicht immer gut, wenn sie auf Erden wallen und Umschau nach den Leuten halten. Der heilige Petrus kriegt einmal Prügel bei einem habgierigen Bauern, weil er nicht gleich zum Arbeiten aufstehen will, und er kriegt Prügel von Zimmerleuten, die ihn für einen Spielmann halten und erbost sind, weil er ihnen nicht zum Tanz aufspielen will.

Aber der Petrus ist kein sanfter Heiliger, der alles demütig hinnimmt. Der Bauer wird für seinen harten Geiz gestraft, indem er aus Dummheit seine eigene Scheune anzündet, und für die Zimmerleute müssen alle Nachfolger büßen, denn zur Strafe für ihre Grobheit wachsen die harten Äste an den Bäumen, die noch heute soviel Arbeit machen.

Vom heiligen Leonhard, dem Schutzpatron des Viehes, gibt es viele erbauliche Geschichten und vom heiligen Koloman und vom Korbinian, dem ein Bär das Gepäck bis auf Rom tragen mußte, nachdem er das Pferd des Heiligen aufgefressen hatte.

Der Loni gingen die Geschichten, so viele sie auch wußte, immer noch eher aus wie dem Michel die Wißbegierde, und wenn sie meinte, es wär' genug, lehnte der Kleine seinen Kopf schmeichelnd an sie und bat:

„Nonimuatta, no was!"

Dafür war er aber auch zufrieden und aufmerksam, wenn sie eine alte Geschichte von vorne anfing, und seine Fragen blieben sich geradeso gleich wie ihre Erzählungen.

Ob der Bauer den Petrus mit einem Stecken oder mit der Geißel gehauen habe, und ob es weh getan habe?

Darin zeigte sich auch seine Bubenart, daß er kein Mitleid mit dem Heiligen hatte, sondern herz-

haft lachte, wenn ihm die Loni vormachte, wie schmerzhaft der Bauer zugeschlagen, und wie jämmerlich der Petrus Acherl und Auweh geschrien habe.

Im Bauernhof entwächst ein gesunder Wildfang schnell der weiblichen Hut, und auch der Michel wußte sich bald im Stall und draußen bei den Knechten, wo er reiten oder das Leitseil heben durfte, schönere Freuden zu finden als in der Stube. Er kehrte aber immer gerne auf kurze Zeit zur Loni zurück und nahm stets eine backene Nudel frisch aus der Pfanne mit Anerkennung an.

Und als der Abcschütz den ersten, bitteren Gang zur Schule antreten mußte, schnallte ihm die Loni den Ranzen zu, fuhr ihm noch einmal mit der Bürste über den Janker und schaute ihm nach, wie er, viel langsamer als sonst, den Hügel hinunter schlich.

Drunten am Weiher blieb der Michel stehen und schaute zu dem Hause zurück, aus dem ihn zum allererstenmal eine unumgängliche Pflicht herausgerissen hatte. Es war ihm weinerlich zumut, und ebenso war die Alte bedrückt, denn wenn sie auch nicht lange und klug darüber nachdachte, so fühlte sie es doch, daß jede Trennung einen Riß gibt, den die Zeit erweitert und nie mehr zusammen flickt. Das mußte sie ja erst recht erfahren, als der Bauer seinen Michel in die Studi fort haben wollte.

Die Loni war ehrfürchtig gegen die Diener der Kirche und hätte den Michel wohl gerne in dieser schönsten Laufbahn gesehen, aber sie hatte auch helle Augen und einen klugen Sinn, der ihr sagte, daß ein Bub, der jedes Roß im Dorf kannte und sich keine größere Freude wußte, als bei der Arbeit draußen mitzuhelfen, nicht zum studierten Herrn paßte.

Und was ihr der Bub anvertraute, wenn er mit schlechten Noten heimkam, wie so gar freudlos sein Leben in der Schulstube sei, das gab ihr recht.

Manchmal redete sie mit der Rueppin darüber

und meinte, sie solle es beim Bauern durchsetzen, daß der Michel ausgespannt werde, aber die Bäurin stellte ihr vor, daß ihre Bitten den Ruepp bloß noch halsstarriger machen würden, und sie wußte, daß es nicht anders war.

An all das dachte die Loni jetzt in den langen Stunden, die der Tag für die Kranke hatte, und die Zukunft des Buben machte ihr Kümmernisse. Je älter er wurde, desto schwerer war die Umkehr, und am Ende war er dann der Arbeit so entwöhnt, daß er nichts mehr Rechtes anzufangen wüßte.

Und was hatte er für Aussichten? Niemand wußte besser wie die Loni, daß der Ruepp schlecht stand, denn etliche Jahre vorher hatte sie ihm auf sein Ersuchen dreitausend Mark geliehen und hätte ihm später noch einmal ein paar Tausend leihen sollen.

Da hatte sie es ihm aber abgeleugnet, daß sie noch zweitausendfünfhundert Mark erspartes und ererbtes Geld in ihrem Schranke versteckt hielt, und sie hatte sein Drängen damit beantwortet, daß sie sich um das alte Darlehen besorgter stellte, als sie war.

Wenn sie nun auf dem Krankenbette über das Fortkommen Michels nachsinnierte, stieg der Wunsch in ihr auf, dem Buben ihr verstecktes Geld und die Forderung an den Ruepp zu vermachen.

Der nächste Verwandte, den sie hatte, war auch noch ein weitschichtiger Vetter und lebte als Schreiber in der Stadt.

Sie wollte von ihm nichts mehr wissen, seit er vor langen Jahren einmal wegen einer Schlechtigkeit ins Gefängnis gesteckt worden war.

Der Mensch hatte sie einmal aufgesucht und wäre ihr gar liebreich gekommen, aber sie hatte ihm gleich gesagt, daß sich die neu erwachte Liebe nicht austrage, weil sie einem unehrlichen Menschen nichts geben würde, und wenn sie noch soviel Geld hätte.

Der Herr Aktuar Pfleiderer, so schrieb er sich, war ihr seitdem aus den Augen und aus dem Sinn entschwunden.

31*

Darum wußte sie nicht, was sie hindern hätte können, den Michel zu ihrem Erben zu machen, und sie nahm sich's vor, das in Ordnung zu bringen.

Gleich in den ersten Tagen ihrer Krankheit bat sie die Rueppin, man möchte ihr doch den Notar von Dachau kommen lassen. Aber da gerade die Ernte begann, redete sich der Ruepp, der wegen seiner Schuld die gerichtsmäßige Schreiberei scheute, darauf aus, daß vom Hof niemand wegkönne, und daß man jeden Gaul notwendig brauche. Es habe ja wohl Zeit bis auf etliche Wochen später, denn so schlimm sei die Loni nicht daran.

Die Alte ließ sich vertrösten, aber wie ihr die Füße stärker anschwollen, kam sie in große Unruhe und bat die Bäurin wiederholt, daß man's nicht länger hinausschieben möchte.

Die Rueppin ging ihren Bauern darum an, aber der wurde grob.

„Was hat denn de Alt' für a Bengserei weg'n ihre paar Markl? Moanat ma scho, sie lasset den größten Bauernhof z'ruck, daß no ja da Notari g'schwind kimmt. Dös kunnt a Testament wer'n!"

Die Rueppin schaute ihn an, und er verstand ihren Blick.

„Is scho recht! Ja. Woaß scho. Was i von ihr hab, dös werd ihr z'letzt sicher gnua sei. Waar übrigens aa schö, wenn sie 's Geld dort lasset, wo sie z'wanz'g Jahr dös best Leb'n g'habt hat. I pfeif ihr ja drauf, aba ma sagt bloß ..."

„Vielleicht will sie's da lassen ..."

„So? Hat sie was g'sagt von dem?"

„Na, aba ihran Reden nach, moan i, möcht sie's an Michel zuaschreib'n ..."

„An Michi? Dem braucht s' as net zuaschreib'n. Der hat wohl gnua von mir kriagt für sei Schtudi ..."

„Wenn sie's eahm geb'n will, wer'n s' do mir it hindern? Sinscht irbt's am End der sell Schreiber, der lüaderliche ..."

„Aba dös sag i dir glei, bal sie an Michi de Schuld vermacht, na rech'n i z'samm mit eahm."

„No ja, er hat do aa was von uns zum kriag'n,

und dös laßt si ja alls amal spater richt'n, aba jetzt muaß ma do der Loni ihr'n Will'n toa ..."

„Sagst ihr, bal der Woaz herin is, spann i auf da Stell ei und fahr selm auf Dachau eini und bring an Notari mit ..."

„Sie glaabt halt, es pressiert ..."

„Auf de paar Täg geht's it z'samm. Zerscht muaß d' Arwat g'schehg'n sei."

Der Ruepp war nie großspuriger, als wenn er von der Arbeit redete, und schon gar, wenn er etliche Tage selber mitgetan hatte.

Dann mußte man ihn neben dem Wagen hergehen sehen, wie er gewichtig einherschritt und mit der Geißel schnalzte und den Hut bis ins Genick zurückschob, damit es jeder merkte, wie sich der Ruepp mit der Arbeit erhitzt hatte.

„Also sagst ihr, bal da Woaz herin is, fahr i selm eini. Werd schö gnua sei ..."

Die Rueppin richtete es aus, und die Loni verstand, daß man ihretwegen nicht die Arbeit hint lassen wollte, obgleich sie wußte, daß der Bauer schon um Geringeres, etwa um ein Vergnügen oder eine Saufpartie, einen Tag ausgesetzt hatte. Aber ihre Bescheidenheit ließ sie es nicht unbillig finden, daß sie warten mußte. Dabei plagte sie aber eine innere Unruhe, von der sie gegen die Rueppin kein Hehl machte.

„Bal i's no derwart," sagte sie. „A diam moan i scho, 's Wassa druckt mir geng a's Herz aufa, und na kannt's sei, daß i 's gar nimma beinand hätt, bal da Notari kimmt."

„Ah geh, muaßt it so verzagt sei. Wer woaß, ob's d' net wieda aufstehst. Da Dokta hat's aa g'sagt. Da ko ma gar nix wiss'n, hat er 's letzt Mal g'sagt. Solchane Leut, sagt er, hamm oft a merkwürdige Kraft ..."

„Ja, freili, a Kraft! Wo han denn i a Kraft? Dös kenn i selm bessa, wia da Dokta. Mit mir geht's dahi, und is nimma z'fruah aa. An Michi tat i wohl no gern sehg'n."

„Den siehgst scho; der kimmt ja morg'n."

„Morg'n?"

Ein Lächeln flog über das welke Gesicht.

„Bal er morg'n kimmt, na glaab i's aa, daß ma no mitanand z' dischkriern kemma. Hat er dir g'schrieb'n?"

„Ja. Am Sunntag den acht'n Auguscht kimmt er, hat er mir z'wissen g'macht."

„Woaß er's?"

„Was? Daß du krank bischt?"

„Daß 's halt dahi geht."

„Na, er woaß nix davo, daß di du leg'n hast müaſſ'n. Schau, mir san halt aa net zum Schreib'n kemma."

„Freili. In der Arndt. Aba bal er nur morg'n kimmt!"

Und dann kam der Michel.

Wie sich die Mutter erst ihren Kummer über den Vater ein wenig vom Herzen heruntergeredet hatte, sagte sie ihm, daß die Loni drüben in ihrer Kammer liege und recht schlecht daran sei, und auch, daß sie so hart auf ihn gewartet habe.

Er ging gleich hinüber, und hatte er auch noch keinen Menschen im Auslöschen gesehen, so erkannte er doch in ihren verfallenen Zügen die deutlichen Zeichen des herannahenden Todes.

Das griff ihm ans Herz, und er legte den Kopf auf den Bettrand und weinte.

„Was hoscht denn? Muaßt it woana, Bua ..."

„Daß s' mir nix g'schrieben hamm ..."

„Ah schau, sie hamm si halt denkt, daß i di scho no derwart, und jetzt bist ja da. Wia geht's dir denn, Michi?"

„Ah mei, mir! Wenn's nur dir besser gang."

„I bin an alt's Leut, und amal muaß dös sei, daß 's an End nimmt. Da brauchscht do it woana, Bua ..."

„Weil i net dahoam bleib'n hab derfa, und weil i furt sei muaß, und jetzt find i di a so ..."

„No ja, schau, weil's d' no jetzt da bist; mir könnan do richti bfüad Good nehma von anand ..."

„Und na hab i gar neamd mehr ..."

„Hast do d' Muatta, Michi, und deine G'schwister ..."

„Du woaßt ja selm ..."

Ach ja, die Alte wußte es, wie leer das Haus da drüben war, ohne Freude, ohne Zusammenhalten. Die Bäurin zermürbt von den Sorgen, die Jungen verdrossen und erbittert über den Zustand, dem auch emsige Arbeit keine Heilung brachte.

„Schtudierst halt weita," tröstete sie. „Und na hockst di amal in a guate Pfarrei eini, und ..." sie stockte, „und wann's da amal schlecht außi gang, nacha kunnt'st am End d' Muatta no zu dir nehma ..."

„Ah mei ..."

„Was denn? Geht's it recht damit? Hoscht allawei no koa Freud zu da Schtudi?"

„I hab no koan Tag oani g'habt."

„Ja ... ja ... I hab scho viel nachdenkt über dös, Michi, und mir is nia recht g'wen, daß ma di zwunga hat."

„Hätten s' mi dahoam lassen! I waar eahna jetzt a Hülf, oder wenn's da net ganga waar, hätt i an Platz als a richtiger Knecht, und i lasset mi g'wiß it o'schaug'n und tat mei Sach. Aba so ..."

„Hoscht ja allaweil a Freud g'habt zu da Bauernarwat ..."

„Ja, und nacha hat's aber sei müass'n, daß i auf Freising kimm und mi abracker und do nix füri bring."

„Derpackst as gar it, moanst?"

„Na, Lonimuatta, mit dir kann i über dös red'n. I wer gar nia a Geischtlicher, gar nia! Und wann's aa mit'n Schtudieren leichter gang, und wann i scho firti waar mit'n Gymnasium, i werat do koana. In da letzten Stund kehrat i no um ..."

„Aber Bua, gar so hart muaßt d'as do it nehma! A Pfarra hat wohl des schönste Macha ..."

„Vielleicht. I woaß net. Wem's g'fallt, für den ko's ganz schö sei. Aber i paß amal net dazua."

„I han's wohl denkt, i han's oft denkt."

„Schau, wann so g'redt werd unter de Schulkameraden, und der oa woaß dös und der ander dös, was eahm g'fallt bei da Geischtlichkeit, und auf was er si g'freut, na is mir grad, als wenn s' was redet'n, was mi von da Welt aus nix o'geht. Aber wann mir spaziern gengan aus der Stadt außi, und i siech oan ackern am Feld draußd, na moan i, i derheb mi nimma, i muaß weg lassa von de Schulbuab'n, und wann i oan auf an Fuhrwerk siech, möcht i aufspringa und wegfahr'n, no grad weit weg, daß i nix mehr hörat und sehgat von dem Schmarrn ..."

„Geh, Michi, muaßt di net versündigen ..."

„Na, i moan's net a so, daß i was Unrechts sag'n möcht, i moan de Marterei mit'n Schtudieren. Aba dös ander, woaßt, dös bring i aa net z'samm. I hab's net mit dera Heiligkeit. Oft denk i mir, ob anderne, de wo i kennt hab am Gymnasium, und de jetzt scho drinna san im Priesterseminar, ob's dena wirkli so ernst is. I will eahna nix nachsag'n, aber i versteh's amal net. Mir kimmt's allaweil so vor, als wann i unserm Herrgott mit da Bauernarbet liaba sei müaßt ..."

Die Loni schaute ihn ernst und bekümmert an und strich mit ihrer magern Hand über die Decke.

„Über so was han i wohl no weni nachdenkt," sagte sie, „und da bin i mir net g'scheit gnua, daß i dir was rat'n kunnt. Aber freili, dös sell han i scho lang kennt, daß du für an geischlinga Herrn net paßt ..."

„Ganz und gar net," bekräftigte Michel.

„Ma sollt's bei die Leut aa kenna, zu was daß s' g'hör'n ..." fuhr die Alte fort. „Und wo s' hi'passen. Wenn ma's sogar beim Viech kennt. Aber dei Vata hat si's halt amal ei'bildt ..."

„Ja ... ei'bildt, und nacha muaß's ganz oafach geh ... Und d' Muatta hat mir aa net g'holfen."

„Michi, schau, da muaßt koan Vadruß hamm über dös. Was hätt dei Muatta toa soll'n? Sie werd si denkt hamm, wann's am End Gott's Willen is, daß du bei da Schtudi zu was kimmst,

nacha is dei Glück. De Eltern derfen net grad frag'n, was a Kind mag oder net mag ..."

„Aber was oans ko, sollen s' frag'n," sagte Michel.

„Dös sell freili. Und dei Vata hätt an Pfarra glaab'n soll'n. Er hat eahm glei abg'redt. Ja, mei Bua, was werd dös no all's wer'n?"

„Dös will i dir scho sag'n, Lonimuatta. I geh in dem Herbst nimma aufs Gymnasium z'ruck. De Professa hamm's aa g'sagt, daß dös koan Wert net hat ..."

„Und nacha?"

„Ja ... no ... da denk i hin und her. Wann da Vata anderst waar, und wann er si net a so ei'spreiz'n tat, nacha hab i mir scho denkt, ob i net in de landwirtschaftliche Schul auf Weihenstephan geh soll ..."

„Kost dös viel Geld?"

„Kost'n werd's freili was, aber net so viel, als wann i ins Gymnasium z'ruck gang, weil i ja darnach no lang net firti waar."

„Und da gang's am End no guat naus, Michi?"

„Freili, i kannt amal a guate Stell kriag'n, als Verwalter, und auf a größers Guat kemma. Aber werst sehg'n, mit'n Vata laßt si über dös net red'n."

„Mit eahm wohl net, aba Bua, sieghst, wenn dös net so lang dauert und net gar soviel Geld kost, nacha hilf dir i dazua."

„Du ... Lonimuatta?"

„Ja. A bissel was hab i, und dös soll dei g'hören."

„Na ... dös muaßt du selm b'halt'n."

„I? I wer bald nix mehr b'halt'n kinna."

„Geh, an dös muaßt it denk'n."

„Warum net? I hab koa Zeit nimma, daß i's nausschiab, und i hab nix mehr anderst zum denk'n als wia dös."

„Warum sollt'st du nimma g'sund wer'n?"

„Weil's gar is, Bua. Dös kenn i guat, und mir is ganz recht a so. Da tat mi ja unser Herr-

gott strafa, wenn i als a Kranker umanand hocka müaßt. Über dös red'n mir nix mehr. Ich mach die Sach, und nacha werst du a richtiger Mensch. Gel?"

. Die Alte suchte seine Hand. Er gab sie ihr und saß lange schweigend neben ihr.

„Koa Sünd werd's wohl it sei, daß du auf de Weis von der geischtlingen Schtudi wegkimmst?"

„Na, i hätt nia ferti g'macht; dös braucht dir koa Kümmernis net sei."

„Und i denk mir," sagte die Alte mehr zu sich selber als zum Michel, „wann ma so was net gern werd, soll ma's ja it wer'n. Aba jetzt gehst ummi zu deine Leut, Michi. I muaß a weng rast'n, und sagst da Muatta, vielleicht schaugt s' spater no amal her, vor s' ins Bett geht ...

Michel ging, und als er die Türe sachte hinter sich zuzog, sah er, daß die Alte ihre müden Augen auf ihn gerichtet hielt und ihm zulächelte.

Viertes Kapitel

Als Michel am andern Morgen aufwachte, stand die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel; er sprang rasch aus dem Bett und sah beschämt, daß es auf sieben Uhr ging.

In der Küche traf er seine Mutter, die allein zurückgeblieben war, denn alle, der Kaspar, die Leni und die Dienstboten, waren vor Tag aufs Feld hinaus.

„Daß mi net g'weckt habt's!" sagte der Michel, als ihm die Mutter eine Kaffeesuppe vorsetzte.

„Zu was denn wecka? Den erst'n Tag dahoam hast di do scho ausschlafa derf'n."

„Na. Da muaß ma si vor de andern schinniern; der Kaspar werd mi schö auszahna."

„Geh zua, du bist do koa Bauernknecht."

„Aba wenn d' Arwat pressiert, möcht ma do aa mithelfa, und ös laßt's mi in Tag eini schlafa. Is da Vata draußen?"

„Na, der schlaft no. Er muaß si wieder auskuriern von sein Sunntag."

Michel löffelte schweigend seine Suppe aus, und die Rueppin setzte sich neben ihn.

Als sie wiederholt mit einem „ja, ja ... so is halt amal" und „ja mei Bua" tief aufseufzte, fragte er:

„Habt's allaweil no Vadruß?"

„Der geht bei uns net aus. Von an Sunntag wollt i no gar nix sag'n, obwohl daß dös aa schiach gnua is, wenn er danach an halben Tag und länger seine Räusch ausschlaft. Aba wia oft kimmt's vor, sogar in der Arndt, daß er mitten unta da Woch wegafahrt auf Dachau eini oder auf Altomünster ummi. Da is wohl koa Wunder, daß ma z'ruckhaust."

„Is scho so weit?"

„Weit gnua. Und is koa Aussicht auf a besser wer'n."

„Dös versteh i aa net, Muatta, daß d' ma dös net früher g'sagt hast."

„Du moanst zweg'n an Schtudiern?"

„Ja. Waar do scho g'scheiter g'wen, i hätt enk net aa no 's Geld kost."

„Dös hätt's no derleid'n müass'n, und tat's aa jetzt derleid'n, wenn da Vata dergleichen tat. Aba ma siecht si ja net naus, bal dös net bessa werd, sondern im Gegenteil, allaweil no schlechta. Er laßt si in Handelschaften eini ziahg'n, de wo er net vasteht, und valiert 's Geld dabei, und für all's ko da Hof net aufkemma."

„Wia kimmt er denn zu dem?"

„Im Wirtshaus halt, wo all's Guate dahoam is. Da kimmt er mit de Handler z'samm, und de schmatzen eahm was auf, und ausred'n laßt er eahm ja nix. Du kennst'n do. Da woaß eahm der oa a Roß zum verschachern; der ander a Holz, an dem gar soviel Geld zum vadeana waar, und kimmt er amal gleichauf, oder macht a gar an kloan Profit, na is no schlechta. Na moant er scho, er is da best beim Handeln und Schachern,

und fahrt in die Wirtshäuser umanand und hat's grad gnädi und tuat woaß Good wia groß, und z'letzt zahlt er allmal drauf ..."

„Hilft's Zuared'n gar nix?"

„Ah wa ... I red eahm zua wia'r an krank'n Roß, aba i ko gar nix richt'n bei eahm. Net oamal, daß er auf mei Red'n was gibt. Siehgst, da han i de vorig Woch an Bartl auf Dachau eini schicka woll'n, daß da Notari zu da Loni außa kimmt. An Deanstbub'n ko ma do amal an Tag g'rat'n. Aber na! Dös geht net, er fahrt selm eini, und weil ma an Gaul in der Arndt z' notwendi braucht, werd's verschob'n, und de Alt arbet si in da Unruah ganz auf ..."

„Na fahr i eini ..."

„Dös is wahr, Bua, dös tuast ..."

„Bal mir da Kaspar sei Radl leicht, mach i mi nach'n Essen auf'n Weg."

„So mach ma's. Du kunnt'st as so aa glei nehma, aba woaßt scho, da Kaspar is a bissel eigens. Bal'st jetzt auf's Feld außi gehst, fragst'n ... Und beim Notari drin machst as pressant; de Alt is so viel unruhig; heut in da Fruah hat s' mi wieda g'fragt und bitt ..."

„Is recht, Muatta, und jetzt schaug i a weng zu de Leut außi ..."

Als er aufs Feld hinauskam, war der Kaspar mit einem Knecht und dem Dienstbuben noch eifrig beim Mähen, hinter ihnen drein banden die Weiberleute die Garben.

Nach einer Weile setzte Kaspar aus, wetzte seine Sense und sah den Michel auf sich zukommen.

„Ah, der Hochwürden! Willst uns an Seg'n geben zu der Arwat, oder willst bloß zuaschaug'n, wia ander Leut schwitzen?"

„Brauchst mi net föppeln, i arwat gern mit, wenn mir da Bartl d' Sans' gibt."

„Is uns an Ehr mit an g'weichten Herrn oder an halbg'weichten ..."

„Geh, lass's guat sei, und daß i net vergiß, auf'n

Namittag muaßt ma dei Radl leicha. I fahr auf Dachau eini."

„Ahan, nach der Arbeit ist gut ruhen, hoaßt's bei dir."

„Net z'weg'n an Vagnüag'n. I soll an Notari b'stell'n für d' Lonimuatta."

„Will ja der Alt eini fahr'n."

„D' Muatta sagt aba, d' Loni hat koa Ruah und bitt allaweil drum, und i bin ja glei drin."

„No ja, und dein Vorteil siechst dir ja aa dabei."

„Wia dös?"

„De Alt will ja die paar Kreuzer der Geischtlichkeit vermacha . . ."

„Z'weg'n dem pressiert's mir net mit'n eini fahr'n."

„Na is recht, du tuast as bloß für de guat Sach . . . und i leich dir 's Radl dazua . . . da geh her, Bartl!"

Der Bub kam heran.

„Gib dei Sans' an hochwürdigen Herrn; vielleicht bringt er a Schneid ani . . ."

Bartl grinste, als er Michel die Sense gab, und der zog ohne weiteres Reden Jacke und Gilet aus, trat in die Reihe neben seinen Bruder und fing zu mähen an.

Die Sonne brannte so heiß herunter, daß die Luft flimmerte, und auch vom Boden stieg eine Hitze auf, daß Michel wie in einem Backofen schwitzte. Er merkte wohl, wie ungewohnt ihm die harte Arbeit war, das Kreuz schmerzte ihn, die Arme taten ihm weh, und er mußte allen Willen zusammennehmen, um nicht zu weit hinter den andern zurückzubleiben. Aber wenn er nachgeben wollte, dachte er an die Spottreden seines Bruders, und dazu war es ihm, als müßte er den Beweis liefern, daß er zur Arbeit tauge. So hieb er tapfer ein und schwang bald die Arme in einem gleichmäßigen Takte, bei dem er leichter Atem holte wie anfangs, wo er zu hastig gewesen war.

Als sie die lange Mahd bis zum Grenzrain fertig hatten, schulterte Michel wie die andern

seine Sense und ging gemächlich zurück, sich wohlig dieser kurzen Rast hingebend, die ihm neue Kraft gab. Bei der dritten und vierten Mahd hatte er sich schon ganz an die Arbeit gewöhnt und spürte weniger Müdigkeit wie nach der ersten.

Inzwischen kam der Bartl, dem man heimgeschickt hatte, mit Bier und Brot zurück, und nun kamen alle zum Untern in den Schatten eines breitästigen Ahorns.

Michel begrüßte im Zotzen-Peter, der Dienstknecht war, einen alten Schulkameraden und setzte sich zwischen ihn und die Zenzl, die zweite Magd, ins Gras.

Er bekam eine Flasche Bier und einen Keil Brot, von dem er langsam Stück für Stück herunterschnitt; die Hand war ihm durch die Arbeit schwer geworden, und die Bewegung beim Essen, wie er jeden Schnitz bedächtig zum Munde führte, verursachte ihm ein wohliges Gefühl von Kraft und zugleich von Ausrasten.

Er sah von seinem Platze aus weitum emsige Menschen auf den Feldern und suchte mit seinen Blicken die Ackerbreiten des Lukas ab. Von fernher blitzten weiße Kopftüchel auf, und er wußte nun, wo die Stasi arbeitete, und dachte, wie schön es wäre, wenn sie jetzt so neben ihm säße, wie die Zenzl, die gerade ihre dicken Waden lachend vor den Angriffen des Zotzen-Peter versteckte.

„Wer kimmt denn da daher?“ fragte der Kaspar und streckte den Hals.

In einer Entfernung von etlichen hundert Schritten ging ein Mann auf dem Fußwege; bald verschwand er hinter dem hoch stehenden Getreide, bald war er wieder frei sichtbar, und die scharfen Augen Kaspars hatten gleich erkannt, daß er ein Städtischer sei.

Gleich darauf sah er auch, daß der Fremde eine Dienstmütze auf dem Kopfe trug.

„Dös waar ja bald ...“ brummte er halblaut vor sich hin und warf einen bedeutsamen Blick auf Leni, die auch unruhig geworden war.

Kein Zweifel: als der Mann näher kam, erkannte man, daß er ein Gerichtsbeamter oder so was Ähnliches sei.

Kaspar stand auf und schlenkerte zum Fußweg hinüber, und dabei hob er hie und da ein paar Garben auf und tat so, als ob er die Ähren angelegentlich betrachte.

Nun war der Mann auf etliche Schritte herangekommen, und es zeigte sich, daß er wirklich ein Amtszeichen auf der dunklblauen Mütze trug.

„Heut is amal a richtig's Wetter zum Arbeit'n," sagte er und blieb stehen.

„Ja ... so waar's scho recht," antwortete Kaspar.

„Heuer kann ma do überhaupts net klag'n, aber ihr Bauern seid's ja nie z'fried'n."

„'s Rentamt scheint's aa net, sunst verlanget's net allaweil no mehra ..."

„'s Rentamt?" Der Mann lächelte. „Da können S' recht haben; dös hat scho an weit'n Magen."

„Seid's ös an oana?"

„Na, vom Rentamt bin i net. Aber sagen S' amal, geht's da zu einem Bauern, namens Umbricht?"

Der Fremde zog ein blaues Heft aus der Tasche, schlug es auf und las vor:

„Michael Umbricht, zum Ruepp auf der Leiten ..."

„Ja ... brauchen S' bloß allaweil gradaus geh. Dös Haus dort droben is ..."

„Dank schön. Also gut'n Tag und gute Verrichtung ..."

Er grüßte und wollte gehen.

Da fragte Kaspar:

„Sie entschuldigen, Sie hamm g'sagt, Sie san net vom Rentamt. Was san S' denn nacha?"

„Auch a unbeliebte Persönlichkeit ..."

„Am End a G'richtsvollzieher?"

„Er selber net, aber sei Stellvertreter. Grüß Gott!"

Kaspar sah ihm finster nach und ging langsam

zu seinen Leuten zurück. Er nahm gleich die Sense auf und mahnte die andern zum Aufbrechen.

„Geht's weida! Mir hamm no an schön Fleck zum Abhau'n ..."

Michel merkte beim Aufstehen, daß die Zenzl dem Peter einen vielsagenden Blick zuwarf, und daß beide lächelten, und es entging ihm auch nicht, daß sein Bruder zornig war; er dachte sich wohl, daß er mit der fremden Amtsperson irgend was gehabt habe, aber er wollte nicht fragen und ging mit den andern weg.

Kaspar blieb mit der Leni so weit zurück, daß man ihn nicht hören konnte.

„Jetzt hamm ma's," sagte er halblaut. „Es wird oiwei schöna; kimmt da G'richtsvollzieher scho ins Haus!"

„Marand Josef! War er dös?"

„Ja. Nach'n Weg zum Ruepp hat er g'fragt ..."

„Was werd dös wieda sei!"

„Dös is net schwar zum derrat'n. Schuld'n werd er hamm mit seine Täuschlereien, mit seine gottverdammten!"

„Was ma da no derleb'n müass'n!"

„Daß ma abi rutschen. Ehnder gibt ja der lüaderliche Mensch koan Ruah, bis net all's hi is ... Herrgottsaggerament, am liabern schmeißat i d' Sans' hi und gang auf und davo. Als Knecht kriagat i do mein Lohn richti und müaßt net warten und rum red'n um a jed's Markl. Plagt ma si für den Saustall und is und werd do nix. Aba lang tua i nimma mit ..."

„Muaßt an 's Sach denka, Kaschpar!"

„Ja, denk no recht dro! Es werd a so bald koa Sach nimma da sei zum dro denka, wenn er auf d' Gant kimmt, der Mensch, der nixnutzete ..."

„Moanst d', i soll hoam geh und schaug'n?"

„Ah! Was sehgast denn da?"

„I hab koan Ruah nimma ..."

„No ja, na schaug hoam; ko da Bartl daweil beim Bind'n helfa. Am End is g'scheita, bal du dahoam bist, sunst is d' Muatta ganz alloa ..."

„Er schlaft ja z'erscht no."

„Da G'richtsvollzieher weckt'n scho. Nacha ko er'n o'blinzeln aus seine versuffan Aug'n. So bin i scho aufg'legt, daß i aa am liabern hoam gang und schmeißet eahm all's vor d' Füaß hi..."

Leni eilte heim und traf im Hausflötz ihre Mutter, die erschrocken vor dem Gerichtsmenschen stand.

„Da Bauer kimmt glei," sagte sie. „Er hat si aufg'fall'n und is it ganz guat beianand..."

„Was geit's denn da?" fragte Leni scharf und schaute den Mann zornig an.

„Was 's gibt?" sagte dieser ruhig. „Ja, hoffentlich a Geld, sonst müaßt i was pfänden..."

„Jessas! Jessas!"

„Sei no staad, Muatta!... Vata!" schrie Leni in gellendem Ton. „Waar do scho Zeit, daß d' außa kamst!"

„O... hö... hö!" brummte der Ruepp und knöpfte noch sein Gilet zu, als er aus der Schlafkammer heraus kam. „Du kunnt'st ja no bessa schrei'n..."

„Muaß vielleicht d' Muatta den Dreck wegramma, den du herg'macht hast?"

„Du redst di ä weng gar leicht, du!..."

„Is ja wahr! Muaß ma si da net z' Tod schama, bal oan da G'richtsvollzieher beim helliacht'n Tag ins Haus kimmt? Und du flackst im Bett, und d' Muatta woaß sie net z' rat'n und z' helfa..."

„Dös wer i scho macha, desweg'n brauchst du it schrei'n als wia'r a Krattlerin..."

„Ja, dös woaß ma scho, wia's d'as du machst..."

„Halt 's Mäu, sag i... Was gibt's denn da überhaupts?" fragte er den Gerichtsvollzieher in barschem Ton.

„Sie, ich bitt mir an anderne Sprach aus, gel? Ich bin hier im Dienst, verstanden? Da wer'n S' Ihnen irren, wenn Sie glauben, daß Sie mir mit Lackelhaftigkeiten kommen können..."

„I wer no frag'n derfa, was Sie in mein Haus herin woll'n."

„Jawoll, aber in an andern Ton. Ich bin der Stellvertreter des G'richtsvollziehers Stumbeck und hab' bei Ihnen eine Forderung einzutreiben."

Der Ruepp war durch die scharfe Sprache des Mannes, der als gedienter Feldwebel den richtigen Tonfall hatte, eingeschüchtert.

„I woaß nix von koana Forderung," sagte er kleinlauter.

„Wissen Sie's net, so? Ich kann Ihr Gedächtnis auffrischen. Da is das vollstreckbare Urteil vom Landg'richt München ..." Er entfaltete ein Papier und las vor:

„Wasserburger gegen Umbricht. Sie schulden in Haupt- und Nebensache einschließlich der Kosten neunhunderteinundvierzig Mark und sechzig Pfennig. Können Sie sich jetzt an die Kleinigkeit erinnern?"

„Was? Für den frechen Juden, da müßt i zahl'n? Dös gibts 's durchaus gar it ..."

„Wenn Sie nicht zahl'n woll'n oder können, dann werd ich eben pfänden ..."

„Von kinna is koa Red it. Für de Bagatell'n werd mei Hof no guat sei ..."

„Also dann ... nur raus mit die Maxen!"

„Was? Bal mi der Jud, der ausg'schamte, ganz offenbarig betrog'n hat? Der sell Gaul is dampfig g'wen, und für dös han i de bescht'n Zeug'n, de wo de Sach richtig sag'n kinnan ..."

„Das hätten Sie früher und beim G'richt sagen müssen. Da is ein Versäumnisurteil und is rechtskräftig, und damit fertig."

„Dös gibt's na do scho net. Wo waar denn da a Vasäumnis, bal i gar nix inne wor'n bin?"

„Sie hamm die Klage zugestellt kriegt. Machen S' mir nix vor!"

„Ko scho sei, daß amal was kemma is, aba als Landwirt hat ma do koa Zeit, in Summa, bei der größt'n Arwat, daß ma'r an jed'n Papierfetz'n lest."

„Den hätten S' scho lesen sollen ... Jedenfalls mich geht das gar nix an."

„Den verklag i weg'n Betrug, dös laß i weida geh bis aufs Reichsg'richt ..."
„Schön. Aber heut heißt's zahl'n ..."
„Dös glaab i na do scho net, bal dös ganz offenbarig is und bal i de bescht'n Zeug'n hab ..."
„Ich hab net so viel Zeit, mein Lieber, und Ihr Prozeß geht mich gar nix an. Bei mir gibt's bloß zahl'n oder pfänden."
„I bin gar net beim G'richt g'wen mit dem Juden, mit dem ausg'schamten, na kann i aa net verurteilt sei ..."
„Eben weil Sie nicht dort waren, und weil S' Ihnen kein Advokaten g'nommen hamm, deswegen sind S' verurteilt wor'n. Das is ja das Versäumnis ..."
„Dös werd ma nacha do scho ei'sehg'n beim G'richt, daß a Bauernmensch bei da größt'n Arwat koa Zeit net hat ..."
„Nein, das siecht man nicht ein, aber dös siech i ein, daß Sie net verstehen woll'n, und wahrscheinli auch net zahl'n ..."
„I will mei Recht hamm. Muaß ma'r i an so an offenbarigen Betrug g'fall'n lass'n? Da muaß 's Reichsg'richt her ..."
„Also wenn Sie nicht zahl'n woll'n, nacha geh'n wir jetzt in Stall naus."
„Was recht is, wer i zahl'n ..."
„Recht is neunhundertundeinundvierzig Mark und sechzig Pfenning. I wart fei jetzt nimmer."
„Dös hat ma aa net allaweil dahoam ..."
„Ich will Ihnen was sagen. Der Doktor Rosenbaum, der Vertreter von Ihrem Gegner schreibt, daß er Ihnen acht Tag Frist geben will für den Rest, wenn Sie mir sofort eine größere Summe einhändigen."
„Und bal i's net ei'händig?"
„Pfänd ich Ihnen einen Gaul oder a paar Küh ..."
„Mehra wia dreihundertfufzg Mark hab i net bei da Hand ..."
„Schön, geben S' mir die, und in acht Tag

32*

zahlen S' das andere, sonst muß ich wieder kommen."

„Aber guat sei laß i's net, und bis zum Reichsg'richt muaß de G'schicht geh ..."

Der Ruepp ging brummend in die Kammer, und als er wieder zurück kam, zählte er auf das Fensterbrett dreihundertfünfzig Mark hin.

Der Gerichtsvollzieher schrieb ihm eine Quittung und ging.

Während des ganzen Vorgangs hatte die Rueppin ihren Mann ängstlich angeschaut; die Leni stand mit untergeschlagenen Armen daneben und machte ein bitterböses Gesicht.

Als der Beamte zur Tür hinaus war, sagte die Bäuerin nach einem schweren Seufzer:

„Pfänd't wer'n mir na do it? Daß wenigstens des Allerärgst net passiert!"

Der Ruepp war schon wieder großspurig.

„Kümmer di um dös it. Dem Malafizjuden, dem vadächtigen, brock i a Suppen ei ..."

„De hoscht scho ins ei'brockt," sagte Leni grob.

„Du nacha mit deina Goschen, was geht's denn di o?"

„Leider, daß 's mi was o'geht; mir waar's scho liaba, i waar in an richtinga Haus."

„Daß 's dir sei nimma guat gnua is! Na suachst dir a bessers."

„Dös waar net hart zum find'n; besser is glei oa's."

„Nur recht frech sei, sag i. Tua di no ja net schinniern!"

„Waar g'scheiter, es schinnieret si wer anderer und waar drausd bei der Arwat und stand net herin bei de G'richtsvollzieher umanand!"

„Jetzt laß 's guat sei, Leni!" wehrte die Mutter ab.

„Is ja wahr! Muaß ma si vor de Deanstbot'n schama. De hamm's aa g'sehg'n, wia der sell mit da Haub'n zum Hof zuawa ganga is."

„De wissen an Dreck," sagte der Ruepp grob. „Und überhaupts über meine Prozeßsacha wer mi

i bekümmern, aber du di net. Und dös sell wer i scho macha, daß der Betrug offenbarig werd. Und z'weg'n was gehst denn du überhaupts vom Feld eina? I hätt di wohl it braucht da herin ..."

Leni gab keine Antwort mehr, sondern warf die Küchentüre hinter sich zu, daß die Scheiben klirrten.

„A so an unguat's Luada, a so a zahnet's!" schimpfte der Ruepp hinter ihr drein.

„Sie moant's ganz recht," sagte die Bäurin.

„Was vasteht denn de von sellane Sacha? Dös muaß i besser wissen, was i z' toa hab ..."

„Und des allerbest waar, wann du gar nix z' toa hättst mit de G'richtssacha ..."

„Laß dir no Zeit! Dem Juden hoaz i ei, daß eahm warm werd. Und jetza schaugst, daß d' mir in da Kuchl a weng was Sauers z' machen kimmst. Dös sell richt mi wieda z'samm."

Der Ruepp ging in seine Kammer, und die Bäurin richtete in der Küche das Essen für die Leute, die bald vom Feld hereinkommen mußten.

Die Leni half ihr dabei, und wenn sie zornig mit dem Geschirr klapperte, nickte die Rueppin zustimmend mit dem Kopfe und seufzte tief auf.

Fünftes Kapitel

Wie der Ruepp in seiner Kammer allein war und auf dem Bettrande sitzend vor sich hin stierte, machten ihn seine Gedanken verzagter als alle scharfen Worte der Leni.

Seine Schulden standen mahnend vor ihm, seit ihm eine davon so widerwärtig in Erinnerung gebracht worden war, und er hielt über seine Gläubiger eine ängstliche Musterung ab.

Da war der Pfäffel von Glonn, dem er die dreihundertfünfzig Mark, die vom Gerichtsvollzieher weggenommen worden waren, fest versprochen hatte, und er wußte, daß der Unterhändler sich nicht leicht noch einmal vertrösten lassen werde.

Und dem Müller Lenz von Aufhausen war er an die fünfhundert schuldig, und dem Wasserburger pressierte es ganz gewiß mit dem Rest, der auch beinahe sechshundert ausmachte.

Der Ruepp dachte an alles mögliche, aber bloß nicht daran, wie er auf seinem gefährlichen Wege umkehren und durch Schaffen und Sparen allmählich wieder auf gleich kommen könne. Das ging langsam und mühevoll, die Zahlungen aber drängten. Was blieb also übrig, als bei andern Hilfe suchen?

Unter den Weidachern war keiner, der ihm das Vertrauen schenken würde. Nicht ein einziger. Was der Lukas geradeheraus gesagt hatte, das dachten die andern, und ein Ersuchen von ihm hätte bloß zu heimlichem Gerede geführt; die einen gönnten ihm die Verlegenheit, den andern war sie gleichgültig, und alle hatten sie schon lang vorausgesehen.

Aber wo wollte er sonst Hilfe kriegen? Wieder von einem Unterhändler? Das hieß ein größeres Loch aufmachen, um das kleinere zuzuschütten.

Und doch! In Gott's Namen!

Er schaute stumpfsinnig zum offenen Fenster hin und achtete nicht auf den blauen Himmel, der übers Scheunendach zu ihm hereinsah, und nicht auf den Sonnenschein, der prall auf der weißen Stallwand lag.

Eine Hummel flog herein und brummte wie zornig in der Stube herum.

Fauler Bauer, was ist denn? Hinaus aufs Feld! Ist das auch noch eine Art, an einem solchen Tag da herin hocken und über Geldtäuschlereien nachsinnieren?

Aber die Gedanken des Ruepp nahmen keine andere Richtung.

Es handelte sich bloß darum, sich jetzt einmal geschwind aus der Klemme zu ziehen, und war's so weit, dann mußte er ja auch einmal Glück beim Handeln haben und konnte alles heimzahlen.

Das war genau so wie selbigesmal, wo ihm die Loni geholfen hatte.

Herrgott ja — die Alte!

Wenn er es doch noch einmal bei der probierte? Er konnte ihr ins Gewissen reden, daß sie soviel Jahre das beste Auskommen bei ihm gehabt hatte und dafür auch einen Dank schuldig geworden sei. Freilich hatte sie's ihm hartnäckig abgeleugnet, daß sie noch was habe, allein die Sprüche kannte er.

Selbigesmal war sie bockbeinig und zuletzt hantig gewesen, und sie hatte ihm ein paar Brocken hingeworfen, die er nicht gern verschluckte, aber jetzt war sie krank, und die Aussicht auf einen baldigen Tod hatte sie gewiß zugänglicher gemacht, wenn man ihr nur richtig ins Gewissen redete.

Der Plan gefiel dem Ruepp immer besser, je länger er darüber nachdachte. Er stand auf und öffnete die Kammertüre, um zu horchen.

Die Leni war mit der Bäurin in der Küche, und sonst war niemand daheim; so konnte er unbemerkt zu der Alten hinüber.

Er trat leise ein, und Loni, die über die hohe Bettdecke weg nicht zur Türe sehen konnte und in Gedanken verloren war, meinte, es sei die Bäurin, die wie gewöhnlich nach ihr umschaue.

Sie erschrak, wie der Ruepp ans Bett kam und bei ihrem Anblick ein freundliches, recht mitleidiges Lächeln aufsetzte.

Sie sagte aber nichts, sondern schaute ihn nur müde an.

Was er wollte, wußte sie auf der Stelle; das nämliche halt, was er jedesmal wollte, wenn er alle paar Jahr einmal zu ihr herüber kam.

„Wia gehts dir denn, Loni?" fragte der Bauer, und kein Geistlicher hätte es sanfter vorbringen können.

„Schlecht," sagte sie.

„Hab's wohl g'hört, hab's mit an großen Bedauernis g'hört und ho's gar it glaab'n woll'n. D' Loni, hab i g'sagt, is a Zache, de gibt si so schnell it. Aba no, alt bischt halt aa, und g'rackert hast di deiner Lebtag, da is na z'letzt koa Wunder."

„Is wohl koa Wunder . . ."

„Gel ja, Muatterl, sagst as aa. Aba den Trost hoscht, daß d' dei Sach allaweil richtig g'macht hast auf dera Welt, und bal ma dös mit Wahrheit sag'n derf, braucht ma si nix fercht'n ..."

„M... hm ... ja, bal ma's sag'n ko ..." murmelte die Loni und der Ruepp hätte eine Anspielung darin sehen können, wenn er gewollt hätte.

Aber dazu war er viel zu barmherzig und mild aufgelegt.

„Bal dös überhaupts oani sag'n ko, bist as du. Dös Zeugnis muaß dir a jeda Mensch geb'n, und z'allererscht i. Und desweg'n glaab i's aa, du muaßt as drent schö kriag'n ..."

„Des sell mach i liaba mit'n Pfarra aus ..."

„Freili, aba mi sagt grad. I muaß dir alle Ehr geb'n und muaß dir aa vergelt's Gott sag'n für dein Fleiß und überhaupts für allssammete ..."

„I dank dir schö ..."

„Is net mehra wia mei Schuldigkeit. Du woaßt scho, was i moan ..."

„I ko jetzt von dem it red'n," sagte die Loni, und es klang trotz ihrer schwachen Stimme mürrisch. „Du muaßt as scho amal in Richtigkeit bringa," setzte sie hinzu.

„Feit si nix, Muatterl. Für dös bin i scho da ..."

„Du host ma's aba scho lang g'hoaß'n ..."

„Scho, aba i hab mir denkt, du bleibst ja bei ins, und mir g'hör'n z'samm, net? Da kimmt's auf Zeit net o, bal's no sicher is ..."

„M ... hm ... ja ... bal's sicher is."

„Werst na do koan Angst net hamm z'weg'n dem? Na ... na ... sell derf di gar it bekümmern. Schau, für di oder, wenn's scho Gott's Will'n is, für den, der no amal erbt, is ja der Hof guat ... da ko ja nix fei'n ..."

Die Alte wurde unruhig; die Gedanken, mit denen sie sich in den letzten Tagen soviel beschäftigt hatte, kamen über sie.

Sie zupfte an der Decke und sagte:

„An Notari habt's mir aa it g'holt."

„Desweg'n bin i ja zu dir umma kemma ..."

log der Ruepp. „Wia ma's d' Bäurin g'sagt hat, han i mir denkt, ah was, dös pressiert wohl it. De alt Loni is halt a weng schwach und moant glei des Irgste; da hat's lang Zeit, han i mir denkt. Aba weil i jetzt siech, daß de di Sach wirkli druckt, is was anders, und jetzt sollst sehg'n, daß i dir z'liab all's tua. I fahr heunt no auf Dachau eini und hol an Notari ..."

„Waar mir scho ganz recht."

„Na ... na, da gibt's nix. Ob mir jetzt a Fuhr mehra eina bringa oder net, auf dös geht's aa nimma z'samm. Du hoscht as wohl vadeant, daß ma dir all's tuat."

„I dank dir schö ..." sagte die Loni versöhnlicher.

„Is gern g'schehg'n; da braucht's koan Dank gar it. Na mach ma's a so, i fahr heut eini, und morg'n fruah werd na da Notari außa kemma. Soll i eahm dös glei o'geb'n, was da'r i schuldi bi?"

„Na ... dös sag i eahm scho selm."

„Sagst as eahm selm; ganz richti. No ja, i hab grad g'moant, weil du mir amal g'sagt hoscht, daß du sinscht koa Geld it hoscht ..."

„I hab aa koa's ..."

Die Loni sagte es hastig und abweisend.

„Grad desweng, schau Muatterl, i kannt ja nacha beim Notari zu'n Protokoi geb'n, auf wen daß du de dreitausad Mark übri schreib'n laßt. Na brauchat er am End gar it außa fahr'n und waar'n de Kost'n daspart ..."

„Na, er muaß scho außa kemma ..."

„Also nacha richt i's a so aus, daß er moring kimmt. Es g'schiecht akarat a so, wia's d'as du hamm willst. Nacha gilt's scho ..."

Die Loni glaubte, daß jetzt genug darüber geredet sei, und drehte den Kopf nach der Wand zu, aber der Ruepp zog jetzt gar den Stuhl ans Bett und hockte sich hin.

Sie wußte jetzt, daß das eigentliche noch kam.

„Ja ... ja ..." seufzte der Bauer. „So geht's auf dera Welt. Mir waar's glei liaba, i liegat

an deiner Statt, und du waarst g'sund und frisch auf de Füaß ..."

Die Loni regte sich nicht.

„Was hat ma denn?" fuhr der Ruepp fort. „Muaßt di schind'n und plag'n und hast nix als wia Sorgen und Kümmernis. An jeden Tag waar's mir recht, wenn's gar waar. I verlangat mir wohl koa länger's Leb'n. Es is nix, als wia'r a Marterei ..."

Die Alte gab keine Antwort.

„... Ja ... ja ... bal si oana rühr'n kunnt, waar's was anders, aba bal oan d' Händ bunden san, bist und bleibst der Narr deiner Lebtag. Und kannt ma si oft mit so weni helfa, aber na, es helft oan koa Mensch, und ma bleibt der Fretter ... was hast g'sagt?"

„Nix ..."

„I ho g'moant, du hast was g'sagt. Ja mei Muatterl, i bin dir neidi um 's Kranksei, derfst d'as g'wiß glaab'n ..."

„I glaab's net ..."

„Warum net? Was han i denn davo, daß i beim Tag umanand geh mit de Kümmernis und bei da Nacht it schlaf vor de Sorg'n?"

„Hätt'st d' bessa g'haust!"

„Jetzt hast was g'sagt. Bessa g'haust. No ja, ma sagt it vo dem, daß ma si a diam an Pfenning dersparn hätt kinna, aba vo dem kimmt's net, sondern weil oan d' Händ bunden san."

Er schwieg und sah die Alte lauernd an, aber sie wandte sich nicht um, und es schien fast, als wäre sie eingeschlafen.

Da nahm sich der Ruepp einen festen Anlauf und räusperte sich zuerst.

„Siehgst, Muatterl, i sag dir's ganz aufrichti, i siech mir koa Hülf nirgends als wia bei dir."

Das Muatterl rührte sich auch darauf hin nicht.

„I hab mir a so denkt, siehgst, i hab ma denkt, wo waar i denn hi'kemma, wann d' ma du selbigsmal net g'holfa hättst, aba so is guat wor'n, weil'st ma du g'holfa hoscht."

Die alte Loni drehte sich jetzt um und schaute den liederlichen Menschen ernsthaft an.

„Was is denn guat wor'n?" fragte sie.

„Allssammete. Du woaßt gar it, was du selbigsmal to hoscht für mi und für ins alle mitanand. I waar nimma auf d' Füaß kemma, dös ko da'r i sag'n, so hamm mi de Wuacherer bei da Gurgl g'habt ..."

Die Alte wandte den Blick nicht von ihm ab, und sie sah viel mehr, als der armselige Lügner glaubte. Daß es keine Hilfe gab für einen, der so von innen heraus verfault war wie der; sie war so müd und abgeschlagen, daß sie seine Worte kaum verstand, aber auch wenn sie bei ihren Kräften gewesen wäre, hätte ihr sein Reden fremd und sinnlos geklungen, denn zwischen Redlichkeit und Unehrlichkeit gibt es kein Verstehen. Sie hatte sich auch damals nicht von ihm täuschen lassen, sondern hatte der Bäuerin und den Kindern zulieb geholfen.

Der Ruepp glaubte aber, daß er das schwache Weibel schon halb herumgebracht habe, und lächelte sie schmerzlich an.

„Und heut," sagte er, „heut is net viel anderst wia selbigsmal, und da woaß i mir koan Ausweg nimmer und muaß halt wieda zu dir kemma und frag'n, schau Muatterl, magst mir denn gar it helfa?"

„I hab nix mehr ..."

„Geh zua, bal mi so dro is wia du, soll mi an Menschen, der wo in seiner Kümmernis zu oan kimmt, net a so abspeis'n. Schau, was hoscht denn davo? Bei mir tuast a guat's Werk und tuast as net mir alloa, sondern aa der Bäurin und alle, de wo mit dir g'lebt hamm und san freundli g'wen zu dir und hamm dir all's to. Du bischt do im Haus net als wia'r a Deanstbot g'wen, du hoscht do dazua g'hört. Folgedessen hat's di do ganz anderst o'ganga, was ins betrifft, und geht di aa heut no anderst o ..."

„I hab nix ..."

„Dös muaßt it sag'n ..."

„Warum net?"

„Weil's it wahr is, schau, und weil ma net lüag'n soll, bal ma amal so dro is wia du, Loni. Und was hoscht denn von dem Geld? Is dös vielleicht recht, wann's oana kriagt, der wo si nia um di bekümmert hat? Und de Leut, bei dena du dös beste g'habt hoscht, de ganga laar aus? Bal's a so kimmt, Loni, was müassen denn mir von dir denga, und was für a Nachred kriagst du auf de Weis' bei ins? Macht dös gar nix aus? Is dös allssammete gleich?"

„Was i hab, kriagt koa Fremda ... und jetzt laß mir amal mei Ruah!"

„Kriagt koa Fremder, sagst? Ja, wer kriagt's denn nacha? D' Bäurin hat mir amal was g'sagt, daß du an Michi dei Sach geb'n mögst. Gegen dös sag i ja nix, aba du muaßt na do a weng an dös denga, was i für'n Michi g'leist' hab bis jetzt, und wann er amal geischtli werd und für di extra beten und meßles'n ko, hoscht du dös net mir zum verdanka? Und bal du mir jetzt net hülfst, und i ko eahm net weida studiern lass'n, hat dös an Sinn? Du stehst dir ja selm im Weg. Er soll's kriag'n, aber spater; jetzt kunnt'st du mir damit helfa und durch dös aa'r an Michi. Du muaßt richti denga, Muatterl, schau ..."

„Mei Ruah möcht i; i bin so viel müad ..."

„Sagst wohl, du mögst a Ruah hamm; moanst d', i hab oani, wann i jetzt furt geh und siech, daß d' ma du aa 'r it helfa willst? ..."

„I hab nix ..."

„I woaß anderst, Loni. I woaß, daß du a Geld hoscht ..."

Die Alte hatte sich trotz ihrer scheinbaren Ruhe so aufgeregt, daß sie mit den Händen in fiebriger Hast über die Decke strich; es wurde ihr ganz ängstlich zumute, und sie fing zu weinen an.

Der Ruepp stand auf. Er war doch erschrocken über das, was er angerichtet hatte, und da er

nicht mehr daran glaubte, daß er seinen Zweck erreichen könne, wollte er gehen.

Als er sich umwandte, stand seine Bäuerin vor ihm; er hatte ihr Eintreten nicht bemerkt und war nun etwas verwirrt.

„Was tuast denn du?“ fragte sie hastig und arg bestürzt.

Darüber ärgerte er sich und fand seine Fassung wieder.

„Was wer i toa? Nachschaug'n halt, wenn's verlaubt is. Bal's d' mir du jeden Tag vorjammerst, daß i ei'spanna soll und auf Dachau fahr'n, wer i wohl nachschaug'n derfa, ob's wirkli so pressiert.“

„Hätt'st du it mi frag'n kinna?“

„I hab 's selm sehg'n woll'n. Verzählt hoscht ma's oft gnua.“

„Da Dokta hat eigens g'sagt, ma soll d' Loni it aufreg'n . . .“

„Waar scho an Aufregung, bal ma si nach oan erkundigt. I hab ihr versprocha, daß i heut auf Dachau fahr . . .“

„Du?“

„Ja, — i . . .“

Er sagte das unwirsch und ging schnell zur Türe hinaus; das Getu war ihm zuwider, und vor allem wollte er darüber keine Fragen hören, warum sich die Alte so aufgeregt zeige.

„Hast du g'woant, Lonimuatta?“ fragte die Rueppin.

„I ho mi so g'forcht'n . . .“

„Vor eahm?“

Die Alte nickte, und die Bäuerin setzte sich neben sie und streichelte ihre Hand.

„Er is do it grob g'wen mit dir?“

„Na . . . grob it . . .“

„Aber er hat was woll'n?“

„Woaßt d' as ja so.“

„Na . . . na . . . i han koa ruhige Stund nimma im Haus. An all's hätt i denkt, aber an dös it, daß er zu dir umma geht und di plagt . . .“

Jetzt kamen der Rueppin die Tränen, und sie wischte sie mit dem Schürzenzipfel ab.

„Was werd no all's über mi kemma?" schluchzte sie.

„Laß guat sei!" tröstete die Alte. „Er werd halt wieda Schuld'n hamm ..."

„Wenn oan scho da G'richtsvollzieher ins Haus lafft!"

„Da ... G'richtsvollzieher?"

„Ja, vor a Stund is er da g'wen, und grad halt, daß er eahm a paar hundert Mark geb'n hat kinna, sinscht waar'n mir gar no pfänd't wor'n ..."

„Bist an arm's Leut ..." sagte Loni und hob den Kopf mühsam aus den Kissen. „Du hast aa nix guat's derrat'n ..."

„Wohl nix guat's. Ma tat ja all's gern, und waar mir koa Arwat net z'viel, aba d' Schand aushalt'n, des sell is dös Irgst ..."

„Jetzt woan net a so! Vielleicht geht's do no besser außi, als ma moant ..."

„I siech koan Ausweg net. Er werd net anderst, und er gibt koan Ruah, bis net all's hi is ..."

Die Loni mußte ihr nur allzu recht geben und konnte sie nicht trösten.

Sie sah zum Fenster hin, durch dessen obere Scheibe die Sonnenstrahlen in die Stube herein fielen.

„Hat's a schön's Weda für d' Arndt?" fragte sie, um die Bäuerin auf andere Gedanken zu bringen.

„I — ja ..."

„Werd da Kaschpa froh sei ..."

„Bei ins is neamd froh ..."

„Du muaßt it ganz verzag'n, Afra. Dös machat all's no schlechta, und schau, es is nacha do viel wert, daß da Kaschpa a ganz an anderner ist. Bal an Bauern 's Wassa recht an Krag'n geht, übergibt er vielleicht, und nacha kannt all's no bessa wer'n ..."

„Ja ... ja ... bessa ..."

„Warum it? I kannt mir denga, daß er an Hof hergab durch dös, bal eahm d' Leut scho mit'n G'richt kemma ..."

„Vielleicht ... ja ..." die Bäuerin seufzte tief auf. „Aber du sollst net so viel red'n, und i derf di mit meine Kümmernis net aa no plag'n ... I bin umma kemma, weil i dir sag'n hab woll'n, daß da Michi auf Dachau eini radelt zum Notari."

„Da Michi?" Die Alte lächelte freundlich. „Sagst eahm vergelt's Gott von mir."

„Aba jetzt will ja er eini fahr'n ..."

„Dös braucht's nacha nimma; bleibt ja 's Roß für d' Arwat dahoam. Na ... na ... dös braucht's nacha net; sag's eahm no, daß da Michi einifahr'n will ..."

Loni sprach wieder ganz aufgeregt.

„Heb di no staad, i sag's eahm glei ... und auf dös gib i aa Obacht, daß er nimma zu dir eina kimmt. Brauchst di net ängsten ..."

„Is mir scho liaba, bal er net kimmt."

„I mach's scho; dös versprich i dir ... und jetzt pfüad di Good, Lonimuatta!"

„Bfüad di ... und an Michi sagst vergelt's Gott ..."

Die Rueppin traf den Bauern im Hof, wie er den zweisitzigen Bernerwagen herausschob.

„Du brauchst it auf Dachau," schrie sie ihm schon auf zwanzig Schritte zu.

„Was is?"

„Auf Dachau brauchst net eini fahr'n. Radelt scho da Michi eini."

„Dös werd mei Sach sei, was i toa will; da Michi soll no draußd a weng mithelfa, i fahr jetzt amal."

„Braucht ma ja 's Roß z' notwendi ..."

„Dös han i allaweil g'sagt, und do hascht dageg'n g'redt. Jetzt weil i nachgeb'n hab, bracht'st d' as du wieda anderst daher. Dös waar ja a Lipperlg'spiel ..."

„Jawoi is oans, wenn der ander mit'n Radl eini fahr'n ko, und du nimmst's Roß von der

Arwat weg. Muaß ja dir aa recht sei, bal mir mit'n Einafahr'n koan Aufenthalt hamm."

„Nix da! I ho's amal g'sagt und ho's der Alt'n versprocha, und bei dem bleibt's ..."

„Versprocha ... ja! I woaß scho, z'weg'n was du bei da Loni drent g'wen bist. Daß di du gar it schamst! Bringt er dös alte Leut in de größt Angst ..."

„Was is dös für a G'red, für a dumm's?"

„Hat sie's net g'sagt zu mir, daß sie si frei g'forchten hat vor deina?"

„An Schmarrn hat s'. Han i net auf dös allerbeste g'redt mit ihr? Jetzt kam sie mit'n Fercht'n daher, de Loas, de dappige!"

„Schimpf no! Du woaßt recht guat, daß 's wahr is. Hoscht du dös it gesehg'n, daß de Alt g'woant hat? Und z'weg'n was? Gel, du woaßt as guat gnua?"

„Nix woaß i. Bal sie ihra Sach nimma beinand hat und z'weg'n nix 's Woana o'fangt, was geht denn dös mi o?"

„Ja, und bal du ihr a so zuasetzt, daß sie dir a Geld geb'n soll, waar's da a Wunda, daß si a kranke, alte Person fürcht? Derf ma's ja gar it sag'n, was si de denkt hat."

„Sag's no! Is oa Dummheit wia de ander. Herrgottsaggerament! Da hört si do scho allssammete auf. A ganze Woch her muaß i de Bengserei hamm, geh, fahr eini! Geh, hol ihr do an Notari! Geh, tua 'r ihr do den G'fall'n! Und nacha bin i da Lapp und geh ummi und frag s', ob 's ihr wirkli a so pressiert, und nacha bracht 's der alte Scherb'n a so außa, als wann sie si fercht'n hätt müass'n. Dös is ja a Narrenhaus!"

„Ja, bal's net no was schlechter's is. I brauch dir nix sag'n, und bal's d' a schimpfst, du woaßt as do!"

„Nix woaß i, und jetzt hamm ma ausg'redt, Herrgottsaggerament!"

„Oha! Was is denn?" fragte Kaspar, der mit Michel in den Hof hereingekommen war.

Weiter hinten zeigten sich schon die Dienstboten.

„Ah nix," antwortete die Rueppin, die keinen Auftritt haben wollte. „I hab an Vata bloß g'sagt, daß da Michi auf Dachau eini radeln will; sinscht waar er eini g'fahr'n."

„Gar nix sinscht! I fahr eini, wia'r i's g'sagt hab."

„Zu was denn?" fuhr Kaspar hitzig auf. „Z'weg'n was denn an Gaul nehma, bal der Michel 's Radl hat?"

„Weil i's g'sagt hab, sag i."

„D' muaß na do scho a Vastand dabei sei beim Sag'n. Bal ma 's Roß dahoam braucht, fahrt ma do it zu da Gaudi umanand."

„I gib dir na scho a Gaudi! Hat mi net d' Muatta sechstausadmal bitt um dös?"

„Bal's aber anderst so leicht geht!" beschwichtigte die Rueppin.

„Heut a so und morg'n a so . . . I gib enk koan Narr'n net ab," schrie der Bauer. „Jetz is amal g'sagt, i fahr, und gar is, und da Herr bin i da auf'n Hof."

„Ja, bal di da G'richtsvollzieher net außi schmeißt!"

Kaspar achtete in seinem Zorn nicht mehr darauf, daß die Dienstboten seine Worte hören mußten. Und jetzt war auch der Ruepp außer Rand und Band.

„Bürschei! A so kamst du mir? Derfst du so was sag'n geg'n dein Vata? Derfst di du a so aufmanndeln gegen meiner? Du! G'hört 's Sach scho dei?"

„Mir net und dir aa bald nimma. Aba de Juden oder deine g'lumpat'n Spiaßg'sell'n, deine Unterhandla . . ."

„'s Mäu haltst!"

„Net halt i's," schrie Kaspar sinnlos vor Wut und schmiß die Sense an die Stallwand, daß der Stil abbrach. „Und jetzt ko'st dein Dreck selber macha und eina bringa, bal's d' dir gnua g'suffa hoscht z' Dachau drin! I gib dir koan Hanswurscht'n ab, dir, daß d' as woaßt . . ."

„Aba Kaschba!“ rief die Rueppin.

Der hörte aber nicht auf sie, sondern ging ins Haus und polterte über die Stiege in seine Kammer hinauf, wo er sich aufs Bett setzte und voll ingrimmiger Wut vor sich hin murmelte.

„Steht's it da umanand!“ befahl die Rueppin den Dienstboten. „Da gibt's nix zum Schaug'n und zum Horcha!“

Sie folgten ihr, aber die Mägde lachten dabei heimlich vor sich hin, und der Zotzen-Peter drehte sich noch einmal an der Tür um und streckte den Hals neugierig nach dem Bauern hin, der neben dem Wagen stand und die Bäuerin und den Michel finster ansah.

„Geh zua!“ sagte die Zenzl und zog ihn in den Flötz hinein.

„Dös kimmt davo,“ sagte draußen die Rueppin.

„Ja, vom dumma Red'n, und bal ma de eigna Kinda aufhetzt.“

„I ho s' wohl it aufg'hetzt. Dös werst du it behaupten kinna ...“

„Na, sag i. Wia stellt si denn der freche Kerl gegen meiner her?“

„Dös is net bloß von heut, dös woaßt du guat. Er hat aa Aug'n im Kopf und siecht allerhand.“

„Was siecht a?“

„Wia 's bei uns abi geht. Ko eahm dös gleich sei, daß an an solchan Tag als wia heut 's Roß für nix und wieda nix auf Dachau eini g'sprengt werd? Dös muaß do an Menschen vadriaß'n ...“

„Is dös sei Roß oder dös mei?“

„Geh zua! Da hat 's Red'n koan Wert it, bal du oan net vasteh willst.“

„Wert hat's wohl koan, und jetzt fahr i erst recht, sinscht moant der Flegel, der grobe, er is da Herr, und i fürcht mi vor eahm ...“

„Und d' Arwat bleibt liegen?“

„Ausg'redt is ...“

Der Ruepp ging in den Stall und zog den Fuchsen heraus, den er selber einspannte.

Die Bäuerin wollte ihm noch gütlich zureden,

aber er gab ihr nicht mehr an, setzte sich auf den Wagen und rappelte zum Hofe hinaus.

Michel war während des ganzen Auftritts still beiseite gestanden und sagte jetzt zur Mutter:

„I geh zum Kaschbar aufi und schaug, daß i'n wieda auf gleich bring."

„Hoscht recht, Michi. D' Arwat muaß ja do g'schehg'n, und bal ma no so verzwidert is. I hätt' s' sunst a scho lang hintri schmeißen kinna."

„Laß no guat sei, Muatta! Mir müassen alle a weng z'sammhelfa, nacha werd's scho geh . ."

„Ja... ja... es werd so geh', wia's geh' muaß."

Sechstes Kapitel

Der Ruepp fuhr im scharfen Trab auf der breiten Aichacher Straße gegen Dachau zu und ließ seinen Fuchsen kaum bergauf im Schritt gehen. Immer wieder zog er ihm eines über, daß der Gaul unwillig die Ohren zurücklegte und mit den Hinterbeinen ausschlug.

Es half ihm aber nichts; sowie er sich ein wenig Zeit lassen wollte, fühlte er die Schmitze recht schmerzhaft auf der Haut brennen.

Vielleicht wollte der Bauer dem neugierigen Geschau der Leute auskommen, die links und rechts auf Feldwegen mit ihren Gespannen hinausfuhren und erstaunt waren, daß einer um die Zeit herum kutschieren mochte.

„Is dös net der Ruepp?"

„Freili is er's . . ."

„Der fahrt wieda der Arwat davo. Und grad pressieren tuat's eahm, daß s'n nimma derwischt."

Wenn der Ruepp diese Bemerkungen auch nicht hörte, so konnte er sie doch aus dem Benehmen der Leute erraten.

Die Mannsbilder lachten und nickten sich zu, und die Weiber hielten die Hände über die Augen und schauten ihm wie einem Meerwunder nach.

33*

„Safft's enk no gnua!" brummte er vor sich hin. „. . . Wiah!"

Eine Wegstunde hinter Weidach lag ein Wirtshaus, das einen schattigen Garten auf die Straße hinaus hatte.

Sonst kehrte der Ruepp dort nicht ungern ein, aber heute wollte er vorbeifahren, denn an einem Erntetag konnte er nicht auf Gesellschaft rechnen, und außerdem wäre er einer üblen Nachrede sicher gewesen.

Aber wie er das dachte, hörte er etliche gellende Pfiffe und schaute zurück.

Ein dicker Kerl kam eilig aus dem Garten gelaufen und schrie ihm zu:

„Moanst net, du haltst, du Bauernfünfa, du ganz abscheiliger! Hö . . . sag i . . . halt staad!"

Er ließ ihn herankommen, und da war es der Schmuser Schlehlein von Orthofen, dessen rotes, finniges Gesicht vom Laufen glühte.

„Was is denn da passiert, daß du an Wirtshaus vorbeifahrst? San d' Schandarm hinter deiner?"

„Mach it lang Sprüch, i ho koa Zeit. Willscht was?"

„Eahm schaug o! Koa Zeit hamm! Aber paß auf, bal's d' auf Dachau fahrst, laßt mi aufhocka . . ."

„Na mach zua!"

„So . . . öh . . . also . . ."

Der Dickwanst kletterte auf den Wagen und ließ sich schwerfällig auf den Sitz fallen.

Er rückte den Hut aus der Stirne und sah den Ruepp mit einem listigen Lächeln an.

„Is da dahoam fad wor'n? Bei dem schöna Weda gang d' Arwat nimma aus, gel?"

„I han a G'schäft z' Dachau."

„So? Dös werst allemal hamm, bal'st ausruckst dahoam, du Feinspinna."

„Ah was! Hör mit dem Schmarrn auf!"

„Du bist ja guat aufg'legt heut. Zwickt di da Wasserburger a weng? Hab's scho g'hört."

„Der werd bal auszwickt hamm, der Leutbetrüaga ..."
„Hoscht an Prozeß damit?"
„I mag it red'n davo. Aba bal's d' z'sammkimmst damit, sagst eahm, den sell'n Betrug mit sein Roß, den zoag i an Schtaatsanwalt o."
„Du werst do it moana, daß i auf dem seiner Seit'n bi? Den kenn i scho länger wia du. I hab dir's amal g'sagt, woaßt as nimma? Z' Dachau is g'wen beim Hörhammer, Ruepp, han i g'sagt, laß di mit'n Wasserburger net ei, da bist ausg'schmiert, vor's d' o'fangst. Aber glaab'n teat's ja ös nix, ös Luftg'selchten."
„Bei enk sagt's oana vom andern, und bei an jeden is wahr."
„Jetzt hast amal schö g'redt. Vo wem host denn du dös mehra Geld vadeant, als wia von mir? Woaßt as nimma, de sechshundert Mark mit de Sagprügel vom Fottner?"
„De hoscht scho lang wieda herin."
„Is mir nix bekannt. I will s' aa gar net. Mir is nix liaba wia dös, daß oana was richtig's owa schneidt, der wo mit mir handelt."
„Is scho recht nacha ..."
„Fahrst du z'weg'n dem Prozeß auf Dachau eini?"
„Was für an Prozeß?"
„No ja, geng an Wasserburger. Daß d'n o'zoagst?"
„Na. Z'weg'n dem versaam i koa Viertelstund."
„Hoscht sunst a G'schäft?"
„Ja."
„Du ruckst heut scho gar net außa mit da Sprach. Derf ma's net wissen?"
„Zu was denn?"
„No ja, nacha net. Mi geht's ja eigentli aa nix o. Kaffst was?"
„Na ..."
„Oder hoscht was zum Verkaffa?"
„Aa net ..."
„Na — ja ... na ... Jetzt Herrgottsaggerament, was hoscht denn du für an Hamur heut? Jetzt reut's mi scho bald, daß i aufg'stieg'n bi."

„I hab dir net pfiffa."

„Hoscht du was geg'n mit? Na sag's no pfeigrad!"

„Nix hab i. Und bal'st as scho wissen muaßt, i fahr grad zum Notari eini und kehr glei wieda um."

„Ah so ... zum Notari? Hoscht was zum Verbriaf'n?"

„Na. Außa kemma soll er. Zu an Testament macha."

„Hö ... hö! Hat's dei Bäurin so kloa beinand?"

„Ah Schmarrn! An alt's Leut, de bei mir is."

„Eppa gar de alt Loni?"

„Jawoi. Woher kennst'n du de scho wieda?"

„Net wer i s' kenna, wo i ihran Vettern guat kenn, den Pfleiderer."

„So? Woaßt du vo dem was?"

„Freili; er is ja von Orthofen dahoam und hat an Schreiber g'macht z' Minka drin. Na hat er amal was aus der Kassa mitgeh lassen und is ei'g'sperrt wor'n. I glaab über a Jahr."

„Mhm ... ja ... D' Loni hat amal was erzählt davo, und er is aa oamal auf d' Visit kemma. Lebt der sell no?"

„Der lebt wohl no; i hab'n erst vor a Wochen a vier, a fünf in da Stadt g'sehg'n. Er is bei an Advokaten, hat er mir g'sagt."

„So? No, i hab eahm wohl net nachg'fragt."

„Der werd halt jetzt ausrutschen, wann de Alt a Testament macht?"

„Ah mei, de werd z'erscht nix hamm."

„Z'weg'n nix laßt ma do net an Notari komma. Und i glaab, der Pfleiderer verhofft sie no an Brocka Geld."

Der Ruepp horchte auf. Es war ihm nicht recht, daß er dem Unterhändler soviel erzählt hatte.

„So an alt'n Deanstbot'n," sagte er, „kemman a paar hundert Mark aa no wia'r a Vermög'n vor. Vielleicht vermacht sie's da Kircha."

„Oder dir?"

„Ja freili! A so a Schmarrn!"
„I ho mir halt denkt, weil du selm eina fahrst, is dir z' toa um de Sach."
„I ho sunst scho aa no was. Dös mit'n Notari trifft si grad a so auf."
„Ah so! Was nacha?"
„All's brauchst du ja net z'wissen. Moanst net?"
„Von mir aus. Stellst d' beim Unterbräu ei!"
„Ja ..."
„Da kunnt's leicht sei, daß mir an Wachinger Seppi treffat'n. Er hat heut a paar Ochsen auf Dachau verkafft."
„I will'n net treffa; i hätt scho koa Zeit net."
„A Maß a zwoa kannt ma do mitanand gurgeln bei dera Hitz."
„Na, sag i. Bal i beim Notari war, fahr i wieder hoam."
„Und bal'st dös ander G'schäft g'macht hast," sagte der Unterhändler und setzte wieder sein schlaues Lachen auf.
„Ganz richtig. Und bal i dös ander G'schäft g'macht hab ... öh ... heb staad!"
Sie waren beim untern Pflasterzolleinnehmer in Dachau angelangt, und der Ruepp wollte seinen Geldbeutel aus dem Sack ziehen.
„Laß no!"
Schlehlein hatte schon ein Zehnerl aus der Gilettasche geholt und nahm den Zettel in Empfang.
Gleich darauf fuhren sie beim Unterbräu vor, und der Hausknecht kam und half beim Ausspannen.
„Gehst net a weng eina?" fragte Schlehlein.
„Auf a Halbe geht's net z'samm," antwortete der Ruepp. „I hab heut a so no nix G'scheidt's g'essen."
Und er trat in die Gaststube ein, in der es kühler war wie im Freien.
Schlehlein ging hinter ihm und begrüßte lärmend zwei Mannsbilder, die ihm im Äußeren und im Benehmen sehr ähnlich waren.
„Ah! Da Wachinger Seppi! Hast de Dachauer ausg'schmiert mit deine Ochsen? Und da Zederer

is aa do! Grüaß die Good, Xari! Was hast denn du für a Lumperei an Sinn? Muaßt d' wieda Bauern rasiern?"

„Jetzt heben s' net her, san allsammt am Feld draußd . . ."

„Allsammt net," sagte Schlehlein und nickte mit dem Kopf gegen Ruepp hin, der mit der Kellnerin redete.

„Ah . . . da Ruepp! Da sitz di her. Siecht ma do aa 'r amal an Bauern, der wo si ausschnauft bei der Arndt."

„J schnauf mi net gar so viel aus."

„Aba heut do scho. Ruck no eina do!"

Eine Stunde später saß der Ruepp noch am Tisch und hatte bei der lustigen Unterhaltung und dem guten Bier seinen Verdruß vergessen.

Ein paar Mal schaute er nach der Uhr, aber der Schlehlein versicherte ihm, daß er vor drei oder gar vier den Notar nicht antreffe, und der Zederer wußte außerdem, daß ein paar Bekannte von ihm auf vier Uhr hinbestellt seien, und bis die fertig wären, könnt es halb fünf Uhr werden.

So nahm der Ruepp den Vorschlag zu einem scharfen Tarock an, denn er spielte gern hoch und hatte in Weidach keine Gelegenheit dazu.

Sein Bedenken, daß er nicht genug Geld mitgenommen habe, beschwichtigte der Wachinger, der seinen schweren Geldbeutel auf den Tisch schlug und schrie: „Nimm da no außa, soviel 's d' magst! Waar ja net übi; du bist ma guat gnua."

Er ließ sich's nicht zweimal sagen und ließ sich gleich für alle Fälle zweihundert Mark geben, die er ja auch sonst brauchen konnte.

„Schreibst ma so an Babierwisch, grad daß ma's net vergißt, oda bal mi heut no da Schlag treffat," scherzte der Wachinger, und der Ruepp unterschrieb.

Die Kellnerin brachte Karten, kleine Geldschüsseln und Blöcke, und alle waren kreuzfidel über den schönen Nachmittag.

Der Zederer patschte in die Hände und lärmte.

„Macht's as fei a weng christli! Net, daß mir d' Schmetterling wieda nehmt's, wia 's letztmal. Und da Ruepp is a so a ganz an ausg'stochner, hab's so g'hört ..."

Das war eine Schmeichelei, die der bescheidene Bauersmann gern hörte, und sie tat ihm so wohl wie ein Lob seiner Kenntnisse in der Landwirtschaft.

Am Anfang ging alles gut und freundschaftlich und vergnügt.

Der Ruepp gewann nach der ersten Blokade über dreißig Mark und heimste noch manchen Lobspruch ein, wenn er hartnäckig geschunden oder tapfer geschmiert hatte.

„Is a ganz a Feina," sagte der Wachinger. „Ja, von de G'scheerten, da ko ma 's Tarocken lerna; tean oiwei, als wann s' net bis fünfi zähl'n kunnt'n, und daweil loachen s' di, daß dir de' Aug'n tropfen ..."

Aber die Jovialität ließ nach, als die Einsätze höher wurden und auch das Bier seine Wirkung tat.

Der Ruepp hatte einen roten Kopf, und sein streitsüchtiger Charakter kam allmählich in Gang.

Als ein Spiel mit hohem Einsatz durch einen Fehler des Herrn Agenten Zederer an Schlehlein verloren ging, hielt er mit seinem Unmut nicht zurück.

„A so a Rindviech!" schrie er und schlug mit der Faust in den Tisch. „Wenn's d' mit der Aß steh bleibst, kriag'n mir sein Zehner. Waar'n dreiasechzg ..."

„Net so viel Rindviech!" gab der Herr Agent zurück. „A jeda spielt nach seiner Karten, und von so an luftg'selchten Hammel wer i's Tarocka net lerna müassen ..."

„Bleibt ma'r it steh mit der Aß z' viert? So saudumm han i do no gar nia spiel'n sehg'n ..."

„Na hätt'st du den höchsten Trumpf net bracht, du Bauerndada! Durch dös hast du mi zum Schmier'n aufg'fordert ..."

„Da schmiert ma do koan Aß, Hanswurscht, dappiger!"

„Wer Hanswurscht? Was Hanswurscht?"

„Vielleicht net? Is de Farb no gar it g'spielt, und er lafft mit der Aß!"

„Nimm di a weng z'samm, sag i, sunst kriagst oani, daß d' in koan Sarg nimmer eini paßt!"

„Von dir nacha?"

„Ja, von mir."

„Jetzt seid's staad!" beschwichtigte Wachinger. „Dös Kritisiern hat koan Wert."

„Waarst du it steh blieb'n mit der Aß?" fragte der Ruepp.

„No ja, an andersmal bleibt er steh, aba du host'n aa verführt mit dein Trumpf werfa. Jetzt is scho amal, wia's is ..."

„Und der ander ziahgt dreißg Mark auf mit sein g'lumpat'n Solo."

„Gar so schlecht is net g'wen," sagte Schlehlein und lachte herzhaft.

„Dös is allemal hi, aba bal oana so saudumm ..."

„Bst! Jetzt fang net no mal o. Ausgeb'n is ..." mahnte Wachinger.

Der Ruepp trank in seinen Ärger hinein und wurde immer hitziger. Er schlug die Karten auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, spielte leichtsinniger, verlor und verdoppelte und vervierfachte den Einsatz und verlor wieder. Seinen Gewinn hatte er längst eingebüßt, aber auch von den zweihundert Mark lag schon viel auf den Geldschüsseln der Herrn Agenten, die sich unterm Tisch lebhaft mit den Füßen unterhielten.

Der halbbetrunkene Bauer, der immer mehr in Hitze geriet, merkte davon nichts, aber einmal sah er beim Abheben, daß die letzte Karte, die er erhalten mußte, die Eichelaß war. Als er die letzten vier Karten aufhob, war die Aß nicht mehr dabei.

Er fuhr auf.

„Ja, Herrgottsaggerament, du hoscht ja mei Oachelsau vermankelt."

„Was Oachelsau?" fragte der Geber Schlehlein unschuldig.

„D' Oachelsau is drunt g'wen; dös hab i amal

deutli g'sehg'n, und jetzt waar der Schell'nkini drunt."

„Da hat's di täuscht."

„Net wahr is," schrie Ruepp und warf die Karten zusammen. „Moanst d', i laß mi b'scheißen?"

„Gel, dös sagst net nomal!"

„Tausadmal! B'schissen host!"

„Ja ... ja ... Was fallt denn dir ei? Hat's dös scho amal geb'n, daß mir oana dös sagt?"

„Na sag da's i. G'stell di net a so! Überhaupts ös Leutbetrüaga!"

„Halt! A so geht de G'schicht net," sagte Wachinger ruhig, aber mit ernstem Nachdruck. „Dös kam ja beinah so raus, als wann du ins alle mitanand ..."

„Jetzt wer i belzi," schrie Zederer. „Schmeiß' ma'n außi, den Engländer!"

„No zua ... ös Mankler, ös verstohl'ne!"

„Ah ... ah!" machte Schlehlein.

„Ruepp, du bischt nimma ganz nüachtern," vermittelte der besonnene Wachinger. „Du woaßt nimmer, was du sagst."

„Net woaß i's? So? Hab i net d' Oachelsau abg'hob'n? Is net d' Oachelsau drunt g'wen? Und wo is na jetzt?"

Bei jedem Wort schlug der Ruepp mit harten Knöcheln auf den Tisch. Aber der Agent Wachinger verlor seine würdige Ruhe nicht.

„Was dös mit der Oachelsau sei soll, woaß i net; es laßt si aa nimmer nachkontrollieren. Aba dös woaß i, daß bei uns nix Unrecht's vorkimmt. Für dös steh i guat ..."

„Und i für dös," schrie Zederer, „daß mir ins z' guat san und ins net schlecht macha lass'n von so an krachledern I-haha ..."

„Halt auf! G'schimpft derf nimma wer'n. Da Schlehlein gibt nomal ..."

Der Ruepp hatte schon so viel verloren, daß er nicht aufhören mochte; er dachte, wie die meisten Spieler, daß sich das Glück ihm wieder zuwenden müsse, und in seinem Eifer vergaß er das Vorkommnis, das ihn deutlich genug hätte warnen sollen.

Indes gab er scharf Obacht und sah seinen Mitspielern beim Geben so mißtrauisch auf die Finger, daß sich zartere Gemüter verletzt hätten fühlen müssen.

Die Herrn Agenten aber waren abgehärtete Männer und zeigten um so weniger Empfindlichkeit, als der Bauerndada ständig verlor.

Es war ein Verhängnis.

Auch mit guten Karten konnte er nicht gewinnen; seine Mitspieler errieten jede Schwäche und benützten sie mit staunenswerter Klugheit.

Vielleicht war es nicht bloß Kombinationsgabe, was ihnen zu merkwürdigen Erfolgen verhalf. Hinter dem Ruepp hing ein kleiner Wandspiegel; so hoch, daß er ihn nicht beachtete, aber so weit nach vorne, daß der Wachinger darin mit einem flüchtigen Blicke alles sah, was ihm dienlich war.

Wenn einer von den Herren Agenten gab, schaute er sachverständig und teilnehmend dem Ruepp in die Karten, wischte sich unauffällig über die Augenbrauen, kratzte sich an der Nase oder rieb sich am Ohr.

Was sich oben nicht mitteilen ließ, gab unterm Tisch ein Druck mit dem Fuße weiter, und das Ergebnis war immer, daß der Ruepp selbst die guten Spiele verlor.

Der Nachmittag rückte immer weiter vor, und die Bäume vor dem Unterbräu warfen lange Schatten; auf der Straße wurde es lebendig. Handwerker kamen aus ihrer Werkstatt heraus und lobten den schönen Abend, Kinder spielten im Freien, und von den Weblinger Feldern fuhren hochbeladene Erntewagen herein.

Der Ruepp merkte nichts davon; je mehr er verlor, desto mehr versteifte er sich darauf, durch ganz unerhörte Glücksfälle den Verlust wieder hereinzubringen.

Die zweihundert Mark waren weg, und von den hundert, die ihm der Wachinger nochmals lieh, war nicht mehr viel übrig.

Er wurde immer aufgeregter und schimpfte über sein Pech und über das Spiel der andern.

Aber dann stand doch einmal ein hoher Einsatz von etlichen vierzig Mark, und der Zederer hatte ihm eine gute Karte gegeben.

„Spiel'n!" schrie er.

Der Wachinger spielte auch.

„Herzen!" lärmte der Ruepp, der sein Solo nicht verlassen wollte.

Aber es hatte wieder eine Schwäche, und schon nach den ersten drei Karten merkte er, daß ihn der Wachinger durchschaut hatte.

Er zögerte mit dem Auswerfen und fing zufällig einen Blick auf, den sein gefährlicher Gegner in den Spiegel warf.

Er drehte sich rasch um und wußte jetzt, woher die hellseherische Einsicht seiner Mitspieler kam.

Er warf die Karten hin und hatte mit einem raschen Griff die vierzig Mark, die als Block standen, in Sicherheit gebracht.

„Ös Diab! Ös Falschspieler!" schrie er wütend.

„Bist narrisch wor'n? Laßt 's Geld steh! Außa mit'n Geld!" brüllten die andern, und diesmal ließ auch der Wachinger seine Würde hinten.

Der Zederer hatte den Ruepp an der Brust gefaßt, und wie sich dieser wütend dagegen wehrte, schlug ihm der Schlehlein eine links und eine rechts auf die Backen.

Und ein wütendes, kreischendes Geschrei erhob sich, ein Poltern, Stampfen, Ringen ging los, der Tisch fiel um, die Biergläser klirrten in Scherben, und zuletzt kam der Hausknecht und zog den Ruepp, der aufgeschwollene Backen und ein blutunterlaufenes Auge hatte und dem der Hemdkragen zerrissen am Halse hing, aus dem Getümmel.

Der Wastl hatte Hände, gegen die kein Widerstand nützte; er drehte und zwirbelte den zornschnaubenden, keuchenden Bauern zur Türe und tauchte fest an. Da lag der Ruepp wie ein geprellter Frosch im Hausflöz und richtete sich mühsam wieder auf.

Der Unterbräu, ein dicker, behäbiger Mann, kam gerade aus der Küche und fragte seinen

Hausel: „Was hast denn da für an Arwat, Wastl?"

„Den plärreten Ruepp hab i außi kegelt."

„Hat er scho zahlt?"

„I woaß net."

„Dös is do d' Hauptsach," sagte der Bräu und pfiff durch die Finger.

Die Kellnerin kam eilig aus der Gaststube gelaufen und sagte, sie habe nur geschwind die zerbrochenen Gläser gezählt.

„Drei san kaput, und oans hat an Sprung, dös macht mitanand vier Mark achtzgi, und elf Halbi Bier hast g'habt, macht sechs Mark zwölfi, und a sauers Nierl macht sechs Mark zwoaraneunzg, und a Brot aa? Nacha san's sechs Mark und fünfaneunzg Pfenning."

„Du werst do it glaab'n, daß i dir de Halbikrüagl zahl, wo de Diab, de Leutbetrüaga z'sammg'schmissen hamm?"

„Dana muaß s' zahl'n . . ."

„Na verlangst as von wem d' magst, i zahl s' amal net . . ."

Der Unterbräu mischte sich ein:

„De Kellnerin werd an Schaden net trag'n müassen, wenn's ös rafft's. Vorderhand zahlst du, und mit de andern ko'st d'as ausmacha, wia 's d' magst . . ."

„Fallt ma gar it ei . . ."

„I laß eahm 's Roß net aus'n Stall, vor er net zahlt hat," sagte Wastl.

„So? A so macht's as ös an Bauernmenschen? Z'erscht laßt's ös zua, daß in enkera Wirtschaft solchane Diab de Leut 's Geld stehl'n, und na tat's ma 's Roß z'ruckhalt'n? Dös will i sehg'n, ob dös geht."

„Heut geht's," entschied der Unterbräu. „Bal du de Saufgaudi g'richtsmaßi macha willst, is dei Sach. Da werst na dei Recht scho kriag'n. Jetzt amal werd de Kellnerin zahlt . . ."

Der Ruepp sah, daß er auf andere Weise nicht

zum Einspannen komme, und zählte der Kellnerin schimpfend das Geld auf.

„Und advikatisch mach i's allaweil," schrie er den Unterbräu an, der unbewegt blieb und an seiner Zigarre schnullte.

„Dös muaß auffemma, was da herin für Spitzbuam eahna Lager hamm."

„Ja no. Zu an Wirt kemman allerhand Leut. A diam aa Bauern, de wo nix nutz san ..."

„So hoaßt du mi?"

„I hab di nix g'hoaß'n. I sag zu mir kemman guate und schlechte Leut. I kann s' net ausanand klaub'n."

„Und muaßt zuaschaug'n, wia s' betrüag'n ..."

„I hab net zuag'schaugt; i hab net so viel Zeit wia du."

„Is scho recht. Es werd si no aufweis'n ..."

„Jetzt mach zua! I moa, es waar g'scheiter, wenn's d' hoamfahrest ..."

Draußen klapperten Hufe. Der Wastl war weggegangen, wie der Ruepp bezahlt hatte, und führte jetzt den Fuchs aus dem Stall.

„Wer hat denn dir 's Ei'spanna o'g'schafft? I muaß no zum Notari ummi."

„Geh no zua. Da Gaul bleibt scho steh."

Der Ruepp stolperte die Straße hinauf, und mancher mißbilligende Blick folgte ihm, bis er am Hause des Notars anlangte.

Als er grob an der geschlossenen Türe rüttelte, tat sie sich auf, und der Buchhalter kam mit Hut und Stock heraus.

„Was wollen denn Sie?" fragte er den übel zugerichteten Menschen, der stark nach Bier roch.

„An Notari brauch i ..."

„Brauchen Sie? So? Und der Herr Notar muß für Sie da sein, jetzt um sieben Uhr?"

„I muaß 'n grad b'stell'n, daß er außa fahrt ..."

„Da kommen Sie, wenn Bureauzeit is, und wenn Sie nüchtern sind und in an andern Aufzug!"

„I muaß'n heut hamm ..."

„Jetzt machen Sie, daß Sie weiterkommen, Sie Flegel, Sie ung'hobelter!"

„A B'stellung werd er no o'nehma kinna."

„Nein! Heut nicht mehr. Übrigens is der Herr Notar schon weggegangen ..."

„Jetza so was! Fahrt mi eigens eina mitten in der Arndt ..."

„Jawohl und betrinkt sich und glaubt dann, das Amt kann leicht warten. Jetzt sag ich's Ihnen zum letzten Mal, machen S', daß weiterkommen, sonst find ich Mittel und Weg ..."

Der Ruepp ging schimpfend und vor sich hinfluchend zum Unterbräu zurück.

Es kam ihm doch die Einsicht, wie gemein er den Arbeitstag verplempert hatte.

Der Verdruß mit der Bäuerin, der Streit mit dem Kaspar, und vorher die Blamasche mit dem Gerichtsvollzieher, ein schöner Tag heut!

Und das Roß von der Arbeit weggenommen und Geld von den Spitzbuben geliehen und wieder Streit und wieder einen Rausch und zuletzt die Hauptsach nicht einmal ausgerichtet.

Ah was! Er konnte ja daheim sagen, daß er den Notar nicht getroffen und daß er den ganzen Nachmittag auf ihn gewartet habe. Und dann konnte der Michel hereinradeln.

Aber der würde am End erfahren, was es für einen Spektakel beim Unterbräu gegeben habe, und auch, daß er so spät erst zum Notar hingegangen sei. Da war's gescheiter, ein paar Tage warten und dann selber in der Früh mit dem Zug nach Dachau fahren.

Er überlegte sich den Plan nicht im stillen, sondern redete halblaut vor sich hin, rutschte auch öfter auf dem Pflaster aus und blieb stehen, um sich zu fangen. Endlich langte er beim Unterbräu an, wo ein Dienstbub bei seinem Fuhrwerk Achtung gab.

Denn der Wastl hatte eine andere hausknechtliche Pflicht erfüllen müssen.

Der Bräu war nach seinem Diskurs mit dem Ruepp in die Gaststube gegangen.

Die Kellnerin wollte gerade mit drei frisch gefüllten Krügen zu dem Tische gehen, an dem die Unterhändler saßen und sich lachend über den dummen Bauern unterhielten, den sie so schön geschlaucht hatten.

„Für wen g'hört dös Bier? fragte der Bräu.

„Für de Herrn dort."

„Nix da! Tragst as wieder z'ruck! Und ös da," sagte er zu den Herrn Agenten, „ös macht's, daß weiterkemmt's. I will enk nimmer da herin hamm..."

„Oha! Den schaugt's o!" schrie der Zederer.

„Du werst net lang schaug'n ... Wastl!"

Der Hausknecht stand schon unter der Türe und kam sehr bereitwillig näher.

„Wollt's geh?" fragte der Bräu.

„Was waar denn jetzt dös! A so a Frechheit!" schimpfte der Schlehlein. „Z'ersch t laßt er oan de größt Zech hermacha, na schmeißet er oan außi."

„I hätt enk koane macha lassen, wenn i dahoam g'wen waar. Auf de Weis' net. Und dös laß i mir net nachsag'n, daß bei mir falsch g'spielt werd und de Leut ums Geld betrog'n wer'n ..."

„Könna Sie dös beweisen? Dös müassen Sie beweisen kinna ..." schrie jetzt der Wachinger.

„I brauch koan Beweis; mir is gnua, daß 's g'sagt werd. Und g'rafft habt's amal g'wiß, und an Ruepp g'schlag'n und z'erscht 's Geld abg'wunna. Dös g'langt mir. Also außi, sag i!"

„Mir genga scho. Mir woll'n gar it bleib'n..." schrie der Zederer. „Sauf dein Schäps alloa, du Bamperlwirt, du g'scheerter!"

Das war eine Unvorsichtigkeit in Gegenwart eines so rüstigen Mannes wie Wastl.

Im Augenblick faßten ihn fünf Finger wie Eisenklammern zwischen Hals und Hemdkragen, sein Körper kam in Schwung, prallte gegen die Türe, die nachgab, und lag draußen im Flöz. Die beiden andern zogen es vor, selbst hinauszugehen, und sie schwiegen vorsichtig, wenn sie auch sehr finstere Blicke um sich warfen.

Erst auf der Straße ermannte sich der Wachinger zu einem gellenden Geschrei.

„Du Saulackl, du g'scheerter! Du Schäpstandler, du hoabuachana! Di zahl'n ma no aus, da paß auf!"

Der Unterbräu stand ruhig unter dem Haustor und wandte nicht einmal den Kopf um nach den werten Gästen. Da steckte auch der Wastl seine großen Hände unter den blauen Schurz und versank in seine gemächliche Feierabendstimmung.

Die Herren Agenten gingen schimpfend die Straße hinunter, und zuweilen drehte sich einer um und schrie etwas zurück. Es war zu weit, um es zu verstehen, aber dem Anscheine nach war es wenig Freundliches.

Derweil kam nun der Ruepp, setzte sich auf seinen Wagen und fuhr ohne Gruß weg.

Vielleicht hätte er dem Wastl einen dankenden Blick oder ein Geldstück geschenkt, wenn er die Ereignisse, die sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatten, gekannt hätte.

So schaute er mürrisch vor sich hin, riß grob am Zügel und zog dem Fuchs eines über, daß er ausschlug und stürmisch anzog.

Nach kurzer Zeit holte der Ruepp die Herrn Agenten ein, die sich nicht nach dem rasselnden Wagen umsahen.

Da aber der Ruepp nicht wußte, daß schon eine Vergeltung geübt war, wollte er das geschwind selber besorgen.

Er holte kräftig aus und schlug dem Schlehlein die Peitschenschnur ums Gesicht, daß ihm noch eine Stunde danach die Ohrwaschel brannten.

Er sprang in die Höhe und schrie:

„Du Hund! Du . . . du abg'hauster Spitzbua . . . dös reut di no! . . .

Der Ruepp fuhr weiter und lachte grimmig vor sich hin.

„Mir g'fallt die Loni gar nicht," sagte etliche Tage später der Pfarrer Staudacher zur Rueppin, als er von seinem Besuche bei der Kranken in den Hof heraus kam. „Sie redt manchmal schon wirr, und die Nasen wird spitzig, das is ein schlimmes Zeichen."

„Glauben S', Hochwürden, daß 's so g'schwind geht?"

„Ja mei, ich bin kein Doktor; gut is jedenfalls, daß sie die Sterbsakrament schon empfangen hat ... Übrigens, was hat denn die Alte für an Kummer weg'n dem Herrn Notar? A paarmal hat sie g'jammert danach ..."

„Dös is a Kreuz! I verzwazzel selber vor lauter Unruh; oft schaug i, ob er denn no net kummt."

„Der Notar?"

„Freili, Hochwürden. Der Bauer war am Montag eigens desweg'n in Dachau drin, daß er'n holt, aber er hat'n selber net troffen und hat's eahm hinterlassen, daß er ja glei außa fahrt ..."

„Will die Loni noch eine Verfügung treffen?"

„Sie wart't ja so hart! Frei weh tuat's ma, wann i s' jammern hör drum. Und er kimmt net und kimmt net."

„Die Herren haben manchmal viel z' tun, das stimmt ja, aber auf eine Sterbende sollte man schon die größte Rücksicht nehmen. Wer weiß, ob er die Alte noch beim Bewußtsein trifft?"

„Jessas na! Wenn er dös aa wieder ..." Die Rueppin unterbrach sich und fing zu weinen an.

„Wer wieder?" fragte der Pfarrer mitleidig und auch ein wenig neugierig.

„I moan grad, wenn dös aa so auftreffat, daß der Notari z' spat kam, nacha werat i ganz verzagt."

„No, wir wollen hoffen ..." Er redete nicht weiter, weil die Bäuerin immer heftiger in ihren Schürzenzipfel hinein weinte.

„Hm ... ja ... ja ... jetzt nehmen Sie 's nur

34*

net so schwer, Rueppin. Es ehrt Sie ja, daß Sie ein solches Mitleid mit der Loni haben ..."

„Es is net bloß weg'n dem," schluchzte sie. „I hab am Montag unsern Michel nach Dachau schick'n woll'n, und i woaß net, aber i bild mir's ei, wenn der nei g'fahr'n waar, hätt'n mir net umasunst g'wart' ..."

„Er wird schon noch kommen. Wie gesagt, die Herren gehen ein bissel zu sehr nach der Schnur und wollen ein Geschäft nach dem andern abmachen, wie halt die Reih' trifft. Sie denken manchmal net dran, wie hart ein kranker Mensch wartet ..."

„Vielleicht hat er's eahm net richtig ausdeutscht, oder er hat's net pressant g'macht, oder ... o mei, Herr Pfarrer, i hab scho a recht's Kreuz ..."

„Ich weiß, Rueppin; das is mir nicht neu. Ich hör manches, was mir nicht g'fallt — sehr viel sogar."

„Ja, Hochwürden, i hab scho oft g'moant, i halts nimma aus und geh auf und davo."

„So muß ma net red'n, und so was darf ma net denk'n ..."

„Warum denn grad i a so g'straft sei muaß?"

„Grad Sie? O mei, Rueppin, ich kenn wenig Weiber, die mir net scho vorg'jammert haben, die eine ein bissel mehr, die andere ein bissel weniger. Aber Beschwerden und Kümmernis bringt eigentlich jede Ehe mit sich. No ja, der Ihrige, der hat scho einen besonders harten Schädel, und seine Streitsucht und sein Trinken, das geb ich zu, das bringt viel Unfrieden ins Haus."

„Und Unglück, Hochwürden ..."

„Das wollen wir nicht hoffen, daß es bis zum Unglück kommt."

„Es fehlt net weit ..."

Der dicke, gutmütige Pfarrer schüttelte bekümmert den Kopf und suchte nach einem Trost, indes er seine Schnupftabaksdose langsam öffnete.

„Ich weiß schon, es geht alles rückwärts, wenn die Hauptperson nicht nach dem Rechten sieht,

aber Rueppin, Sie haben erwachsene Kinder, die gut geraten sind, und dafür müssen S' unsern Herrgott danken. Es hätt' auch anders werden können ... No, und jetzt sagen S' mir, was macht denn der Herr Studiosus? Warum laßt er sich denn bei mir nicht sehen?"

„Der Michl? Er hilft a weng mit bei der Arwat, aber i sag's eahm, daß er an Herrn Pfarra glei b'suacht, wenn's verlaubt is ..."

„Pressiert net; er soll nur recht fleißig mittun bei der Erntearbeit, jetzt wo 's Wetter so schön ist. Und so ein kräftiger Mensch wie der Michel, der paßt auch gut zu der Arbeit. Was sagt er denn von seinem Studium und so?"

„Da sagt a ganz weni, Hochwürden."

Um den Mund des Pfarrers spielte ein gemütliches Lachen.

„So? Wenig? No ja, euch interessiert's auch net, was er da zum erzählen hätt."

Und wieder ernster werdend, sagte er: „Sehen S', das war auch so eine Bockbeinigkeit von Ihrem Bauern, daß er den Michel ins Gymnasium hinein gezwungen hat. Man soll sich's sogar bei denen überlegen, die als Kinder eine Freud dazu äußern oder zeigen, weil solche kindliche Ansichten net herhalten. Aber einen, der gar net mag und gar net dazu paßt, mit aller Gewalt zwingen, das ist unverantwortlich. Mich dauert der Michel ..."

„Moanen S' net, Hochwürden, daß z'letzt do a Glück für 'n Buab'n is?"

„Nein, das ist kein Glück und wird nie eins. Übrigens, weil Sie Bub sagen, ich hab ihn neulich von der Station her gehen sehen, für einen Buben is er schon recht ausg'wachsen, und für einen Gymnasiasten auch."

„Er is a fester Mensch wor'n, und freili, über zwanzgi is er halt aa scho."

„Das is eine verfehlte G'schicht, Rueppin, aber Sie können nichts dafür. Und jetzt wollen wir halt hoffen, daß der Notar heut noch kommt. Wenn er bis am Abend nicht da ist, schicken Sie

doch den Michel zu ihm. Noch länger warten könnt schlecht ausfallen ..."

„Sagen Sie's aa, geln S', Hochwürden? I wer's an Bauern ausricht'n, bal er zum Mittag macha hoam kimmt, und nachgeb'n tua 'r i nimma ..."

„Ganz recht; die Loni wär gleich ruhiger, wenn sie die Sache abgemacht hätte. Man sieht's ja deutlich, wie sie sich ängstigt ... also b'hüt Gott, und hoffen wir halt das Beste!"

Beim Essen sagte die Bäuerin, es sei nicht mehr zum anschauen, wie sich das arme Leut drüber abkümmere, und der Pfarrer habe es auch gesagt, es sei Christenpflicht, ihr zu helfen, und der Michel versäume doch nichts und könne gleich wegradeln.

Der Ruepp wollte widersprechen, und er hatte seine guten Gründe dafür, aber sein Gewissen hatte ihn die zwei Tage her doch arg gedrückt, und da er die Redensarten der Loni und das mürrische Getu seines Kaspars scheute, wollte er doch nicht schon wieder nach Dachau fahren und den Zorn auf ein neues aufrühren.

„Also von mir aus, daß de arm Seel an Fried hat," brummte er. „Obwohl daß dös eigentli g'langt, daß ma oamal nei g'fahr'n is. De tean scho grad, was mög'n, de Herrn Beamten ..."

„Vielleicht is eahm net ausg'richt wor'n ..."

„Ah was! Bal's i a so gnädi g'macht hab. Der sell Schreiberg'sell waar ja glei grob g'wen mit mir ..."

„Vor's d' eini fahrst, han i no was z' red'n mit dir," sagte er zum Michel.

„Was nacha?" fragte die Bäuerin.

„A so halt. Weil i wissen möcht, warum daß mei B'stellung nix g'nutzt hat ..."

Er stand gleich nach dem Essen auf und ging mit dem Michel, der das Rad neben ihm her schob.

„Du, paß auf," sagte er zu ihm, „i bin a weng hoaß wor'n mit dem sell'n Schreiba; so a glatzkopfater is, und an Bart hat er, du kennst'n scho. Mit dem redst du gar nix, verstehst, sondern du gehst zum Notari selm und sagst bloß, daß er morg'n

no außa fahr'n soll, weil d' Loni schlecht dro is. Aber mit dem Schreiba laßt di auf nix ei!"

„I kannt'n frag'n, warum er's net ausg'richt hat ..."

„Na, du sollst'n net frag'n; i hab scho mein Grund. Bal mir dem an Ung'legenheit macha, verklagt er mi am End. Jetzt sag i dir's nomal, du gehst glei zum Notari eini und sagst überhaupts nix von mir, sondern gibst eahm guate Wort, daß er morg'n außa fahrt ..."

Michel wunderte sich darüber, daß ihm der Vater das so eindringlich anschaffte, aber er sagte zu und wollte schon aufsteigen, als ihm der Ruepp nochmal pfiff.

„Halt a weng! No was ... Ei'kehr'n tuast ma fei net beim Unterbräu! Mit dem bin i ganz z'keit, und von ins geht koans mehr hi dazua ..."

„I kehr überhaupts net ei ..."

„Dös is dei Sach, aba wann'st a Halbe Bier trink'n willst, gehst zu an andern Wirt."

Michel saß auf und fuhr rasch weg; der Ruepp ging mit Kaspar und den Dienstboten aufs Feld.

Da lag nun der Hof in mittäglicher Stille.

Der Haushund kroch auf die Schattenseite seiner Hütte, legte den Kopf auf die Pfoten und schaute nur müde blinzelnd den paar Hennen zu, die in seiner Schüssel herumpickten.

Hie und da flog mit klatschendem Flügelschlage eine Taube vom Kobel weg zu den andern aufs Feld hinaus, wo es Körner in Fülle gab.

Die Hühner wühlten sich Löcher in den warmen Sand und breiteten wohlig die Federn in der Sonnenhitze aus.

Weit draußen war rührige Arbeit, doch es drang davon kein Laut zum Hofe herauf. Man sah nur Hemdärmel und weiße Tücher aufblitzen, oder in die abgemähten Felder Wagen fahren, die sich mit Garben füllten, aber ums Haus blieb es still und schläfrig.

Da schauerten die Blätter des Ahorns fröstelnd zusammen; es ging einer vorbei, unsichtbar allen



Augen und doch fühlbar, denn eine eisige Kälte ging von ihm aus.

Nun stand er am Fenster des Austraghäusels und schaute in die kleine Stube hinein.

Klirrte die Scheibe oder fiel ein Schatten über die Bettdecke?

Die alte Loni fuhr erschrocken in die Höhe und starrte zum Fenster hin; sie sah den Fremdling und wußte, daß er bei ihr eintreten werde.

Seine Knochenhand lag auf der Klinke, unhörbar öffnete sich die Türe, und ein kalter, alles Leben vernichtender Luftstrom füllte die Stube. Da sank die Alte mit einem Seufzer in die Kissen zurück und war tot.

So fand sie die Rueppin, die sich nach ihr umsehen wollte. Die linke Hand hatte sie wie abwehrend ausgestreckt, und die Augen standen weit offen, wie erstarrt beim Anblicke von etwas Grauenhaftem.

Eine tiefe Trostlosigkeit überkam die Bäuerin, als sie vor der Alten stand.

Ihr Tod erschütterte sie nicht, aber der Gedanke, daß ihr letzter, sehnlicher Wunsch durch täppischen Widerstand vereitelt worden war, fiel ihr schwer aufs Herz.

So war auch da wieder, wie so oft, das Wichtige versäumt worden. Es konnte im Hause nichts so gemacht werden, wie es sich schickte, und dem treuen, alten Frauenzimmer durfte die letzte Sorge, die sie hatte, nicht abgenommen werden.

Alles wurde verzettelt, hinausgeschoben, vertan, und diese Gleichgültigkeit war schlimmer wie Härte.

Es war der Rueppin zumut, als träfe auch sie die schwere Verantwortung für das törichte, herzlose Versäumnis, und als müßte sie die Alte um Verzeihung bitten. Sie drückte ihr die Augen zu, faltete ihre Hände zusammen, zwischen die sie ein kleines Kruzifix steckte, und bedeckte das Gesicht der Toten mit einem feuchten Tuche.

Nachdem sie noch zwei Kerzen zu Häupten der Loni angezündet hatte, ging sie mit müden Schritten ins Haus zurück.

Sie wandte sich nicht um, als der Erntewagen in den Hof hereinfuhr, neben dem ihr Bauer mit Wüst—ahö und Peitschenkallen herging.

Ein Jähzorn stieg in ihr auf gegen diesen schwächlichen Menschen, der immer geschwollene Redensarten machte und immer Gründe für seine Nachläsigkeit hatte, und ein Zorn gegen sich selber, weil sie nichts gegen ihn durchsetzte und immer nachgab.

Der Wagen polterte in die Tenne, und der Zotzen-Peter, der auch mit hereingekommen war, lud ihn ab; derweil ging der Bauer durch die Küche in den Keller hinunter, um sich eine Flasche Bier zu holen.

Als er wieder heraufkam, setzte er sich recht erschöpft von der Hitze und der Arbeit auf einen Hocker und bemerkte jetzt erst, daß die Bäuerin nicht da war.

Als er die Flasche ausgetrunken hatte und die Rueppin sich immer noch nicht sehen ließ, pfiff er und schrie:

„Hö! Was is denn? Afra!"

Es kam keine Antwort.

„Werd's wieder bei der Alt'n drent sei . . ."

Er brauchte sie aber, weil er Brot und Bier aufs Feld mitnehmen sollte, und er stand auf, um sie zu holen, als sie zur Tür hereinkam.

„Da bist ja! Schneid 's Brod auf und gib mir 's Bier für d' Leut . . . Was hast denn du?"

„Nix . . ."

„Na, sag i, weil ma dir's net o'kennt! Was is denn scho wieda net recht?"

„Mei Ruah laß mir!"

„Hö . . . hö . . . Du bist ja do scho de unguate Stund selm. So muaß ma's oan macha, wann ma von da Arwat kimmt . . ."

„Oh, hör mir auf mit deiner Arwat!"

„Ja . . . Kreuz Himmi . . . Herrgott . . . jetzt wer i aber do scho belzi. Hast dir dein Hamur wieder amal bei der Alt'n g'holt?"

„Ja . . ."

„De sell ko ja nix anders, als wia schlecht red'n ..."

„Geh ummi dazua! Vielleicht rührt si dei G'wissen ..."

„Was G'wissen?"

„G'storb'n is s', daß d'as woaßt!"

Der Ruepp verhoffte doch arg, wie er das hörte.

„Ja, wann denn?"

„Vor a Stund vielleicht. I war aa net drent."

„Dös sell ... dös sell is aber ..."

„Und daß ma ihr net amal den letzten G'fall'n hat toa kinna, dös is dei Schuld ..."

„Wer hätt'n dös denkt?"

„I scho; mir is de ganz Zeit so umganga, daß ma da aa wieder trödelt und wart und trödelt ... Und dös is mei Schuld, daß ma'r i all's g'fall'n laß. Waar i selm eini g'fahr'n ... aber na! Allaweil laßt ma si wieder bereden und vertrösten, und mit dem werd all's verdummt und verto ..."

„Nur recht schimpfen! Was anders braucht's ja it. Was kann denn i dafür, daß der Notar net kemma is?"

Die Rueppin sah ihren Mann fest an, und er wich ihrem Blick aus.

„Vielleicht hat dös sein Grund," sagte sie.

„Werd schö gnua sei, daß i eini g'fahr'n bi," knurrte er, aber sie gab ihm keine Antwort mehr, sondern ging in den Hof hinaus, wo sie Peter den Auftrag gab, er solle gleich den Bartl ins Dorf zum Pfarrer, zum Mesner und zu der Seelnonne schicken.

Der Ruepp wollte mit dem Wagen wieder aufs Feld hinaus fahren, aber dann überkam ihn die größte Unlust zur Arbeit, und es war ihm, als müßte er sich von den Vorwürfen, die er sich selber machte, frei reden.

So ließ er den Zotzen-Peter allein wegfahren und blieb daheim.

Er fand aber an seiner Bäuerin keine geduldige Zuhörerin, wie sonst; sie gab ihm zuerst überhaupt nicht an, und als er grob wurde und allem mög-

lichen, nur nicht seiner Liederlichkeit schuld gab, sagte sie mit einer Schärfe, die er an ihr noch nicht gekannt hatte, daß er es diesmal wie immer gemacht habe, und daß ihm alles wichtiger sei wie das, was ihm zukomme. Freilich, es könnt auch anderswo geschehen, daß eines unvermutet schnell wegsterbe, aber anderswo sei es dann ein Unglück, und die Leute könnten es so ansehen. Bei ihnen aber passe es zu allem andern, was schon geschehen sei und immer wieder geschehe.

Sie wisse freilich nicht, warum seine Fahrt nach Dachau nichts genützt habe, aber sie habe eine Ahnung oder schon fast die Gewißheit, daß er es an irgend was habe fehlen lassen.

Und wenn's so sei, dann bleibe diesmal die Strafe nicht aus, die sie alle, wie immer, mittragen müßten. Die Alte hätte den Michel zum Erben eingesetzt, und jetzt könne er dem liederlichen Schreiber die Schuld heimzahlen, und ob der warten werde, das würde sich bald zeigen.

„Hoamzahl'n?" fuhr der Ruepp auf. „Dös Geld brauch i überhaupts it hoamzahl'n ..."

„Du werst do it behaupten, daß sie dir's g'schenkt hat?"

„G'schenkt net, aba dös hat sie mir g'sagt, de dreitausad Mark kann i z'ruckzahl'n, wann i mag und wann's amal leicht geht ..."

„Net wahr is ..."

„Mögst mi net z'letzt du no in a Schlammassel eini red'n? Dös hat sie wortwörtli g'sagt. Du brauchst di nix kümmern, Bauer, hat sie g'sagt, i bleib ja bei enk, wann's enk recht is, und 's Geld brauch i net, und bal's d' di amal leicht tuast und bal'st magst, nacha gibst ma's z'ruck. Genau so hat sie g'sagt. Für dös kann i jederszeit schwör'n."

„G'schrieb'n host as ganz anderst."

„G'schrieb'n? I?"

„Jawoi. Host as halt vagessen, wia's d'as Geld g'habt und verto host."

„Was hätt i nacha g'schrieb'n?

„Daß du de dreitausad z'ruckzahlst a halb's Jahr,

nachdem daß sie 's aufkündt. Und daß d' Zinsen zahlst, host d' g'schrieb'n, und d' Loni hat oft zu mir g'sagt, daß sie di net erinnern mag."

„Jetzt waar's scho bald a so, als wann du an Zeug'n gegen mi macha wolltst. Brauchat di bloß wer hör'n."

„Es hätt bloß braucht, daß du an Notari g'holt hättst vor acht Täg."

„Hättst ma's selbigsmal g'sagt vom Michi ..."

„I hab dir's g'sagt ..."

„So an alt'n Weibertratsch hast dahergebracht, auf den ma nix gibt."

„Hättst no was drauf geb'n, vielleicht waarst d' no froh drum."

„Dös werd si aufweisen. Und woher du dös woaßt, daß i dös g'schrieb'n hab ..."

„Weil ma's de Alt zoagt hat, den Schuldschein."

„I hon ihr grad amal so an Wisch geb'n, weil sie g'sagt hat, es waar bloß desweg'n, daß ma woaß, wo ihra Geld hi'kemma is, wann s' amal sterbat. Aber dös is grad a so g'schrieb'n, gelt'n tuat dös sell, was mir ausg'macht hamm, und da hat sie g'sagt zu mir, und du werst as net anderst behaupten kinna, daß i z'ruckzahl'n derf, wann's mir passend is."

„Gelten werd dös, was g'schrieben steht."

„I ko schwör'n, und dei G'red' is für gar nix ..."

Er schlug die Tür zornig hinter sich zu und ging den Weg zum Weiher hinunter, um noch aufs Feld hinaus zu kommen.

Im Hohlweg blieb er stehen.

Es ging ihm arg im Kopfe herum, was die Bäuerin von dem Schuldschein gesagt hatte und von dem Schreiber, der jetzt als Erbe die Schuld beitreiben würde.

Hättst an Notar g'holt!

Das war jetzt alles umsonst, darüber nachgrübeln und sich Vorwürfe machen. Was konnte er denn vorbringen, wenn es so deutlich auf dem Schuldschein zu lesen war? Er hatte lang vergessen, was er damals schriftlich versprochen hatte, und

wenn er jetzt aufs Gericht gehen und Rechenschaft ablegen mußte, konnte er leicht in Widerspruch mit seinem Geschriebenen kommen.

Hatte nicht die Bäuerin gesagt, daß ihr die Loni den Zettel gezeigt habe?

Dann war er noch unter ihren Sachen im Schrank.

Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los. In die Stube der Alten gehen und geschwind nach dem Schuldschein suchen, aber es mußte gleich sein, denn wenn erst einmal die Seelnonne im Hause war, ging es nicht mehr. Jetzt war niemand daheim außer der Bäuerin, und wenn die auch dazu kam, was lag daran?

Was Unrechtes war's ja nicht, wenn er sich Gewißheit verschaffen wollte, und außerdem, die Afra sagte es doch niemand.

Er kehrte um, blieb noch eine Weile stehen und eilte dann den Weg hinauf. Vor dem Austraghäusel zögerte er wieder. Sollte er hinein gehen und im Sterbezimmer den Kasten durchsuchen?

Ah was, warum denn nicht?

Er drückte die Klinke beinahe grob auf und trat ein.

Der scheue Blick, den er aufs Bett warf, zeigte ihm, daß das Gesicht der Alten verhüllt war, und das war ihm lieber, als wenn er die Tote hätte anschauen müssen.

Den Schlüssel zum Kasten hatte sie, wie er wußte, unter der kleinen Ofenbank versteckt; er fand ihn gleich und sperrte den Schrank auf.

Rechts hingen die Kleider, dabei auch der feiertägliche Bollenkittel, oben lag wohlgeordnet die Wäsche.

Der Ruepp öffnete hastig ein paar Schubladen; eine Florhaube, Sacktücher, ein paar Gebetbücher, etliche Wachsstöcke waren darin.

Er streckte sich und kramte in der Wäsche herum; da war auch nichts.

Wo sie's nur hatte?

Auf dem Kastenboden standen zwei Paar Schuhe,

und daneben waren Strümpfe aufeinander gelegt. Hastig fühlte er mit der Hand, ob nichts darunter läge, und richtig, da war eine Schachtel aus Pappendeckel. Er zog sie heraus und öffnete sie. Ein Gebetbuch und ein vergilbter Blumenstrauß lag darin, ein in Papier eingewickeltes Paket und eine bunte Schachtel, die sich gleich schwer anrührte. Als er den Deckel aufhob, sah er, daß alte und neue Taler darin lagen.

Dachte er daran, wie hart sie verdient und wie ehrlich sie gespart waren? Vielleicht fiel es ihm doch ein; er schloß den Deckel wieder und wickelte das Papier auf, in das jenes Paket eingehüllt war. Pfandbriefe zu zwei- und vierhundert Mark, einer zu tausend, dann ein fettiges Papier. Darauf stand in unbeholfener Schrift: „Ich habe am heuntigen von der Apollonia Amesreiter dreitausend Mark geliehen und verspreche es zurückzuzahlen nach Halbjahr Aufkündigung und auch zum verzinsen mit vier Prozent, wo alle Jahr auf Lichtmeß zum zahlen sind. Dies bestätigt Michael Umbricht, Rueppbauer. Den 14. März 18 . .“

Mit einem energischen Ruck steckte der Ruepp den Zettel in seine Hosentasche und wollte schon die Pfandbriefe wieder einwickeln.

Das schöne Geld!

Ihm konnte es jetzt von seinen Sorgen helfen, der liederliche Schreiber aber würde es bloß verschlampen.

Wenn er es nahm und später seinem Michel gab, dann hatte er doch eigentlich sein Versäumnis mit dem Notar gut gemacht.

Und außerdem, hatte er dem Michel nicht am Ende schon mehr gegeben die ganzen Jahre her.

Aber nein, das wollte er nicht alles aufrechnen. Einen Teil sollte der Michel später noch kriegen, damit der Alten ihr letzter Wunsch erfüllt werde...

Der Ruepp schaute sich um. Nichts rührte sich; die Alte lag unbeweglich auf dem Bette und hielt in ihren welken Händen das Kreuz.

Mit einer hastigen Bewegung stopfte er die

Pfandbriefe unters Gilet und stellte die Schachtel an ihren alten Platz; die Strümpfe legte er wieder darauf und schloß den Kasten zu. Aber wie er den Schlüssel umdrehte, glaubte er Schritte zu hören, und da war auch schon jemand an der Türe.

Mit einem Satze stellte er sich ans Fußende des Bettes und faltete die Hände.

Die Türe wurde geöffnet und die Rueppin trat ein. Sie erschrak, als sie ihren Bauern sah.

„Bist du da herin?"

„Warum net? Ma werd wohl no an Vaterunser bet'n derfa für oan, der so lang im Haus war!"

„So? Bet'n? Du waarst as wohl schuldig?..."

„Fang net auf a neu's o!" Der Ruepp bekreuzte sich. „Namen des Vaters, des Sohnes und heiling Geist's ..."

Dann ging er zur Türe, wobei er die linke Hand unauffällig ans Gilet drückte, damit ihm die Pfandbriefe nicht herunterrutschten.

Und draußen war er.

Die Bäuerin sah mißtrauisch in der Stube herum und gleich fiel ihr Blick auf den Schlüssel, der noch im Kasten steckte.

„Ah ... So hat er bet't?"

Sie öffnete den Kasten, aber als sie sah, daß nichts in auffälliger Unordnung war, schloß sie wieder ab und versteckte den Schlüssel unter der Bank.

Sie wollte noch mit dem Bauern reden und trat in den Hof hinaus.

Dort war er nicht, und auf dem Wege, der zum Weiher hinunter führte, war er auch nicht.

Wahrscheinlich im Hause.

Sie wollte in der Kammer nachsehen, aber die Türe war verschlossen.

Als sie daran rüttelte, fragte drinnen die grobe Stimme des Ruepp:

„Was is denn?"

„Mach auf!"

„Werd net so pressier'n ..."

„Zu was sperrst denn du di ei? Döös is do no nia dag'wen!"
„Döös is mei Sach .. "
„Mach amal auf!"
„O ... hö ... hö ..."
Endlich wurde der Riegel zurückgeschoben, und der Ruepp stand vor seiner Bäuerin, die ihn strenge ansah.
„Was san denn döös für verruckte Sachen?" fragte er, aber hinter seiner Grobheit lag offensichtlich eine starke Verlegenheit. „Bin i a Bua, daß i in meina Kamma net toa ko, was i mag?"
„Du werst scho wissen, warum's di ei'g'sperrt host."
„Weil i mein Ruah hamm möcht."
„Bei der Loni drent hast an Kast'n aufg'sperrt; is da Schlüssel no dro g'steckt."
„Was is döös für a Schmarrn?"
„Schimpf no, es is do net anderst ... du hoscht im Kasten umanand kramt."
„Und bal i was g'suacht hab?"
„Schamst di net? Wo sie toter im Bett liegt, stierst in ihran Sach rum?"
„I hab 's Recht dazua, daß i nachschaug, was da is, und daß nix wega kimmt ..."
„Geh, red it!"
„Kemman jetzt net fremde Leut ins Haus? D' Seelnonn und da Sargschreina ..."
„Desweg'n brauchst du net nachschaug'n ..."
„Und z'weg'n dem andern hätt i aa gern a Nachforschung g'halt'n, döös laug'n i gar it. Weil du so daher g'redt hoscht von an Schuldzettl, und i woaß nix davo und is mir nix bekannt ..."
„Bal 'n i g'sehg'n hab ..."
„De ko dir leicht was zoagt hamm. I wer's do wissen, ob i an sellan Schein ausg'stellt hab oder net. Is ja mir gar it ei'g'fall'n, weil sie döös ausdrückli g'sagt hat, i brauch grad zahl'n, wann's mir guat paßt, und aufrechna, hat sie g'sagt, werst aa ziemli was derfen, weil i, sagt s', bei enk 's Bleib'n hab und ko do nix mehr leist'n ..."

„Du bringst allaweil no mehra daher ...“

„Bloß dös, was wahr is. Und dös kimmt mir scho ganz g'spaßi für, daß di du so gegen meiner setzst. Waar scho bald a so, als wann du de fremd'n Leut helfa wolltst geg'n de eigna ...“

„Es waar ins alle g'holfa g'wen, bal du ...“

„Ja wenn ... wenn ... i woaß scho; dös host du heut scho oft gnua g'sagt. Aber jetzt is amal a so, und da werst du net so dumm daher red'n, daß der lüaderliche Schreiberg'sell auf Schnall und Fall 's Geld verlangt. Und wo er net amal 's Recht dazua hat, und wo neamd bessa woaß als wia du, daß sie 's an Michl vermoant hat ...“

„Dös woaß i wohl guat, und desweg'n sag i ja, hättst ma du g'folgt, nacha brauchat's jetza gar nix ...“

„Es braucht a so aa nix; tua di no net bekümmern. I steh für mei Sach hi, und da ko i an jed'n Eid leist'n. Aber natürli, da waar's weit g'feit, bal du so daher red'n tatst ...“

„Du woaßt recht guat, daß i zu ander Leut nix sag, und daß i nix aus'n Haus trag. Da hätt i scho viel zum Red'n g'habt ...“

„Is scho recht, ja ...“

„Bal nur dös recht is, Michel, was du drent to hast bei der Alt'n ...“

„Hör ma do auf mit dem Ramasuri!“

„Weil i d' Angst net wegbring, und weil i ma Sünden fürcht, daß du ihra Sach ausananander klaubst, und sie is no koam g'storb'n ...“

„Müassen z'erscht fremde Leut drin umanand stier'n, de wo's nix o'geht, und de wo si gar nia bekümmert hamm um de Alt? San de mehra Herr in mein Haus als wia'r i?“

„Was hoscht'n na g'funden?“

„Nix, weil nix zum Find'n war. Und jetzt laß mi außi; i muaß furt ...“

Die Rueppin sah ihm mit Blicken nach, die ihre Zweifel und Besorgnisse deutlich verrieten.

Achtes Kapitel

Von der Apollonia Amesreiter war in Weidach etliche Stunden nach ihrem Begräbnisse kaum mehr die Rede, und beim Ruepp auf der Leiten machten sie kaum eine Ausnahme.

Der Bauer ging zum Bürgermeister ins Dorf hinunter und überbrachte ihm eine Pappschachtel, die er sorgsam verschnürt hatte.

„Es san der Loni ihre Sachen, a paar Gebetbüacher und so, und aa'r a Geld," sagte er. „I hab's net zählt und will nix z' toa hamm damit. Zähl's no du und g'halt's bei dir. Du werst nacha scho wissen, wia ma de G'schicht macht, daß all's in Ordnung is, und ob ma was G'richtsmaßig toa muaß. I liefer's bei dir ab und möcht nix mehr z' schaffen hamm damit ..."

Der Bürgermeister, der Ablbauer von Weidach, war ein ruhiger Mensch, der kein Wort zuviel sagte und sich nicht übereifrig zeigte.

„Wenn's d' willst, nacha zähl i 's Geld. Es waar aber net notwendig g'wen; es hätt mir aa g'langt, wenn du mir g'sagt hättst, so und so vui is da, und na hätt ma ja g'sehg'n, ob no was übrig bleibt nach de Leichenkost'n ..."

„Wia is na dös mit'n G'richt?"

„I woaß dir's aa net g'nau z' sag'n; i muaß halt de Todesanzeig eini schick'n, und bei dera G'legenheit schreib i dazua, ob was da is ..."

„Ah so ... jetzt zähl'n mir amal. Mach no du d' Schachtl auf, i will da ganz unbeteiligt sei," sagte der Ruepp und zeigte sich als Ehrenmann, der eine ehrfürchtige Scheu vor fremdem Gut hat.

Es machte aber keinen sichtlichen Eindruck auf den Abl, der den Spagat zerschnitt und die Schachtel öffnete.

Ein paar Rosenkränze, ein paar Gebetbücher, dürre Blumen, ein Wachsstock kamen zum Vorschein; dann eine bunte Schachtel und ganz zuletzt ein Briefkuvert.

Die kleine Schachtel war ziemlich voll.

„Mach s' no auf und zähl!" sagte der Ruepp. „I rühr nix o davo."

Der Abl schüttete das Geld auf den Tisch; harte Taler, einige Goldstücke und auch kleinere Münze; es machte zusammen etwas über hundertundsiebzig Mark aus.

Und im Kuvert waren zwei Hundertmarkscheine.

„Dös waar also jetzt mitanand dreihundertvierasiewaz'g Mark und zwoaravierz'g Pfenning. Mehra is net da?" fragte der Abl.

„Was soll denn no da sein?" fuhr der Ruepp auf. „Du hast ja selm d' Schachtel aufg'macht und hast zählt!"

„I frag di ja grad nebenbei. Was woaß denn i? Es kannt ja no a Schachtl da sei ..."

„Wenn no oane da waar, hätt i dir s' bracht, net wahr? Mi will do nix z'ruckhalt'n!"

„Sagt do koa Mensch. Also, nacha san dös also dreihundertvierasiewaz'g Mark und zwoaravierz'g Pfenning. Viel is ja net."

„Was soll denn a Deanstbot vui hamm? De andern hamm dös net."

„Freili net. Natürli ..." sagte der Abl mit unerschütterlicher Ruhe, und er schien die etwas seltsame Gereiztheit des Ruepp gar nicht zu bemerken.

„Da werd aber nix mehr übri bleib'n, bal de Leichenköst'n zahlt san. Voraus net, wann ma der Alt'n a Grabkreuz aufstellt. Für an Stoa werd's a so nimma g'langa."

„Den übernimm i; da gibt's nix."

„Dös is a schön's Wort," sagte der Abl, der die Geldstücke wieder in die Schachtel und die Banknoten ins Kuvert steckte. „Dös is lobenswert."

„D' Loni is a richtige Person g'wen und war so lang bei ins, daß sie eigentli zum Haus g'hört. Da laßt ma si net o'schaug'n weg'n de paar hundert Markl."

Der Ruepp war recht bieder, wie er das sagte, und auch ein bissel großartig.

35*

„So," sagte der Abl, indem er den Deckel auf die Schachtel stülpte. „Dös nimmst jetzt wieder mit."

„Ja, i will dös Geld net bei mir hamm . . ."

„I ko's scho gar net da g'halt'n," erwiderte der Bürgermeister. „I zahl do de Leut net aus, de für d' Leich was zum verlanga hamm. Dös is dei Sach."

„Ja so . . . No ja, für dös kon i's ja wieda mit hoam nehma. Und daß i net vergiß, dös will i aa no o'geb'n, was von der Alt'n G'wand da is. A guat's für d' Feiertäg, und a paar Röck und Spenser für d' Werktäg, und a weng a Wäsch. Muaß i dir a genau's Verzeichnis z'sammaschreib'n lassen?"

„Für mi? G'wiß net. I sag dir ja, mi, als Bürgermoasta, geht de G'schicht weida nix o."

„I möcht aber mei Ordnung und möcht a Genauigkeit. Da laß i mir nix nachsag'n."

„Ja mei, wann Erben da san, und du kennst de Betreffenden, nacha schickst eahna halt dös G'wand."

„I woaß nix von Erben. Es is amal so an abg'hauster Mensch bei der Alt'n g'wen, aber sie hat selm nix von eahm wissen woll'n, weil er grad aus'n Zuchthaus kemma is. I woaß wohl net, wo der is, oder ob er überhaupts no lebt."

„Nacha laßt as G'wand im Kast'n hänga. Vielleicht kimmt amal wer."

„Is mir eigentli zwida, daß dös net glei richtig g'macht werd."

„I ko mi do erst recht net drum kümmern."

„Mhm . . . ja . . . und nacha schickst du a Schreibets ans G'richt, daß du allssammete richtig befunden host . . ."

„I schreib, daß de Loni bei dir im Haus g'storben is, daß du mir o'geb'n hast, es san dreihundert und etla siewaz'g Mark da und net mehra, und daß von dem Geld höchstens de Leichenköst'n zahlt wer'n kinna."

„O'geb'n, sagst du. I hab dir do 's Geld bracht, und du host as selm zählt."

„Ganz richti. I hab dös zählt, was du mir bracht hast. Und du hast mir g'sagt, daß dös alls-sammete ist. Net wahr? Dös hoaßt ma o'geb'n..."

„So? No ja, mit dena Sachen kenn i mi z' weni aus. I will gar nix, als daß all's sei Ordnung und sei Richtigkeit hat. Und aufs G'richt, moanst d', brauch i nacha überhaupts nimma?"

„I glaab net. Aba wissen tua'r i's aa net. Wann's d' eini müassest, kriagast scho a Botschaft..."

„Aba ... ja ... und na hab i jetzt weiters nix mehr z' toa?"

„Bei mir net. Aba die Schachtl muaßt mitnehma ..."

„Richtig ... ja ... zählt is ja 's Geld, net wahr? Und nacha bfüad di!"

Der Ruepp ging und konnte glauben, daß er beim Bürgermeister den Eindruck eines sorgsamen, peinlich genauen Hausvaters und eines ungemein ehrlichen Mannes hinterlassen habe.

Allein es ließ sich nicht sagen, ob der Abl das auch so recht hingenommen hatte, denn er war ein trockener Mensch, der sich oft ganz hintere Gedanken machte, aber sie alle heimlich bei sich behielt.

Auf dem Heimweg ließ der Ruepp recht viel von seiner Großartigkeit nach und hörte auf seine innere Stimme, die ihm Zweifel und Befürchtungen vorhielt.

Hätte er nicht sagen sollen, daß ihm die Alte Geld geliehen hatte?

Und gleich dazusetzen, daß er's nach der Vereinbarung heimzahlen könne, wenn es ihm gut paßt?

Wenn er das erst hinderdrein vorbrachte, nachdem seine Schuld auf andere Weise offenbar geworden war, dann fand es am Ende keinen Glauben mehr.

Wenn er's jetzt gleich frischweg angegeben hätte, dann wär sicherlich wegen des andern Geldes kein Verdacht aufgekommen, und es hätte besonders ehrlich ausgesehen, wenn er sich selber gemeldet hätte, obwohl kein Schuldschein vorhanden war.

Aber halt auf? Hernach hätte er doch zum Ge-

richt gehen müssen, und wenn man ihm das mit der beliebigen Heimzahlung nicht geglaubt hätte, wenn der Zuchthäusler einen Streit angefangen hätte, was dann?

Außerdem, da war noch etwas.

Hätte er dem Ablbauern eingestehen sollen, daß er Geld von einem Dienstboten geliehen habe? Dann wär's im Dorf herumgekommen. Nein, da war's schon viel besser, abwarten, ob er's überhaupt angeben mußte, und wenn, nachher bloß beim Gericht und nicht beim Bürgermeister, der ihn darum schief angeschaut hätte.

Vielleicht blieb die ganze Geschichte verschwiegen und vergessen.

Das wär freilich das Beste gewesen und auch das Richtige.

Der Ruepp war ein feiner Denker, der einer Sache schon auf den Grund gehen konnte.

Es war doch gewiß und ausgemacht, daß der letzte Wille der Loni der war, ihr Sach dem Michel zu hinterlassen, und vor allem, es dem schlechten Kerl nicht zu geben.

Das mit dem Michel gab sich leicht, und dem andern hatte er jedenfalls das Bargeld aus den Zähnen geräumt.

Und er hatte, wenn er das genau überlegte, das Gefühl einer guten Tat, oder doch ein ähnliches, und das bewirkte, daß er alle Bedenken überwand und lebfrisch und zuversichtlich dahinschritt.

Er wollte auch seiner Bäuerin den Kopf zurechtsetzen, denn ihr wortkarges und verdrossenes Wesen, das sie seit dem Tode der Loni angenommen hatte, paßte ihm gar nicht.

Sie ging ihm aus dem Weg, gab ihm beinahe nicht an, wenn er was sagte, und er war viel gesprächiger wie jemals.

Aber sie vermied es, mit ihm allein zu sein; sie ging aus der Kuchel, wenn er sie gerade einmal ohne die Leni antraf, oder sie rief der Magd und machte sich was zu schaffen.

Ganz auffällig war es, wie sie jedes Gespräch

mit ihm vermied oder mit mürrischen Worten abwies.

Er mußte mit ihr auf gleich kommen, und so trat er jetzt daheim recht sicher und laut auf, wie er die Bäuerin allein in der Küche antraf.

Sie griff schon wieder nach einem Wasserschaff und wollte in den Hof hinaus.

„Halt! Halt! Da bleibst!"

„I muaß zum Brunna außi."

„Nix da! Dös ko'st danach aa toa. Mir hamm jetzt amal was zum Dischkrieren mitanand."

„I wußt nix ..."

„I hab 's Geld wieda mitbracht vom Burgermoasta ..."

„'s Geld?"

Sie fragte es mit einer sonderbaren Betonung.

„Jawohl. 's Geld!" wiederholte er grob. „Du werst scho so guat sei und werst mi amal o'hör'n. Also, daß i's glei sag, de Schachtel von der Alt'n, de hebst jetzt du auf ..."

„I?"

Sie schrie es beinahe.

„I rühr de Schachtel net o. Mit koan Finga!"

„Wos host denn du? ..."

„I rühr s' net o ..."

Sie ging zur Türe, aber der Ruepp stellte sich ihr in den Weg.

„Jetzt laß amal mit dir red'n ... Dös is ja grad, als wann mir it z'sammg'hör'n tat'n ..."

„Mit dem hab i nix z' toa ..."

„Mit was?"

„Über dös ko ma gar it red'n ..."

„Jo, du muaßt red'n, dös verlang i .."

„I mag net ..."

Sie war so aufgeregt, daß er ihr jetzt sanft zuredete.

„Hock di her und horchst amal mit Ruah auf dös, was i sag ..."

Sie setzte sich widerwillig auf eine Bank, und man sah es ihr an, daß sie nicht im Sinne hatte, zu bleiben.

„Siehgst, daß mir dös Malör g'habt hamm, leider, daß de Alt so g'schwind wegg'storb'n is, durch dös, siehgst, müassen mir do schaug'n, daß all's a so geht, wia sie's woll'n hat, und bal mir trachten, daß ihr Will'n g'schiecht, nacha tean do mir nix Unrecht's, sondern im Gegenteil, net wahr. Was sagst?"

Sie sagte nichts.

Sie hörte bloß deutlicher wie sonst, daß er log, daß alles falsch war, was er sagte.

Der Ruepp stellte sich an den Herd und war zu einer langen, eindringlichen Rede aufgelegt.

Unterm Sprechen fielen ihm neue Gründe ein, lauter schöne und ganz unwiderlegliche.

Er war jetzt der Mann, nicht wahr, der alles, was halt in Gottes Namen versäumt worden war, wieder so richten mußte, daß es noch gut wurde und den Absichten der Loni entsprach. Sie solle sich ruhig auf ihn verlassen und den Kopf nicht verlieren, und vor allem, sie dürfe über die ganze Geschichte keinen Schnaufer tun, dann komme alles ins rechte Geleis. Dafür sei schon er da, und er garantiere dafür. Sie zwei müßten jetzt zusammenhelfen ...

Die Rueppin stand auf; sie konnte ihm nicht mehr zuhören, jedes Wort peinigte sie, und es kam ihr so vor, als zöge er sie mit hinein in die Schlechtigkeit.

Nochmals vertrat er ihr den Weg.

„Hoscht du gar koa Antwort auf dös, was i sag?"

„Na ..."

„Dös waar scho bald a so, als wann du gegen mi arbet'n mögst ..."

„Laß mi geh ..."

„An Antwort sollst d' mir geb'n ..."

„Deine Lüagereien mag i nimmer hören ..."

„Meine ..."

„Ja, jed's Wort is derlogen ..."

Er wollte sie zurückhalten, aber da kam die Leni zur Türe herein, und er ging an den Herd zurück

und tat so, als suchte er was, einen Span oder ein Zündholz.

Die Leni warf ihm einen mißtrauischen Blick zu; sie merkte, daß er mit der Mutter einen Streit oder eine zuwidere Aussprache gehabt hatte, und sie war immer bereit, gegen ihn Partei zu nehmen.

Da brummte er was vor sich hin und ging hinaus.

Neuntes Kapitel

Michel machte sich weniger Gedanken über das Fehlschlagen seiner Aussichten als darüber, wie er es dem Vater beibringen könnte, daß es mit dem Gymnasium und der geistlichen Laufbahn aus sei.

Er verschob sein Geständnis von einem Tag zum andern und wußte immer wieder Gründe dafür, daß es damit nicht pressiere. Derweil fand er immer mehr Gefallen an dem ungebundenen Leben daheim, das er nicht mehr mit der Freisinger Gefangenschaft vertauschen mußte, und dem er sich darum ganz anders hingeben konnte als in den Jahren vorher, wo jede Freude durch den Gedanken an das Einrücken im Herbste vergällt war.

Der Zotzen-Peter, an den er sich anschloß, war Mitwisser, und er gab ihm recht darin, daß er die Lernerei und das Stubenhocken mitsamt der geistlichen Gaudi, wie der Peter sagte, aufgeben wollte.

Er war Berater und Führer in dem neuen Leben, das dem Michel jetzt aufgehen sollte, in dem der Peter aber schon manche Erfahrungen gesammelt hatte.

So reichliche, daß er billig erstaunt war über die Anschauungen seines Schulkameraden, der die Weiblichkeit scheu aus der Ferne bewunderte und der nicht einmal die derben Anspielungen der Zenzi verstand oder gar erwiderte.

„Daß du gar it dergleicha tuast?" fragte der Peter.

Da schilderte ihm der Michel sein bisheriges Leben und gestand, daß er sich nicht getraue, mit einem Mädel so frei zu reden.

„Da waar a no was dabei, Kreuzteufi übereanand! De san ja grad froh, bal ma mit eahna an Unterhaltung hat."

„Ja, Unterhaltung," meinte der Michel, „aber bal ma, no ja, bal ma si z'weit außa laßt, dös nimmt oane do leicht in übel ..."

„Ja, was waar denn net dös! Übi nehma aa no! Des sell gibt's überhaupts net ..."

„Es is aber do net a jede gleich."

„I ho no koan Ausnahm net g'fund'n. Überhaupts, was willst denn für an Dischkursi hamm mit de Weibaleut?"

„Glaabst du, daß zum Beischpiel ..." fragte der Michel und blieb wieder stecken.

„Ob i was glaab?"

„Daß i zum Beischpiel mit da Lukas Stasi so red'n derfat, wia du voring mit da Zenzi g'redt host?"

„Warum denn net? Waar scho guat! Wart no, bal's amal a Tanzmusi gibt nach der Arndt, nacha dischkriern ma mit ihr. Hätt'st du gern a weng an Handel damit?"

„Na, dös net. I frag grad a so, weil mir jetzt koa anderne net ei'g'fall'n is ..."

Peter lachte.

„I moan allaweil, es hat do a weng was. Bal oan oane gern ei'fallt, woaßt ..."

„G'wiß net ... I bin bloß neuli, wia'r i hoamkemma bin, von da Bahn aufa ganga mit ihr und mit ihrer Freundin. I glaab vom Boz war s' in Schwaigen."

„Ah ja, d' Mariann ... de sell is a Trumm Weibsbild!"

„No ja, und wia 'r i mit eahna ganga bin, hab i mir halt aa denkt, wann i jetzt dös saget oder dös, ob s' beleidigt waar'n ..."

„Koa Bröckei net! Da denkt ma do gar it lang und sagt allssammete, was oan ei'fallt."

„I hätt ma net traut ..."

„Ja mei, da fehlt's weit, Michi! Bal's d' a so daher kimmst und bal di du net traust! Des sell is nix, ja mei Mensch!"

„Schau, Peter, i bring's gar it außa. Wann i scho beinah was sag'n möcht, nacha is grad, als wann's ma d' Stimm verschlaget. Ganz heiserig wer i ..."

„Ja mei Mensch!"

„Host di du allaweil traut?"

„I scho, i ..."

„Von O'fang o?"

„Ja. Wia 'r i no schier gar a Bua g'wen bi, da bin i beim Seppen Damma ei'g'standen, und da is a Mitterdirn g'wen, scho ziemli an alte. Von dera han i viel g'lernt, und na hab i koan schinierst mi überhaupts nimma kennt ..."

„Ja, schau, du host halt aa nix aufz'passen g'habt ..."

„Freili net. Und di hamm s' dahoam scho auf de Gaudi dressiert, und z' Freising erst recht. Da werd halt da Mensch dappig. Aber laß dir was sag'n, du gehst jetzt amal mit mir, an an Samsta, auf Riad ummi. Beim Holzböck woaß i a Dirn; zu dera genga mir ans Kammafenschta ..."

Michel bekam einen roten Kopf, und es verschlug ihm schon bei dem bloßen Gedanken an ein solches Unternehmen den Atem.

„Moanst du, dös geht?"

„Leicht geht's. D' Loata woaß i scho; du steigst aufi, und i wart daweil herunt ..."

„Aba wann sie Spetakel macht, bal s' mi gar it kennt?"

„Ah was Spetakel! So g'nau nimmt 's de it. Sagst ihr halt, daß i drunt steh auf da Paß."

„Aber bal's wer spannt im Haus?"

„Was is denn nacha? Da schliafst wieda außa beim Fensta und schiabst o. I halt dir scho d' Loata ..."

„Peter, i woaß net, ob i mir dös trau'n derf."

„Geh, scham di do! Bist a so a Trumm Mannsbild her und kimmst allaweil mit dein trauminet. Was willst denn? Damal muaßt di ja do trau'n!"

„Dös is eigentli wahr ..."

„Natürli is wahr, und schau, da is grad recht, wenn i dabei bin. Alloa bist da du no z' weni ..."

Das leuchtete dem Michel ein, und er verstand, daß er dem Peter Dank und Vertrauen schulde.

Aber je näher der Samstag kam, desto ängstlicher war ihm zumut. Vor Raufereien und Schlägen und vor den Burschen von Ried fürchtete er sich nicht, aber vor dem Mädel, das von ihm eine Keckheit erwarten mußte, die er nicht hatte.

Er besann sich auf Ausreden, die ihn von dem schweren Gang befreien sollten, aber wenn er mit dem Zotzen-Peter beisammen war, schämte er sich über seinen Kleinmut und schwieg.

Am letzten Tag, als ihn bloß mehr etliche Stunden von dem Wagnisse trennten, ging er mit seinem Lehrmeister hinter dem Wagen her, der das letzte Fuder Haber heimbrachte.

Sie hatten bis zum späten Nachmittag bei großer Hitze geschafft, und die erquickende Abendkühle ließ dem Michel Ruhe nach harter Arbeit als das allerschönste erscheinen.

Statt dessen sollte er eine Stunde weit laufen und sich in ein Abenteuer stürzen, das ihm fremd und schreckhaft vorkam.

Schon öffnete er den Mund, um es dem Peter einzugestehen, daß ihm das Kreuz weh tue, und daß er sich gleich nach dem Essen ins Bett legen wolle.

Aber sein Kamerad blinzelte ihm lustig zu und fragte ihn halblaut, damit es die Zenzi, die zu oberst auf dem Fuder saß, nicht hören sollte: „Also ... bist d' g'richt't, Michi?"

Da schluckte er wieder und zum letzten Male seine Bedenken hinunter und sagte so munter, als er es herausbrachte: „Dös glaab i ..."

„Bleib a bissel z'ruck, na kinna mir allerhand ausdischkrier'n . . ."

Dabei blieb der Peter stehen und ließ den Wagen ein gutes Stück vorfahren.

„Paß auf," sagte er dann, „a paar guate Haselnußstecka hab i o'g'schnitt'n und hinterm Stall vasteckt. De nehma mir mit, weil ma do net woaß, ob net am End oana von de Riaderer z'weg'n kimmt."

„Is scho recht . . ."

„D' Hauptsach is, woaßt Michi, für den Fall, daß oana kam, net lang schaug'n, und reden durchaus gar nix. Glei über'n Kopf eini hau'n, daß 'n draht. Bis er si b'sinnt, san mir scho dahi. Denn vastehst, bal mir den oan net glei niederschlag'n, holt er si anderne, und na lassen s' z'samm, und mir waar'n mitten in da Schar und wurd'n sauber herg'schlag'n . . ."

„Du, bal dös a so is, da kunnt'n mir aber in a böse G'schicht einikemma . . ."

„Ah was, gibt's ja durchaus gar it! Z' Riad denken s' ja an nix, und es kannt höchstens sei, daß oana zuawa kam, der wo aa ans Kammafenschta möcht. Den sell'n hau'n ma recht brav am Kopf aufi, daß a d' Stern tanzen siecht, na is 's scho g'wunna."

„Ja no, aba . . ."

„Du werst do d' Riaderer it scheucha?"

„Scheucha net, i moan bloß, ma kannt in a Schlammassel einikemma, bal's am End raus kimmt . . ."

„Ja freili! Dös geht viel z' g'schwind, mei liaba Mensch. Der muaß moana, da Blitz hat'n g'stroaft. Was moanst denn, wia g'schwind dös geht? Der hat koa Zeit nimma zum schaug'n, und bis er si d' Aug'n auswischt, san mir scho wieda halbat dahoam . . . du werst do koa Angst net hamm?"

„Na . . . na . . . Angst hab i net."

„I moanet's halt aa. Dös is ja grad lutschti, bal si a weng was rüahrt. Mir is allaweil dös liabest, bal beim Fensterln no a kloani Gaudi dabei is."

„Is dir scho öfta passiert?"

„Ja mei Bua, was glaabst denn, wia viel Stecka daß i scho o'g'haut hab? A Ster g'langt ja kaam..."

„Und bist nia vor 's Gericht kemma?"

„Na... oda daß i's recht sag, an etla Mal scho. Indem daß i mi halt am O'fang a weng dumm g'stellt hab, weil i mi no net a so auskennt hab mit dera Gaudi. Da werst halt aa erst nach und nach g'scheiter. Aba jetzt woaß i mir leicht z' helfa, und bal i bei dir bin, da brauchst di nix z'kümmern..."

Michel seufzte. „Bal's no guat naus geht, Peter!"

„Laß di net auslacha, da ko ja gar nix fehl'n. Alloa wenn's d' waarst, nacha hätt's scho seine Nüß, natürli..."

„Ja alloa... da lasset i's wohl bleib'n..."

„Amal müassast an O'fang macha und drum is g'scheiter, bal i dabei bin. Und jetz paß auf, nach'n Essen, da druck i mi glei, und du tuast gar net dergleicha und bleibst no a weng hocken. I wart am Brünnl drunten auf di, und de Stecken, de hab i scho dabei; de hol i z'erscht hinterm Stall.

Du sagst eahna dahoam guat Nacht und schliafst außi, und nacha genga mir staubaus auf Riad. Mach ma's a so, gel?"

„Ja..." erwiderte Michel, und seine Stimme klang gepreßt, aber der Peter gab nicht acht darauf, weil er dem Wagen nachlief, der eben in den Hof einfuhr.

Beim Essen war Michel auffallend still, und er zeigte so wenig Hunger, daß ihn die Rueppin besorgt fragte, ob ihm was fehle.

Er gab eine kurze Antwort, daß er nur müd' sei von der Hitze, und sie glaubte es gerne, daß ihm die ungewohnte Arbeit zugesetzt habe.

Der Peter streifte ihn mit einem beifälligen Blicke. Er war zufrieden mit seinem Schützling, der sich so schlau eine gute Ausrede zurecht machte, um möglichst bald angeblich ins Bett zu kommen.

Er selber hieb tapfer ein, schleckte seinen Löffel ab und ging gleich nach dem Beten weg.

Wenn er geahnt hätte, daß sich der Michel immer noch den Entschluß zum Daheimbleiben abringen wollte, und daß er beinahe ärgerlich auf den Freund war, der ihn zu mühevollen und gefährlichen Wegen zwang, hätte er ihn wohl herzlich verachtet.

„'s G'sicht hat's dir ganz aufbrennt und an Hals," sagte die Rueppin bedauernd. „Du bischt de Arwat it g'wohnt und hätt'st di a weng z'ruck halt'n soll'n ..."

„Z'weg'n was? I bin ja grad froh, daß i mi recht rühr'n hab derfa. In da Stub'n bin i mir lang g'nua g'hockt ..."

„I moan grad, weil's d' gar nix g'essen host. Soll i dir an Kaffee macha?"

„Na ... na ... braucht's it. I geh ins Bett und schlaf mi aus."

„Guat Nacht, Michi!"

„Guat Nacht, Muatta ... Guat Nacht beinand!"

Kaspar, der noch eine Flasche Bier trank, sah ihm spöttisch nach. Der verzärtelte Hochwürden hatte doch einmal in den letzten Wochen kennen gelernt, wie Bauernarbeit die Leute hernimmt. Der kriegte gleich gar das Fieber davon.

Der Ruepp selber war nicht daheim; er war schon den Nachmittag ins Dorf hinunter gegangen, um sich für die glücklich heimgebrachte Ernte zu belohnen und um lehrreiche Reden über die ausgestandenen Mühen zu halten.

Die Rueppin aber ging mit der Leni und der Magd in die Kuchel, um für den Sonntag aufzuräumen.

So konnte Michel ungehört zur Türe hinaus ins Freie kommen.

Er schlich den Berg hinunter und sagte mit einem Seufzer vor sich hin: „Eigentlich is a Dummheit ..."

Aber doch war auch eine Neugierde und eine Erwartung in ihm, die ihn vorwärts trieb.

Ein leiser Pfiff.

„Michi . . .?"

„Ja . . . bist as du, Peter?"

„Freili . . . Jetzt tret'n mir aber auf, daß ma net z'spat hi kemman. Net, daß scho oana von de Riaderer drin is in da Kamma!"

„Da müaßat'n mir umkehr'n?"

„Ja . . . außa schmeißen kunnt'n mir den sell'n net; dös gab z' viel Spetakel."

„Wenn ma's wissat, kunnt'n mir uns den Weg spar'n . . ."

„Na . . . na . . . da werd nix g'spart. I sag ja bloß a so, daß dös mögli waar. Wer'n ma's scho sehg'n . . ."

Sie gingen auf einem Fußweg zwischen Wiesen und abgeräumten Feldern dahin.

Im Weiher unterm Ruepphof quakten die Frösche, denen andere in Pfützen und Teichen antworteten.

Als sie unterm Lukas vorbei kamen, bellte der Hofhund, weiter drüben gab ein zweiter und ein dritter an.

„De Bluatshund', de mistigen!" schimpfte Peter. „De sell'n san zum scheucha, wann ma an's Kammafensta geht. Net grad oamal, daß mi so a Schinderviech aufbracht hat."

„Na werd's uns beim Holzböck net guat geh . . ." erwiderte Michel.

„Der sell hat an ganz an alt'n Schnauzer, den 's Bell'n nimma g'freut. Und a Nudel hab i aa dabei. Bal i eahm de zua da Hütt'n zuawi schmeiß, gibt er leicht an Ruah."

Michel mußte sich eingestehen, daß sein Kamerad ein umsichtiger Anführer war, der an alles dachte.

Er tappte hinter ihm drein und versuchte sich vorzustellen, was sich etwa in dieser verhängnisvollen Nacht alles ereignen könne.

Dabei übersah er ein Brett, das über einen Graben gelegt war, trat mit einem Fuße daneben und fiel der Länge nach hin.

„Deifi überanand, wenn's no net gar so finsta waar . . .!" fluchte er.

„Dös is ja das Best," belehrte ihn Peter. „Nix schlechter wia Mondliacht; da waar'n mir schnell verrat'n. Geh no hinter meiner; mir kemman a so glei aufs Straßl, na fehlt dir nix mehr."

„Beim Eitel is no wer auf," sagte er nach einer Weile und deutete nach rechts hin, wo in weiter Entfernung ein Licht schimmerte. „Da waar a oane, de net uneben is. Aber es is schlecht zuawi kemma zu dera."

„Z'weg'n an Hund?"

„D' Hauptsach is der alt Vater; der schlaft z' weni bei da Nacht. Wia 'r a was hört, plärrt er scho beim Fensta außa und macht 's Haus rebellisch. Amal hat er glei gar außa g'schossen, der Hundling. I hab d' Schröt im Kerschbaam platschen hör'n, aber da bin i g'roast, mei Liaba..."

„Der hätt di derschiaß'n kinna..."

„Na, na, er hat grad so außi bläbert zum Derschrecka und zum Leut aufwecka... so, jetzt san ma auf'n Straßl und hamm nimma z' weit."

Michel, der neben seinem Kameraden ging, hatte Herzklopfen bei dem Gedanken, wie nahe das Abenteuer herangerückt war.

„Du, Peter, paß auf..."

Er atmete schwer.

„Was?"

„Du, paß auf, was muaß i denn eigentli sag'n zu dera?"

„Da sagscht gar it viel. An d' Fenstascheiben klopfst, und nacha macht sie auf, und nacha schliafst eini..."

„Sie kennt mi do gar it."

„Braucht's ja net. No, vielleicht fragt s' di, was du für oana bischt. Na sagst, i bin der gar ander, der Nußbrocka von Weichs, oda sagst, du muaßt vom Bezirksamt aus d' Flöh fanga oder so eppas Dumm's halt, wia's d' Madeln gern hamm."

„Ja, wenn i's so daher bringa kunnt wia du!"

„Dös lernt sie scho, und für 's erstmal tuat's leicht was. Und d' Rosl redt it viel, i kenn s' ja guat."

„Muaß i ihr net sag'n, daß du dabei bist?"

„Zu was denn? Dös geht ja de gar nix o, der welcha daß herunt paßt."

„I woaß net, aber dös kann i scho gar net glaab'n, daß dös all's so leicht geht. Am End schreit s' um Hilf ..."

Peter blieb stehen und lachte.

„Na, so dumm is de net und so g'schrecki aa net. Du stellst dir all's hart vor, und derweil is gar nix dabei. Dös waar aa no a Kunst, mit so an Madel dischkrier'n! Für was studiert's denn ös eigentli?"

Nun mußte auch Michel lachen, obwohl ihm ein Knödel im Halse saß, der mit der Annäherung ans Ziel wuchs.

„Auf so was studier'n mir net."

„Scho, aba ma woaß si do bessa z' helfa mit'n red'n."

„Na, da bist du scho weitaus besser ..." wehrte Michel bescheiden ab.

„Ssst ... jetzt müass'n mir a weng staader sei. Da drunt unter'm Bergl is scho dös erst Haus, und mir reiben ins um's Dorf umma z'weg'n de Hund. Geh auf'm Gras, Michi, daß ma d' Schritt net so hört."

„Bleib an Aug'nblick steh, i muaß mi verschnaufa," keuchte der Studiosus, dem das Herz zur Kehle herauf schlug.

„Du hast ja gar koa Luft nimma; z'weg'n dem bissei Weg?"

„Na ... es is ... halt a so ... woaßt, weil's dös erstmal is."

„Treibt's di recht um? No ja, mir lassen uns recht schö Zeit," sagte Peter halblaut. „Und paß auf, daß i dir's no amal sag. Wann i was vadächtig's mirk, nacha pfeif i und bleib aba bei da Loata steh. Da koscht di drauf valassen. Wia du mein Pfiff hörst, derfst di nimma aufhalt'n lassen, sondern du schliafst auf da Stell beim Fensta außa. An Tremmel nimmst mit und legst 'n wohi, wo 's d'n glei wieda host. Beim Außa-

schliaf'n muaßt'n dabei hamm, weil ma net woaß, ob net herunt oana zuawa kimmt. Und bal oana kimmt, glei niedaschlag'n! Woaßt d' jetzt all's?"

„. . . Ja . . ."

„Muaßt allaweil no so schnaufa?"

„Es vergeht scho . . ."

„Also nacha genga ma . . ."

Sie kamen an einen Hohlweg, der sich steil ins Dorf hinuntersenkte, blieben aber oberhalb auf der Wiese, auf der sie lautlos in einem größeren Bogen zu den Häusern hinunterstiegen.

Michel stieß an einen Markstein an und stolperte.

Ein Hund gab Laut.

„Herrgottsaggerament!" fluchte Peter, blieb stehen und hielt Michel am Arme zurück. „Staad, sag i . . ." flüsterte er.

Der Hund bellte ein paarmal, knurrte und bellte wieder.

„Schinderviech, wann i no di vergift'n kunnt!"

Sie blieben eine Zeitlang regungslos stehen.

Eine Kette klirrte; wahrscheinlich war der Hund wieder in seine Hütte zurückgeschloffen.

„Jetza," kommandierte Peter. „Mir mach'n an größern Bogen; halt di no allaweil hinter meiner."

So behutsam sie konnten, schlichen sie abwärts und kamen bald an die Einfahrt vom Holzböck.

„Laß mi voro und bleib derweil steh; net daß uns der alte Hund aa no Spetakel macht."

Als sich Peter nach diesen Worten in der Dunkelheit verloren hatte, schaute Michel ängstlich auf das hochgiebelige Haus, vor dem er stand, und er wurde sich seiner Hilflosigkeit bewußt.

Wenn sich aus der Finsternis jemand auf ihn stürzen würde?

Es war leicht zu sagen, daß er jeden niederschlagen solle, aber er hatte ganz gewiß nicht den Mut dazu.

Jedes Geräusch erschreckte ihn; das leise Rauschen der Blätter, die der Nachtwind bewegte, machte ihn ängstlich.

Er kam sich wie mitten unter Feinden vor, die

36*

beim leisesten Geräusch erwachen und über ihn herfallen würden.

Da!

Überm Hof drüben knurrte ein Hund, dann war's wieder still.

Jetzt war's, als ob jemand daher schlürfte, immer näher.

Eine beklemmende Angst schnürte ihm die Brust zusammen.

Er wollte schreien: Peter . . . oder Obacht, aber er war so heiser, daß er keinen Ton hervorbrachte.

Schon wollte er umkehren und einfach in die Nacht hineinlaufen, da hörte er seinen Namen.

„Michi . . . bst . . . ah, da bist . . . hamm ma 's scho . . ."

„Was hast?"

„Staader, sag i. D' Loata hab i . . . jetza schleich di no her . . . so . . ."

Michel folgte willenlos.

Aus dem Gebäude heraus tönte ein halblautes Schnattern.

„De Saggeramentsgäns!" fluchte Peter. „De sell'n hamm an Deifi . . . glei san s' wach, de Luada, de abscheiligen . . . so . . . aba jetza hamm ma's scho . . ."

Er lehnte die Leiter, die er unterm Arm geschleppt hatte, an die Hauswand.

„Da steigst jetzt aufi . . ."

„Aufi?"

„Ja, mach no! Drob'n, siehgst net? Da is 's Fenschta. Es scheint ma, daß 's halbert offen is . . . klopfst a weng ans Glas oda ruafst ihr ganz staad: Rosl . . . sie hört di glei . . ."

„Ja, moanst do . . .?"

„Tua net lang um und schliaf aufi."

Michel trat zögernd auf die erste Sprosse, dann auf die zweite. Der Stecken rutschte ihm aus der Hand und fiel auf den Boden.

„Jessas! Jessas! G'stellst di du!" knurrte Peter. „Steig no weida, i g'halt dein Tremmi herunt'n, sunst kimmt er dir no unter d' Füaß."

Michel nahm wieder etliche Sprossen und tastete mit den Händen nach dem Fensterkreuz.

Peter hatte recht gesehen: das Fenster war halb offen, und ein warmer Dunst, ein unbestimmbarer Geruch wie von Haaren, drang heraus.

Über den zaghaften Studiosus kam jetzt auf einmal eine merkwürdige Ruhe oder Entschlossenheit. Jetzt wollte er das Abenteuer bestehen.

Er schob das Fenster weiter hinein und klopfte behutsam auf das Fensterbrett.

„Bsst! Rosl! Bsst!"

Ein Geräusch.

Dann eine leise Stimme: „Was geit's?"

„Rosl!"

„Ja ..."

Michel bohrte seine Blicke in die Dunkelheit und sah, wie sich jemand langsam aus dem Bett schob.

Nun kam eine weiße Gestalt heran, und eine derbe Hand faßte nach der seinen.

„Bischt as du, Lenz?"

„Na ..."

„Ah, da Sepp is ..."

„Na ..."

Michel hielt sich mit der linken Hand am Fensterkreuz fest, mit der andern tappte er nach dem vollen, runden Arm der Rosl.

Er atmete schwer vor Aufregung.

„Wer bischt denn nacha?" fragte das Mädel.

„Halt aa oana ..."

„Was willst denn da?"

„Eini möcht i zu dir ..."

„Ah, du bischt oana! Kimmt er da daher mitt'n bei da Nacht! Du bischt gar it von Riad, gel?"

„Na ... Derf i net a weng eini kemma ..."

„Bsst!" mahnte die Rosl. „Du muaßt staad sei, der Blasi schlaft daneb'n ..."

„I bin scho staad."

„Hoscht d' Stiefi auszog'n?"

„Na, de hab i net ausziahg'n kinna."

„Ja, bal s' knarrez'n, hört di da Blasi ..."

„Der hört mit net ..."

„Ah, du bischt oana! Du bischt scho ganz vaweg'n. Wo bischt'n du her?"
„Halt aa."
„Bischt g'wiß von Langwaid drent?"
„Na . . ."
Michel hatte seine Hand auf die nackte Schulter des Mädels gelegt und krampfte in der Aufregung seine Finger ein.
„Ah, du tuast ma glei gar weh . . ."
„Derf i net in d' Kamma eini . . ."
„Bal's d' recht staad bischt . . ."
„I gib scho acht . . ."
Er stieg noch eine Sprosse höher und wollte sich mit Kopf und Schultern durch das Fenster zwängen.
„Herrgott, is döş eng!"
„Ssst! Was moanscht denn? Ma hört di ja!"
„Deifi . . . Döş is z' eng."
„Du muaßt höher aufa steig'n und mit de Füaß voro eina schliaf'n . . ."
Michel folgte der erfahrenen Rosl, und indem er sich mit der Linken fester hielt, schob er ein Bein nach dem andern durch und saß schon auf dem Fensterstock. Dabei war er aber ein paarmal ans Glas gekommen, das klirrte.
„Heb di do staad!" mahnte das Mädel.
Und nun wollte er eben den Oberkörper durchzwängen, als eine grobe Stimme zum Fenster nebenan herausschrie:
„Heda! Was is da? . . . Herrgottsaggera . . ."
„Jessas! Da Blasi!" flüsterte Rosl erschrocken.
Und in diesem Augenblicke pfiff unten der Peter.
„Wart, dir hilf i," drohte der Blasi.
Michel klammerte sich ans Fensterkreuz und zog unbekümmert um den Lärm hastig die Füße zurück.
Die Stiefel kratzten über das Fensterbrett und kratzten an der Hauswand hinunter und suchten die Sprossen.
Als Michel eben einen festen Stand gefunden hatte, schlug ihm ein derber Stock über Arm und Schulter; ein zweiter Hieb traf ihn auf den

Kopf, und es war gut, daß der Hut die Wucht milderte.

Ein Prügel sauste neben Michel gegen das Fenster, aus dem sich der Blasi herausbeugte, um den Eindringling noch ein paarmal zu treffen.

Peter hatte ihn heraufgeworfen, und er schimpfte dazu.

„Dir schmeiß ich dein Gipskopf ausanand, du Stier, du miserabliger!"

Der Prügel schlug dicht neben Blasi an die Wand und krachte wieder herunter; ein Hund bellte heiser über den Hof und riß wütend an der Kette, und Michel verfehlte in der Hast eine Sprosse und rutschte und fiel unsanft auf den Boden.

„Jetz is Zeit," rief Peter. „Lass was d' ko'st..."

Er sprang voran in die Dunkelheit, aber sein Schutzbefohlener kam ihm nicht nach. Er hatte sich den rechten Fuß verprellt und hinkte mühsam hinterdrein.

„Mach ... mach! Druck di!" schrie Peter schon aus größerer Entfernung zurück, und schon blinkte ein Licht drüben im Hause auf und noch eines gerade gegenüber im Roßstall.

„Wart Luada! Halt's 'n auf!" brüllte es von der Haustüre her, und noch ehe Michel ein paar Schritte weitergehumpelt war, faßte ihn wer von hinten und riß ihn zu Boden.

Der Blasi war der erste im Hof heraußen gewesen und hatte den Fremdling niedergeworfen. Da kam auch schon ein zweiter Knecht herzugelaufen und hinter ihm drein ein Dienstbub.

Michel wollte sich vom Boden aufraffen, aber der Schmerz am Fuße war ihm hinderlich, und der Blasi war zudem ein fester Bursch.

„Laßt's mi aus! Was wollt's denn von mir?" keuchte Michel.

„Was hoscht denn du bei da Nacht im Hof herin z'toa? I gib da's scho, beim Fenschta einisteig'n ..."

Aber wo war denn der Peter?

Der stand vor dem Hofe hinter einem Schupfen

und überlegte, ob er seinem Kameraden zu Hilfe eilen sollte.

Zu seiner Ehre muß es gesagt werden, daß er es schon im Sinne hatte, ja daß er schon näher schlich, um sich dann im plötzlichen Anprall auf die Feinde zu stürzen.

Aber da sah er das zitternde Licht einer Laterne, das sich vom Hause her näherte. Es kam noch wer dazu, wahrscheinlich der Bauer, und nun war die Übermacht doch gar zu groß.

Für den Michel war es aber ein Glück, daß der Holzböck selber eingriff, denn die Knechte schlugen im Geräufe mit den Fäusten zu, und er verspürte mehr wie einen schmerzenden Hieb.

„Was habt's da für oan?" fragte der Bauer.

„I kenn an it ... Bei da Rosl is er am Kammafenschta g'wen ..." antwortete der Blasi.

„Am Kammafenschta? Na hört's mit'n schlag'n auf. I hab scho g'moant, ös habt's an Einbrecha dawischt ..."

„I will ja gar nix ... laßt's mi do aus!" bat Michel.

„Also auslassen!" kommandierte der Holzböck, und die Knechte gaben ihr Opfer widerwillig frei.

Der verunglückte Abenteuerer erhob sich mühsam, und der Holzböck leuchtete ihm mit der Laterne ins Gesicht.

Die Haare hingen dem Michel ins Gesicht, und das linke Auge war verschwollen.

Er sah nicht vorteilhaft aus, als er jetzt den Bauern angstvoll anstarrte.

„Was bischt denn du für oana?" fragte dieser barsch. „Koa hiesiger bischt net."

„I ho ja gar nix woll'n ..."

„Ja ... ja, dös kennt ma scho. De sell Loas bracht alle Augenblick an andern daher, aber de schmeiß i morg'n außi. Und du sagst mir jetzt, wer's d' bischt."

„I ...?"

„Ja, tua no net lang umanand ..."

„Vom ... vom Ruepp bin i ..."

„Vo der Leit'n?"
„Ja . . ."
„A Bua davo?"
„Ja . . ."
„Aba da Kaschba bist net. Den kenn i . . ."
„I bin da Michel . . ."
„Der, wo auf Geischtli studiert? Jetz is 's recht . . ."
„I ho ja gar nix woll'n . . ."
„Ah so . . . bischt zum Rosenkranz-Bet'n herkemma? Mandei, dös sell laßt bleib'n, dös kannt dir no schlechta außi geh' als wia heut."
Die Knechte lachten und Blasi sagte: „Da hamm ma ja an ganz an schwarz'n Kater dawischt."
Der Bauer bot ab.
„Laßt's as guat sei. Und du machst, daß d' weida kimmst und nimm dir's für a Lehr! Dös steht dir net o, so was!"
Der Dienstbub hatte Michels Hut vom Boden aufgehoben und gab ihn grinsend dem armen Kerl, der ihn aufsetzte und sich dann schweigend abwandte, um zum Hofe hinaus zu humpeln.
Er war noch nicht weit gekommen, als plötzlich der Peter neben ihm stand.
„Hamm s' di recht herg'schlag'n?" fragte er.
„I hab's ja z'erscht g'wißt, daß 's schlecht ausgeht . . ." murrte Michel.
„Es waar ganz guat ganga, wann du a weng g'schwinder g'wen waarst. I hab mir scho oiwei denkt, für was daß d' so lang auf da Loata steh bleibst und net eini schliafst beim Fenschta. Mei liaba Mensch, so derf ma si net Zeit lass'n. Da hat di ja der damische Kerl hör'n müass'n . . ."
„Ah was! Hergeh hätt i net soll'n . . ." sagte Michel unwirsch.
„Warum denn net? Waar ja net aus! Dös sell muaß di jetzt net a so vadriaß'n. An andersmal geht's bessa."
„Koan andersmal gibt's nimma . . ."
„Ja freili . . ."

„Na. Daß ma dasteh muaß wia 'r Einbrecha ... au!"
„Was hoscht denn? Tuat dir was weh?"
„Da Fuaß ... und d' Achsel ... i ko mein Arm beinah net rühr'n ..."
„Herrgottsaggerament überanand! Dös zahl i aba dem Blasi hoam! I kenn an a so, den Stier, den lüaderlich'n. Der kimmt ma net aus. Bal Markt is z' Altomünsta, dawisch i 'n scho, aba nacha laß i 'n umma, den! Der derf si g'freu'n."
„Dös helft mir nix ..."
„Geh, sei net a so vazagt! Amal dawischt's an jed'n, da liegt ja gar nix dro ..."
„Und was wer'n meine Leut sag'n?"
„De wiss'n nix ..."
„Dös sehg'n s' do. Is mir ja 's ganz Aug verschwoll'n, und geh konn i schier net. Was soll i denn sag'n, woher daß dös kimmt?"
„Da find'n ma scho was," tröstete Peter.
„M ... hm ... au! Herrgott, i bleibet am liabern da auf der Wies'n hocka."
„Halt di a weng ei, und na rast'n mir wieda. Es geht scho. Aba wart no, dem Blasi, dem schlag i 's Kreuz o, dös is g'schwor'n ..."
„Mir waar liaba, i waar dahoam und i lieget im Bett."
„Mir kemman scho hoam ..."
„Ja, und was sag i morg'n, wenn i nimma aus de Aug'n außa schaug'n ko?"
„Woaßt was? Mir sag'n ganz oafach, i und du, net, mir han a weng auf Erdweg ummi ganga; weil d' Arndt herin is, hätt'n mir no gern a Maß Bier trunk'n, und, paß auf, beim Hoamweg, sag'n mir, da hamm ins a paar a drei o'packt. De müassen ins für anderne g'halt'n hamm, und durch dös san mir ganz unschuldigerweis ins Raffa kemma, und mir hamm wohl de andern verjagt, sag'n ma, aba natürli, durch dös hamm mir aa Schläg kriagt, und indem daß du an Fried'n hoscht stift'n woll'n, bischt du bei dem Brettl übern Graben ausg'rutscht und hoscht dir an Fuaß ver-

knaxt, und a so sag'n mir. Dös glaaben s' nacha scho ..."

„Von mir aus glaab'n s' as aa net. Wann i no in mei'm Bett lieget ..."

„Mir hamm nimma weit ..."

Und Peter tröstete den Michel und half ihm und stützte ihn, bis sie endlich daheim anlangten.

„Dös muaß di net vadriaß'n," mahnte Peter noch einmal, als ihm sein Schützling gute Nacht sagte und eben doch sehr verdrossen und auch sehr müde in seine Kammer schlich.

Zehntes Kapitel

„Ja, Bua, was is denn mit dir passiert? Um da Gott's will'n, wia schaugst denn du aus?" rief die Rueppin, als der Michel am andern Morgen in die Küche hinkte.

„Was werd denn passiert sei?" knurrte er. „A Dummheit. Eigentli is gar net wert, daß ma davo redt."

Und er erzählte beinahe wortgetreu alles, was sich der erfinderische Zotzen-Peter als beste Erklärung ausgedacht hatte.

„Waar ja net aus!" jammerte die Bäuerin. „Bei da Nacht d' Leut o'packa und ganz frei herschlag'n, obwohl daß mi gar it bekannt is. So was ausg'schamt's muaß no gar it dag'wen sei ..."

Der Ruepp, der die Sache gleich großartig mit Gericht und Advokaten und Schandarmerie angehen wollte, hatte freilich auch einiges zu tadeln, denn was andere anbetraf, hatte er strenge Ansichten, und die Gelegenheit, sie aufzuweisen, ließ er nicht aus.

„De Burschen wer'n ma scho kriag'n," sagte er, „da gib i net nach, bis dös offenbarig werd. Aba dös muaß i aa sag'n als Vata: g'hör'n tuat si dös net, daß du mit an Knecht in de Wirtschaft'n umanandaziahgst ..."

„Er hat ja grad a Maß in Erdweg drent trunka," widersprach die Bäuerin. „Es werd eahm halt dürscht hamm nach dera Hitz und nach der Arwat ..."

„Dös is gleich. Ma muaß allaweil wissen, wer ma is, und mit wem daß ma's z' toa hat. Es paßt si amal net für an Schtudierten, daß er bei de Knecht hockt oda gar a Freundschaft hat damit. Waarst mit mir zum Wirt abi ganga, waar di nix passiert ..."

„No ..." machte die Rueppin.

Aber der Bauer ließ sie nicht zum Wort kommen.

„I sag dös, ma muaß wissen, bei wem daß ma is, und ma derf nia vagessen, wer ma selm is. I hab dir's scho a paarmal sag'n woll'n unter der Arndt, du solltest net gar so Kamerad sei mit'n Peter ..."

„Bal's do mitanand in d' Schul ganga san ..."

„Dös g'hört da it her. I sag, ma muaß wissen, wer ma is. Und jetzt laßt's amal an Petern einakomma, daß er mir a weng an Auskunft gibt; i geh nacha zum Kommadanten ..."

„Zu was denn?" brummte Michel. „Da werd nacha bloß 's G'red no größa ..."

„Dös is gleich. Aber i leid's amal net, daß so was vorkimmt. Wo is denn da Peter?"

Die Rueppin ging in den Hof hinaus, um den Knecht zu holen, und in der Zwischenzeit machte Michel noch einmal den Versuch, seinen Vater von der Anzeige abzubringen.

Aber der Ruepp hatte seine Grundsätze, bei denen er fest blieb.

Jetzt kam auch der Zotzen-Peter in die Küche und stellte sich mit dem gleichgültigsten Gesichte neben die Türe.

„Ös seid's gestern in Erdweg g'wen?"

„Ja ..."

Sein Blick streifte unauffällig zu Michel hinüber. Der hatte also seine Ausrede vorgebracht, und jetzt kam das Lügen an ihn.

Schon recht. Darin konnte man sich auf ihn verlassen.

Und er log auch tapfer und standhaft, wie es sich für einen Kameraden gehört, und wie es ein tüchtiger Mensch fertig bringt.

Das Ergebnis war sehr dürftig, denn der Peter wußte nichts, hatte keinen Verdacht und konnte sich nichts denken.

Das hielt den Ruepp ab, sogleich ins Dorf hinunter zu gehen und die Schandarmerie in Bewegung zu setzen.

Einen Tag später war ihm nicht mehr viel daran gelegen, und wieder etliche Tage darnach war schon das Gerücht von dem wirklichen Begebnisse durch die Dörfer und Weiler der ganzen Gegend gelaufen.

Eine Geschichte von Prügeln, die einer beim Kammerfenster erhalten hatte, war an sich schon volkstümlich, aber der Umstand, daß der Betroffene ein geistlicher Student war, gab erst die rechte Würze, und in allen Wirtshäusern erzählte man sich lachend, daß beim Holzböck ein schwarzer Kater eingefangen worden sei; die Mädeln steckten es sich kichernd zu, und die Bäuerinnen, die in allem die Frömmeren sind, waren bekümmert darüber, daß es so was auch gebe.

Der erste, der es auf der Leiten inne wurde, war der Kaspar, den im Feld draußen der Sexer darum anredete.

Das heißt, er fragte ihn teilnehmend, wie es dem Bruder gehe, und ob er sich doch nicht den Haxen gebrochen habe, wie er in Ried von der Leiter heruntergefallen sei. Wenn einer so was als erster einem andern, den es angeht, brockenweise zumessen kann, ist es ihm ein Genuß.

Der Kaspar lehnte das herzliche Bedauern, das der Sexer zeigte, schroff ab; er machte auch daheim kein Wesen daraus, aber der Leni erzählte er's.

„Unser Hochwürden macht si ..."

„Was is damit?"

„Am Kammerfenschta is er g'wen z' Riad, beim

Holzböck, und da hamm s'n dawischt und recht her-g'schlag'n."

„Ah ... ah ... na is dös gar it wahr, daß er in Erdweg o'packt wor'n is ..."

„Dös is all's derlog'n. Beim Fensterln hamm s'n a so zuag'richt. Der werd amal richti als Pfarra."

„Der werd z'erscht koana."

„Mir kimmt's aa so vor, aba von dem werd scheint's it g'redt, was dös Geld kost hat, und waar jetzt all's umasunst außi g'schmissen."

„Mir g'fallt scho lang nix mehr," sagte Leni. „Bal oana wirkli auf geischtli tracht, na g'stellt er si do ganz anderst o, als wia da Michi. Der tuat ja gar it dergleicha ..."

„Und lafft' zu de Menscha glei a Stund weit; bis auf Riad treibt's 'n ummi, den geischtlinga Herrn."

„I sag's aba da Muatta, und auf da Stell, weil sie scho gar nix mehr kennt, als wia grad Michi hi und Michi her ..."

„Sag's ihr no. Is g'scheidter, sie hört's von dir, als wia von ander Leut. In der ganzen Gegend hamm s' eahna Gaudi damit, hat mir da Sexer g'sagt ..."

„Bei ins paßt all's z'samm ..."

Leni war kaum allein in der Küche mit der Rueppin, da fing sie schon an.

„Jetzt host as mit dein braven Michi ..."

„Was hab i?"

„Weil's d' a so net woaßt, was d' eahm all's o'toan muaßt z'weg'n seine Schmerzen, de wo er so unschuldigerweis leidt ..."

„Is dös vielleicht nix, wenn er hinterrucks über-fall'n werd?"

„Ja ... überfall'n! Von da Loata hamm s'n aba g'schmissen, wia'r a bei so an lüaderlichen Weibsbild am Kammafenschta war ..."

„Was redst du daher?"

„Dös, was wahr is. Beim Holzböck in Riad hamm s'n vertrieben, den saubern Herrn. Bei dera

G'legenheit hat er seine Schläg kriagt, und d' Leut lachen recht drüber ..."

Die Rueppin mußte sich niedersetzen.

„Dös gibt's ja gar it ..."

„Frag'n selber. Vielleicht b'steht er dir's ei."

„Wo is er denn?"

„Im Hof war er voring draußt beim Peter. De zwoa steckan ja a so allaweil beinand."

Leni schaute zur Türe hinaus und rief.

„Michi! ... Zu da Muatta solltst eina kemma ..."

„Ahan ..." sagte der Zotzen-Peter, der gerade einen Pflug herrichtete. „Jetzt wissen's de aa scho ..."

„Soll'n s' as wissen ..."

„Red di auf mi aus und sag, i waar am Kammafenschta g'wen, und du bischt bloß mitganga ..."

„Ah was, da liegt mir gar nix mehr dro," sagte Michel und ging ins Haus.

„Du, was d' Leni verzählet, gel, dös is it wahr?" rief ihm die Rueppin zu.

„Was hat s' denn verzählt?"

„Daß dös all's a Schwindel war, was du g'sagt hast von Erdweg," fiel Leni ein. „Daß s' di beim Kammafenschta g'haut hamm, dös hab i da Muatta g'sagt."

„Wann d' no du was ausanand bringa ko'st; da hoscht ja du dei Freud dabei."

„Weil's d' Leut überall'n verzähl'n; i trag's net weida und hab's net aufbracht."

„Aba Michi, du werst do dös it g'macht hamm!" jammerte die Mutter.

„Gar so weit werd's net g'feit sei, bal ma'r amal an G'spaß macht."

„Dös is an sauberna G'spaß für oan, der wo amal an Pfarra spiel'n möcht ..." fiel Leni wieder ein.

„Hoscht an dös gar it denkt? Da nehman s' di am End gar nimmer," sagte die Rueppin.

„Dös waar mir dös liaba ..."

„Ja, Bua!"

„Na, Muatta, jetzt sag i dir's pfeilgrad, i waar z'erscht nimma z'ruck ganga ins Gymnasium."

„So? Und 's Geld nacha, döö wo ma an di hing'hängt hot?" keifte Leni.

„Von dir hab i koans kriagt."

„Net? Geht döö vielleicht net an dem unsern ab, was du verto host? Von dir hab i koans, saget er, und mir müassen de ganz Zeit zuaschaug'n, wia ma'r eahm 's Geld schickt, und mir dahoam kemman in d' Verlegenheit und gar no in d' Schuld'n."

„Für döö konn i gar nix ..."

„Jo ..."

„Net wahr is. Wenn da Vata oa Wort g'sagt hätt, oder d' Muatta, na waar i scho Jahr und Tag dahoam und hätt tausendmal liaba mitg'holfen als Knecht ..."

„Ja ... wer's glaabt. Z'erscht treibt er si de längst Zeit als Schtudent umanand, der wo nix schtudiert, und na hoaßet's auf oamal, i waar liaba a Knecht. Mit der Arwat tandeln, so hättst as vielleicht in Sinn ..."

„Jetzt hör amal auf!" bot die Rueppin ab. „Mit'n Streit'n is gar nix g'richt, und du, Michi, du werst di wohl no b'sinna ..."

„Schau, Muatta, döö hat koan Wert gar nimma. Z' Freising hamm s' zu mir g'sagt, daß i z' alt wer, und schau, bal i jetzt no zwoa Jahr hi häng, und es werd do nix ..."

„Ja, Bua, was is denn aba, bals d' it firti machst?"

Michel wollte ihr seinen Plan mit der Weihenstephaner Schule erklären, zögerte aber vor der Leni und sagte: „I hätt scho was in Sinn, und es kunnt no all's recht wer'n ..."

Derweil schlug der Hofhund an, und man hörte Schritte im Hausflötz.

Die Rueppin schaute hinaus.

„Döö is ja da Mesner ..."

„G' Good beinand!" sagte der Schwaiger, ein Kleingütler, der den Mesnerdienst verrichtete. „I hab d' Rechnung für der alt'n Loni ihra Leich.

Pressiert aba net, bal da Bauer net da is; er ko s' leicht amal zahl'n, wann er abi kimmt."

Er zog ein Notizbuch aus der Tasche und holte einen Zettel daraus hervor, den er der Bäuerin gab.

„Na werd's da Bauer scho am Sunntag recht macha ..."

„Ja ... ja ... feit da nix ... und no eppas hätt i zu'n ausricht'n für'n Michi ..."

„Für mi?" Der Studiosus bekam einen roten Kopf, als er fragte.

„Ja ... an schön Gruaß soll i sag'n vom Herrn Pfarra, und Sie soll'n morg'n nach da Kircha, vielleicht um a neuni, zu eahm komma ..."

„Is recht, i kimm scho. Hat er net g'sagt, z'weg'n ..."

Michel stockte.

„Z'weg'n was?" sagte der Schwaiger. „Na, von dem hat er nix g'sagt ..."

Dabei blinzelte er aber mit dem linken Auge, was dem Michel andeuten sollte, daß er ihm allein schon was verraten könnte.

„Von dem hat er nix g'redt," wiederholte er. „Es werd halt was z'weg'n da Schtudi sei oder a so. Er hat bloß g'sagt, bal's d' heut zum Ruepp aufi kimmst, sagt er, nacha richt an Herrn Schtudenten aus, daß er mi morg'n b'suacht. Nach da Kircha, hat er g'sagt, und mehra woaß i wohl it."

„Werst na do scho a Nudel mög'n und an Kerschgeist?" fragte die Rueppin.

„Da sag i net na ..."

Es schien dem Michel ewig lang zu dauern, bis der Schwaiger seinen Schnaps ausgetrunken und etliche Dorfneuigkeiten ausgekramt hatte.

Er schlich sich unauffällig aus der Küche und wartete hinterm Austraghäusel, bis der Mesner endlich den Heimweg antrat.

Als er ihn unter der Haustüre Abschied nehmen sah, ging er den Hohlweg hinunter und setzte sich beim Brünnl auf einen Baumstamm.

„Ah, da is ja da Michi ..." sagte der Schwaiger.

„Ja ... i hätt gern g'fragt weg'n an Herrn Pfarra. Was will er mir denn?"

„Was er will? Hm ... G'sagt hat er ja nix, aba i denk ma halt, z'weg'n dera Gaudi da ..."

„In Riad drent?"

„Freili ..." Der Schwaiger blinzelte lustig. „Es is eahm halt aa z' Ohr'n kemma. Natürli, d' Leut red'n davo, und bal amal so was aufmahrig is, nacha lassan ja de Betschwestern in Pfarrhof eini, als wann eahna 's Feuer unterm Rock brennat. De erst war de alt Puchrainerin, und nacha is d' Rottensteinerin daher g'schwanzt und d' Rauscherin, und a Getua hamm s' g'habt und a Jammerei, als wann eahna selm dös größt Unrecht g'schehg'n waar, und als wann s' de Straf Gottes herbet'n müaßt'n ..."

„Was bekümmert's denn de ..."

„Sag i aa allaweil. Aba da Deifi is ja nix geng an alt's Wei, und natürli, vagunna tean de alt'n Luada de junga Leut überhaupts nix ..."

„Was hat da Herr Pfarra g'sagt?"

„M ... mei, net vui; der reißt si desweg'n koan Haxen aus. Er hot s' halt o'g'hört, net, weil er s' o'hör'n muaß."

„Deifi, dös is mir scho so z'wida!"

„No mei, da is no net all's aus. Vorläufi, net, san S' no amal net geischtli, und mei Gott, hamm ma sogar scho Koprata g'habt, wo ma si allerhand vazählt hat, und überhaupts, a junga Mensch, dös woaß ma do ..."

„Dös z'widerst is, daß mi eigentli de G'schicht gar nix o'geht. I bin bloß mit an Kamerad'n in da Begleitung mitganga ..."

Michel erinnerte sich rechtzeitig an die Lüge, die ihm sein Lehrmeister angeraten hatte. Ob sie aber der Schwaiger glaubte, war nicht deutlich zu erkennen, denn er blinzelte wieder stärker mit den Augen, als wenn ihm die Abendsonne weh täte.

„A so is de Sach? Grad in da Begleitung? No ja, nacha is ja eigentli gar nix dabei," sagte er.

„A Dummheit is und bleibt's," antwortete Michel.

„Aba a himmiweita Untaschied," rühmte der Schwaiger. „Bal mi mit an Kamerad'n geht und der sell laßt si net abbringa von sein Plan, für dös ko ma do nix ..."

„Mitgeh hätt i halt net soll'n ..."

„Mei Gott, dös is G'schmacksach. Aba nacha is dös aa net wahr mit de ..." Schwaiger deutete mit dem Stecken Hiebe an ... „mit de Schmiergel?"

„Na, dös hoaßt, a bissel in a Rafferei bin i scho eini kemma ..."

„A freili ... a so halt ... als Begleiter ... natürli ... da hilft ma sein Kamerad'n ..."

Er blinzelte wieder stärker.

„No ja ..." sagte er dann. „An Kohlrabi reißt Eahna da Herr Pfarra net aba, und bal er schimpft, sagen S' eahm halt dös, daß Sie ganz unbeteiligterweis zuawi kemma san. Dös glaabt er na scho ... Und jetzt bhüad Good, Herr Michi ... ausg'richt hab i mei Sach ... adjes!"

Michel ging langsam heimzu, und er ließ den Kopf gedankenschwer hängen.

Derweil saß drunten beim Wirt der Ruepp und fing allgemach zu krakeelen an, wie er's im Brauch hatte, wenn er schon eine Halbe über den Durst getrunken hatte.

„Du g'hörst aa zu dena," schrie er zum Langwaider hinüber, der sich wohl nicht ohne Absicht an einen andern Tisch gesetzt hatte. „I woaß gut, du bischt aa bei de sell'n, wo si 's Maul z'rissen hamm über mi. Di kenn i guat, Manndei!"

„Mein Ruah laß ma!"

„Laßt's ma ös z'ersch de mei! Aba dös sag i dir, da vaderb'n z'ersch no vui z' Weidach, vor i vadirb. Dös sagst eahna, de gar andern, de wo meine Schuld'n z'sammzähl'n möcht'n. Vor i vadirb, vaderb'n no ganz anderne, und i bin no koan Weidacher was schuldi blieb'n. Da waar i mir scho z' guat dazua, daß i mi von dena Hungaleider o'schaug'n liaß. Pfüad di Good, sag i, und so g'scheit, wia de ganz andern, bi i no lang. Waar

ma scho g'nua, sag i, Herrgottsaggerament! Und du bischt aa dabei, bei de sell'n ..."

„I trink mei Bier und will mein Fried."

„Ja ... dein Fried ... Aba da steht's z'samm und redt's oan recht schlecht, und waar ja scho bald a so, als wann i an Weidacher was schuldi waar ... Da seid's ma ös z' weni, ös Hungaleider, ös ganz notigen!"

„Geh, drah net a 'so auf; es steht dir net o."

„I sag mei Sach, und 's Mäu laß i mir von enk net vabiat'n, daß d'as woaßt. Und i vadirb no lang it, dös mirkst da, und da vaderb'n z'erscht ganz anderne ..."

„Was is denn?" fragte der eintretende Wirt.

„Was werd sei? Der Ruepp is halt wieda b'suffa ..." sagte der Langwaider.

„Was bin i? Was woaßt du, daß i b'suffa bin?"

„Net z' weni. Und überhaupts, bal ma da eina geht und auf'n Feierabend sei Halbe Bier mit Ruah trink'n möcht, muaß ma si da d' Ohr'n voll plärr'n lass'n und si Grobheit'n sag'n lass'n?"

„Du haltst jetzt dei Mäu!" entschied der Wirt kurz und drohte dem Ruepp mit dem Finger. „Du woaßt guat, daß du da herin koa Bleib'n it hoscht, bal's du aufdrahst."

„I trink mei Sach, und i zahl mei Sach, und i sag mei Sach. Und dös Recht wer i hamm, wia 'r a jeda, und i sag mei Sach, und i zahl mei Sach."

„Und mi laßt d' in Ruah!" sagte der Langwaider.

Da schrie aus der Ofenecke heraus eine scharfe Stimme, die dem Austrägler, dem alten Mader Lenz, zugehörte: „Überhaupts kümmer di um di und um dein Buab'n! Da hoscht di z' kümmern g'nua!"

„Was Bua? Wer Bua? Über mein Kaschpar werst du nix sag'n kinna ..."

„Du woaßt scho, daß i den andern moan."

„An Michi? Vo dem werst du erst recht nix wiss'n ..."

„Dös nämli, wia alle Leut ..."

„Dös müaßt's ja allsammete amal froh sei, bal enk mei Michi an Seg'n gibt. I gaab'n enk g'wiß it."

„Den müaßt ma z'erscht mög'n ... gel. Und überhaupts derf a sellana gar it g'weicht wer'n. Da werd da Babscht aa no was drei red'n ..."

„A sellana? Was für a sellana? Dir schlag i 's Kreuz o, du Bettelmo, du ganz schlechter!"

„Hö ... hö! Net gar so grob! Gel?" mischte sich der Wirt ein.

„Derf er mein Michi an sellan hoaß'n, der wo it g'weicht werd? Muaß ma'r i dös g'fall'n lassen?"

„No ja, über dös derf ma no red'n, bal dei Bua von de Kammasenschta verjagt werd. Dös steht eahm schlecht g'nua o ..."

„Net wahr is!"

Der Wirt zog gleichmütig die Achseln hoch.

„Dös werd öffentli verzählt."

„Wer derf dös sag'n?"

„Da Holzböck hat's selm verzählt, da herin vor alle Leut, daß d' as woaßt. Und jetzt hörst mit'n plärren auf, gel?"

„Und a sellana derf it geischtli wer'n," sagte der Mader Lenz. „Dös werd da Babscht it zuageb'n."

Der Ruepp verstand, daß es der Wirt ernsthaft meinte, und die Beschuldigung machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er beinahe nüchtern wurde.

Er zahlte und stand hastig auf, ohne sein Bier auszutrinken.

Als er mit unsicheren Schritten bis an die Türe gekommen war, sagte er: „Von dem woaß i gar nix, und bal's it wahr is, nacha mach i's advikatisch, und na müassen s' aba her, de Falschhauser, de wo auf ins aufi lüag'n. Kenna tua i s' allsammete ..."

Da ihm niemand mehr angab, stolperte er zur Haustüre hinaus und stieß dabei mit dem Postboten zusammen, der gerade herein gehen wollte.

„Hö! Zeit lassen!" rief dieser. „Ah, da Ruepp! Dös is recht, daß i di triff. Für di hab i was, na brauch i nimma aufi zu dir ..."

„Was hast?"

„A Zuastellung vom G'richt ..."
„An mi?"
„Ja ..."
„I ho mit'n G'richt nix z' toa."
„Werd do a so sei," sagte der Postbote und gab dem Ruepp das Amtsschreiben.
Der steckte es achtlos in die Tasche, aber schon nach ein paar Schritten zwang ihn ein unbestimmtes Gefühl, das Schreiben wieder hervorzuholen und zu öffnen.
Die Schrift verschwamm ihm vor den Augen, aber ein paar Worte setzten sich doch fest ...
Nachlaß der verstorbenen Apollonia Amesreiter ...
Halt auf! Kam da etwas nach?
Eine heiße Angst stieg in ihm auf, und er las noch einmal.
Nun standen die Buchstaben fester und drohender vor ihm, und er brachte heraus, daß er auf den 18. September vorgeladen war, um Auskunft über den Nachlaß zu geben.

Elftes Kapitel

Auf dem Ruepphof war am andern Morgen eine trübselige Stimmung.
Die Bäuerin ging mit verweinten Augen herum, die Leni rappelte in der Küche mit dem Geschirr, und der Michel wußte nicht, wo er sich vor den lauten und stummen Vorwürfen verschliefen sollte.
Vor dem Vater hatte er allerdings Ruhe, denn der lag im Bett und grübelte vor sich hin, wie er sich beim Gericht am sichersten aus der Verlegenheit helfen könne. Darüber hatte er alles andere vergessen und die Lust verloren, seinen ungeratenen Sohn ins Gebet zu nehmen.
Gleich nach dem Frühstück machte sich der Michel auf den Weg, um in die Kirche und dann in den Pfarrhof zu gehen.

Außer dem Hause war's ihm wohler zumut, und der klare Spätsommermorgen flößte ihm fröhliche Zuversicht ein.

Wie blinkte der Tau in den Grashalmen, wie glitzerte er in den wunderfeinen Spinngeweben, die zwischen den jungen Fichten hingen!

Und wie arbeitsfroh konnte einem zumut werden, wenn die Luft vom Geruch der frischgepflügten Erde voll war!

Mit der drückenden Heimlichkeit war es jetzt aus, und wenn sich die Klarheit auch nicht auf die allerschönste Weise eingestellt hatte, jedenfalls war sie da, und sie wußten daheim, daß er nicht mehr in die Gefangenschaft zurückkehren wolle und könne.

Das letzte war gleich noch das bessere, denn es war unumstößlich und schnitt alle langen Reden ab.

Der Michel hob den rechten Fuß auf und schnalzte mit den Fingern; ganz übermütig war er, wie es ihm so vor Augen stand, daß er frei und ledig war.

„Wüah ... hö ... wüah!"

Rechts vom Wege pflügte der Zotzen-Peter, und er schrie wohl so laut, damit ihn der Freund hörte.

Der ging auch gleich seitab auf ihn zu und wartete am Feldrain, bis der Peter herankam.

„Gehst du scho abi?"

„Ja. Z'erscht geh'n i in d' Kircha, und danach muaß i halt eini in d' Pfarrhof."

„Sag no ..."

„Na, i lüag nimma lang umanand und sag's an Herrn Pfarra pfeilgrad, daß mit'n Schtudieren gar is, und na bekümmert'n ja dös ander nix."

Peter sah seinen Kameraden beinahe mit Bewunderung an. Der hatte einmal Schneid, und er schaute so fidel aus, als wenn er auf den Tanzboden ginge.

„Jetzt host amal recht," sagte er. „Bal du koa G'schtudierter nimma bist, na is ja überhaupts de G'schicht anders. Und woaßt was, na probier'n ma's heunt beim Eitel ..."

„Du hoscht aba do verzählt . . .“

„Ah, allaweil schiaßt der alt Depp net; der werd amal schlaffa aa. Genga ma halt spater zuawi.“

„Woaßt, wenn jetzt nomal was passieret . . .“

„Ja no, ausprobier'n muaß ma de G'schicht, und d' Schneid derfst dir net abkaff'n lassen.“

„Halt net so g'schwind hinteranand sollt's sei. Sinscht gibt's ja a schiach's G'red . . .“

„Laß s' red'n! De hör'n scho wieda auf.“

„I will dir was sag'n, Peter, dös überleg i mir no . . .“

„Is recht, und i red amal mit da Nanni, wia ma's am g'scheitern macha, daß der Alt nix spannt . . .“

Ein scharfer Pfiff unterbrach das Gespräch.

Oben auf der Höhe hatte der Kaspar zum Rande hergeackert und die beiden erblickt.

Er drohte mit der Faust und schrie; man verstand aber nicht alles, bloß das Wort „Bazi“ drang herunter.

„Dir gib i scho an Bazi . . .“ murrte Peter. „Aba jetzt bfüad di Good, sinst koppt da Kaschbar wieda an ganzen Tag . . . wüah . . . öh . . . hott! hott!“

Michel ging langsam auf den Weg zurück.

Dabei sah er auf dem Gangsteig, der vom Lukas zum Bach hinunterführte, ein Weibsbild daherkommen; anscheinend war es jung, denn es ging einen raschen Schritt, und der Rock blähte sich im Morgenwind.

Jetzt trat der Michel auch besser auf, und erst wie er am Bachrand angelangt war, wo der Gangsteig in den größeren Weg einmündete, ließ er sich Zeit, blieb auch am Wasser stehen und sah so angelegentlich hinein, als wollte er die Fische zählen.

Dabei spähte er unauffällig, wie er meinte, nach dem Frauenzimmer, das immer näher herankam.

Es war wirklich die Stasi, und der Michel war schon wieder ängstlich und voller Zweifel, ob er

sie anreden sollte, und er sagte in Gedanken eine Anrede her.

Das Mädel lachte aber nicht so freundlich wie damals in Erdweg, sondern zeigte eine ernsthafte oder gar verdrossene Miene.

„Ah! ..." machte der Michel und lüpfte den Hut ... „ah ..."

„Guad Morg'n!" sagte die Stasi und war schon vorüber.

Der Michel hielt Schritt neben ihr und räusperte sich.

„Wia geht's denn, Stasi?"

„Guat."

„Host ..." Es fiel ihm nichts mehr Rechtes ein, und außerdem, das Mädel ging so schnell, daß sich eine Unterhaltung schlecht machte.

„Warum lafſt denn a so?" fragte der Michel.

„Weil i in d' Kircha geh ..."

„Da is do no Zeit g'nua. Über a halbe Stund ..."

„So?"

„Is dir net recht, daß i mitgeh?"

„I ko dir's net vabiat'n. Der Weg is für alle Leut da ..."

„Ah so ... No ja, i ko aa hint bleib'n ... aba gar so unfreundli brauchast d' aa net sei."

„I hab do nix g'sagt."

„Grad weil's d' nix sagst; selbigsmal bist d' ganz anderst g'wen."

„M ... hm ... Und desweg'n hast di du so viel bekümmert um mi ..."

„I? Schau ... i waar ja gern ... aba i hab net g'wißt ... schau, es hat si halt net geb'n ..."

„Is scho recht, ja. Und für de schlecht'n Weibsbilda lafſt Stunden weit umanand. De sell'n woaßt du scho z'finden ..."

„Ah geh, dös is ja all's net a so ..."

Stasi blieb stehen und schaute ihren alten Schulkameraden zornig an.

„Wia's di no net schaamst, daß di weg'n so an Schlampen ins G'redt bringst? Da waar i mir do scho z' guat dafür!"

„I kenn s' ja gar it."

„Net kenna? Und lafft bis auf Riad ummi? Dös muaßt wem andern vazähl'n."

„G'wiß net, Stasi. Schau, es is halt so a G'spaß g'wen . . . i . . . i . . ."

„Dös is de lüaderlichste in der ganzen Gegend. Was de scho für Stückl g'liefert hat, dös mag mi ja gar it sag'n. Aba natürli, wia s' was schlecht's wissen, da laffen de Burschen zuawi, und da Herr Schtudent muaß aa dabei sei. So was gräuslich's, da tat i mi schaama . . ."

„I bin halt dazua kemma und hab gar net g'wißt, wia und was . . ."

„Ja freili . . . Und auf d' Loata bist im Schlaf aufi g'stieg'n . . ."

„Bal'st mi vazähl'n laßt, nacha sag i dir's ganz aufrichti, wia's g'wen is . . ."

„Mi geht's ja nix o, und i möcht mi scho gar net bekümmern um so was. Waar ma scho g'nua!"

Aus Stasis Augen blitzte die Neugierde, als sie sich so heftig gegen die Mitteilung wehrte, aber das sah der Michel nicht, er wollte sich bloß gegen die schlechte Meinung seiner Spielkameradin wehren.

„Mir hamm halt g'moant, mir möcht'n amal . . . no ja . . ."

„Wer mir? Da Zotz'n-Peter natürli, den kennt ma scho, und vo dem host di du aufred'n lassen. Da hättst do du da G'scheiter sei müass'n."

„I bin do gar nix bekannt da umanand, schau. Und von dem sell'n Madel hab i meiner Lebtag nix g'hört g'habt . . ."

„Und da habt's ös ausg'macht, daß 's oafach higeht's dazua?"

„No ja . . . a so halt . . . net . . .?"

„Was aba dös für oani is, zu der ma mitt'n bei da Nacht zuawi lafft, dös host dir du net denk'n könna, gel na?"

„Da han i gar net viel nachdenkt über dös . . . Weil da Peter g'sagt hat . . . no ja . . . und weil i halt no gar nia dabei g'wen bi bei so was . . ."

„Und da muaß ma do dabei sei, net? Weil dös scho was is!"

„Intressiert hätt's mi halt, schau ..."

„Wia ma no so was sag'n mag! Und na bist oafach nüber g'lassa?"

„Ja ..."

„Und host gar it denkt, wia schlecht daß dir so was o'steht?"

„Denkt han i's scho. I waar aa liaba umkehrt."

„Dös sagst d' jetzt."

„Na, Stasi, g'wiß is wahr. Koa Freud hab i an dera G'schicht überhaupts net g'habt, und bei jedem Schritt hab i mir denkt, geh, laß 's guat sei! Kehr um! Aba natürli, na hab i mi do wieda g'schaamt."

„Über dös hätt'st di net schaama braucha."

„No ja ... schau ... daß ma halt ausg'lacht werd, hab i mir denkt ..."

„Na ... ös seid's Leut! Von de Burschen is do oana wia der ander. Mit'n schlecht sei prahlt si jeda, und mit'n Anstand schaamt sie oana."

Michel nickte beistimmend zu den tüchtigen und richtigen Ansichten der Stasi und dachte, nun habe er seine Beichte würdig beschlossen.

Aber das Mädel hatte seine Scheu vor dem gräuslichen Begebnis ganz verloren und wollte die Partie bis zum Schlusse miterleben.

„Und nacha seid's also ummi?" fragte sie.

„Freili, nacha san ma ummi."

„Und is z'erscht da Peter aufi dazua?"

„N ... na ... da bin scho i aufi."

„Und hoscht nix g'wißt von ihr und hoscht as nia g'sehg'n g'habt?"

„Na ..."

„Ja, is dir dös ganz gleich g'wen, was sie für oane is und wia sie ausschaugt?"

„Dös sell net, aba ... no ja, da Peter hat d' Loata g'holt, und i bin amal aufig'stieg'n, und dös ander, han i mir denkt, dös ander wer i nacha scho sehg'n ..."

„Ja, wia ma no so sei ko! Und wia's d' as g'sehg'n hoscht, hat's dir da net graust?"

„Na ... graust net ... Überhaupts han i s' gar net richti g'sehg'n, weil's ganz dunkel war, und ... no ja ... weil's na a so glei dahi ganga is ..."

„In d' Kamma?"

„Na ... in d' Kamma bin i wohl net eini kemma. Hat ja scho da Knecht auf mi her-g'schlag'n ..."

„Nacha bischt überhaupts net eini?"

„Na."

Wenn Michel mehr Erfahrung gehabt hätte, wäre ihm vielleicht aufgefallen, daß die Stasi in ihrer Strenge nachließ und freundlicher wurde.

Aber er merkte es nicht, und er wollte nur das, was an jenem Abend erfolgt war, mit Stillschweigen übergehen.

„Net bischt eini?"

„Na ..."

„Warum it? Hat's ... di am End do no g'reut?"

„Na ... Dös kann i eigentli net sag'n ..."

Michel war zu ehrlich oder zu wenig vertraut mit der Art, wie man wieder eine Brücke schlagen kann zum Vertrauen und zur Verzeihung eines braven Mädels.

Wie leicht hätte er es gehabt, zu sagen, daß sein besseres Ich im allerletzten Augenblick doch noch gesiegt und ihm den Fuß zurückgehalten habe, als er schon einsteigen wollte.

Aber er blieb ganz unklug bei der Wahrheit.

„Na waarst d' wirkli eini?" fragte Stasi und der Verdruß stieg schon wieder in ihr auf.

Da hatte aber der Michel doch den guten Einfall und sagte:

„I glaab net ..."

„Warum glaabst it?"

„No ja ... a so halt ... überhaupts hat's mi gar it recht g'freut, und i hätt ja a so net g'wißt, was i na sag'n hätt soll'n ..."

„Geh, hör auf!"

„Na, g'wiß is 's wahr. I hab mi so hart g'redt damit, weil i s' do it kennt hab, und da is mir na gar nix ei'g'fall'n ..."

„Ja ... es waar dir scho was ei'g'fall'n ..."

Michel schüttelte den Kopf und bekam zufällig mit seiner rechten Hand die linke der Stasi zu fassen. Sie zog sie nicht zurück, sondern schlenkerte sie vertraulich mit der seinen hin und her, wie in alten Zeiten, als jedes noch den Schulranzen auf dem Buckel hatte.

„Dös sagst du grad a so," begann sie wieder. „Du bischt halt a wia de andern, und am End hätt'st du dem abscheilinga Weibsbild recht schö to ..."

„Mit dem kenn i mi do gar it aus ... I hab ja no mit koana über so was g'redt ..."

Stasi sah ihn von der Seite an, und sein unbeholfenes und schüchternes Wesen sagte ihr deutlich, daß er nicht gelogen habe.

„Dös waar a schöner O'fang g'wen!" sagte sie vorwurfsvoll.

„Ja ... no ..."

„Aber i woaß scho ... schuld is grad der Zotzen-Peter. Dem hat dös paßt, daß er di auf so was bringt. Der is ja bekannt für dös ..."

Michel gab seinen Freund preis.

„Ja, bal der net g'wen waar, mir waar's freili net ei'g'fall'n ... I hätt mi überhaupts net traut, daß i zu an Madel was sag ..."

„Trau'n! Bal 's a richtige is, derf ma si trau'n g'nua, aber da muaß ma do an Unterschied macha ..."

„Aba ..."

„Was?"

„I moan, weil du sagst, a richtig's Madel, da ko ma do scho gar it higeh dazua ..."

„Warum it?"

„No ja ... Da ko ma si do scho gar it trau'n ..."

„Geh!"

„Hätt'st ..."

Er blieb stecken.

„Was willst d' sag'n?" fragte Stasi und schlenkerte heftiger mit der Hand.

„Hätt'st du mir dös verlaubt, daß i zu dir kemma waar?"

Sie lachte herzhaft.

„So amal g'wiß net. Daß du grad bei da Nacht daher g'schloffen waarst und ans Kammafenschta klopft hätt'st."

„Siehgst as ..." sagte Michel kleinlaut.

„Dös werd aa net sei müaß'n. Z'erscht muaß ma do scho red'n mit anand und ... no ja ... z'erscht muaß ma do scho ganz anderst bekannt sei mit anand ... Und überhaupts," fügte sie hinzu, „bei ins gang dös scho gar it. Was glaabst denn, wann da Vata was spannet? Jessas! Da mag i gar it dro denk'n ..."

„Ja ... freili ..."

„Ma braucht do it an's Kammafenschta kemma; ma ko ja aa so mit anand red'n ..."

„I hab di nia g'sehg'n, net amal von der Weit'n."

„Ja no ... in der Arndt, da hat mi koa Zeit. Aba ..."

Diesmal blieb Stasi mitten im Satz stecken.

Der Michel half ihr nicht darauf, und mußte schon allein die Fortsetzung finden.

„Jetza, wo's nimma gar so viel Arwat gibt, kannt ma si scho amal treffa ..."

„Aber wo?" fragte der unbeholfene Mensch, statt daß er gleich lichterloh in die Höhe gebrannt wäre.

„No ja ... da gibt's allerhand Platz. I muaß a so de nächst Woch Tannazapf'n klaub'n, hat d' Muatta g'sagt ..."

„Tannazapfen ...?"

„Ja, im Weiherer Hölzl."

„Da kannt i ja a weng mitklaub'n?"

„Warum net? Du muaßt halt geh, vor d' Muatta kimmt, daß di neamd siecht, z'weg'n der dumma Feindschaft ..."

„Ah ja, dös wenn net war, nacha kannt i aa hie und da in Hoamgart'n komma."

„Bei ins werd eigentli von dem gar nix g'redt," sagte Stasi, „aba dei Vata warmt's allaweil wieda auf, und nacha is halt der inser aa belzi."

„Aber in's Weiherer Hölzl derf i kemma? Wann denn?"

„Wann? Ja ... i moan am Deanstag ..."

„Gilt scho, Stasi ..."

„Aba dös sag i dir glei, bal's d' no amal mit'n Peter umanand ziahgst, schaug i di fei nimmer o ..."

„G'wiß nimma ..."

„Jetzt laß aus, da vorn sehgat ins de alt Puchrainerin; de specht an ganzen Tag aus ihran Fensta, und bfüad di Good, bal oan de in der Reißen hat ..."

Michel gab ihre Hand frei, vor sie um 's Eck kamen und vom ersten Hause aus gesehen werden konnten.

Er blieb stehen und ließ Stasi allein voran gehen.

Als er ihr nachfolgte, sah er richtig die Puchrainerin wie eine Hexe hinter ihrem kleinen Fenster hocken.

Kaum war er vorbei, so huschte sie aus dem Zuhäusel heraus und schaute dem sündhaften Studenten über den Zaun nach.

Und gegenüber kam die Rauscherin unter die Türe und verfolgte auch den abtrünnigen Menschen mit ihren Blicken.

Gleich nachher standen die zwei Alten beisammen und wisperten sich ihre Meinungen zu.

„Da Herr Pfarrer werd eahm vorg'laden hamm. Moanst it?"

„Freili. Hat ma's ja d' Fräul'n Anna g'sagt, daß da Mesmer gestern zum Ruepp aufi ganga is ..."

„Jessas! Da werd's was geb'n!"

„I woaß it, Puachrainerin. Da Pfarra is koa scharfa. D' Fräul'n Anna sagt's aa, daß er viel z' lau is ... Gehst d' jetzt in d' Meß? Na geh i mit."

Sie gingen miteinander durchs Dorf, und wenn

der Wind die Zipfel ihrer Kopftücher faßte, sah es aus, als flatterten ein paar schwarze Zungen in der Luft. —

Nach der Kirche ging Michel in den Pfarrhof; sein Herz war bedrückt, und die fröhliche Zuversicht, die ihn am Morgen erfüllt hatte, war gleich verflogen, als er an der Glocke zog.

Die Pfarrerköchin, die im Dorfe als Verwandte des hochwürdigen Herrn d' Fräul'n Anna genannt wurde, öffnete selber.

Sie war ein rundliches, gutmütiges Frauenzimmer, das bloß als Wächterin aller Heiligkeit ein wenig Schärfe und im Umgange mit den eifrigsten Betschwestern des Ortes richterliche Strenge angenommen hatte.

„Ah, da Herr Schtudent!" sagte sie. „Lassen S' Ihnen doch auch amal im Pfarrhof seh'n?"

„Ja ... i waar ... ich wär schon lang kommen, aber i hab' halt bei der Arbeit mitg'holfen."

„Natürli ... das geht vor ... no ja ... wollen S' jetzt zum Herrn Pfarrer nauf?"

„Ich bin so frei, wenn er daheim is ..."

„Er hat Ihnen doch herb'stellt, net? Freilich is er daheim. Gehen S' nur nauf! 's Zimmer wissen S' ja noch, net?"

Michel machte eine linkische Verbeugung und schlich behutsam über die Treppe hinauf.

Vor der Türe des Studierzimmers schnaufte er noch einmal tief auf und klopfte.

„Herein!"

Der Pfarrer Holderied, ein hochgewachsener, dabei aber ziemlich beleibter Herr, schrieb an seinem Stehpulte und wandte sein freundliches Gesicht dem Eintretenden zu.

„Ahan! Der Studiosus ... No, Michel, jetzt setz dich amal auf's Kanapee. Die Bücher kannst ja wegschieben ... so ... und jetzt laß dich amal anschauen. Groß bist wor'n, und eine Breiten hast d' kriegt. Du mußt ja in deiner Klass' drin stehen, wie der Gulliver unter den Zwergen. In der wievielten bist d' jetzt?"

„In der siebenten ...“

„Siebenten ... also zweiten Gymnasialklass' älterer Ordnung. Da bist d' aber schon ein sehr aus'g'wachsener Sekundaner ...“

Michel räusperte sich und setzte zu einer Rede an, die er sich ausgedacht hatte.

„Ich wollte dem Herrn Pfarrer nur mitteilen, daß, indem ich wegen meiner Jahre, indem mir der Herr Rektor gesagt hat, daß ich das Alter überschritten habe und nicht noch einmal repetieren darf ...“

Der Pfarrer zog die Luft hörbar durch die Zähne.

„Auweh ... hat's wieder was? Net aufsteig'n dürfen?“

Michel nickte bejahend und wollte fortfahren: „Dadurch, daß mir der Herr Rektor mitgeteilt hat, daß ich zu alt sei ...“

„Auf deutsch, sie lassen dich nimmer repetieren in Freising? Und mit'n Studium is 's aus?“

„Leider ...“

„No, leider ...“

„Oder, wenn der Herr Pfarrer erlauben, möcht ich sagen, ich bin eigentlich froh, indem daß ...“

„Jawohl! Indem daß du nie dazu paßt hast. Is ja eine Schinderei, an Buben mit G'walt abrichten wollen ... Da herin, in dem Zimmer hab ich's dei'm Vater g'sagt und hab'n gewarnt. Is ja ein Unsinn. Weil sich's der Alte einbildt, muß der Junge studieren! Sonst braucht's ja nix. Und jetzt sin mir so weit, wie mir vor Jahren hätt'n sei können. Was sagt denn der Vater jetzt dazu?“

„Da Vata? Der weiß no gar nix,“ sagte Michel, der sich recht erleichtert fühlte.

„Der muß es aber doch zu allererst wissen ...“

„I hab g'meint, wenn vielleicht da Herr Pfarrer die Güte haben möchten ...“

„I? Also i soll ihm diese Hiobspost beibringen? Aber ich mein doch, Michel, das is deine Pflicht und Schuldigkeit, daß du offen mit ihm red'st und ihm Rechenschaft ablegst.“

„Ja aber, entschuldigen Herr Pfarrer, ich glaub, mich laßt er gar net richtig ausreden, und nachher, ich hätt was vor, und da glaubt er mir net, daß es mir Ernst is ..."

„Vorhaben tust was? No, darf ma das net wissen?"

„Ja, eigentlich weiß ich natürlich auch net, ob es das Richtige is, aber ich mein halt, weil ich jetzt doch so lang in der Schul war, und indem daß ich, das heißt, damit vielleicht doch noch was rausschaut dabei, hätt ich g'meint, ob ich net anderthalb Jahr oder zwei in die landwirtschaftliche Schul gehen sollt."

„Ein Landwirt willst werden? Das is fei gar net so unvernünftig."

„Wenn mir der Herr Pfarrer helfen möchten! Ich hab alleweil dazu Freud g'habt, und zu dem andern, da hab ich halt gar net paßt."

„Das kann ich dir bestätigen, mein lieber Michel. Vom ersten Tag an hab ich g'sagt, es ist Unsinn. Ah! Es ist schon wirklich strafbar dumm, einen jungen Menschen so hermartern! Deine Zeugniss' in den ersten Jahren haben einem das ja gezeigt. Was hab ich dei'm Vater zug'redt, aber nein! Er muß und muß."

„Vielleicht, wenn der Herr Pfarrer jetzt mit ihm reden ..."

„Hm ... No, jedenfalls kann ich amal dei'm Vater sagen, daß 's mit dem Studieren aus und gar is. Die Gewißheit haben wir."

„Jawohl," bestätigte Michel.

„Schön. Und damit kommt die Frage, was g'schieht jetzt? Will er nix mehr tun, und du mußt gleich einen Bauernknecht machen, nachher sind die ganzen neun Jahr verloren. Kann und will er dich nach Weihenstephan gehen lassen, so is das ein Ausweg; der beste und vielleicht der einzige. Ich will's ihm vorstellen. Ob's bei dei'm Vater was hilft, natürlich, das weiß ich nicht."

„Mehr schon, als wann d' Mutter was saget oder ich .. "

„Bis dato hab ich noch wenig Erfolg g'habt. Das werden wir also abwarten müssen. Tja ... und jetzt haben wir noch was miteinander z'reden."

Michel wollte den Pfarrer fragend oder erwartungsvoll ansehen, aber er fühlte, wie er brennrot wurde, und schlug die Augen nieder.

Dem geistlichen Herrn, der sich an das Stehpult lehnte, huschte ein leises Lächeln um die Mundwinkel, und vielleicht hatte er, wie jener Hellene, mehr Wohlgefallen an Jünglingen, die erröten, als an jenen, die erbleichen.

Er trommelte leise mit den Fingern aufs Pult und ließ eine wirkungsvolle Pause herrschen.

Dann fragte er: „Hast d' vielleicht ein bissel eine Ahnung?"

„Ja ..." kam es leise zurück.

„Mir sind wahre Räuberg'schichten erzählt worden von einem Herrn Studenten, der unsern Burschen beim Fensterln Konkurrenz macht und mit eifersüchtigen Knechten wahre Schlachten liefert. Ist da was Wahres dran?"

„Verzeihen, Herr Pfarrer, ich hab mich allerdings verleiten lassen ..."

„Verleiten? Das is ein Wort, das ich net gern hör. Da steckt so was drin, als wollt' man die eigene Schuld auf einen andern abwälzen. Ich bin der Ansicht, wenn man was verbrochen hat, muß man selber dafür einstehen."

Der Vorwurf saß.

Im Michel schoß blitzartig die Erinnerung daran auf, wie gutmütig der Zotzen-Peter bereit gewesen war, alle Schuld auf sich zu nehmen, und er sah sogleich, daß er im Begriffe gewesen war, die Kameradschaftlichkeit auf eine recht jämmerliche Art zu erwidern.

Er verstand, daß sich dieser Rückfall in gewisse unschöne Seminarmanieren kläglich ausnahm, und er gab sich einen Ruck.

„Wenn Herr Pfarrer erlauben, ich möcht es nicht auf einen andern schieben."

„Das erlaub ich sehr gern. Also g'fensterlt haben wir?"

„Ja ..."

„Und sind dabei erwischt worden?"

„Ja ..."

„Den weiteren Verlauf kann ich mir schon denken. Nach Ortsbrauch Prügel hin und Prügel her ..."

„Ich bin nicht dazu kommen ..."

„Zum Austeilen? Also bist du bloß leidender Teil geworden?"

„Eigentlich schon."

„No, dann hast du ja schon eine nachdrückliche Belehrung gekriegt, und das, was ich dir sagen will, hinkt sozusagen hinterdrein. Jetzt sag mir aber, warst du schon öfter in Ried drüben?"

„Nein ..."

„Oder hast sonstwo so Leiterübungen g'macht?"

„G'wiß net, Herr Pfarrer. Ich hab überhaupt ..."

„Was überhaupt?"

„Ich hab gar net recht g'wußt, was ich tu ..."

„So? No, ungefähr wirst ja eine Ahnung g'habt haben. Jetzt laß dir was sagen. Wenn du noch im Sinn hätt'st, ins Gymnasium zurück z' gehen, dann wär' die G'schicht sehr schlimm. Denn wenn ich auch darüber geschwiegen und keine Anzeige gemacht hätte, wär es doch kaum zu vertuschen gewesen. Es gibt Leute, männliche und weibliche, die ihren Eifer damit beweisen wollen, daß sie die Sünden ihrer Nebenmenschen nicht durchgehen lassen, und die unbedingt eine Sühne haben wollen für das, was andere verbrechen. Ich bin überzeugt, daß dein Rektor mehr wie eine Zuschrift kriegt, in der deine Geschichte mit den allergrellsten Farben geschildert wird. Ich weiß das, weil man mir selber die Sache zugetragen hat. Die Leute hier haben in dir schon einen halben Geistlichen gesehen, und auch die Gutmütigen, die Wohlmeinenden haben von dir eine Aufführung erwartet, die unserm Stande entspricht. Die andern, und an denen fehlt's nicht, haben sich natürlich mit einer wahren Freude auf diese Sache gestürzt. Die

sind immer dabei, unserm Stand etwas anzuhängen, und tun ja so nichts, als aufpassen, ob sie nicht ein Mäkelchen an uns finden. Darin sehen sie ihre besondere Frömmigkeit und ein großes Verdienst. Außerdem weißt du ja, dein Vater hat es den Leuten immer unter die Nase gerieben, daß er besser sei wie sie, weil sein Sohn einmal Geistlicher werde. Wenn sie ihm jetzt diese Hoffnung vereiteln könnten, hätten sie noch ein Extravergnügen. Es ist sehr häßlich, daß es solche Charaktere in einer kleinen Gemeinde gibt, aber es gibt sie, und ich weiß davon genug, daß ich es behaupten darf.

Kurz und gut, deine Verfehlung hätt' dir wahrscheinlich oder gewiß die Laufbahn versperrt, denn was im Gymnasium erfolgt wäre, das weißt du ja selber. Jetzt schau amal an! Wann du wirklich selber Lust zu unserm Berufe hätt'st, wär alles verscherzt wegen einer flüchtigen Laune. Weil du nicht die Kraft gehabt hast, einer Versuchung zu widerstehen.

Das kannst du dir für dein ganzes Leben merken. Mit einer einzigen Dummheit, mit einer flüchtigen Schwäche kann die Frucht vieler Jahre verloren gehen und kann ein ganzes Leben zerstört werden. Nun ist der Fall bei dir ja anders und wenigstens in seinen Folgen net so schlimm. Du willst Landwirt werden, und für den Beruf ist die Geschichte nicht so verhängnisvoll, und die Leute werden sie auch anders beurteilen, wenn sie wissen, daß du den geistlichen Rock nicht tragen willst. Aber schön ist sie deswegen auch nicht. Man tut net alles, was einem grad einfallt, man legt sich Rechenschaft ab und verweigert sich das, was man nach der Stimme seines Gewissens als unrecht erkennt. Wenn du Landwirt wirst und auf einem größern Gut lernst, da kommt die Versuchung oft an dich heran. Gibst du nach, dann verlierst du die Achtung von deinen Vorgesetzten und den Respekt bei deinen Untergebenen.

Man muß in jedem Stand ein reinlicher Mensch

sein, der seine Pflicht erfüllt. So, das hab ich dir sagen wollen, und jetzt denk nach darüber, und wegen dem andern, da will ich sehr bald mit deinem Vater reden. Ich wünsch dir alles Gute für deine künftige Laufbahn. Und wenn ich dich so anschau, muß ich sagen, du paßt auch besser dafür; als Studiosus warst du mir schon gar zu ausgewachsen. Adje!"

Michel zog nach ehrerbietigen Verbeugungen die Türe hinter sich zu und sah wieder nicht, wie der Herr Pfarrer Holderied von seinem Stehpulte aus ins Grüne hinaussah und lächelte.

Als er durch den gewölbten Gang schritt, schellte die Glocke, und wie er die Haustüre öffnete, stand die Puchrainerin davor.

„Gelobt sei Jesus Chrischtus ... ah, dös is ja der Michi! Bischt du beim Herrn Pfarrer g'wen? Hoscht d' g'wiß ..."

Er gab ihr keine Antwort und ging an ihr vorbei ins Freie.

„Der muaß'n schö z'sammputzt hamm," murmelte die Alte vor sich hin und ging rasch in die Küche, wo sie von Fräulein Anna die aufregendsten Neuigkeiten erwartete.

Zwölftes Kapitel

Der Rueppbauer fuhr in seinem Bernerwägerl den Dachauer Berg hinauf, am Unterbräu vorbei. Er schielte hinüber und sah den Wastl breitbeinig unterm Haustor stehen und ihm nachschauen.

„Schaug no zua," brummte er vor sich hin. „Lackl vadächtiga, du hast dös letzte Fufzgerl von mir kriagt."

Gewiß ahnte der Wastl die unfreundliche Gesinnung, denn der Ruepp hatte seit Jahren bei ihnen eingestellt, und wenn er jetzt vorüberfuhr und sich einen andern Unterstand suchte, war es leicht zu erraten, daß er belzig war.

Aber das schuf ihm keine Reue, denn er war

ein Mann, der Gerechtigkeit auf der Welt haben wollte, und wenn einer hinausgeschmissen werden mußte nach Verdienst und Recht, dann schmiß er ihn hinaus.

Da gab es keine langen Erwägungen und keine kleinlichen Geschäftsrücksichten.

Er tat nicht dergleichen, und vielleicht ging das Ereignis überhaupt spurlos an ihm vorüber, denn wie gleich darauf der Unterbräu herauskam und sich neben ihn stellte und dabei nach seiner Gewohnheit die langen Lappen seiner Ohrwascheln in die Muscheln einkniff, sagte der Wastl kein Wort davon, daß der Ruepp so abweisend an ihm vorbeigefahren sei.

Oben auf dem Berge, wo eine Straße zum Amtsgerichte abzweigte, hatte der Ruepp noch eine andere unangenehme Begegnung.

Vom Gerichte herunter kam der Unterhändler Schlehlein, und neben ihm ging eifrig redend und gestikulierend ein städtisch gekleideter Mensch, der dem Ruepp bekannt vorkam. Er hatte nicht lange Zeit, ihn zu beobachten, denn die beiden hatten ihn nun auch erblickt und steckten die Köpfe zusammen.

Der Schlehlein nickte zu irgendeiner Bemerkung bestätigend mit dem Kopfe und lachte höhnisch.

Die hatten von ihm geredet, und plötzlich fiel es dem Bauern ein, wo er den andern schon gesehen hatte.

Das war ja der Pfleiderer, der Zuchthäusler, der Verwandte von der alten Loni!

So ... so?

Da steckten also die zwei beisammen?

Freilich, selbiges Mal auf der Fahrt von Schwabhausen her hatte ihm ja der Schlehlein erzählt, daß er den Menschen gut kenne. Und er hatte ihm damals gesagt, daß er für die Loni den Notar zum Testamentmachen holen wolle.

Herrgott, wie dumm das gewesen war! Gegen so einen Spitzbuben war doch jedes Wort zuviel. Und hernach, freilich, hernach hatte er ja beim

Heimfahren dem betrügerischen Haderlumpen die Peitsche um die Ohrwaschel geknallt.

Und jetzt steckten sie beisammen?

So ... so?

Dann hatte der Schlehlein dem andern allerhand zugetragen und ihn aufgeredet.

Der Ruepp war sehr verdrießlich und nachdenklich, als er beim Zieglerbräu ausspannte.

Die zwei gingen an ihm vorüber, zum Hörhammer hinunter, und drehten sich ein paarmal nach ihm um, und jedesmal lachte der Schlehlein recht dreckig.

„Lach no! Wer'n ma nacha scho sehg'n, ob's dös was mach'n könnt's. Waar ja net übi, wenn ma si vor so a paar Gauner aa no fercht'n tat."

Er war aber doch recht beklommen, als er gleich darauf den Berg zum Amtsgericht hinaufging.

„Weg'n einer Verlassenschaft?" fragte ihn der Gerichtsschreiber. „Da müssen S' über'n Gang nüber, ins erste Zimmer. Was?"

„Ja, muaß i da ...?"

„Dös wird Ihnen schon der Herr Amtsrichter sag'n, was S' müssen. I hab koa Zeit ..."

Drüben klopfte der Ruepp an.

„Herein!"

Ein dicker Herr sah über seinen Zwicker weg auf den Eintretenden.

„I kumm wegen dera Sach."

„Was für eine Sache?" fragte der Amtsrichter unwirsch.

„Weil i vorg'laden bin z'weg'n der alten Loni."

Ein Schreiber, der in der Ecke saß und eifrig kritzelte, wandte sich halb um und sagte, es handle sich vermutlich um die Sache Amesreiter.

„Ja, z'weg'n dera is ..."

„Ach so! Das müssen Sie halt gleich sagen; zum Erraten hab ich keine Zeit ..."

Der Amtsrichter zog einen Akt aus anderen hervor und blätterte darin.

„Sind Sie der Michael Umbricht, Rueppbauer?"

„Jawoi."

„Hm ... so ... übrigens, Sie sind auf zehn Uhr vorgeladen; jetzt ist es erst halb."

„I hab mir denkt, vielleicht, daß i was derfrag, weil i net woaß, z'weg'n was daß i da eina muaß ..."

Der Richter wollte den Ruepp schon abweisen, als irgend etwas seine Aufmerksamkeit erregte.

„Bei Ihnen hat diese Apollonia Amesreiter gewohnt?"

„Freili. Guatding zwanz'g Jahr ..."

„War sie bedienstet bei Ihnen?"

„Ja. In da letzt'n Zeit, wia sie alt wor'n is und krank, da hamma s' a so g'halten."

„So? M—hm ... Sie haben beim Bürgermeister angegeben, daß kein Vermögen da sei ..."

„Jo. Dreihundertvierasiewaz'g March und eppas Pfenning. Hat's da Burgamoasta selm zählt."

„Dreihundertvierundsiebzig — m ... richtig ..."

„I ho de Schachtel überhaupts it aufg'macht. De hat da Burgamoasta vor meina aufg'macht."

„Was für eine Schachtel?"

„Da Loni de sei. A so a Pappadeckelschachtel is g'wen und mit an Spagat zuabund'n ..."

„Die haben Sie vorher nicht geöffnet?"

„Na. Für dös is da Burgamoasta Zeugen."

„Wieso Zeuge? Der kann doch nicht wissen, was Sie daheim mit der Schachtel angestellt haben."

„I ho durchaus gar nix o'g'stellt. I hab s' eahm akrat a so bracht, wia s' im Schrank drin g'wen is."

„So? Und da waren dreihundert Mark drin?"

„Dreihundertvierasiewaz'g March und eppas Pfenning."

„Und der Bürgermeister hat vermerkt, daß der Betrag kaum hinreiche zur Deckung der Beerdigungskosten und der Bezahlung eines Grabsteines ..."

„Den Grabstoa laß i setzen. Dös hab i an Burgamoasta scho g'sagt, und bei dem bleib i steh ..."

„So ..."

„Weil sie a richtige Person g'wen is, und weil i mir nix nachsag'n laß."

„Das klingt sehr schön, aber da kommt noch was nach. Es hat sich nämlich ein Erbe gefunden, ein Verwandter der Verstorbenen ..."

„Was waar na dös für oana?"

„Das werden Sie gleich hören. Ein gewisser Simon Pfleiderer, Aktuar oder Schreiber in München."

„Der Bazi?"

„Unterlassen Sie solche Ausdrücke! Die schicken sich nicht da herin."

„Mi derf do sag'n, daß oana a Lump is, der z'weg'n an Stehl'n im Zuchthaus war. Durch dös hat ja de alt Loni a Testament macha woll'n."

„Ein Testament? Also! Da deckt sich ja Ihre eigene Aussage mit der des Pfleiderer. Jetzt erklären Sie mir einmal, wenn nichts da war, wegen was hat denn die Amesreiter ein Testament machen wollen?"

„Durch dös, weil sie net woll'n hat, daß der sell Lump eppas kriagt. Dös hat sie schriftli macha woll'n."

„Wenn nichts da war? Das ist ja Unsinn!"

„Sie hat dös ausdrückli g'sagt, daß sie mit dem Menschen durchaus gar nix z' toa hamm will. Da san Zeugen da für dös ..."

„Dann muß sie doch etwas besessen haben! Sonst ist es ja lauter Blödsinn!"

„In dera Schachtel war net mehra, wia dreihundertvierasiewaz'g March und eppas Pfenning. Dös muaß da Burgamoasta aufweisen."

„Sie reden immer von der Schachtel. War nicht anderswo Geld aufgehob'n?"

„Da war nix vorhanden."

„Keine Pfandbriefe? Keine Schuldscheine?"

„Koan Schuldschei hab i überhaupts it ausg'stellt."

„Sie haben keinen ausgestellt? Also sind Sie oder waren Sie was schuldig?"

„De dreitausad Mark, de wo sie mir geb'n hat ..."

Der Amtsrichter stand von seinem Stuhle auf und schaute den Ruepp unwillig an.

„Was sind denn Sie eigentlich für ein hinterhältiger verdruckter Mensch? Beim Bürgermeister haben Sie kein Wort davon gesagt, und jetzt ..."

„Er hat ja mi gar it g'fragt ..."

„Unterbrechen Sie mich nicht! Und jetzt muß man Ihnen jedes Wort herauspressen, und da kommt nach und nach das Geständnis, daß die Verlebte eine Forderung von dreitausend Mark an Sie hatte ..."

„Bal mi da Burgamoasta g'fragt hätt, nacha hätt' i's eahm aa g'sagt."

„Stellen Sie sich nicht so dumm! Sie haben recht gut gewußt, daß Sie die dreitausend Mark jetzt an die Erben zahlen müssen."

„Na, dös hab i net g'wißt, und zahlen muaß i's überhaupts it."

„Was?"

„Na, weil dös ausg'macht war, daß i dös Geld z'ruckzahl'n ko, wann i mag und bal i's leicht zahl'n ko."

„So?"

„Ja. Dös hat de alt Loni net grad oamal g'sagt, und für dös hon i Zeugen."

„Das werden Sie mit dem Erben auszumachen haben!"

Es klopfte, und zur Türe schob sich der Aktuar Pfleiderer herein, der sich mit zur Schau getragener Unterwürfigkeit verbeugte; hinter ihm kam der Unterhändler Schlehlein, der sein Maul zu einem höhnischen Lachen verzog, als er den Ruepp sah.

„Was wollen Sie?" fragte der Amtsrichter.

„Wenn Herr Oberamtsrichter entschuldigen, mein Name ist Pfleiderer und komme ..."

„Sie sind vorgeladen, und Sie?"

„Schlehlein is mein Name. Ich bin quasi als Zeugen mitganga, indem ich gegen den Angeklagten eine Zeugschaft ablegen kann ..."

„Da herin gibt es keinen Angeklagten und keinen Zeugen."

„Indem daß ich bestätingen kann, daß dieser betreffende Ruepp zu mir g'sagt hat, daß er an Notari holen will ..."

„Sie haben gar nichts zu bestätigen und verlassen jetzt das Zimmer. Ich kann Sie da herin nicht brauchen."

„Indem daß ich aber ..."

„Ich sag's nicht nochmal, gelt? Sie gehen hinaus!"

Schlehlein entfernte sich zögernd und warf seinem Freunde Pfleiderer noch einen vielsagenden Blick zu.

Dieser dienerte wieder ein paarmal und sagte: „Der Herr Oberamtsrichter werden entschuldigen, wenn ich mir in betreff dieses Zeugen eine Bemerkung erlaube ..."

„Sie haben jetzt gar nichts zu bemerken."

Der Amtsrichter, dem der schielende, unterwürfige Mensch sichtlich zuwider war, blätterte im Akt herum und räusperte sich.

„Nach den Ausweisen sind Sie der nächste Verwandte der verstorbenen Apollonia Amesreiter?"

„Jawohl, wenn Herr Oberamtsrichter gestatten; meine Mutter war sozusagen die einzige Schwester der Erblasserin."

„M ... hm ... ja. Andere Verwandte sind nicht vorhanden?"

„Nein, wenn Herr Oberamtsrichter gestatten."

„Sie haben geltend gemacht, daß Vermögen vorhanden sein müsse."

„Jawohl. Sozusagen ein größeres Vermögen, indem die Erblasserin seinerzeit viertausend Mark aus ihrem elterlichen Anwesen in Orthofen erhalten hat. Dafür sind die Nachweise zu erbringen, wenn Herr Oberamtsrichter gestatten, und wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, indem nämlich die Rubrikatin, diese Amesreiter, lange Jahre im Dienst war und sozusagen anzunehmen ist, daß sie ihren Lohn ersparte."

„Fürs G'wand braucht mi na gar nix!" unterbrach ihn der Ruepp in grobem Tone.

„Sie sind jetzt nicht gefragt."

Der Richter wandte sich wieder an Pfleiderer.

„Also, Sie wollen sagen, daß sich die Verlebte zu den viertausend Mark noch weitere Ersparnisse gemacht habe?"

„Jawohl, und indem von der beklagtischen Seite die Behauptung aufgestellt ist, daß sozusagen überhaupt nichts vorhanden war, so wirft dies natürlich ein schiefes Licht auf den Betreffenden."

„Ja, da ist inzwischen eine Aufklärung erfolgt. Der Umbricht gibt an, daß ihm seinerzeit — wann war das eigentlich? Wann haben Sie das Geld bekommen? ..."

„Dös woaß i nimma so g'nau. A vier, a fünf Jahr werd 's her sei," brummte der Ruepp. „Aber sie hat dös ausg'macht ..."

„Das kommt später. Also der Umbricht erklärt, daß er dreitausend Mark als Darlehen erhalten habe."

„Ahan!" rief Pfleiderer.

„Erhalten habe, und er gibt weiter an, daß die Amesreiter die Rückzahlung in sein Belieben gestellt habe. Jedenfalls besteht die Forderung und gehört zum Nachlaß. Vielleicht einigen Sie sich darüber, wann und wie das Kapital zurückgezahlt werden soll."

„Nacha waar's a so, daß 's der kriagat?"

„Allerdings ..."

„Und bal i Zeugen für dös herbring, daß de Alt durchaus woll'n hat, daß dös Geld auf mein Buab'n ummig'schrieb'n werd?"

„Wenn kein Testament vorliegt, ist der gesetzliche Erbe Ihr Gläubiger."

„Wia ko denn dös g'setzli sei, bal i eigens um an Notari g'fahren bi, und dös woaß ja der ander, der Schlehlein, weil er bei mir aufg'hockt is, und da hab i's eahm g'sagt."

„Das kann stimmen oder nicht stimmen, jedenfalls ist es ganz gleichgültig."

„So? Da derf na a Mensch sein Will'n it

hamm? Und dös kann i beweis'n, daß d' Loni an Esten g'sagt hat, der Zuchthäusler derf nix krieg'n.“

„Wenn Herr Oberamtsrichter entschuldigen, aber ich laß mir keine Insulten durchaus nicht bieten von einem Menschen, der wo als Erbschleicher gewissermaßen erwiesen ist ...“

„Nur Ruhe! Net wahr? Da herin dulde ich keine Streiterei.“

„Indem er mir [illegible] mein Unglück vorwirft ...“

„Is vielleicht it wahr, daß d' im Zuchthaus g'wen bist? Is it wahr, daß di de Alt ausg'wiesen hat?“

„Sie sind ruhig, und zwar sofort!“

„Wal's amal wahr is!“

„Das spielt hier keine Rolle. Ob der Beleidiger vorbestraft ist oder nicht, auf jeden Fall ist er der gesetzliche Erbe und hat Anspruch auf den Nachlaß.“

„Dös wär'n G'schicht! Wal i amal g'wiß woaß, daß de Loni den ... ah ... also den da g'rad desweg'n enterbt hat, weil er ihr z' schlecht war ...“

„Reden Sie nicht immer das nämliche! Wenn die Erblasserin ihren Verwandten enterben wollte, mußte sie ein Testament machen. Wenn sie keines gemacht hat, kommt die gesetzliche Erbfolge; das ist einmal so ...“

„Wenn Herr Oberamtsrichter entschuldigen, möchte ich bloß diese Sache sagen, daß ich nur mein Recht einzig verlange, und für den Fall, daß ich durch Heirat in eine gewisse Verwandtschaft gekommen bin, so ist dieses eine Angelegenheit, durch die ich genug gelitten habe.“

„Is schon recht, ja. Ich sag Ihnen ja, mich geht das gar nichts an. Nun wollen Sie sich wegen der [illegible] [illegible] einigen? Ja oder nein?“

„I gib's überhaupts it,“ sagte der Bauer.

„Na, das werden Sie sich noch überlegen. Und was ist mit Ihnen, Pfleiderer?“

„Ich kann mich nicht einverstanden erklären, auch wenn der Rubrikat gewissermaßen Zahlung leistet, indem noch viel mehr dagewesen sein muß."

„Außer den dreitausend?"

„Jawohl, wenn Herr Oberamtsrichter gestatten, indem noch bedeutende Ersparnisse da waren und das elterliche Vermögen schon viertausend war..."

„Was sagen Sie, Umbricht?"

„I sag, daß i dem durchaus gar nix zahl..."

„Bestreiten Sie, daß außer dem unbedeutenden Barbestand und außer dieser Forderung an Sie noch weiteres Vermögen vorhanden war?"

„Was soll denn da g'wen sei? Sie hat ja do aa was braucht."

„Nun, wenn sie bis zuletzt bei Ihnen im Dienst war..."

„Sie ko's ja aa herg'schenkt hamm. Was woaß denn i? Und überhaupts mach i mei Gegenrechnung. In de letzt'n Jahr hat de Alt nix mehr g'arbet. Da wer i s' net umasunst g'fuattert hamm..."

„Geht jetzt alles nicht daher. Antworten Sie mir auf meine Frage: war außerdem noch Vermögen da?"

„Durchaus nix..."

„Bestreiten Sie also. Schön. Dann haben Sie," wandte sich der Richter an Pfleiderer, „das Recht, den Umbricht zum Offenbarungseid vorzuladen."

„Da kann i jed'n Tag schwör'n."

„Stellen Sie den Antrag?"

„Gewiß, wenn Herr Oberamtsrichter gestatten, und ich möchte auch, daß die Frau den Offenbarungseid leistet."

„Das können Sie verlangen. Also Umbricht, Sie und Ihre Frau..."

„D' Afra? Z'weg'n was müaßt den de schwör'n? De woaß do gar nix."

„Das kann sie ja dann auf Eid erklären, aber schwören muß sie."

Der Ruepp wurde unruhig. Er stellte sich von



hamm? Und dös kann i beweis'n, daß d' Loni an öften g'sagt hat, der Zuchthäusler derf nix kriag'n."

„Wenn Herr Oberamtsrichter entschuldigen, aber ich laß mir keine Invektiven durchaus nicht bieten von einem Menschen, der wo als Erbschleicher gewissermaßen eruiert ist ..."

„Nur Ruhe! Net wahr? Da herin dulde ich keine Streiterei."

„Indem er mir sozusagen mein Unglück vorwirft ..."

„Is vielleicht it wahr, daß d' in Zuchthaus g'wen bischt? Is it wahr, daß di de Alt aus-g'wiesen hat?"

„Sie sind ruhig, und zwar sofort!"

„Bal's amal wahr is!"

„Das spielt hier keine Rolle. Ob der Pfleiderer vorbestraft ist oder nicht, auf jeden Fall ist er der gesetzliche Erbe und hat Anspruch auf den Nachlaß."

„Dös waar'n G'setza! Bal mi amal g'wiß woaß, daß de Loni den ... ah ... also den da g'rad desz'weg'n enterbt hat, weil er ihr z' schlecht war ..."

„Reden Sie nicht immer das nämliche! Wenn die Amesreiter ihren Verwandten enterben wollte, mußte sie ein Testament machen. Wenn sie keines gemacht hat, kommt die gesetzliche Erbfolge; das ist einmal so ..."

„Wenn Herr Oberamtsrichter entschuldigen, möchte ich betreff dieser Strafe sagen, daß ich mir mein Brot ehrlich verdiene, und für den Fall, daß ich durch Leichtsinn in eine gewisse Kalamität geraten bin, so ist dieses eine Jugendsünde, durch die ich genug gelitten habe."

„Is schon recht, ja. Ich sag Ihnen ja, mich geht das gar nichts an. Also wollen Sie sich wegen der dreitausend Mark einigen? Ja oder nein?"

„I zahl's überhaupts it," schrie der Ruepp.

„No, das werden Sie sich noch überlegen. Und was ist mit Ihnen, Pfleiderer?"

„Ich kann mich nicht einverstanden erklären, auch wenn der Rubrikat gewissermaßen Zahlung leistet, indem noch viel mehr dagewesen sein muß.“

„Außer den dreitausend?“

„Jawohl, wenn Herr Oberamtsrichter gestatten, indem noch bedeutende Ersparnisse da waren und das elterliche Vermögen schon viertausend war...“

„Was sagen Sie, Umbricht?“

„I sag, daß i dem durchaus gar nix zahl ...“

„Bestreiten Sie, daß außer dem unbedeutenden Barbestand und außer dieser Forderung an Sie noch weiteres Vermögen vorhanden war?“

„Was soll denn da g'wen sei? Sie hat ja do aa was braucht.“

„Nun, wenn sie bis zuletzt bei Ihnen im Dienst war ...“

„Sie ko's ja aa herg'schenkt hamm. Was woaß denn i? Und überhaupts mach i mei Gegenrechnung. In de letzt'n Jahr hat de Alt nix mehr g'arbet. Da wer i s' net umasunst g'fuattert hamm ...“

„Geht jetzt alles nicht daher. Antworten Sie mir auf meine Frage: war außerdem noch Vermögen da?“

„Durchaus nix ...“

„Bestreiten Sie also. Schön. Dann haben Sie,“ wandte sich der Richter an Pfleiderer, „das Recht, den Umbricht zum Offenbarungseid vorzuladen.“

„Da kann i jed'n Tag schwör'n.“

„Stellen Sie den Antrag?“

„Gewiß, wenn Herr Oberamtsrichter gestatten, und ich möchte auch, daß die Frau den Offenbarungseid leistet.“

„Das können Sie verlangen. Also Umbricht, Sie und Ihre Frau ...“

„D' Afra? Z'weg'n was müaßt den de schwör'n? De woaß do gar nix.“

„Das kann sie ja dann auf Eid erklären, aber schwören muß sie.“

Der Ruepp wurde unruhig. Er stellte sich von



einem Fuß auf den andern und drehte den Hut mit den Händen.

„Dös braucht's na do scho net, daß z'letzt no dös ganz Haus aufs Gericht eina müaßt weg'n dem do ..."

Der Amtsrichter gab ihm keine Antwort, sondern blätterte in seinem Kalender, und diese Gelegenheit benützte der schielende Schreiber, um den Ruepp höhnisch und herausfordernd anzugrinsen.

Er verzog sein Gesicht gleich wieder zu einem würdigen Ernst, als der Richter aufsah und sagte:

„Den Termin setze ich fest auf heut in vierzehn Tagen. Ihre Frau wird schriftlich geladen."

„Ja, muaß dös sei, daß ma d' Afra da eina sprengt?"

„Das muß sein, jawohl. Und für heut sind wir fertig. Adje!"

„Dös g'langt do, bal i alloa schwör' ..."

„Nein ... Ihre Frau kommt mit. Adje! ..."

Pfleiderer entfernte sich nach vielen höflichen Bücklingen; der Ruepp aber blieb noch immer unschlüssig stehen, als hätte er noch was zu sagen, und erst, wie ihm der Protokollführer warnend zunickte, ging er schwerfällig und langsam hinaus.

Auf der Gasse sah er wieder den Schlehlein eifrig mit dem Zuchthäusler redend vor sich hergehen.

„Lacht's no ... ös ..."

Aber die Lumpen hatten ihm doch ein Bein gestellt, und eine mahnende Stimme in seinem Innern sagte ihm, daß er leicht darüber stolpern könnte.

Die Afra schwören ...

Er wußte, wie ängstlich sie war, und er ahnte, daß sie von der Geschichte, von der verfluchten dummen Geschichte mehr wußte, als sie bis jetzt gesagt hatte.

Herrgott, wenn er selbig'smal gleich zum Notar gegangen wäre!

Alles wär' anders gekommen, alles wär' gut geworden.

Der schlechte Kerl da vorn hatte ihn verführt. Wenn der nicht dazu gekommen wär' ...

Aber das half jetzt nichts mehr.

Verdrossen setzte er sich beim Zieglerbräu an einen Tisch. Es schmeckte ihm kein Essen und kein Trinken.

Und kaum eine Stunde später rasselte sein Wagen die steinige Straße hinunter und aus Dachau hinaus.

Dreizehntes Kapitel

Der Ruepp kam am besten über seine Kümmernisse weg, wenn er sie übers Heute auf ein Morgen und Übermorgen hinausschob.

Da wollte er daran denken und fest dahinter gehen und schon eine Hilfe finden; wenn er sich das vorgenommen hatte, warf er die Last, die auf ihm lag, ab und säuberte sich den gegenwärtigen Tag von allen grauen Sorgen.

Und war's dann heller um ihn, wußte er sich einen Lohn für seine festen Vorsätze zu finden, indem er zum Wirt hinunterging und am Ofentisch über allgemeine Beschwernisse Reden anhörte und führte.

So saß er auch jetzt täglich beim Bier, und wenn die drei oder vier andern, die zum Abendschoppen kamen, gegangen waren, blieb der Langgörgl bei ihm hocken.

Der war vor Jahren ein guter Bauer in der Nachbarschaft, in Kemaden, gewesen und durch liederliches Wirtschaften von Haus und Hof gekommen.

Seine Frau hatte ein kleines Gütl in Weidach geerbt; man hieß es beim Langgörgl.

Dort hauste jetzt der ehemalige Schaffler von Kemaden, fuhrwerkte mit einem Paar Ochsen und brachte sich als Taglöhner fort, kümmerlich und wenig geachtet, weil er sich aus seiner guten Zeit

nichts erhalten hatte wie seinen Durst und seine Faulheit.

Wenn die andern nach dem Gebetläuten heimgingen, blieb er beim Ruepp sitzen und ließ sich eine Maß und zwei zahlen, die er sich mit Lobreden und Schmeicheln verdiente.

„Siehgst as, i hab's allaweil g'sagt, der Ruepp, sag i, is mir der Liaber in der ganzen G'moa. Mit dem, sag i, ko ma über all's red'n, und der hat an Vastand. De andern Büffi, de tean recht g'schwoll'n, weil sie a Glück g'habt hamm und unseroans ins Unglück kemma is, und, sag i, de hamm ja koan Begriff von dera Sach. Da best Mensch is gar nix, bal er koa Glück net hat, und ko'st no so füri schiab'n und füri tracht'n, bal da Karr'n von selm hinter si geht, helft da nix. Dös ko'st aba net an jed'n vazähl'n, da g'hört a Vastand dazua. Und siehgst, Ruepp, i sag dös mit Wahrheit, du bischt mir da Liabast da umanand und bischt aa da G'scheitest. Da is da Lukas zum Beischpiel. Ja, mei Gott! Wo waar denn der hi'kemma, bal eahm sei Bäurin net den Haufa Geld zuabracht hätt, und wann er net so an ausg'schamt's Glück bei dem sell'n Holzhandel g'habt hätt . . ."

„Wia r'a mit die Juden 's Moarholz kafft hot, in Irzenhamm hint," bestätigte der Ruepp.

„Ja, z' Irzenhamm. Aba der woaß wohl nimma, daß er sei Geld g'rad an Zuafall zum vadank'n hot. Und i sag dös, a jeda möcht den Profit gar it. Daß er dera Wittiberin 's Holz so billi o'druckt hätt. I woaß g'wiß, du hätt'st di auf den Handel net ei'lassen, und dös g'fallt mir vo dir, siehgst. I sag dir's pfei'grad, weil's wahr is. Und oft denk i mir, bal si da Lukas gar a so protzt, als wann er da allerbest waar, protz di no, denk i mir, aba vo dem sagst du wohl nix, wo du dei Geld her host . . ."

„Magst d' no a Maß, Langgörgl?"

„I sag net na . . ."

„Wia, Kellnerin, schenk eahm no oani ei!"

„Ja, ja, Ruepp, a so is auf dera Welt. Mit da Redlichkeit kimmst zu nix, und bal mi no a so spart und no a so tracht, da helft dir all's nix. Aba d' Leut muaßt betrüag'n, und koa G'wissen derfst hamm, na geht's ehnder. Und grad de Leut, de wo's d' rüberzog'n host, de reschpektier'n di nacha am mehrern, und de andern, de wo sie durchi frett'n mit da Ehrlichkeit, de san am wenigschten g'acht'. Is vielleicht net a so?"

„Recht hoscht. Und dös derfst glaab'n, Langgörgl, den sell'n Handel in Irzenhamm, den hätt i aa macha kinna. Warum denn net? Aba mög'n han i net, weil i a G'wissen hob."

„Für dös kenn i di, Ruepp, da brauchst d'mir gar nix sag'n. I hab's oft scho g'sagt, da herin an dem Tisch han i's g'sagt, red's zua, sag i, und red's, was mögt's, da Bessa is do da Ruepp in da ganzen G'moa und a richtiga Mensch, der wo an Vastand hot und den Kloan aa was gelt'n laßt ..."

Bei solchen Gesprächen blieb der Ruepp lange hocken, und wenn er genug Bier getrunken hatte, konnte er sich selber auf dem Heimweg einreden, daß alles lang nicht so gefährlich sei, wie es ihm in der ersten Angst vorgekommen war.

Wissen, was man richtig wissen heißt, tat die Afra nichts von dem Geld, das er weggenommen hatte. Vielleicht, daß sie einen Verdacht hegte, weil er damals in der Kammer war, aber das konnte er ihr ja ausreden, und außerdem, von ihrem Verdacht brauchte sie doch nichts zu sagen, und sie konnte ruhig schwören, daß sie nichts wisse.

Was man wissen heißt, also genau, wenn man was gesehen hat.

Die Loni, freilich, die hatte am Ende schon mit ihr geredet, denn sie hatte vor der Bäuerin keine Geheimnisse gehabt, und ob sie das verschweigen konnte?

Ah! Papperlapapp! Wenn er ihr zuredete, mußte sie doch ihm mehr glauben, und dann war halt das so eine Rederei von der Alten, die ihr

Gedächtnis nicht mehr so genau beisammen gehabt hatte.

Das wollte er schon machen; die Afra hatte ihm zuletzt immer nachgegeben und nie hartnäckigen Widerstand geleistet.

Wart nur, gleich morgen wollte er mit ihr reden und ihr alles richtig vorstellen.

Aber am andern Morgen sah sich wieder alles viel grauer und zweifelhafter an.

Dann saß er auf dem Bettrande und horchte nach der Küche hin, wo er seine Bäuerin arbeiten hörte.

Sollte er hinausgehen und Zwiesprach mit ihr halten?

Pressierte ja nicht. Es waren noch zehn Tage, noch neun Tage bis zu dem Mittwoch.

Es war gescheiter, zu warten, denn wenn sie es zu früh wußte, hatte sie Zeit zum Nachdenken, und dann kamen ihr erst recht allerhand Bedenken.

Er hörte Schritte im Flöz und eine Stimme. Der Michel war's. Ah ja, mit dem hatte er auch noch was zu reden; er hatte es ganz vergessen über seine eigenen Sorgen.

Er schloff in die Pantoffel und wollte schon hinausgehen, aber er blieb an der Türe stehen.

Zu was Verdruß aufrühren, solang das andere nicht in Ordnung war?

Und gleich darauf saß er wieder auf dem Bettrand und stierte vor sich hin auf den Boden.

Im Hof draußen pfiff der Kaspar vor sich hin und spannte den Gaul ein.

Arbeiten.

Ja, wenn man arbeiten könnte, und wenn man nie was anderes gewußt hätte, wie das!

Aber so war's, als hielte ihm jemand die Hände, oder als wären sie so schwer geworden, daß er sie kaum aufheben konnte.

Als wie gelähmt war der Ruepp.

Nun gab er sich doch einen Ruck und ging in den Hof.

„Wo aus?“ fragte er den Kaspar.

„Ins Riadfeld hintri."
„Was toa?"
„Siehgst ja, Mist fahr'n."
„I hätt heut selm gern g'ackert . . ."
„Du?"
Kaspar fragte es so höhnisch, daß im Ruepp der Zorn aufstieg.
„I. Ja . . . i . . . Was is denn dös für a saudumm's Frag'n?"
„Dös werd ma no dersa, bal's oan seltsam vorkimmt."
„Ja . . . seltsam. Und morg'n acker i amal g'wiß."
„Wo nacha?"
„Dös is mir wurscht. In da Broat'n hint."
Kaspar lachte.
„De hamm i und da Peta am Samsta scho firti g'macht."
„'s Eckhofer Feld, han i sag'n woll'n," verbesserte sich der Ruepp.
„Von mir aus g'nua; ko'st d' heut hintri fahr'n . . ."
„I dank da schö für d' Erlaubnis, aber i hab g'sagt, morg'n, und na bleibt's bei dem."
Kaspar trieb den Gaul an und ging neben dem Wagen her, ohne dem Vater nochmal zu antworten. Er kannte diese Laune, die ihn hie und da zur Arbeit trieb und die nie länger wie einen Tag oder zwei anhielt, und er wußte, daß nach dem Lärm, den der Alte dabei machte, wieder das Faulenzen und Saufen kam.
Der Ruepp schaute ihm verdrossen nach. Er fühlte gut, wie wenig Respekt sie im eigenen Hause vor ihm hatten, und auch, daß das seine guten Gründe hatte. Aber er wollte ihnen noch zeigen, daß er auch anders konnte, wenn nur erst die dumme Geschichte vorbei war.
Ja, dann wollte er noch einmal das Regiment führen und Ordnung schaffen daheim, etliche Jahre, und hernach übergeben.
Er gähnte und wollte ins Haus zurück, als er den Postboten den Hohlweg heraufkommen sah.
Der Kaspar drehte sich auch nach diesem um.

Früherszeiten, da war selten eine Post heraufgekommen, aber seit Jahr und Tag ging das nicht mehr aus. Alle Daumen lang hatte der Postbot was zum unterschreiben, Ladungen und Mahnbriefe.

Wenn sie's anderswo in der Nachbarschaft nicht gemerkt hätten, daß es auf dem Rueppshof hinter sich ging, dann wußte es doch der Postbot und konnte es den Leuten erzählen.

Mit der Lüderlichkeit, mit der verdammten. Wiah ... hö!

Der Ruepp ging dem Manne entgegen.

„Hast d' was für mi?"

„Für di? Na, eigentli für d' Bäurin. Aba i ko's dir aa glei geb'n."

Er kramte ein Schreiben hervor und füllte ein gedrucktes Formular aus, indem er es auf seine Tasche legte.

„So ... jetza hamm ma's," sagte er und gab dem Ruepp das zusammengefaltete Papier. „An schön Herbst hamma; da werd 's as Kraut bald eina bringa."

„Werd nimma lang dauern, wann's a so weita geht ..."

„A Kraut und a Schweiner's dazua, auf dös g'freu i mi scho lang. Guat Morg'n, Ruepp!"

Dieser versteckte das Schreiben und ging langsam in seine Kammer. Hier öffnete er es.

Richtig. Es war die Vorladung der Afra Umbricht zur Ableistung des Offenbarungseides.

Mittwoch, den 3. Oktober.

Wie eine drohende, finstere Mahnung stand der Tag vor ihm. Mechanisch zählte er an den Fingern ab, wie lange es noch bis dahin sei ... Deanstag, Mittwoch, Donnerschtag ... noch acht Tage.

Ob er nicht jetzt gleich zu seiner Bäuerin hinausgehen sollte. Er öffnete leise die Türe und horchte.

Die Leni war bei ihr in der Küche; da ging's nicht, und er mußte es verschieben.

Aber auf wann?

Die Unruhe trieb ihn den ganzen Vormittag im Hof herum, bald war er im Stall, bald in der Tenne und überall, ohne zu wissen, was er eigentlich wollte. Es kam ihm alles wie fremd vor, als hätte er damit nichts mehr zu schaffen, als hätte er kein Recht mehr darauf.

Beim Mittagmachen saß er schweigend am Tisch und vergaß beinahe aufs Essen.

Der Zotzen-Peter erzählte, daß beim Schaffler in Buch ein paar Ochsen versteigert würden.

„Wann waar nacha dös?" fragte der Kaspar.

„Am dritt'n Oktober hat da Heiß g'sagt..."

Dem Ruepp gab es einen Riß.

Mittwoch, den 3. Oktober.

Der Tag stand vor ihm, als wär' er mit großen Buchstaben an die Wand gemalt.

Geschah an dem Tag noch irgend etwas außer dem einen, das ihm so zentnerschwer auflag?

Er stand auf und ging ohne Gruß hinaus.

„Was hat a denn?" fragte die Bäuerin.

„Was werd er hamm," brummte der Kaspar grob. Er wollte schon sagen, daß ihm vielleicht der Postbote wieder eine Überraschung gebracht habe, aber vor den Dienstboten unterdrückte er es.

Kaum hatte die Zenzi das Vaterunser vorgebetet, ging die Rueppin in die Kammer, wo sie den Bauern suchte.

Er war nicht da, war auch nirgends zu finden. Ohne recht zu wissen, wohin er gehen wollte, war er in Gedanken verloren hinter das Austraghäusel geschlichen. Er sah durch das verstaubte Fenster in die Stube. Hinten stand das Bett, in dem die Alte gelegen war, und da vorne links war ihr Kleiderkasten.

Alles noch wie an dem Tag.

„Was treibst denn da?"

Er wandte sich um. Die Bäuerin stand vor ihm und sah ihn mit einem scheuen Blick an.

„Nix. Schaug'n tua i halt..."

„I suach di überall'n, und derweil bist du da. Is was g'schehg'n?"

„Was soll denn g'schehg'n sei? I bin ganz zuafälli da hintri kemma und hab halt amal eini g'schaugt."

„Daß du was hoscht, dös kenn i do guat."

„No ja ... eppas z' red'n hätt i scho mit dir ..."

„Mit mir?"

„Ja, aba alloa; in d' Kuachl kimmt all Aug'nblick wer."

„Was werd na dös scho wieda sei? Willst d' da eina?"

Der Ruepp zögerte ein wenig.

War es nicht seltsam, daß er gerade in der Loni ihrer Kammer über das reden sollte?

Aber er gab sich einen Ruck.

„Warum denn it?"

Sie traten ein. Ein paar dürre Blätter lagen auf dem Tisch, und die stammten wohl von einem Kranze für die Verstorbene.

„Was hoscht na z' reden mit mir?"

„No ja, du ko'st da's leicht denk'n ..."

„Is weg'n da Loni was?"

„Ja. I bi z' Dachau drin g'wen und hab dös richtig o'geb'n, wia's is, z'weg'n de dreitausend Mark, de wo mir de Alt g'liecha hot, und wia ma's ausg'macht hamm, daß i's z'ruckzahl'n derf, bal i mi leicht tua und ... no ja, du woaßt as ja so ..."

„Vo dem woaß i gar nix ..."

Die Rueppin sagte es hart und abweisend.

„Was woaßt d' net?"

„Weil i net eini kemma mag in de G'schicht. I will gar nix z' toa hamm damit, durchaus gar nix ..."

„Tua no net gar a so! Über so was red ma do mitanand ..."

„Na, und i misch mi net ei ..."

„Vo mir aus brauchatst di aa net ei'mischen; i lasset di wohl in Ruah damit, aba ..."

„Was?"

„Der sell Ding is aa da g'wen, der sell Zuchthäusler ..."

„Was will denn der?"
„Der Ambsrichta sagt, daß er irbt ..."
„Siehgst as! Jetzt geht's a so, wia 'r i mir's denkt ho. Und du bist schuld ..."
„Über dös kinnan mir net allaweil streit'n. I hätt ja an Notari g'holt, und daß er net kemma is, für dös kon i nix ..."
„Ja ... i ..."
„Laß mi halt ausred'n! Dersell Lump hätt jetzt gar behaupt'n mög'n, daß no mehra Geld da g'wen waar als wia de dreihundertvierasiewaz'g Mark, und da hamm mir g'stritten geg'n anand, net, und da Ambsrichta hat g'sagt, i müaßt auf dös schwör'n ..."
„Michi!"
„Was hast d' denn narrisch?"
Ihr Gesicht war gerötet, und ihre Augen richteten sich so starr auf ihn, daß er die seinen zu Boden schlug.
„I ko auf dös leicht schwör'n, daß it mehra da war in dera Schachtel."
Sie wollte eine hastige Antwort geben, hielt sich aber mit Gewalt zurück. Dabei strich sie sich mit der Hand über Augen und Stirne.
Es war eine seltsame Unruhe in der sonst so stillen und zurückhaltenden Frau.
Der Ruepp, der das wohl merkte, fuhr zögernd fort:
„Und da Ambsrichta hat g'sagt, weil dös a so G'setz waar, sagt er, und weil also dös amal g'setzmaaßig is, ah ... also durch dös, weil mi vaheirat san ... daß du aa schwör'n muaßt, hat er g'sagt ..."
Er hatte die letzten Worte hastig hervorgestoßen und schwieg jetzt.
Nach einer Pause fragte die Rueppin: „Dös tatst du von mir verlanga?"
„I net, aba der sell b'steht drauf, und der Ambsrichta sagt, daß 's sei muaß ..."
Jetzt schrie sie:

„Du woaßt recht guat, daß i net schwör'n ko. Neamd woaß 's bessa, wia du ..."

„Sei do staader! Müassen's d' Deanschtbot'n hör'n? Du brauchst ja bloß schwör'n auf dös, daß d' nix woaßt ..."

„Wenn i's aba woaß?"

„Was denn?"

„Geh, tua net a so! I ho wohl nix g'sagt, weil i mi g'schamt hab für di. Weil mi gar it red'n mag von so was! So weit is kemma ..."

„Was nacha?"

„Muaß i von dem red'n? Moanst d', i hab's net g'nau g'wißt, wia viel daß d' Loni gehabt hat? In de ersten Täg von ihra Krankheit hat sie mir's zoagt und hat g'sagt, daß dös an Michi g'hör'n soll, und jetzt sollt i mei Seligkeit verschwör'n? Aba zu dem kriagst mi net."

„Mi muaß do schaug'n, wia ma de G'schicht außi bringt. Du ko'st do mi net an Stich lassen?"

„I geh it auf's G'richt, i geh net ..."

„Bal ma mit dir net red'n ko ..."

„Na, i will nix hör'n. I will nix hör'n und nix wissen davo. Mei Seligkeit verschwör i net ..."

„Paß auf, laß dir sag'n ..."

„Nix ..." Sie hielt sich die Ohren zu und stampfte den Fuß auf den Boden.

„Bitt hab i di, zuag'redt hab i dir, nia hab i dir a schiach's Wort geb'n, und jetzt is so weit. Aba zu dera Schlechtigkeit kriagst mi net ..."

„Afra, mir müassen ..."

Sie war aber schon zur Türe geeilt, öffnete sie und lief über den Hof.

Der Ruepp schaute ihr mit blöden Augen nach.

Vierzehntes Kapitel

Der Rechtsanwalt Lachermayr, ein junger Anfänger in seinem Berufe, saß dem Ruepp gegenüber und redete eifrig auf ihn ein.

„Eigentlich versteh' ich Sie nicht, warum Sie

lieber tausend Mark zahlen wollen als schwören, das heißt, wenn Sie ein gutes Gewissen haben."

„I kannt jed'n Tag hi'steh und schwör'n ..."

„Also ..."

„Aber d' Afra mag it. Sie scheucht's a so, sagt s', und liaba is ihr dös Geld hi ..."

Der junge Herr zog die Achseln in die Höhe.

„Tja ... aber der Pfleiderer geht nicht darauf ein. Da is sein Brief ..."

Er las dem Ruepp vor. „Ich erkläre ... et cetera ... daß ich mich auf keinen außergerichtlichen Vergleich einlasse und kein Angebot annehme, indem ich darauf bestehe, daß die Wahrheit zutage kommt. Hochachtungsvollst ... et cetera ... und dann kommt noch eine Nachschrift, die ist allerdings sehr bezeichnend. Da heißt es nämlich: Höchstens, wenn der obengenannte Umbricht sogleich die Forderung der Verstorbenen, also dreitausend Mark, und außerdem weitere dreitausend Mark bezahlt ..."

Der Ruepp sprang vom Stuhle auf.

„A so an ausg'schamter Lump! Aba i woaß guat, wer da dahinta steckt. Dös is der sell Schlehlein."

„Ich hab's Ihnen ja gleich gesagt ..." antwortete der Anwalt. „Ich war gleich dagegen, daß man dem Pfleiderer was anbietet. Diese Art Leute kenn ich. Der glaubt, Sie sind in einer Zwangslage ..."

„Was waar na dös?"

„Daß Sie nicht schwören können ..."

„I ko aba schwör'n."

„Sie können, sagen Sie, und wenn wir dann weiter reden, sagen Sie, Ihre Frau kann nicht, oder vielmehr, sie will nicht ..."

„Weil sie it füri steh mag, weil sie's a so scheucht ..."

„Ja, gut, ich weiß zwar nicht, warum man sich scheut, das, was wahr ist, auch zu beschwören. Aber wo stehen wir jetzt? Der Mensch nützt die Situation aus und verlangt von Ihnen das Sechsfache ..."

„Dös is do an offenbariger Wucher . . .“

„Ah was, Wucher. In gewissem Sinn ist es eine Erpressung, aber keine strafbare. Was wollen Sie jetzt tun?“

„Ja, i zahl do net sechstausend Mark! Wo nahm i denn 's Geld her? Und überhaupts is ja dös so ausg'schamt, daß ma gar it red'n ko.“

„Schön, aber dann gibt es eben nur den einen Ausweg, daß Sie schwören.“

„I schwör scho, aba Sie müassen's halt a so drah'n, daß d' Afra net mit muaß.“

„Das kann ich nicht. Das hab' ich Ihnen schon ein dutzendmal gesagt.“

„Bal sie aba nix woaß!“

„Dann soll sie in Gott's Namen ihr Nichtwissen bestätigen.“

„Wia is dös?“

„Daß sie nichts weiß, muß sie sagen, aber um den Eid kommt sie nicht herum. Reden Sie halt mit Ihrer Frau. Der Termin is auf meinen Antrag verlegt worden, auf den 10. Oktober. In diesen acht Tagen besprechen Sie's nochmal, vielleicht halten Sie auch eine Nachsuche, und wenn der Zufall will, daß sich noch was findet, nicht wahr, dann kann ja Ihre Frau mit dem besten Gewissen erklären: So, das ist alles, und mehr war net da, und das kann ich auf meinen Eid nehmen . . .“

Der Ruepp, der gut verstand, wo der Advokat hinaus wollte, fragte zögernd:

„Bal sie was fand'?“

„M . . . ja . . . net wahr, wenn man recht sorgfältig sucht, geht oft noch was her, was man zuerst übersehen hat oder gar net bemerkt hat . . .“

„Bal si aba nix find?“

„No ja, dann hat eben die gewissenhafteste Prüfung nichts ergeben!“

„Und muaß d' Afra na aa schwör'n?“

Herr Lachermayr wurde ungeduldig.

„Jaa! Jetzt sag' ich's zum letztenmal. Schwören

muß sie unter allen Umständen, ob was da ist oder nicht . ."

„Am zehnten, hamm S' g'sagt?"

„Ja, heut über acht Tag . . ."

„Und . . . aa . . . und . . ."

Der Ruepp drehte seinen Hut in der Hand und überlegte.

„Bal ma vielleicht dem Schreiberspitzbuab'n saget, ma legt no an etla Hundert drauf, wann er's guat sei laßt?"

„. . . Ich hab' Ihnen ja vorgelesen, wieviel er verlangt. Und wenn Sie jetzt mit ihm handeln wollen, wird er natürlich erst recht glauben, daß Sie . . . sagen wir, in Verlegenheit sind. Wenn Sie nicht gleich eine große Summe opfern wollen, mit den kleinen Angeboten richten Sie nichts aus. Höchstens das eine, daß Ihre Sache recht unsicher ausschaut . . ."

„Koa große Summe kann i net zahl'n, und überhaupts braucht's as it . . ."

„Also dann in acht Tagen. Adje!"

Als der Ruepp in seinem Wagen saß und auf der Landstraße dahin klepperte, dachte er darüber nach, wie oft er jetzt schon die Fahrt gemacht hatte, die ihm eine einzige erspart hätte.

Ja, wenn und wenn und hätt' ich; für die Reu' gibt der Jud' nichts.

Was der Advokat vom Finden gesagt hatte, fiel ihm ein. Der traute ihm auch nicht und gab ihm heimlich den Rat, das Geld herzuschaffen.

Aber wie denn?

Mit den paar tausend Mark hatte er die drückendsten Schulden bezahlt, und damit war's fort, wie weggeblasen.

Sonst wär' er schon selber so gescheit gewesen.

Wo er hinsah, es gab keinen Ausweg. Es war, als wenn ein Zaun um ihn herum gezogen wäre, aus dem er nicht hinausschliefen konnte, und der sich immer enger und enger zusammenschloß.

Eins war ganz gewiß: daß die Afra nicht schwören wollte. Noch zweimal hatte er davon angefangen,

aber sie hatte wie närrisch getan und ihn kaum angehört.

„Ich tu's net. Ich mach 's Arge net no ärger und verspiel mei Seligkeit dazu, und wenn's d' mir koa Ruah laßt, geh i zum Pfarrer abi und bitt 'n, daß er mir hilft."

Das war keine leere Drohung. Die Afra war ganz auseinander und hatte ihr leidsames Wesen verloren.

So bockig und so verbissen war sie, und so verzweifelt tat sie gleich.

Hatte sie am End nicht recht?

„Na," brummte der Ruepp vor sich hin. Denn sie hätt's ihm ja gleich sagen können, dann hätt' er das Geld nicht weggegeben, schon weil er sich vor ihr scheniert hätte.

Er hätt' so getan, ja, er hätt' so getan, als hätt' er das Geld bloß zum Aufheben genommen.

Nur weil er geglaubt hatte, daß keine Menschenseele was davon wisse, hatte er sich verleiten lassen; bloß deswegen.

Jetzt mußte er es herschaffen, ging's wie's wollte. Unbedingt.

Zu leihen nehmen? Das gab ihm niemand.

Darin konnte er sich selber nicht anlügen, weil er es zu oft ausprobiert und gesehen hatte, wie es immer schwerer ging, bloß etliche hundert Mark zu kriegen. Aufs Anwesen, das schon mit drei Hypotheken verpflastert war, gab ihm kein Mensch was.

Vielleicht konnte er was verkaufen?

Schlagbares Holz hatte er nicht mehr, Vieh stand niedrig im Preise, es blieb nichts übrig, wie etliche Tagwerke Grund verschachern.

„Oeh ..."

Der Gaul zog so scharf an, daß er dem nachdenklichen Ruepp beinahe die Zügel aus der Hand riß.

Ein Wagen war in gutem Trab vorgefahren, und der Lukas saß darin mit dem Kooperator von Altomünster.

Der verstand es mit allen Geistlichen und Amtsleuten, stand überall gut und war angesehen.

Der Ruepp hielt seinen Gaul, der nach wollte, mit grobem Zerren zurück.

„Fahr zua, Tropf scheinheiliga . . .!"

Aber die alte Feindseligkeit kam heute nicht recht in ihm auf.

Vor Jahren hatte ihn einmal der Lukas wissen lassen, daß er den Acker am Weiherer Holz, der ihm passend lag, kaufen oder gegen ein anderes Grundstück eintauschen wolle.

Damals hatte er den Klöckl, der unterderhand für den Lukas sachte anfrug, mit barschen Worten abgewiesen.

Ob es nicht jetzt ginge?

Es waren freilich Jahre mit offenen und heimlichen Feindseligkeiten darüber vergangen, und der Lukas hatte ihm mehr wie einmal Abneigung und Despektierlichkeit gezeigt. Aber was machte das bei einem Handel aus?

Wenn er die vier Tagwerk verkaufte, war er über das Schlimmste weg.

Der Gedanke setzte sich in ihm fest, und lange vor er heimkam; war der Ruepp entschlossen, den sauren Gang zum Lukas hinüber zu machen.

Er mußte; es gab sonst keinen Ausweg.

Einen Haken hatte es. Seine Hypothekgläubiger mußten mit der Verkleinerung des Anwesens einverstanden sein, sonst ging's nicht.

Das hatte er vor einem Jahre zu seinem Verdrusse erfahren, als er eine Wiese am Schleifbach hatte verkaufen wollen.

Aber wenn er dem Schmauß das Eckhofer Feld abhandelte, das war um etliche Tagwerk größer, und dann war ja sein Anwesen nicht verringert.

Er wußte, daß es ihm feil war, und es ließ sich schon so einrichten, daß er den Kaufpreis etliche Wochen schuldig blieb, und derweil hatte er sich mit dem Bargeld vom Lukas geholfen.

Nur schlau sein, dann war man nicht gar so leicht unterzukriegen. Der Ruepp straffte sich, wie

er nur wieder einen Plan hatte. Da war halt doch ein Loch im Zaun, durch das er hinausschliefen und wieder ins Freie gelangen konnte.

Er sah den Kaspar seitab im Feld Mist breiten; hinter ihm den Michel.

War denn die Vakanz nicht aus?

Da fiel ihm ein, daß ihm die Afra gesagt hatte, der Bub könne nicht mehr nach Freising zurückgehen, oder wolle nicht mehr.

Und die Geschichte, die er im Wirtshaus gehört hatte, tauchte in seiner Erinnerung auf.

Die letzten zwei Wochen war's ihm gewesen, als ging ihn das alles nichts mehr an; frei vergessen hatte er es, und auch die Bäurin hatte in ihren Ängsten nichts mehr davon gesagt.

„He du, Michi!"

Michel steckte seine Mistgabel in den Boden und kam langsam heran.

„Nur a weng g'schwinder ... gel! Was is denn mit dir? Bleibst du ganz oafach dahoam, und i wer gar it g'fragt?"

„I hab ja mit'n Vata red'n woll'n ..."

„Woll'n ... is dös a Furm? Dös muaß do z'allererscht mir recht sei. Und überhaupts, braucht's da gar nix, als daß ma sagt, jetzt hör i auf? Und dös ganz Geld waar außi g'schmissen?"

„Wann mi da Vata amal o'hör'n möcht, i hätt ja scho lang gern g'redt, aba am Freitag hab i gar koan Antwort it kriagt, und da Vata hat g'sagt, daß er koa Zeit hat für dös ..."

„Weil mi gar it red'n mag über so an Aufführung. Da Jahr ums ander dös sündteure Geld koscht'n und nix wia faulenzen und dahoam bei de Menscha umanand laffen! Schama tat i mi ... aba wart no, mir wachsen no z'samm..."

„Wann mi da Vata heut o'hör'n will ..."

„I wer's scho sag'n, wann's mir paßt, und dös sag i dir jetza scho, mir wer'n g'schwind mitanand firti sei ... wüah!"

Der Wagen rollte weiter.

Michel ließ den Kopf hängen, als er zurückging.

Da kam auch der Kaspar auf ihn zu.

„I gib eahm it leicht recht," sagte er. „Aba dös Mal laßt si nix dageg'n sag'n. Du tuast dir scho a weng leicht, du?"

„Leicht! Wann du wissest, wia schwar daß i trag'n hab an dem!"

„An was nacha?"

„Daß i von dahoam furt hab müassʼn, und i hab's nia anderst glaabt, als daß 's do nix werd..."

„So is recht. Dös hätt'st du vor fünf und sechs Jahr net aa sag'n kinna?"

„Da bin i a Bua g'wen, auf den ma net g'hört hat."

„Es muaß dir na do scho paßt hamm, sinscht hätt'st di scho bessa g'rührt. Und was hoscht na jetzt an Sinn?"

„Dös woaß i net..."

„Is dös aa no a Red für an ausg'wachsna Menschen? Er woaß it, was er tuat. Er hockt halt amal dahoam, ander Leut auf da Suppenschüssel..."

„Dir hock i net drauf..."

„Na, sag i..."

„Vorläufi amal net, und Rechenschaft bin i dir aa koane schuldi."

„Waarst ma's no schuldi g'wen, i hätt dir's scho vatrieb'n, de Faulenzerei..."

Er ging brummend weg wieder an seine Arbeit, und auch der Michel stocherte unmutig und verdrossen im Mist herum.

Die Ungewißheit lag ihm ganz gewiß schwerer auf wie dem unguten Kerl, dem Kaspar.

Aber seit zwei Wochen war daheim alles wie verkehrt; der Vater ließ sich kaum mehr beim Essen sehen, und wenn er mit der Mutter reden wollte, gab sie ihm keine richtige Antwort, hatte immer gleich nasse Augen und seufzte.

„O mei Bua, i ko jetzt gar nix denk'n über dös. Wia werd's uns no alle mitanand geh."

Wenn er fragte, was sie denn so bedrücke, und ob es seinetwegen wäre, schüttelte sie den Kopf.

„Dös waar no dös allerg'ringst, und wenn dös ander net waar ...“

Aber eine Auskunft gab sie nicht, immer nur so unklare Andeutungen.

„Mi woaß wohl, es hamm ander Leut aa Sorg'n und Vadruß, aber wenn no oans net is, na ko all's recht wer'n ... wenn no oans net is ...“

Was das war?

Wahrscheinlich hatte sich der Vater tiefer in Schulden hinein gearbeitet, als sie alle geglaubt hatten, und er sah sich jetzt nicht mehr hinaus.

So war seine Zukunft ganz und gar aufs Ungewisse gestellt, und diese Sorge mit der Reue um die verlorenen Jahre drückte ihn nieder.

Ein Tag um den andern verging, und anscheinend kümmerten sie sich daheim nicht einmal darum, daß die Zeit, wo er hätte einrücken müssen, herankam und vorbeiging, bis ihn jetzt der Vater grob anfuhr.

Manchmal dachte er sich, ob es nicht das beste wäre, auf und davongehen und irgendwo bei einem Bauern einstehen.

Aber wenn er sich das überlegte, standen schon gleich wieder die Schwierigkeiten vor seinen Augen.

Wer nahm ihn, so wie er war, ohne rechte Kenntnisse, und wer glaubte ihm, daß es ihm Ernst sei mit der Arbeit?

Sein eigener Bruder verhöhnte ihn ja damit und machte sich lustig über den lateinischen Knecht, der keine Sense und keine Gabel richtig in die Hand nahm. Es war ja auch bloß eine halbe Sache, so wie er es jetzt trieb; er tändelte mit der Arbeit und ging den andern im Weg um.

Eine so bleierne Müdigkeit kam über ihn, daß er die Gabel wegwerfen und heimgehen wollte.

Drüben am Weg kam gerade der Zotzen-Peter vom Ackern heim.

Der Kaspar pfiff ihm und ging langsam zu ihm hinüber; er gab ihm den Auftrag, mit dem Mistbreiten weiter zu machen, und trieb selber die Ochsen heim.

Der Peter griff flink zu und kam bald dem Michel näher.

„Nimm net so vui auf d' Gabel und gib eahm grad an Schlenzer. Siehgst a so . . ." sagte er.

„Du ko'st as halt bessa . . ."

„Dös lernt si leicht . . . so jetza . . . feit dir was?"

„Mir? Na . . ."

„Weil's d' a G'sicht machst, als wann dir d' Henna 's Brot g'stohl'n hätt'n. Hoscht am End gar Zeitlang auf Freising?"

„G'wiß net."

„Dös moanat i halt aa. Paß no auf, im Winta bal'st dableibst, mach ma's ins luschti . . ."

„Ja, dös hab i grad voring g'sehg'n, wia lustig dös wer'n kunnt."

„Hoscht d' mit'n Kaschbar was g'habt?"

„Der hat ma's jetzt scho vorg'worfen, daß i no dahoam bin . . ."

„Ja, i kenn an scho; dös is a müahsama Deifi, a müahsama. Grad bengs'n und knauz'n an ganzen Tag. Aba auf den pass'n ja mir gar it auf, vastehst. Z'weg'n dem brauchst de Trentsch'n net hänga lass'n . . ."

„Mi freut überhaupt nix mehr . . ."

„Hö . . . hö! Gar so weit werd's do scho net g'fehlt sei. Laß da sag'n, mit da Eitel-Nanni han i scho g'redt; ihr is scho recht, hat s' g'sagt, bal mir ummi kemma, und dös han i ausg'macht, i stell an Strohbusch'n auf bei da Bruck'n hiebei, und durch dös woaß sie, daß mir kemman, und sperrt an Hund in Stall. Probier'n ma's de nachst'n Tag?"

„Na, Peta . . ."

„Warum denn net?"

„Mi g'freut's net. I bin amal net aufg'legt dazua."

„Geh weita! A lebfrischa Mensch muaß do allaweil aufg'legt sei . . ."

„I ko mi net zwinga, und i hab meine Gründ; i sag dir's scho amal . . ."

40*

„Na geh'n i alloa ummi, sinscht kennt si ja d' Nanni gar it aus ..."

„Geh no ..."

Der Peter wandte sich ab und brummte vor sich hin.

Es war halt doch so, daß der Pfarrer dem Michel die Schneid abgekauft hatte, denn seit der Zeit brachte er immer Ausreden vor, wenn er ihn zu einem Besuch in die Nachbarschaft überreden wollte.

Es war aber ein bissel anders.

Die ernsten Ermahnungen des geistlichen Herrn hatten nicht so viel Kraft gehabt wie die bösen und guten Worte der Stasi, die gerade an diesem Tage wieder mit ihm zusammen treffen wollte an der Lukasleiten, und die ihm gesagt hatte, daß sie ihn nie mehr, aber durchaus nie mehr anschauen möchte, wann er noch einmal zu so einem schlechten Weibsbild ans Fenster ginge.

Und die Freundschaft eines saubern Mädels, das Gehorsam und Treue zu belohnen weiß, ist allemal stärker wie die beste Kameradschaft.

Der Zotzen-Peter hätte es leicht herausbringen können, was seinem Einfluß so entgegen wirkte, wenn er dem Michel nachgegangen wäre, der sich nach der Heimkunft aus dem Hause schlich und, so rasch er konnte, zur Lukasleite hinübereilte.

Er stellte sich am Waldesrande hinter einen Baum und brauchte nicht lange zu warten, so kam ein Frauenzimmer mit rüstigen Schritten die Anhöhe herunter.

Es war die Stasi, die einen kleinen Korb trug, für eine Ausrede, wenn sie daheim wer gesehen und gefragt hätte. Es war ihr aber gelungen, unbemerkt zu entkommen, und sie begrüßte jetzt den Michel mit freundlichem Lachen.

„I ko fei gar it lang bleib'n. S' letztmal hat mi d' Muatta scho g'fragt, wo i g'wen bi, und i hab g'sagt, i hätt grad no a weng Tannazapf'n klaabt. Aber allemal glaabt s' mir's net."

„Jetzt bleib nur a weng. Wer woaß, wia oft mir no z'sammkomma ..."

„Warum? Gehst du furt?"

„I woaß net ...“ antwortete er zögernd.
„Nach Weihenstephan?“
„M ... mei ... mit dem werd's a so nix, und dahoam kann i a net bleib'n ...“
„Was hast denn, Michi?“
„Schlecht geht's ma ... So ver ... so verleidt is mir all's, daß i gar it woaß, was i o'fanga soll ...“
„Ah geh ... jetzt woanst d' gar ... wer werd denn woana? Bal'st it aufhörst, na muaß i ja selm o'fanga ...“
Das gute Zureden des Mädels stimmte den Michel noch weichmütiger; die Tränen liefen ihm die Backen herunter, und wie sie immer reichlicher kamen, zog er sein Sacktuch heraus und wischte und wischte, und dabei stieß es ihn, und alle Bitterkeit und Hilflosigkeit der letzten Wochen brachten ihn zu einem fassungslosen Weinen.
„Ja geh ... ja Bua ... da ko mi ja gar it anders ...“
Die brave Stasi setzte den Korb zur Erde und schluchzte und schnupfte auf, und dabei fuhr sie mit der Hand den langen Burschen liebkosend übers Haar.
„Sag ma's halt, was dir feit. Schau, muaßt it so woana ...“
„Bei ins is gar nix mehr, Stasi ...“
„Tean deine Leut recht schiach, weil's mit da Schtudi nix mehr is?“
„N ... na, net amal. I bin ... i bin no gar it z'red'n kemma über dös, aber all's is bei ins ausanand, und ... und i woaß grad, daß i für gar nix bin und de andern bloß im Weg umgeh ...“
„Aba schau, bal's d' auf Weihenstephan kimmst, wia 's d' g'sagt hast, und bal's d' nacha Verwalta werst ...“
„Ja, wenn ...“
Er faßte sich ein wenig und trocknete sich die Tränen ab.
„I glaab nimma, daß was draus werd ...“
„Warum denn net?“

„Dir derf i's ja sag'n, Stasi; bei uns muaß was net in Richtigkeit sei; da Vata redt nix und deut't nix und fahrt allbot nach Dachau, und d' Muatta geht voller Kümmerniß dahoam umanand. I glaab, daß er in d' Schulden eini kemma is, und daß er si nimma z' helfa woaß. Und durch dös is halt mit'n Weihenstephan aa nix mehr ..."

„Wer woaß! Vielleicht geht's wieder umma ..."

„Na, da hab i gar koa Hoffnung ..."

„Aber de alt Loni hat's dir do versproch'n ..."

„Ja, wenn s' no a Testament mach'n hätt kinna ..."

„Na, so an Unglück ..."

Der Michel sah schweigend auf den Boden. Aber warum sollte er dem guten Mädel nicht alles sagen, was er auf dem Herzen hatte?

„Siehgst, da is aa da Vata schuld. I hab's dahoam gar net verzähl'n mög'n, was i in Dachau drin derfragt hab ..."

„Was is na dös?"

„Selbig'smal hätt mi d' Muatta nach Dachau einig'schickt, und es waar aa no Zeit g'wen. Aber da hat er mi net weg lassen und is selber eini g'fahr'n, und in Dachau drin is er in's Saufen kemma und hat an Notari verpaßt, und dahoam hat er nix g'sagt davo, und na war's z' spaat."

„Jessas! Ja wia'r a si no net Sünden fercht! Und durch dös hast du 's Geld verlor'n?"

„Ja ... und jetzt schimpft er mi no, daß i dahoam hock ..."

„Ja so was! Da tat i's eahm aba sag'n ..."

„Was helft dös! Da gibt's bloß a Schimpferei ... und na sagt er mir höchstens, daß i eahm so viel kost hab ..."

„Du host ja net woll'n ..."

„Vo dem redt jetzt neamd mehr. Na, es is scho a so, Stasi, i woaß ma nimma z' rat'n ..."

„Werst d' sehg'n, es geht bessa, wia's d' moanst. De paar Jahr kimmst d' scho auf Weihenstephan ..."

Er schüttelte den Kopf.

„Na, i glaab nix mehr. I muaß no umanand betteln, daß mi a Bauer als Knecht nimmt ...“

„Du muaßt jetzt net glei an Muat valier'n. Bal's d' as dein Vata richti vorstellst, nacha ko er ja gar it anders ...“

„I hab dir ja g'sagt, i glaab nimma, daß er ko, wann er will ...“

„Dös woaß mi do net ...“

Michel seufzte tief auf.

„Und bal i als Knechtl wo unterschliaf, schaugst mi du aa nimma o ...“

„Geh, wer werd denn so was sag'n! Warum nacha net?“

„Weil mi ja do a jeda über d' Achsel o'schaugt, und überhaupts, wer woaß, wo i hi kimm. Da umanand nimmt mi neamd ...“

„Über dös tat i mi jetzt net so viel bekümmern. Du werst sehg'n, es geht no all's bessa außi. Und bal's d' na firti bist mit dera Schul und bal's d' na Verwalter werst, wer woaß, ob du mi nacha no o'schaugst ...“

„Jo, Stasi ...

„Dös sagst d' halt a so ...“

„Na, g'wiß is wahr. I denk ja so bloß des-z'weg'n so viel dro, weil i an dös ander aa denk ...“

„An was nacha?“

„A so halt, schau ... I stell mir dös a so für, wann i an Post'n kriagat, und nacha kannt's am End do was wer'n ...

Die Stasi wußte schon, was, aber es war so viel schön, es zu hören, daß sie weiterfragte.

„Was kunnt was wer'n?“

„Du woaßt as scho ...“

„Na ...“

„No ja, i moan halt, i und du ...“

„Ah, du derbleckst mi ja grad ...“

„G'wiß net, Stasi. Dös waar mir dös allerliaba ...“

„Ja, und bal's d' an recht an schön Post'n hätt'st, passet it am End gar it hi ...“

„Du passetst überall'n hi. Wenn nur i so weit waar und grad a weng an Aussicht hätt . . ."

Die Aussicht redete ihm nun Stasi ein, und wie sie eng beieinander auf einem Baumstumpf saßen, erschien dem Michel eine gute Zukunft möglich und wahrscheinlich und zuletzt noch ganz gewiß.

„Bst! Da kimmt wer," flüsterte das Mädel nach einer guten Weile.

Schwere Schritte kamen auf dem Fußsteig heran; die beiden verhielten sich still, da sie nur ein kleines Gebüsch davon trennte.

In der Dämmerung erkannten sie den Mann, der achtlos an ihnen vorbeiging und halblaute Worte vor sich hinsprach.

„Da Vata . . ." flüsterte Michel.

„Wo kimmt denn der her?"

„I glaab, er war bei ins drob'n."

„Bei enk?"

„Ja, wia'r i voring von dahoam weg bin, hab i g'moant, daß i'n vorn an der Haustür g'sehg'n hab. I hab aba ganz vergessen, daß i dir's g'sagt hätt . . ."

Sie vergaßen auch jetzt wieder darauf über dem, was ihnen wichtiger war.

Fünfzehntes Kapitel

Die Stasi hatte recht gesehen. Wie sie unbemerkt zur Küchentüre hinausging, kam der Ruepp vorne herein und fragte nach dem Lukas.

Die Bäuerin, die sich in der Stube was zu schaffen gemacht hatte, sah ihn erstaunt an, denn seit Jahren war der Nachbar nicht mehr herüben gewesen, und sie wußte, daß er mit ihrem Bauern eine Feindschaft hatte.

Sie sagte aber freundlich, daß sie ihn holen wolle und ging in den Roßstall hinüber, wo sie ihren Mann antraf.

„Du, der Ruepp is drent . . ."

„Wer?"

„Der Ruepp. I ho mi aa g'wundert, aber er sagt, daß er mit dir was z' red'n hätt ..."

„Mit mir? So, no mir wer'n ja sehg'n, was dös is ..."

„Er werd do scho net zum Streit'n aufa kemma sei?" fragte die Bäuerin ängstlich.

„Ah na ... streit'n tuat er bloß im Wirtshaus. Er werd was braucha, sinscht kam er wohl net."

Gleich darauf stand der Lukas vor dem Ruepp.

„S' Good. Was geit's na?"

„I hätt mit dir a weng was z' red'n."

„Z' red'n? Geh ma halt in d' Stuben eini."

Er ging voran, der Ruepp hintnach.

„Siehgst," fing der an ... „i hab mir scho an öften denkt, jetzt haust mi so nah beinand und hat a Feindschaft ..."

„I hab koane ..."

„No ja ..."

„Na, i net. I leg koan Menschen was in Weg."

„Daß mi ins halt z'kriagt hamm ..."

„De Wirtshausg'schichten genga mi da herob'n gar nix o. I bekümmer mi um mei Sach, aber net um ander Leut ..."

„Do hoscht recht, Lukas; bal ma auf d' Leut hört, werd all's ärger g'macht, und vo dem kimmt's aa."

„I laß dir wohl dei Ruah und leg dir nix in Weg, Ruepp ..."

„Und i bin aa net anderst g'sinnt, derfst ma's scho glaab'n, Lukas ..."

„Ja, und was willst d' ma na sag'n?"

„Sag'n? Siehgst, du hoscht mir amal z' wissen g'macht, daß dir mei Feld am Weiherer Holz hint'n guat o'stand. Selbig'smal, i sag's aufrichti, hab i net mög'n, weg'n da Feindschaft, aber jetzt hon i mir denkt, geh zua, denk i mir, für'n Lukas hätt dös Feld an ganz an andern Wert als für di, net, weil's dir viel bessa g'leg'n is, und, denk i mir, gehst ummi dazua und gibst as eahm ..."

„I dank dir schö, Ruepp, für dei guate Meinung, aba, i sag dir's, wia's is, i mog's nimma."

„Du bist halt no zorni, weil i selbig'smal net mög'n ho ..."

„Na. Z'weg'n dem schlaget i an Handel net aus, wann mir der Handel selm passet. Aba i kaff bei der jetzigen Zeit überhaupts nix mehr zuawi."

„'s Feld is it schlechta wor'n, dös muaßt do selm sag'n, ehnder 's Gegenteil ..."

„No, bessa is aa net wor'n, aba dös machet mir nix aus. I bracht's leicht in d' Höh ..."

„Dös brauchst it in d' Höh bringa; schaug di o, wia da Habern dös Jahr g'standen is ..."

„Gar so schö war er net, aba, wia g'sagt, mi bekümmert's net, weil i 's Feld ja do net kaff ..."

„Z'weg'n de alt'n Geschicht'n sollst du an Profit it hint lassen!"

„Lasset i aa net, g'wiß net. Aba siehgst, selbig'smal, wia's du net mög'n host, hab i mir de Kreuzbroat'n vom Wirt kafft, und du werst scho wissen, daß de a schön's Geld kost hot, und san aa bei an acht Tagwerk. Und na hab i no, wia da Eckl z'trümmert wor'n is, net ganz zehn Tagwerk vom Juden kafft, und es is mir dös schier gar z'viel. Hot mi beinah g'reut, i sag dir's aufrichti, und hat aa d' Bäurin g'mamst, und jetzt kimmt no dazua, daß mir älter san. Wia lang geht's her, na übergib i an Schorschl, und, woaßt scho, da is ma froh um 's Bargeld, dös wo ma si dahaust hot, und waar do dumm, wann i's für Grundstück ausgab, de wo i do net g'halt und an Buam geb'n muaß."

„Du kunnt'st dir ja an Austrag um dös bessa macha ..."

„Na, da b'halt i scho liaba 's Geld. Was machet dös aus beim Austrag für de paar Tagwerk?"

„So schnell werst du net übergeben. I denk aa no net dro ..."

„Da hülft mir 's Denk'n weni. Ma muaß scho, wenn da Bua herg'wachsen is, und g'spür'n tuat ma 's Alter aa ..."

„Überleg dir's guat, Lukas! Wann i's an andern gib, reut's di ..."

„Na, dös ko mi net reu'n. I sag dir ja, mir is eh scho z'viel wor'n, de Kafferei ..."

„Gibst halt dafür was anders her, was dir net so g'legen is. Was du dir vom Eckl zuawi kafft host, is a so z'weit weg."

„Vor etla Jahr hätt i mir's überlegt, aba jetza, seit dem daß i scho an d' Übergab denk, is 's z'spat. I dank dir schö, aba es geht nimma ..."

„Is dös dei letzt's Wort?"

„Ja, i bleib dabei, weil's anderst koan Sinn hot. Dir ko's ja aa gleich sei, du bringst den Fleck leicht o."

„An wen nacha?"

„Dös woaß i net in Augenblick, aba du findst scho oan."

„Muaß ja net sei; i ko's leicht selm g'halt'n. I ho mir bloß denkt, daß i dir am End an G'fall'n tat."

„Is mir recht, und mir hamm ja leicht red'n kinna über dös, aba es geht halt amal net ..."

„Vielleicht ... ah ... vielleicht kunnt'n mir's anderst macha?"

„Wia anderst?"

„No ja ... i ho mir denkt ... net ... also zum Beischpiel ... vielleicht, daß dös gang, net wahr, daß du mir a Geld gabst auf a Monat oder zwoa, und zum Beischpiel ... net wahr ... bal i dir's net auf'n Tag z'ruckgab, g'hört dir mei Feld ..."

Der Lukas sah mit seinen stahlgrauen Augen den Mann ruhig an.

Es war etwas Hastiges und Unsicheres in ihm, was ihm schon gleich aufgefallen war, und jetzt kam er mit dem Eigentlichen heraus.

„So was mach i net, Ruepp; i will di net beleidinga und möcht di net verzürna, i sag dir's aba schnurgrad, auf solchane Sachen laß i mi net ei. I hab koa Geld net zum Herleiha."

„Für dös wer i dir no guat sei ..."

„Na, net amal; i sag dir nix nach, aba wann's d' mi scho fragst, schneid i aa net lang um ..."

„Du gehst halt aa dem G'red nach. I woaß guat, daß allerhand g'sagt werd, als wann i in die Schuld'n drin steckat ..."

„G'sagt werd's, dös is wahr, und daß i mir meine Gedanken mach', wann du mit an solchan Vorschlag zu mir umma kimmst, dös is g'wiß, aba dös hat koan Bezug auf dös. I lasset mi auf so was net ei, und wann du no so guat stand'st bei de Leut. A sellas G'schäft steht mir net o."

„A jeda ko amal in a Verlegenheit kemma, und i hätt g'moant, a Nachbar kunnt dem andern helfa ..."

„I glaab's net, daß dir g'holfen waar, na ... und von da Nachbarschaft, da hab i net viel g'spannt bis jetzt."

„No ja, nacha net. Nimmt ma's von an Fremden, dös is scho so da Brauch ..."

„Für so oan is a G'schäft, für mi waar's a Verdruß, und da is mir der erst liaba wia da letzt ..."

„Also bfüa Good ..."

„Adje ... und oans möcht i no sag'n, Ruepp. Vo dem, was mir heut g'redt hamm, derfragt von mir koa Mensch was ..."

„Von mir aus ..."

„Na, dös is it gleichgültig. I woaß, warum i's sag. Wann's a G'red gibt, na bist du ganz g'wiß, daß 's von mir net ausgeht ..."

Der Ruepp brummte was Unverständliches vor sich hin und ging.

„Was hat er denn woll'n?" fragte die Lukasin neugierig, wie ihr Bauer in die Küche kam.

„Ah nix. Weg'n an Grenzstoa hat's a si g'handelt, aba mi hamm ins ganz freundli g'redt mitanand ..."

„Grenzstoa? So?"

Sie sah ihren Bauern recht zweifelhaft an, aber sie wußte, daß sie mit Fragen nichts ausrichten konnte; was der nicht gleich sagen wollte, sagte er in Jahr und Tag nicht.

Der Ruepp ging hastig vom Hof weg, als fürchtete er jetzt erst, daß ihn wer sehen und seinen vergeblichen Bittgang erraten könnte.

Er sprach vor sich hin.

„Also nix ... wieder nix ... du ko'st di leicht prahl'n, du ... bal ma koa Sorg und koa Kümmernis hat ... Da ko ma für an Menschen hi'steh und recht groß toa. I mag solchane G'schäften net ... Ja, du machest as aa net anderst, wann dir 's Wassa so hoch raufsteiget ..."

Der Ruepp war froh, daß ihn daheim niemand mit Fragen anging, und daß ihm die Bäuerin auswich. Am andern Tag blieb er noch im Bett liegen, als die Sonne schon hoch stand.

Er hatte keinen Willen zur Arbeit mehr, und ohne daß er sich Rechenschaft darüber gab, war es ihm, als hätte sie keinen Sinn für ihn und er kein Recht auf sie.

Er faßte Pläne, die er wieder aufgab, suchte Auswege und fand, daß ihm alle verschlossen seien.

Er schlenderte im Hof herum, ging in den Stall und wußte nicht, was er darin suchte, er sah den Zotzen-Peter uud den Kaspar vom Felde heimkommen und wunderte sich, daß die noch etwas schafften, denn alles kam ihm nutzlos und leer vor.

Er sah finstere und scheue Blicke auf sich gerichtet und hatte nur den einen Wunsch, ihnen auszuweichen, sich vor ihnen zu verstecken.

Beim Essen redete er kein Wort; Leni setzte die Schüssel so hart auf den Tisch, daß ihr Unmut deutlich wurde, und beim Vaterunser sagte die Bäuerin das „Führe uns nicht in Versuchung" so laut aus den andern Bitten heraus, daß es allen auffiel. Sie schwiegen aber, und die Löffel klapperten auf den Tellern.

Es war, als säße ein Fremder am Tische oder ein Ausgestoßener, mit dem niemand Gemeinschaft haben wollte.

Der Zotzen-Peter sagte der Zenzi halblaut etliche Dummheiten, die das Weibsbild zum Lachen

reizten; sie hielt aber die Hand vors Maul und kicherte in sich hinein, als wäre alles laute Wesen verboten.

Nach dem Essen lief der Ruepp weg; es war nicht zum Aushalten daheim, wo die Stille um ihn herum mit Fragen und Vorwürfen geschwängert war. Er holte sich nicht einmal Hut und Janker in der Kammer, damit niemand sein Fortgehen merkte.

War er noch Herr im Hause? War er nicht wie ein liederlicher Knecht, der blau macht, wie ein Bub, der auf verbotenen Wegen ging?

So warm war es wie an einem Sommertag, und doch so viel schöner. Vom tiefblauen Himmel herunter lachte die Sonne, und ihr Schein legte sich mild auf die Stoppelfelder.

Wo Leute arbeiteten, sah es sich gemächlich und friedlich an, so wie Arbeit am Abend kurz vor dem Feiern geschieht.

Auf den Höhen und drunten im Tale streckten sich die Bauernhöfe wohlig im Lichte, als fühlten sie sich mit ihren vollen Scheunen geborgen nach mühseligen Tagen.

Manchmal drang ein tiefes Brummen vom Orte herauf und zeigte an, daß eine Maschine reiche Ernte ausdrosch.

Der Ruepp sah nichts, hörte nichts; er ging mitten durch den Segen wie einer, den er nichts anging. Er war in Gedanken verloren, rechnete mit falschen Zahlen und suchte hilflos nach einem neuen Betrug, der den alten unschädlich machen konnte.

Was wollte er eigentlich in Weidach?

Sich ins Wirtshaus hocken und sein Nichtstun zur Schau stellen?

Davor scheute er sich, und er machte einen Umweg.

Aus seinem Hof heraus grüßte ihn der Höchtl, der Kartoffel ablud.

„Wo aus?"

„A G'schäft han i..."

„Ah so..."

Der Höchtl schulterte seine Schaufel und kam näher.

„Hast d' Erdäpfi scho dahoam?"

„Ja ..."

„De hamm heuer dageb'n. Sagst as net aa?"

„San ganz guat wor'n, ja ..."

„Du, paß auf, laß da sag'n, is dös wahr, was neuling a Unterhandla beim Wirt verzählt hat?"

„Was hat der verzählt?"

„Daß de alt Loni ziemli a Geld g'habt hat, und daß du dös außa zahl'n muaßt?"

„Was waar na dös für an Unterhandla g'wen?"

„Der plattete; Schlehlein, glaab i, hoaßt a."

„Der muaß's ja wissen, der Leutbetrüaga ..."

„Is it wahr, gel?"

„A Schmarrn is ... bfüad di Good, i muaß weida ..."

Der Höchtl grüßte. Wie er zurückging, lachte er verschmitzt.

„I moan allaweil, di druckt was, Manndei. Gar so a Schmarrn werd's net sei ..."

Der Ruepp bog vor dem nächsten Hofe ab.

Es hatte sich also schon herumgesprochen im Dorfe, und wer ihm jetzt begegnete und freundlich grüßte, schaute ihm schadenfroh und hämisch nach. Darum war's besser, keinem begegnen.

Weiter hinaus zu waren ein paar kleine Häuser, in denen Taglöhner wohnten. Das letzte mit einem verwahrlosten Vorgarten, in dessen Umzäunung verschiedene Latten fehlten, andere zerbrochen waren, gehörte dem Langgörgl.

Ein Weibsbild stand unter der Türe und hielt ein Kind auf dem Arme, dessen schmutziges Gesicht durch Rufen entstellt war.

Der Ruepp blieb stehen und fragte:

„Wo is denn da Langgörgl?"

„Wo werd er sei? Drinna hockt er."

Die Antwort klang unfreundlich, aber der Bauer trat, ohne recht zu wissen warum, ins Haus.

In der Stube saß der Taglöhner auf einem Kanapee, dessen Überzug zerrissen war; vor ihm

auf dem Tische stand eine Bierflasche, in der Fuselschnaps war, von dem es in dem niedrigen, unaufgeräumten Zimmer stank.

„Ah, da schau her, da Ruepp! Was schaffst?"

„Nix. I bin grad a so eina kemma, weil mi da Weg vorbeig'führt hat."

„Dös is recht. Hock di a weng her."

Der Bauer setzte sich auf den wackligen Stuhl, der vor dem Tische stand, nachdem er vorher einen schmierigen Janker, der darauf lag, entfernt hatte.

Der Langgörgl erhob sich langsam und holte aus einem kleinen Wandschrank, in dem alles mögliche durcheinander lag, ein verschmutztes Schnapsglas.

„Magst a Stamperl?"

Der Ruepp nickte zustimmend.

„I hätt heut beim Schnacken helfa soll'n, Ruab'n außa toa, aba mir is gar it recht extra g'wen, da bin i dahoam blieb'n und kurier mir a weng aus. Bei dem Reg'n am Deanstag muaß i mi vakält hamm, aba jetzt is ja wieda dös allerschönste Weda. Is schier gar schad, daß ma da herin hockt, aba morg'n is aa no Zeit. De Ruab'n bringa ma leicht hoam ..."

„Ja ... ja ..."

Der Langgörgl schwätzte gleichgültiges Zeug, und der Ruepp hörte kaum, was er sagte.

Er stürzte hastig ein paar Gläser Branntwein hinunter und stierte vor sich hin.

Von der Straße klang hie und da lustiges Peitschenknallen herein, und die Sonnenstrahlen ließen sich durch die schmutzigen Fensterscheiben nicht aufhalten, als wollten sie den Bauern herauslocken aus der Stube.

Wie kam er da herein? Wenn ihm einer vor Jahr und Tag gesagt hätte, daß er am hellen Werktag mit dem übel berufenen Menschen zusammenhocken und Schnaps saufen würde, er hätte es nicht geglaubt.

Und jetzt war er beinahe froh, bei ihm Ruhe vor seinen Gedanken und Sorgen zu finden.

„Trink ma no oans, Ruepp, weil's scho gleich is. Oha, jetz is d' Flaschen laar. Hansgirgl!"

Er schrie noch ein paarmal, da kam sein mürrisch dreinschauendes Weib zur Türe herein.

„Was willst d' an Buab'n?"

„An Schnaps soll er hol'n."

„Es is koa Geld im Haus ..."

„Was? Herrgottsaggerament! Da geht er halt ohne Geld zum Kramer aufi."

„Der gibt eahm nix ..."

„I schlag dir 's Kreuz o, du ..."

„Laß guat sei!" sagte der Ruepp und legte ein Zweimarkstück auf den Tisch, das der Langgörgl an sich nahm.

„Also da! Jetzt schickst an Buam eina, aba g'schwind, sag i ..."

Die Frau warf einen verächtlichen Blick auf die zwei Männer und ging.

Bald darauf humpelte ein zwölfjähriger Bub herein, der trotz seines verkrüppelten rechten Fußes flink genug war. Er nahm Geld und Flasche mit einem frechen Grinsen und kam nach kurzer Zeit wieder zurück.

„Hast d' nix außakriagt?" fragte der Vater grob.

„Na ..."

„Was? I beutel di do scho glei, daß dir Hör'n und Sehg'n vageht. Kost' d' Flaschen it mehra wia'r a Mark!"

„Da Krama hat g'sagt, dös g'halt er z'ruck für dös ander ..."

„'s Mäu halt! Und mach, daß d' außikimmst! Und an Krama zoag i's scho, ob mir der a Geld z'ruckhalt'n ko ..."

Der Bub humpelte gleichmütig hinaus und schnitt unter der Türe eine Fratze.

„So ausg'schamte Leut als wia z' Weidach muaß 's net glei wieda geb'n," schimpfte der Langgörgl. „Weil ma'r amal Unglück g'habt hat, treten s' auf oan umanand. Mir is ja ganz wurscht, aba dir sag i's, weil du a richtiga Mensch bist, der wo oan vasteht."

Und er erzählte dem Ruepp, der ihn zuweilen mit gläsernen Augen anglotzte, die Geschichte, wie

er, der Schaffler von Kemaden, ein Ehrenmann auf und auf, durch die Hinterlist der Menschen und durch die eigene Gutmütigkeit von seinem Sach gekommen war.

„Ja, mei Liaba, so hamm s' as mir g'macht, und jetzt gab mir so a Haderlump net amal aufs Geld außa, und a jeda möcht mi veracht'n. Aba du bischt anderst g'sinnt, und desweg'n steh i aa auf deiner Seiten, und derfst ma's scho glaab'n, i helf zu dir, bal aa de andern sagen, du hätt'st von an alt'n Deanstboten 's Geld druckt ..."

Der Ruepp fuhr auf.

„Wer sagt dös?"

„I sag's net, de andern brachten's a so außa, aba i steh auf deiner Seiten, mei Liaba, und da gibt's nix ..."

„Was scher i mi um dös G'red?"

„Da hoscht amal recht, um dös bekümmerst di gar nix, und bal's wida oana zu mir sagt, dem sell'n zünd i a Liacht auf ..."

„Hör auf vo dem!"

„Na, paß auf, laß da sag'n, i loos' da it zua. Was, sag i, an Ruepp möcht's ös schlecht macha, und a so bringt's as daher, sag i, als wann er an arma Weibsbild, de wo z'erscht nix g'habt hat, sag i, seine paar Groschen nahm ..."

„I will nix hör'n davo ..."

„Paß no auf, i red ja für di. Hab beim Wirt aa für di g'redt, wia der sell Bazi, den wo i scho von früherś her kenn, wia der g'sagt hat, daß 's beim G'richt aufkemma waar, und daß s' di auf an Schwur hi'treib'n ..."

„Moanst d' vielleicht, i schwör it?"

„Freili schwörst, und, laß da sag'n, wia's i dem hi'g'rieb'n hab. Di kennt ma, sag i, und neamd kennt di so guat, als wia'n i und da Ruepp, sag i, über den werst du wohl nix behaupten kinna, und, sag i, dös is an Ehrenmann. Der braucht von so oan, wia du bischt, koan Leumund durchaus net, und du werst'n eahm aa it nehma kinna. So hab i g'sagt, mei Liaba ... Da trink no oans!"

„I mag nimma …"

„Ah, werst do net auf de Leut aufpassen. De kinnan ja di gar it moana, und du stellst di ganz oafach hi und schwörst, und bal di oana schlecht redt, da bin i scho da. Du helfst zu mir, und i helf zu dir …"

Der Ruepp schob das Glas zurück und stand auf.

„I geh jetzt …"

„Bleib do no da …!"

„Na … Bin i was schuldi?"

„Geh zua! Hoscht ja du an Schnaps zahlt …"

„Ah so … ja … hab i an Schnaps zahlt … hab i …"

Er schwankte und konnte sich kaum aufrecht halten.

Und es war ihm gottesjämmerlich zumut; der Dunst in dem kleinen Zimmer und der ekelhafte Fuselgeschmack im Munde kamen ihm unerträglich vor.

Er wankte hinaus, hielt sich an der Türpfoste ein, und draußen drehte sich alles um ihn.

Wie er auf der Straße vorwärts wankte und sich bald an einem Zaune, bald an einem Wagen, der im Wege stand, einhalten mußte, liefen ihm die Buben lachend und schreiend nach.

„Ah! Da Ruepp! …"

Ein paar Weiber zogen sich scheu zurück, wie er vorbei kam, und traten wieder unter die Türen, um ihm nachzuschauen.

„Na, so was! Am helliacht'n Werktag!"

Außerhalb des Dorfes setzte er sich auf einen Feldrain und war bald eingeschlafen.

So sahen ihn etliche Leute, die von der Arbeit heimgingen.

Eine Magd wollte ihn aufwecken, aber der Knecht, der neben ihr ging, hielt sie zurück.

„Laß den b'suffen Kerl schlaf'n …"

„Auf'n Abend zua werd's eahm do z' kalt, bal so Nebel aufsteig'n …"

„Ah was! Wann dem so was schadet, waar er scho lang hi …"

Er wurde aber doch geweckt.

Vom Dorf her kam eine Frauensperson, die erschrocken stehen blieb, wie sie den Schlafenden sah, und die ihn heftig an der Schulter rüttelte.

„Was is? Wer sagt, daß i ... ah, du bischt es ...“

Der Ruepp sah in das zornige Gesicht seiner Bäuerin.

„Wo kimmst denn du her!“ fragte er verschlafen und verdrossen.

„I möcht wissen, wo du g'wen bist. Wia du nach Schnaps stinkst! Schamst di gar it?“

„Mir is all's gleich ...“

„Es scheint si. Da Herr Pfarrer hat aa g'sagt, Sie hamm einen schweren Stand, Rueppin ...“

„Da Pfarrer? Bist du beim Pfarrer g'wen?“

„Ja, mi hat's dahoam nimma g'litt'n, daß d' as woaßt ...“

„Unta da Woch zum Pfarra laffa,“ brummte er und richtete sich langsam auf.

„Du woaßt guat, was mi hi'trieb'n hat. Aba jetzt geh zua; is ja a Schand, wia du da g'hockt bist vor alle Leut. Jetzt woaß i, warum der Ecklknecht so dumm g'lacht hat, wia'r a mir voring begeg'net is.“

„Was liegt denn da mir dro?“

„Dir liegt an nix was, dös is leider wahr.“

Sie ging etliche Schritte voran, und das Herz schwoll ihr so von Erbitterung an, daß sie ihm am liebsten ins Gesicht geschrien hätte, wie seine Liederlichkeit alles, aber auch alles zugrund gerichtet habe.

Allein als sie sich umwandte und sah, wie er schwerfällig und müde mit unsicheren Schritten hinter ihr herwankte, kam sie wieder Mitleid an, und sie schwieg.

Er rief ihr halblaut nach.

„Afra!“

„Was denn?“

„Laff mir net davo!“

Sie blieb stehen, und wie er bei ihr war, brach

er in Schluchzen aus, und die Tränen liefen ihm herunter.

„I bin der gar Neamd mehr ... I bin scho der Allerschlechtest ..."

„Hör do auf, mitten am Weg!"

„D' Leut wissen's eh scho. Sie sagen's im Wirtshaus und red'n dahoam davo. I bin der Allerschlechtest weit umanand ..."

„Nimmst da's halt anderst für!"

„Nix helft mir, neamd helft mir. I bin da gar Neamd ..."

„Geh zua, Michi, dös hat jetzt koan Wert gar it, da auf da Straßen ..."

Er griff hastig nach ihrer Hand, in die er sich ganz verkrallte.

„Afra, du muaßt mir helfa ..."

„Dös woaßt scho, daß ma dir hilft ..."

„Na ... na, du hoscht ma's ja abg'schlag'n, aba du muaßt as toa, sinst is all's hi ..."

Sie blieb stehen und sah sich um, ob niemand in der Nähe sei.

„Schwör'n ... moanst du?"

„Es muaß sei, Afra ..."

„Dös werd nia," sagte sie bestimmt, doch ohne Heftigkeit.

„Bitt di gar schö ..."

„Laß guat sei. Wann i wollt, kunnt i net. I fallet um, wann i d' Hand aufhebat ..."

„Bitt di gar schö ..."

„Na, es muaß anderst aa geh, Michi, und mei Seligkeit verschwör i net wegen dem lumpeten Geld ..."

„Bitt di gar schö ..."

Er lief neben ihr her, und als sie ihre Hand losriß, hielt er sich an ihrem Rock fest. Wie ein Schulbub bettelte er.

„I ko net und i ko amal net," sagte sie fest.

Er ließ los und blieb wieder etliche Schritte zurück. Dabei murmelte er undeutlich vor sich hin und wischte sich mit dem Ärmel die Tränen ab.

Im Hohlweg wartete sie, bis er herangekommen war.

„Du legst di jetzt ins Bett, und i mach dir a warme Suppen, und morg'n red'n mir anderst von dera Sach ..."

Er antwortete nicht und folgte ihr willenlos und ließ sich von ihr in die Kammer hineinschieben.

In der Küche sagte die Rueppin zur Leni: „Wir müassen an Vater a Suppen aufschmalzen; er is it recht beinand."

„Ja, beinand! Was dem feit, woaß i scho. Stinkt ja da ganz Flötz nach'n Schnaps."

„Jetzt sei it so unguat!"

„Is ja a Schand! Bei ins werd's allaweil no schöner ..."

Leni riß die Herdringe zornig auf und machte Feuer; die Mutter half mit, und wie die Suppe fertig war, trug sie den dampfenden Teller in die Kammer.

Die Kammer war leer.

„Wo is denn ...? Leni!"

„Was?"

„Da Vata is it da ..."

„Er werd it weit sei ..."

Aber die Rueppin war von einer großen Unruhe befallen, über die sie sich keine Rechenschaft geben konnte.

Sie ging in den Hof hinaus und rief. Niemand gab Antwort. Dann kam sie in die Küche zurück und fuhr die Leni heftig an.

„So schaug do, wo da Vata is!"

„Wo soll i denn schaug'n? Er werd scho wieda kemma ..."

Aber er kam nicht.

Da lief die Bäuerin in den Stall hinüber.

„Is denn neamd da? Zenzi! Peta! ..."

Die Zenzi tauchte auf; sie war gerade beim Melken.

„Wos geit's?"

„Is da Bauer net herin g'wen?"